This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 824,368

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

Verlag von B.G.Teubner Hof. Giesecke u. Devrient

Martinus Luther

NACH EINEM GEMÄLDE VON L. CRANACH IM GERMANISCHEN NATIONALMUSEUM ZU NÜRNBERG

Doktor
Martin Luther

Ein Lebensbild für das deutsche Haus

Von

Georg Buchwald

EUROPEAN HISTORY
Accession....60.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text sowie dem Bildnis Luthers in Heliogravüre nach einem Gemälde von L. Cranach zu Nürnberg

Druck und Verlag von B. G. Teubner
Leipzig und Berlin
1902

BR
325
.B92

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

D. Gustav Adolf Fricke

Domherrn des Hochstifts Meissen, Kgl. Sächs. Geh. Rat,
o. ö. Professor der Theologie an der Universität Leipzig

zum 22. Oktober 1901

in Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Das Lutherjahr 1883 hat unserm Volke seinen Luther von neuem geschenkt. Eine lange Reihe von Biographieen, allen voran das klassische Werk des Altmeisters Julius Köstlin, haben Luthers Bild wieder lebendig vor unsere Seele gestellt. Mit rastlosem Eifer hat die gelehrte Forschung sich der Reformation zugewandt und manchen Stein entdeckt, den dankbar der Biograph dem Mosaikbilde seines Helden einfügt.

Zu der großen Zahl der Lebensbeschreibungen Luthers tritt die vorliegende. Nicht bedenkenlos hat der Verfasser der Aufforderung zu dieser Arbeit Folge geleistet. Wenn er sich endlich dazu entschloß, so geschah es, weil einerseits das Verlangen des deutschen Volkes, seinen Luther kennen zu lernen, so lebendig ist, daß auch für dieses Buch noch ein Platz sein wird, und weil ihn andrerseits eine langjährige Beschäftigung mit der ihm gestellten Aufgabe vertraut gemacht hatte. Freilich, um einen Mann wie Luther zu verstehen, will es dem Verfasser immer noch als ein recht Geringes erscheinen, daß er zwei Jahrzehnte hindurch in liebevoller Hingabe ihn studiert, daß er vier Winter hindurch vor seiner Gemeinde Luthers Leben in Predigten behandelt und dieses und jenes Gebiet des Lebenswerkes unseres Reformators wissenschaftlich durchforscht hat. Immerhin mag dieses als Rechtfertigung für sein Unternehmen gelten!

Wem soll diese Lutherbiographie dienen? Nicht die Gelehrten, aber auch nicht die Kinder sind als Leser ins Auge gefaßt, sondern das deutsche evangelische Haus. Dort soll es gelesen und in trautem Familienkreise vorgelesen werden. Zu diesem Zwecke erfolgt die Darstellung in kurzen Abschnitten, deren jeder möglichst ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Diesem Zwecke soll auch die Sprache des Buches dienen. Sie will anschaulich und leicht verständlich sein. Damit Luther greifbar und unmittelbar vor den Leser trete, kommt er möglichst oft selbst zu Worte. Einer Gabe für das

deutsche Haus durfte aber auch der Bilderschmuck nicht fehlen. Der Verlagshandlung gebührt hierfür aufrichtiger Dank. Besonderen Beifall wird das vorgesetzte Lutherbild finden. Es ist die sorgfältige Wiedergabe des unseres Wissens noch nicht veröffentlichten Cranachschen Ölbildes im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Möge der Luther, der aus diesem lebensvollen Bilde spricht, auch aus dem Buche sprechen, das von ihm erzählt! So ziehe es hinaus! Gottes Segen möge es geleiten!

Angesichts des Reformationsfestes 1901.

D. V.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Erster Abschnitt.

Wie Luther seiner Aufgabe entgegengeführt wurde.

1. Das Elternhaus, Kindheit und deren bleibende Eindrücke 19
2. Auf der Universität Erfurt 37
3. Magister Luther wird Mönch 43

Zweiter Abschnitt.

Wie Luther seine Aufgabe ergreift.

1. Im Augustinerkloster zu Erfurt 48
2. Der Mönch wird Professor 59
3. Im „heiligen" Rom 64
4. „Doktor" Luther vor seinen Studenten, vor seinen Klosterbrüdern und vor seiner Gemeinde 69
5. Luthers Stellung zur Kirche 80
6. Der Ablaß 86
7. Luthers Stellung zum Ablaß und seine 95 Thesen 94

Dritter Abschnitt.

Wie Luther seine Aufgabe hinausführt.

A. Das Niederreißen des Alten.

1. Der Streit über die 95 Thesen 107
2. Rom beginnt den Ketzerprozeß 115
3. Die Leipziger Disputation 139
4. Friedliche Arbeiten und weitere Kämpfe bis zum Eintreffen der Bannbulle 155

Seite

5. „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" . . . 164
6. Die Bannbulle 180
7. Vor Kaiser und Reich 195

B. Das Wartburgjahr.

1. Luther auf der Wartburg 225
2. Der streitbare Held der Wartburg 233
3. Die Wartburg wird zur deutschen Kanzel 236
4. Was inzwischen in Wittenberg vorging 244
5. Luther verläßt die Wartburg 251

C. Der Aufbau des Neuen.

1. Wie Luther durch Gottes Wort den Sturm stillte 258
2. Luther ordnet den evangelischen Gottesdienst 264
3. Der Dichter Luther schenkt seinem Volke das evangelische Gesangbuch . . 274
4. Abermals stürmische Zeit 287
5. Luther visitiert Kirche und Schule 301
6. Luther und die Schule 305
7. Luthers Katechismen 315
8. Wie Luther die Bibelübersetzung vollendet hat 321
9. Der Prediger Luther 329
10. Luther ordiniert evangelische Pfarrer 336

Vierter Abschnitt.

Im Hause D. Martin Luthers.

1. Wie Luther ein Ehemann geworden ist 341
2. Das „Heim" 348
3. Die Kinder 352
4. Luthers Haus eine christliche Herberge 359
5. Haushalt und Tisch 366
6. Erholungsstunden 374
7. Trübsalszeiten 380

Fünfter Abschnitt.

Luthers Anteil an der weiteren Entwicklung der evangelischen Kirche.

1. Die Reichstage von Speyer und das Marburger Religionsgespräch 389
2. Die Augsburgische Konfession und Luther auf der Coburg 403
3. Bis zum Religionsfrieden von Nürnberg 423

Seite
4. Die Wittenberger Konkordie 428
5. Die Schmalkaldiſchen Artikel 434
6. Luthers Anteil an der Ausbreitung der Reformation 448

Sechſter Abſchnitt.

Luthers letzte Lebensjahre.

1. Vergleichsverhandlungen zwiſchen den Proteſtanten und Römiſchen . . . 464
2. Mancherlei trübe Erfahrungen 472
3. Von Luthers Schriften aus ſeinen letzten Lebensjahren 480
4. Luthers ſeliger Heimgang 498
5. Luthers Begräbnis 512

Verzeichnis der Abbildungen.

		Seite
1.	Schreibender Mönch. (Nach einer Miniatur des 13. Jahrhunderts)	2
2.	Madonna auf dem Halbmond. (Aus Albr. Dürers Marienleben)	4
3.	St. Anna selbdritt. (Aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch. Kranach)	5
4.	Der Bittgang gegen die Pest. (Nach Ostendorfer)	7
5.	Hexen. (Nach Hans Baldung Grien)	9
6.	Johann Geiler von Kaisersberg. (Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt)	12
7.	Ritter, Tod und Teufel. (Nach Albrecht Dürer)	17
8.	Luthers Stammhaus zu Möhra. (Originalzeichnung)	20
9.	Luthers Geburtshaus in Eisleben. (Originalzeichnung)	21
10.	Eisleben. (Nach Merian)	22
11.	Der heilige Martin. (Nach Kranach)	23
12.	Luthers Vater. (Nach Kranach)	24
13.	Luthers Mutter. (Nach Kranach)	25
14.	Mansfeld. (Nach Merian)	26
15.	Luthers Schule in Mansfeld. (Originalzeichnung)	27
16.	St. Georg der Drachentöter. (Nach Kranach)	29
17.	Magdeburg. (Nach Merian)	31
18.	Eisenach. (Nach Merian)	34
19.	Erfurt. (Nach Sebastian Münster)	38
20.	Die Erfurter Universität zur Zeit Luthers. (Aus „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen")	39
21.	Augustinerkloster in Erfurt. (Originalzeichnung nach einem Kupferstich vom Jahre 1817)	49
22.	Turm der Augustinerkirche in Erfurt. (Aus „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen")	52
23.	Luthers Klosterzelle in Erfurt. (Originalzeichnung nach einem alten Kupferstich)	53
24.	Johann Staupitz. (Nach Köstlin, Martin Luther)	57
25.	Wittenberg zu Luthers Zeit. (Nach Kranach)	60
26.	Augustinerkloster in Wittenberg. (Nach Stein, Lutherhaus)	61
27.	Titelblatt des von Luther benutzten Augustin. (Nach dem in Zwickau befindlichen Original, Photographie von Hofphotograph Kolby, Zwickau)	63
28.	Rom. (Nach Sebastian Münster)	66
29.	Friedrich der Weise. (Nach Weech, Die Deutschen seit der Reformation)	71
30.	Titelblatt der ersten Ausgabe der vollständigen „Deutsch Theologia" mit Luthers eigenhändiger Widmung	75
31.	Stadtkirche zu Wittenberg. (Originalzeichnung)	78
32.	Kanzel der Stadtkirche zu Wittenberg, von der aus Luther gepredigt hat. (Originalzeichnung)	79
33.	Johann Reuchlin. (Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt)	82

	Seite
34. Ablaßhandel. (Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt)	87
35. Papst Leo X. (Nach einem alten Kupferstich)	90
36. Kardinal Albrecht von Mainz. (Nach Dürer)	91
37. Johann Tetzel. (Nach einem alten Kupferstich)	92
38. Schloßkirche zu Wittenberg. (Aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch. Kranach)	97
39. Johann Eck. (Nach einem alten Kupferstich)	113
40. Kaiser Maximilian. (Nach Lukas von Leyden. W. v. Seydlitz, Allgemeines historisches Porträtwerk)	118
41. Augsburg. (Nach Sebastian Münster)	121
42. Konrad Peutinger. (Nach einer gleichzeitigen Medaille)	122
43. Kajetan. (Nach einem Kupferstich von Brühl)	129
44. Philipp Melanchthon. (Nach Albrecht Dürer)	134
45. Titelblatt des Sermons von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi	137
46. Leipzig zur Zeit Luthers. (Nach einem Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert)	139
47. Sebastian Fröschel. (Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt)	143
48. Georg Rhau. (Nach Kranach)	144
49. Titelblatt der von Luther im Jahre 1519 zu Leipzig gehaltenen Predigt	146
50. Herzog Georg. (Nach einem alten Kupferstich)	148
51. Georg Spalatin. (Nach Kranach)	156
52. Franz von Sickingen. (Aus „300 Bildnisse" 2c. Wigand)	166
53. Ulrich von Hutten. (Nach Weech)	167
54. Kaiser Karl V. (Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1520)	196
55. Martin Luther. (Nach Kranach)	201
56. Lukas Kranach. („300 Bildnisse")	205
57. Passional Christi und Antichristi. (Nach Kranach)	206
58. Passional Christi und Antichristi. (Nach Kranach)	207
59. Martin Luther. (Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1521)	208
60. Worms zur Zeit Luthers. (Nach Sebastian Münster)	211
61. Georg von Frundsberg. (Aus „300 Bildnisse")	212
62. Die Wartburg zur Zeit Luthers. (Originalzeichnung)	226
63. Luther als Junker Jörg auf der Wartburg. (Nach Kranach)	229
64. Das Zimmer Luthers auf der Wartburg. (Originalzeichnung)	230
65. Die Kapelle auf der Wartburg. (Aus „Kurtz, Literaturgeschichte")	231
66. Eine Seite der Nachschrift einer Predigt Luthers von der Hand Stephan Roths	238
67. Vom Titelblatt der ersten Ausgabe der Übersetzung des Neuen Testaments	242
68. Hans Sachs. (Nach einem alten Holzschnitt)	275
69. Titelblatt von Hans Sachs' „Die Wittembergisch Nachtigall"	276
70. Titelblatt des ersten evangelischen Gesangbuchs	284
71. Titelblatt des Wittenberger Gesangbuchs vom Jahre 1526	285
72. Titelblatt des Zwickauer Gesangbuchs vom Jahre 1525	286
73. Eine Seite aus dem Zwickauer Gesangbuch vom Jahre 1525	287
74. Thomas Münzer. (Nach einem alten Kupferstich)	294
75. Erasmus von Rotterdam. (Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt)	298
76. Friedrich der Weise und sein Bruder Johann. (Nach Kranach)	302
77. Titelblatt von Luthers Schrift „An die Ratherrn"	307

		Seite
78.	Der Wittenberger Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen. (Nach einem alten Kupferstich)	317
79.	Titelblatt von Luthers „Großem Katechismus"	320
80.	Johann Forster. (Nach einem alten Holzschnitt)	322
81.	Eine Seite aus der Originalhandschrift der Bibelübersetzung Luthers. (Herzogliches Archiv zu Zerbst)	324
82.	Titelblatt der ersten Ausgabe von Luthers vollständiger Bibelübersetzung. (Verkleinert)	327
83.	Kaspar Creutziger. (Nach einem alten Holzschnitt)	328
84.	Johann Mathesius. (Nach einem alten Holzschnitt)	329
85.	Wittenberg zur Zeit Luthers. (Nach einem alten Kupferstich)	342
86.	Martin Luther. (Nach Kranach)	344
87.	Katharina von Bora. (Nach Kranach aus Köstlin, Luther)	345
88.	Trauring Luthers	347
89.	Melanchthons Wohnhaus. (Nach Buchwald, Melanchthon)	349
90.	Luthers Familienstube. (Originalzeichnung)	350
91.	Magdalene Luther. (Nach Kranach aus Köstlin, Luther)	387
92.	Speyer. (Nach Seb. Münster)	390
93.	Johann Cochlaeus. (Nach einem alten Kupferstich)	395
94.	König Ferdinand. (Nach Barthel Beham)	397
95.	Zwingli. (Aus Weech, Die Deutschen seit der Reformation)	398
96.	Landgraf Philipp von Hessen. (Aus Weech)	399
97.	Johann Ökolampadius. (Nach einem alten Holzschnitt)	400
98.	Marburg. (Nach Seb. Münster)	401
99.	Martin Butzer. (Nach einem alten Holzschnitt)	402
100.	Coburg. (Nach Merian)	404
101.	Gregor von Brück. (Aus „300 Bildnisse" 2c. Wigand)	409
102.	Kurfürst Johann von Sachsen. (Nach Kranach)	411
103.	Luthers Wappen	420
104.	Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. (Nach Kranach)	431
105.	Papst Clemens VII. (Nach einem alten Kupferstich)	434
106.	Paul Vergerius. (Originalzeichnung nach einem alten Bilde)	435
107.	Johann Agrikola. (Aus Kurtz, Literaturgeschichte)	440
108.	Albrecht Markgraf von Brandenburg. (Nach Seb. Münster)	449
109.	Georg von Anhalt. (Nach einem alten Kupferstich)	451
110.	Ulrich von Württemberg. (Nach einem alten Holzschnitt. W. v. Seydlitz, Porträtwerk)	452
111.	Joachim II. Kurfürst von Brandenburg. (Aus „300 Bildnisse" 2c. Wigand)	455
112.	Martin Luther. (Nach Kranach)	465
113.	Philipp von Hessen. (Nach Hans Brosamen. W. v. Seydlitz, Porträtwerk)	474
114.	Herzog Moritz. (Nach einem alten Kupferstich)	477
115.	Paul Eber. (Aus Kurtz, Literaturgeschichte)	499
116.	Schloß Mansfeld. (Merian)	500
117.	Luthers Sterbehaus. (Aus „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen")	503
118.	Luther auf dem Sterbebett. (Nach Lukas Fortenagel)	511

Einleitung.

Wer einen großen Mann und dessen Werk verstehen will, muß den geschichtlichen Boden, auf dem jener erwuchs, und die Vergangenheit, an die sein Werk anknüpfte oder gegen die er kämpfte, kennen lernen. Die Heldengestalt D. Martin Luthers, das Gewaltige seines Werkes, das Befreiende seiner That, die Reformation als ein Gotteswerk wird uns erst klar, wenn wir uns die Kirche des Mittelalters, mittelalterliches Christentum und die Wege Gottes vergegenwärtigen, die zur Reformation führten.

Die Kirche war längst nicht mehr, was sie einst gewesen war. Eine Dienerin war sie gewesen. Den höchsten Dienst hatte sie den Seelen leisten wollen: sie durch Verkündung des göttlichen Wortes und durch die Spendung der Sakramente zur ewigen Seligkeit zu führen. In der Kraft selbstloser Liebe hatte sie Wunder gethan. Die Kirche des Mittelalters hatte die Welt gewonnen, aber Glaube und Liebe verloren. Des Papstes dreifache Krone war das Zeichen der Herrschaft des sichtbaren Oberhauptes der Kirche über den Himmel, den er öffnen und schließen und in den er Heilige befördern konnte, über die Erde mit allen ihren Reichen und über das Fegefeuer, aus dem er Seelen zu befreien vermochte. Wie Mond und Sterne ihr Licht von der Sonne empfangen, so tragen Kaiser und Könige ihre Reiche vom Papst zu Lehen. Sie sind Fürsten „von Papstes Gnaden“. In heißen Kämpfen hatte das Papsttum den Sieg über die Machtansprüche weltlicher Fürsten davongetragen. Unfrei war das heilige römische Reich deutscher Nation. Die Kirche erklärte sich für das sichtbare Reich Gottes auf Erden. Außerhalb der Kirche gab es kein Heil. Wer ihren Satzungen gehorchte, ihren Lehren sein Denken unterordnete, ihre Forderungen erfüllte, der durfte des Heils sicher sein. Die Welt hat den Zweck zu dienen der „größeren Ehre der Kirche“. Machtvoll, majestätisch, die Sinne berückend tritt die Kirche auf. Alles, was sie thut in und außer dem Gotteshause, soll ein Bild ihrer Herrlichkeit, Erhabenheit und Größe darstellen.

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig“ — „Glaube an den Herrn Jeſum Chriſtum, ſo wirſt du und dein Haus ſelig!“ ſo antworten ſchlicht und klar der Herr und ſeine Jünger auf die Frage: Was muß ich thun, daß ich ſelig werde? Anders die mittelalterliche Kirche. Sie ſagt: Willſt du deines Heiles ganz ſicher ſein, ſo fliehe die ſündige Welt, das Reich des Gottwidrigen! Werde ein Prieſter, werde Mönch, werde Nonne! Der geiſtliche Stand iſt Gott wohlgefälliger als der weltliche Stand. Der Prieſter in goldgeſticktem Gewande, der im Beichtſtuhl Sünde vergiebt und am Altar das heilige Meßopfer vollzieht, der Mönch, der die Straße auf und ab zieht, Gaben heiſchend für ſein Kloſter und für die Armen, die Nonne, die hinter düſtern Kloſtermauern ihr Leben vertrauert — ſie ſtehen auf einer höheren Stufe und ſind Gott lieber als der Vater, der im Schweiße des Angeſichts das tägliche Brot für die Seinen erringt, als die Mutter, die in hingebender Liebe und ſelbſtloſer Treue ihre Kinder auferzieht.

Schreibender Mönch.
(Nach einer Miniatur des 13. Jahrhunderts.)

Auf eine lange Geſchichte blickte beim Einzug der Reformation das Mönchtum bereits zurück. Als die Kirche in ihre große Weltmiſſionsaufgabe geführt wurde und der Unfriede der Welt in der verweltlichenden Kirche Eingang fand, ſuchte manche weltmüde, nach ſtillem Frieden verlangende Seele die Einſamkeit auf. Weltabſonderung und Weltentſagung ward vielen zum Heiligenſchein. Tauſende führte Weltüberdruß oder Arbeitsſcheu ihnen nach. „Stille Beſchaulichkeit und ſelige Ignoranz“ iſt das Mönchtum des Morgenlandes. Ganz anders im Abendland. Hier nimmt es nicht nur teil an der Geſchichte der Kirche, hier geht es nicht nur mit der Kirche, ſondern hier führt es die Kirche — und mehr als das: hier wird es ein Kulturträger erſten Ranges. Benedikt von Nurſia gab dem Mönchtum feſte Regeln und verpflichtete es zur Arbeit. Brüder vom Orden des heiligen Benedikt „roden Wälder aus, ſchaffen Wüſteneien zu Ackerland, ſtudieren mit böſem oder mit gutem Gewiſſen die Geſänge heidniſcher

Poeten und die Schriftwerke der Geschichtsschreiber und Philosophen. Klöster und Klosterschulen erblühen und eine jede Ansiedelung ist zugleich ein Mittelpunkt des religiösen Lebens und der Bildung im Lande". Aber im zehnten Jahrhundert ist dieses Mönchtum wieder abhängig von der Welt geworden. Von Clugny aus erhob sich eine neue Bewegung. Jetzt soll der gesamte Klerus im Mönchtum das wahrhaft christliche Leben anerkennen. Ja, Franz von Assisi geht noch weiter: er will die ganze Christenheit mit Hilfe des Mönchtums zurückführen in das Leben der apostolischen Gemeinde. Neben die eigentlichen Mönchsorden treten die sogenannten Tertiarier und Tertiarierinnen, die in ihrem weltlichen Beruf, im Ehestand und in ihrem Besitz verbleiben, aber soviel als möglich nach den mönchischen Vorschriften leben. Freilich behaupten konnten sich die Ideale des Mönchtums nicht. Die Weltanschauung, auf der es ruhte, widersprach der Weltanschauung des Christentums. Unwissenheit, Knechtssinn, Heuchelei, Trägheit, nicht selten auch Genußsucht und sittliche Verkommenheit ist das Gepräge des Mönchtums am Vorabend der Reformation. Trotzdem sei es dem Mönchtum des Mittelalters nie vergessen, welche gewaltigen Dienste es der Kultur und der Wissenschaft, insonderheit durch Erhaltung und Weitervererbung der Geistesschätze einer alten Zeit geleistet hat!

Das Neue Testament kennt nur Einen Mittler: Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit. Die mittelalterliche Kirche hatte aus dem Erlöser und Mittler den strengen Weltenrichter gemacht und zwischen ihn und die Gemeinde als Mittler das Heer der Heiligen gestellt. Ihre Fürsprache sollte Christi Zorn und Urteil mildern. Frühzeitig trat an die Spitze der Heiligen die Mutter Maria. Die phantastische, niemals verlegene, oft aber verlogene Legende erhob sie zum „Gottweib" und schmückte ihr Leben und Sterben mit einer Fülle von Wundern aus. Bei den germanischen Völkern war der Mariendienst durch den Minnedienst wohl vorbereitet. Hier wird Maria „zum Ideal der in Gott verklärten Weiblichkeit". Die ritterliche Frauenverehrung, wie sie dem germanisch-ritterlichen Sinn zu eigen war, erhob „Unsere liebe Frau" „zur vollkommenen Himmels- und Herzenskönigin, der Lilie ohne Makel, der Rose ohne Dornen. An ihre milde Weiblichkeit, mitunter auch an weibliche Schwächen hielt man sich lieber als an den strengen Gott-Vater, dessen Gerechtigkeit selbst da, wo er verzeihen wollte, das Blut des eingeborenen Sohnes erfordert hat, die Schuld der Menschheit zu sühnen, und lieber als an den ernsten Gott-Sohn, der das ungeheure Opfer eines sterbenden Gottes gebracht hat, der da fordert, daß wir sein Kreuz auf uns nehmen, und der einst als Weltrichter einen Teil der

Menſchheit zu ewiger Qual verdammen wird.“ Der Maria weiht der Minneſänger ſein Lied. „Gras und Laub, Regentropfen und Sterne, wenn jedem eine Zunge geliehen würde, könnten doch ihr Lob nicht ausſprechen; ſie heißt

‚Madonna auf dem Halbmond.‘ (Aus Albrecht Dürers „Marienleben“.)

Maria, weil ſich alle Güte in ihr vereinigt, wie das Meer (mare = Meer) alle Flüſſe in ſich aufnimmt.“ An Maria weiſt der Prediger ſeine Zuhörer. „Auf Maria,“ predigt Bernhard von Clairvaux, „ſehen die Bewohner des Himmels wie der Hölle, jene, um wiederhergeſtellt, dieſe, um erlöſt zu werden; in ihr finden die Engel ihre Luſt, die Gerechten Gnade, die Sünder Ver-

gebung in Ewigkeit. — Fürchteſt du in dem Sohne die Majeſtät? Willſt du einen Fürſprecher auch vor ihm haben? Nimm deine Zuflucht zu Maria, rein iſt in ihr die Menſchheit, es wird die Mutter der Sohn, den Sohn der Vater erhören.“ Zu Ehren der Maria betet man den Roſenkranz mit dem engliſchen Gruß „Ave Maria, Gnadenreiche! Der Herr iſt mit dir, du Gebenedeiete unter den Frauen!“ Ein „Ave Maria“ ruft der Gläubige der ſcheidenden Sonne nach. Zahlreiche Marienfeſte zeigen dem Volke immer von neuem die Herrlichkeit der „Hochgebenedeieten“. Kirchen und Klöſter werden der Maria geweiht. Der Kunſt höchſtes Ziel iſt es, die „Mutter Gottes“ in ihrer Majeſtät oder in ihrem Schmerze um den Gekreuzigten darzuſtellen.

St. Anna ſelbdritt.
(Aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch.)

Wurde Maria verehrt als die „Göttin und Weltenmutter, die Himmelskönigin, in welcher aller Glanz und Majeſtät der Erde und des Himmels ſich vereinigte, die Regentin der Welt, die Heilandin des menſchlichen Geſchlechts“, ſo war es nur folgerichtig, daß man auch ihrer Mutter Anna, von der freilich weder Evangelien noch Geſchichte etwas wiſſen, göttliche Ehre zuerkannte. Seine Blüte aber feierte der Annenkultus erſt in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation. „Anna ſelbdritt“, d. h. „Anna zu dreien“, nämlich mit Maria und dem Jeſuskinde, wurde eine der beliebteſten Darſtellungen nicht nur in den Kirchen, ſondern auch an den Häuſern.

Und weiter neben Maria und Anna das große Heer der Heiligen. Für jede Not hatte man in ihrer Schar einen beſonderen Helfer gefunden. Wie weit hatte man ſich verirrt von der Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit! Wie tief war man, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, ins Heidentum zurückgeſunken!

Ein Rückfall in jüdiſche Geſetzesgerechtigkeit aber war es, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gläubigen von der alleinſeligmachenden Gnade zu dem Verdienſt der Werke führte. Aus den „überflüſſigen“ guten Werken Jeſu und der Heiligen konſtruierte man den unermeßlichen

„Schatz“ guter Werke, über den die Kirche verfügt und aus dem sie unter gewissen Bedingungen bedürftigen Seelen das Nötige zum gänzlichen oder teilweisen Erlaß zeitlicher Sündenstrafen verleihen kann. Der Bedingungen, an die der „Ablaß“ für den „reuigen“ Sünder geknüpft war, waren verschiedene. Reicher Ablaß war z. B. den Unternehmern einer Wallfahrt verheißen, um so reicher, je weiter, beschwerlicher und kostspieliger die Wallfahrt war. Nicht nur während der Kreuzzüge war Palästina das Ziel frommer Pilger. Es war natürlich, daß Tausende ein Verlangen hatten, den Boden zu betreten, auf dem des Heilands Fuß gewandelt war. Eine große Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternahm im Jahre 1476 Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen und 1493 Kurfürst Friedrich der Weise. Nächst dem heiligen Lande bot die ewige Stadt den meisten Ablaß. Die beiden Apostelhäupter oder das Schweißtuch der heiligen Veronika gewährten allein dem Römer 7000, dem Fremden 14 000 Jahre Ablaß. Wer an einem bestimmten Altar zu St. Peter beichtete, kniend fünf Paternoster sprach und seinen Finger in das Loch des Altarsteins hielt, erlöste eine Seele aus dem Fegefeuer. Das will freilich noch wenig sagen dagegen, daß einem sächsischen Edelmann am Anfange des 16. Jahrhunderts vom Papst außer anderen Gnaden 1 446 000 Jahre Ablaß und die Erlösung von acht Seelen Verstorbener aus dem Fegefeuer verheißen wurde, wenn er eine ihm bequem liegende Kirche ein Jahr hindurch an allen Feiertagen besuche! Nächst Rom galten das heilige Haus zu Loreto, San Jago de Compostella, Einsiedeln, Wilsnack u. a. als berühmte, besonders ablaßkräftige Wallfahrtsorte. Mit einer dem modernen Menschen unfaßbaren, kindlichen Naivität hörte man die Wunder, die an solchen Stätten sich vollzogen haben sollten.

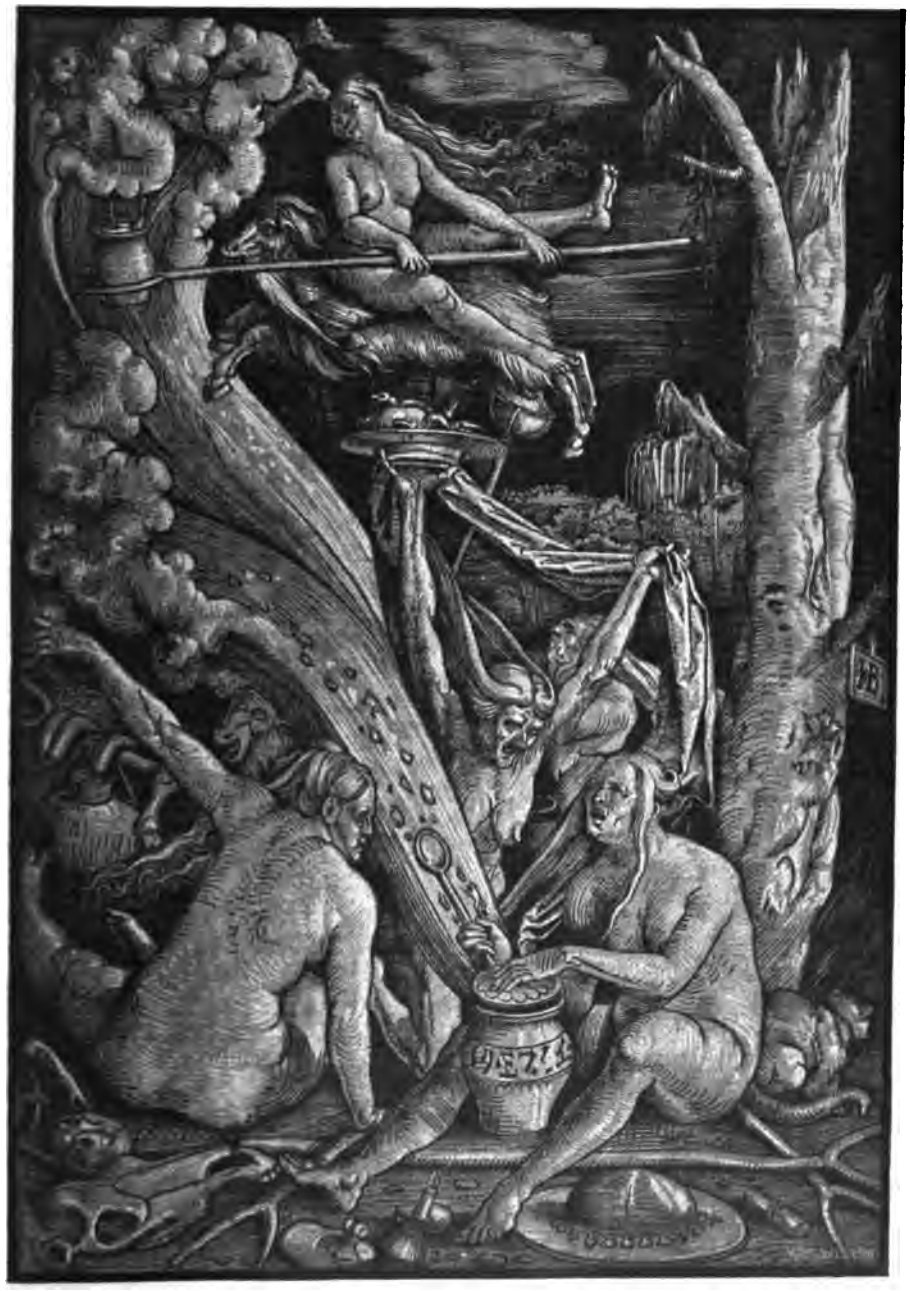
Meist war es ein heiliger Leichnam, der einem Wallfahrtsort zu seiner Berühmtheit und Zugkraft verhalf. Roms Katakomben bildeten für solche Zwecke ein unerschöpfliches Lager. Die Kreuzzüge und Palästinapilger brachten eine ungeheure Menge heiliger Knochen und dergleichen nach dem Abendlande. Die wunderbarsten Reliquien wurden gezeigt und behufs Erlangung großen Ablasses verehrt. Selbst ein Friedrich der Weise scheute keine Kosten, um sein Wittenberger Allerheiligenstift mit Reliquien auszustatten. Im Jahre 1509 belief sich der Schatz auf 5005 Partikel, deren jede einen hunderttägigen Ablaß gewährte. Lukas Kranach hat in seinem Wittenberger Heiligtumsbuch denselben beschrieben und illustriert. „Neben den Schädeln, Haaren und Gebeinen der Heiligen und den zahlreichen Gegenständen, mit denen der Heiland zumal während der Passion in Berührung

Der Bittgang gegen die Peſt. (Nach Oſtendorfer.)

gekommen war, finden sich Curiosa, wie die Stücke vom Plattenharnisch und Wappenrock des heiligen Mauritius, die ganze Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, mehrere Überreste von der Rute Aarons und der Rute Mosis, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und Wiege des Herrn, zwei Partikel von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborene lag. Ganz besonders reichhaltig sind die Reminiscenzen an die Jungfrau Maria, Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie als Vierzehnjährige gewohnt, von ihrer Kammer, von Hemd, Rock, Gürtel und andern Kleidungsstücken, vom Wachs der Kerze, die ihr beim Sterben in die Hand gegeben wurde u. s. w." Mehr als 500 000 Jahre Ablaß brachten diese „Heiligtümer" dem frommen Verehrer ein. Weit bedeutender aber war der Schatz des Kardinals Albrecht von Brandenburg in Halle, der allerdings sogar „den wahren Fronleichnam Christi, welchen er im Tode seinem himmlischen Vater geopfert", enthielt. Hier waren 39 245 120 Jahre und 220 Tage Ablaß zu erlangen!

Die Kirche mußte darauf bedacht sein, das Verlangen nach Ablaß wach zu erhalten. Das vermochte vorzüglich die Lehre von einem Fegefeuer, in dem die Seelen abzubüßen haben, was sie im irdischen Leben abzubüßen versäumten. Die Kirche half mit dem Ablaß, die Qualen des Fegefeuers abzukürzen, sowohl im voraus für die noch Lebenden als nachträglich für die bereits Verstorbenen. In schamlosester Weise wird Ablaß um Geld angeboten. Und gläubig trägt der Deutsche sein Geld nach Rom oder zu den das Vaterland durchziehenden Ablaßpredigern, um sein oder seiner Angehörigen Seelenheil zu sichern.

Schon der Heiligendienst, die Reliquienverehrung und die Lehre vom Fegefeuer boten dem Aberglauben reichliche Nahrung. Mehr noch die Geschichten, die man von den „heiligen" Stätten erzählte! Das Haus der heiligen Jungfrau zu Loreto, d. h. das eigentliche Wohnzimmer ihres Hauses zu Nazareth sollten bereits die Apostel in eine Kapelle umgewandelt und der Evangelist Lukas mit einer Holzstatue der Madonna versehen haben. Als aber die Türken das heilige Haus bedrohten, trugen es die Engel durch die Luft nach Dalmatien und von da nach Mittelitalien. Als zu Wilsnack die Kirche niederbrannte, blieben die konsekrierten Hostien unversehrt, in der Mitte aber einer jeden war ein Blutstropfen sichtbar. Auf dem Altar, dahin man die wunderbaren Brotstücke brachte, entzündeten sich die Kerzen von selbst und verzehrten sich nicht im Brennen. In Altötting rief die wunderthätige Maria im Jahre 1489 drei Kinder ins Leben zurück, deren eines ertrunken, das andere überfahren war, während das dritte im Sterben



‚Hexen.' (Nach Hans Baldung Grien.)

gekommen war, finden sich Curiosa, wie die Stücke vom Plattenharnisch und Wappenrock des heiligen Mauritius, die ganze Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, mehrere Überreste von der Rute Aarons und der Rute Mosis, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und Wiege des Herrn, zwei Partikel von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborene lag. Ganz besonders reichhaltig sind die Reminiscenzen an die Jungfrau Maria, Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie als Vierzehnjährige gewohnt, von ihrer Kammer, von Hemd, Rock, Gürtel und andern Kleidungsstücken, vom Wachs der Kerze, die ihr beim Sterben in die Hand gegeben wurde u. s. w." Mehr als 500 000 Jahre Ablaß brachten diese „Heiligtümer" dem frommen Verehrer ein. Weit bedeutender aber war der Schatz des Kardinals Albrecht von Brandenburg in Halle, der allerdings sogar „den wahren Fronleichnam Christi, welchen er im Tode seinem himmlischen Vater geopfert", enthielt. Hier waren 39 245 120 Jahre und 220 Tage Ablaß zu erlangen!

Die Kirche mußte darauf bedacht sein, das Verlangen nach Ablaß wach zu erhalten. Das vermochte vorzüglich die Lehre von einem Fegefeuer, in dem die Seelen abzubüßen haben, was sie im irdischen Leben abzubüßen versäumten. Die Kirche half mit dem Ablaß, die Qualen des Fegefeuers abzukürzen, sowohl im voraus für die noch Lebenden als nachträglich für die bereits Verstorbenen. In schamlosester Weise wird Ablaß um Geld angeboten. Und gläubig trägt der Deutsche sein Geld nach Rom oder zu den das Vaterland durchziehenden Ablaßpredigern, um sein oder seiner Angehörigen Seelenheil zu sichern.

Schon der Heiligendienst, die Reliquienverehrung und die Lehre vom Fegefeuer boten dem Aberglauben reichliche Nahrung. Mehr noch die Geschichten, die man von den „heiligen" Stätten erzählte! Das Haus der heiligen Jungfrau zu Loreto, d. h. das eigentliche Wohnzimmer ihres Hauses zu Nazareth sollten bereits die Apostel in eine Kapelle umgewandelt und der Evangelist Lukas mit einer Holzstatue der Madonna versehen haben. Als aber die Türken das heilige Haus bedrohten, trugen es die Engel durch die Luft nach Dalmatien und von da nach Mittelitalien. Als zu Wilsnack die Kirche niederbrannte, blieben die konsekrierten Hostien unversehrt, in der Mitte aber einer jeden war ein Blutstropfen sichtbar. Auf dem Altar, dahin man die wunderbaren Brotstücke brachte, entzündeten sich die Kerzen von selbst und verzehrten sich nicht im Brennen. In Altötting rief die wunderthätige Maria im Jahre 1489 drei Kinder ins Leben zurück, deren eines ertrunken, das andere überfahren war, während das dritte im Sterben

‚Hexen.' (Nach Hans Baldung Grien.)

lag. Meinte hier der Aberglaube die ſegnende und heilende Hand Gottes oder himmliſcher Geiſter zu finden, ſo ſah der Hexenglaube die Welt erfüllt mit unheimlichen, hölliſchen Geiſtern, die die Menſchenſeelen ins Verderben zu locken ſuchten. In der Bulle, kraft deren Papſt Innocenz VIII. im Jahre 1484 dem Hexenprozeß die kirchliche Sanktion erteilt, erklärt er, Deutſchland ſei mit Hexen und Zauberern erfüllt, die mit dem Teufel gottloſe Bündniſſe eingingen. Im Jahre 1487 erſchien der berüchtigte „Hexenhammer," der Malleus maleficarum, verfaßt von den beiden in Deutſchland als Inquiſitoren angeſtellten Dominikanern Jakob Sprenger und Heinrich Inſtitor. Hier wird das Vorkommen des Verbrechens nachgewieſen, deſſen Art geſchildert und die Anleitung zum Hexenprozeß gegeben. Von jetzt ab „ſcheint Deutſchland von einer wahren Hexenepidemie ergriffen worden zu ſein: die Hexenprozeſſe kamen wahrhaft an die Tagesordnung; tauſende von Unglücklichen wurden von da an bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts verbrannt". Ein Schandfleck in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche! Im Jahre 1489 widmete Ulrich Molitor dem verkommenen Erzherzog Sigmund von Öſterreich, deſſen Günſtlinge auf dem Wege des Hexenprozeſſes mit Hilfe des genannten Inſtitor die ihnen unbequemen Leute beſeitigten, eine Abhandlung „von den Unholdinnen und Zauberinnen". Der Verfaſſer ſteht „als ein Vertreter des geſunden Menſchenverſtandes gegen Aberglauben und Hexenwahn" ſeiner Zeit da — aber wie tief war ſeine Zeit dem Hexenwahn ergeben, wenn ſelbſt dieſer Mann erklärt: „Obwohl die Hexen nichts thun können, ſo ſind ſie doch als Abtrünnige von Gott zu betrachten, weil ſie ſich, ſei es aus Armut oder Verzweiflung oder Menſchenhaß oder wegen andern Verſuchungen dem Teufel ergeben und ihm opfern. Deswegen ſind ſie nach bürgerlichem Rechte mit dem Tode zu beſtrafen."

Wunderſucht und Aberglaube erreichten um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt und führten geradezu zu einer „Wunderepidemie". Man ſah Kreuze vom Himmel fallen. Das Kreuz zeigte ſich auf den Kleidern und Leibern der Menſchen in mannigfaltigen Farben. In Maſſen von unerhörten Zahlen pilgerte man zu blutenden Hoſtien, zu wunderthätigen Marienbildern, zu ölſchwitzenden Knochen — im Jahre 1496 zogen an einem einzigen Tage in Aachen, wo die alten „Heiltümer" zur Verehrung ausgeſtellt waren, 142 000 Pilger ein und innerhalb der vierzehn Tage, während deren die Ausſtellung ſtattfand, floß der Marienkirche die ungeheure Summe von 85 000 Gulden zu. Und mit ſolchem Thun wollte man Gottes Zorn entfliehen und ſich beim Untergang der Welt ſichern. Als göttliche Strafgerichte und als Vorboten des jüngſten Gerichts ſah die

von einer krankhaften Unruhe ergriffene Menge die Nöte und Heimsuchungen ihrer Zeit an. Selten hat es eine religiös erregtere Zeit gegeben als die letzten Jahrzehnte vor dem Anbruch der Reformation.

Die mittelalterliche Kirche hatte alles gethan, ihre Gläubigen an sich zu fesseln und unter dem Vorgeben der Sicherung des Seelenheils auf deren Kosten ihren Glanz, ihren Reichtum und ihre Macht zu befestigen und zu erhöhen. Sie hatte eine geistige Erregung erzeugt, die jetzt ihren Zwecken diente, die aber auch gegen ihre Absichten den Gedanken einer Reformation den willkommensten Nährboden gewährte. Eine für kirchliche Fragen gleichgiltige Zeit hätte niemals eine vom Herzen und Gewissen des Volkes getragene Reformation ermöglicht oder zugelassen.

Aber noch in mancher andern Beziehung war die Reformation durch Gottes Führung vorbereitet. So blind, wie Rom glaubte, waren die Christen, insbesondere die Deutschen bei aller Ehrfurcht vor der Priesterkirche und bei aller Opferwilligkeit in Sachen des ewigen Heils doch nicht gegenüber den Mißständen der Kirche. Man seufzt unter dem römischen Wucher, man zweifelt an der Möglichkeit, gegen klingende Münze das Fegefeuer mit dem Himmel zu vertauschen, man erhebt Einspruch gegen die wachsende, auch den Geboten der Menschlichkeit hohnsprechende Unsittlichkeit des Klerus und der Klöster, man findet in der Spaltung des Papsttums den Gegenbeweis für dessen angeblich gottgeordnete allumfassende Hoheit. Beurteilte man aber das Papsttum und dessen Einrichtungen, so stellte man sich bereits über dasselbe. Das thaten mit aller Entschiedenheit die großen Reformkonzilien von Pisa, Konstanz und Basel. Sie forderten eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und erklärten sich für das Organ, diese Reform herbeizuführen. Die Anerkennung, daß das Papsttum unter einer Kirchenversammlung stehe und von deren Beschlüssen abhängig sei, wäre das Ende des Papsttums wenigstens in seiner mittelalterlichen Gestalt gewesen. Es ging aber neugestärkt, weil in seiner Einheit wieder hergestellt, aus jenen Reformkonzilien hervor und dachte nunmehr nicht daran, Reformen von irgend welcher Bedeutung einzuführen. Der Repräsentant des römischen Kaiserreichs deutscher Nation war zu schwach und von Rom zu abhängig, das Reich selbst zu zerrissen, die einzelnen Landesherren dem weltlichen Oberhaupt gegenüber zu selbständig, als daß die wiederholt vorgetragenen kirchlichen „Gravamina“ (Beschwerden) der deutschen Nation in einer kräftigen,

einheitlichen, Rom gegenüber rückſichtsloſen Ordnung des deutſchen Kirchenweſens ihre Erledigung hätten finden können.

Johann Geiler von Kaiſersberg.

Daß aber Entſchloſſenheit ſchon damals dem Papſttum Zugeſtändniſſe abzuringen vermochte, lehrte die Huſſitenbewegung. Und wenn dieſe

Zugeständnisse auch nicht gar zu viel zu bedeuten hatten, so war mit ihrer Thatsache doch der Beweis der Kraft einer lebendigen, begeisterten Gemeinde geliefert. Auch zeigte die Gemeinschaft der böhmischen Brüder, daß christliches Leben auch dort möglich sei, wo man auf die mittelalterlichen Segnungen des Papsttums verzichtete. Aber eine Erneuerung der Kirche konnte auch von dort nicht ausgehen. Auch war die Zeit für eine solche noch nicht gekommen.

Die Reformation durfte weder die Sache des Staates noch einer kleinen Gemeinschaft, sondern mußte die Sache des Volkes sein, allerdings unter der Führung einer gottgerüsteten heroischen Persönlichkeit. Geiler von Kaisersberg hat das Richtige geahnt, wenn er in seiner letzten Predigt vor Kaiser Maximilian sagte: „Weil Papst, Kaiser, Könige und Bischöfe nicht reformieren unsere geistlose Vernunft und gottloses Leben, so wird Gott Einen senden, der es thun muß und die gefallene Religion wieder aufrichten. Ich möchte den Tag erleben und sein Jünger sein. Ich bin zu alt, euer viele werden's erleben."

Von jeher galt der römischen Kirche die Bibel in der Hand der Laien für eine Gefahr. Die provençalische Synode des Jahres 1234 hatte die Verbrennung der Bibel in romanischer Sprache angeordnet. Von einer allgemeinen Verbreitung der Bibel vor der Reformation konnte nicht die Rede sein. Eine Bibel war ein für den schlichten Bürger schier unerschwinglicher Schatz. Die Buchdruckerkunst schenkte als Morgengabe dem deutschen Volke die heilige Schrift. Aber auch die gedruckte Bibel stand damals für das Volk im Preise noch zu hoch. Auch die sogenannte „Armenbibel" (Biblia pauperum) war durchaus nicht für die „Armen" bestimmt; sie sollte „vielmehr ein Unterrichtsmittel in der Hand des Lesekundigen für die Unkundigen" sein. Mehr Eingang im Volke fanden die sogenannten Plenarien, „eine Art Hauspostillen, meist eine Auslegung der Evangelien- und Epistelperikopen in Predigtform". Anfangs hatte die Kirche den Buchdruck mit Freuden gefördert. „Hatte er doch in seiner ersten praktischen Leistung, den zu Anfang der fünfziger Jahre von Gutenberg gedruckten Ablaßbriefen, den vollgiltigen Beweis seiner Brauchbarkeit geliefert und ließ er sich doch ebenso gut zur Uniformierung des Gedankens, zur besseren Beaufsichtigung der kirchlichen Lehrsätze und zur Ausschließung ketzerischer Ansichten, kurz zur Förderung geistlicher Zwecke überhaupt verwenden." Darum preist ein Karthäusermönch die neue Kunst als „die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen be-

reichert und erleuchtet worden ist". Als freilich die Kirche die Gefahr erkannte, die ihr aus der durch den Buchdruck geförderten Bibelverbreitung erwuchs, fing sie an anders zu urteilen. Jetzt diente die zuvor als „göttlich" gepriesene Kunst zur Verwirrung der Geister, zur falschen Erklärung der heiligen Schrift, zur Verbreitung der Irrlehre. Selbst ein Geiler von Kaisersberg klagt: „Es ist fast ein bös Ding, daß man die Bibel zu deutsch druckt." Aber die Kirche war dieser Kunst gegenüber machtlos. Sie führte trotz des Eiferns römischer Kleriker die Bibel ins Volk. Bibelfeste Leute begegnen uns in den schlichtesten Kreisen. So wird von einem Bauern in Villingen erzählt: „der kunt lesen und kunt schier die ganz Bibel ußwendig und wo er hinkam, so disputirt er mit den Priestern, wo stot dies in der Bibel und jenes". So mag die heilige Schrift manchem die Augen über die Mißbräuche der Kirche geöffnet und damit in der Stille der Reformation vorgearbeitet haben. Aber wiederum bedurfte es eines Mannes, der auf den Kern der Schrift hinwies, auf die durch den Glauben zu ergreifende, alleinseligmachende Gnade Gottes in Jesus Christus, dem einigen Mittler.

Was aber hörte das Volk in den Kirchen? Was wurde ihm von den Kanzeln gepredigt? Das am wenigsten, was zum Heile der Seele nötig war, das schlichte, lautere Gotteswort. Hier gefiel sich ein Prediger im Vortrage einer schwülstigen, scholastischen Dogmatik, dort in einer die Grenzen des Edlen weit überschreitenden Volkstümlichkeit. Hier wie dort statt der festen Speise der heiligen Schrift geschmacklose Heiligengeschichten, mitunter auch bedenkliche Witze, mit denen der Prediger seine Zuhörer unterhalten zu sollen glaubte. Selbst ein so gerühmter Prediger wie Geiler von Kaisersberg hat hierzu die Kanzel gemißbraucht. Mag auch immerhin in Geilers kräftiger Sprache, in seinen von der Gasse genommenen Bildern, in seinem derben Humor seine Zeit das Volkstümliche gefunden haben — ein Mißbrauch der Kanzel und eine starke Geschmacklosigkeit war es doch, wenn der Prediger Trommelschlag und Hundegebell nachahmte oder wenn er in 65 Passionspredigten den Vergleich Christi mit einem Lebkuchen durchführte, der „zusammengesetzt ist aus dem Bohnenmehl der Gottheit, dem alten Fruchtmehl des Leibes und dem Weizenmehl der Seele, dem beigemischt ist der Honig der Barmherzigkeit, der zerstochen in den Ofen der Leiden gelegt, in das überaus schöne schneeweiße Tüchlein der heiligen Gestalten geschlagen, vom Prediger in viele Stücke zerteilt wird" u. s. w.

Bekannt ist die damals weitverbreitete Unsitte des „Ostergelächters". Zu Ostern, also nach dem Ende der ernsten Fastenzeit pflegte der Prediger

seine Zuhörer durch allerlei Possen aufzuheitern. Der eine ahmte Tierstimmen nach, rief wie ein Kuckuck, schnatterte wie eine Gans u. dgl. m. Ein anderer erzählte lustige Schwänke, „wie Petrus den Wirt um die Zeche betrogen und Pilatus Bistümer an die Meistbietenden verkauft habe, wie Satan von Lucifer lahm geprügelt wurde, weil er Christum nicht besser versucht habe". Johann Matheſius erzählt uns aus seiner Jugendzeit: „Etwan pflegt man umb diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leut, so in der Fasten durch ihre Buße betrübet und in der Marterwochen mit dem Herren Christo Mitleiden getragen, durch solch ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet, wie ich solcher Ostermährlein in meiner Jugend etliche gehört, als: Da der Sohn Gottes vor die Vorburg der Hölle kam und mit seinem Kreuz anstieß, haben zwei Teufel ihre lange Nasen zu Riegeln fürgesteckt. Als aber Christus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufging, hab er den zweien Teufeln ihre Nasen abgestoßen." Auch bei den geistlichen Schauspielen durfte das Komische nicht fehlen. So wurde das Erbauliche und Geistliche karrikiert und heruntergezogen.

Gewiß hat es auch ernste, tiefer gerichtete Prediger gegeben. Auch in Geilers Predigten findet sich manches wahrhaft Christliche. Wo ein beredter Prediger vor allem Buße forderte und auf Gottes Gericht hinwies, hat es ihm ebensowenig wie Johannes dem Täufer an Zulauf gefehlt. Als im Jahre 1452 der Barfüßermönch Johann Capistrano einen Monat hindurch zu Leipzig auf offenem Markte Buße predigte, trug man Würfel, Karten, Schmuck und Schleier herbei und verbrannte es. Viele Tausende strömten täglich in Niklashausen zusammen, als dort im Jahre 1476 Hans Böheim, der frühere Gemeindehirt und Sackpfeifer, in fanatischer Predigt sittliche Umkehr forderte und Gottes Zorn über die verkommene Klerisei, den Untergang aller Volksbedrücker und das Herannahen einer neuen Zeit des Friedens und der Gleichheit verkündete. Auf dem Scheiterhaufen büßte Böheim seine aufrührerische Predigt. Aber ein halbes Jahrhundert später feierten seine Gedanken ihre Auferstehung.

In Wahrheit christliche Predigt, frei von allem Beiwerk, wenn auch nicht von mancherlei Einseitigkeit und gekleidet in eine oft sonderbare Form, finden wir in der deutschen Mystik. Sie bietet keine Marien- oder Heiligenpredigt, sondern Christuspredigt, keine scholastische Dogmatik, sondern Erbauung. Ihr bekanntester und edelster Vertreter ist Johann Tauler. Mag dieser echt fromme Mann auch die Bedeutung des Versöhnungsleidens Christi nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt, mag er weniger zu Thaten als

zu ſtiller Beſchaulichkeit geführt haben — das war für ſeine Zeit und weiter hinaus das Große ſeiner Predigt, daß ſie vom Verdienſt des Menſchen an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, von dem äußern Thun nach den Vorſchriften der Kirche auf das Innere, auf das Herz hinwies. Auch ſpäterhin fanden in den Gedanken der Myſtik manche Seelen Genüge und Frieden. Zur Reformation der Kirche freilich konnte auch die Myſtik nicht führen. Ihr fehlte die volle Freudigkeit des Bewußtſeins der Gotteskindſchaft, die Kraft des Glaubens an die allein giltige Wahrheit des Evangeliums und die Energie des Entſchluſſes, das ihr Widerſprechende oder Widerſtrebende zu bekämpfen und zu beſeitigen.

Weit unmittelbarer als die Myſtik ſcheint der Humanismus mit der Reformation in Zuſammenhang geſtanden zu haben. Man beurteilt das Verhältnis der beiden zu einander verſchieden. Die Einen erklären die Reformation für die folgerichtige Fortſetzung des Humanismus. Die Andern ſagen: Der Humanismus war der Geiſtesfrühling einer neuen Zeit; die Reformation hat ihn vernichtet. Die Dritten rechnen den Humanismus zu den vorreformatoriſchen Elementen. Der Wahrheit nahe kommt das letzte Urteil. Der Humanismus erkannte den Menſchen als Menſchen wieder, d. h. als ein Individuum, das nicht nur als ein Glied irgend einer Genoſſenſchaft exiſtiert, ſondern auch für ſich etwas iſt. In ſtolzem Freiheitsgefühl wirft er manche Schranke nieder, die bisher als eine ſelbſtverſtändliche galt. Er macht nicht mehr Halt vor dem durch das Herkommen oder die Autorität Feſtſtehenden. Das Auge wird geöffnet für die umgebende Welt und für ihre Schönheit. Frei will man das Schöne genießen und ſeine Umgebung ſchön geſtalten.

Der Humanismus auf deutſchem Boden ſucht dieſes Schöne in der Bildung auf wiſſenſchaftlichem und ſittlichem Gebiete. Er greift zurück auf die deutſche Vergangenheit. Deren Schönheit und Größe erfreut ihn; mit ihrer Darſtellung will er die Gegenwart erfreuen. Das macht den deutſchen Humanismus praktiſch und volkstümlich. Die volkstümlichſte deutſche Humaniſtengeſtalt war Hutten, der den Bann der Gelehrtenſprache durchbrach und deutſch zum deutſchen Volke redete. Durchaus volkstümlich wird die deutſche, vom Humanismus beeinflußte Kunſt, wie ſie vor allem in Nürnberg ihre Pflegſtätte findet. Hat das deutſche Volk die gelehrten Humaniſten jener Zeit vergeſſen, ſo wird ein Dürer mit ſeinen Werken allezeit bei uns fortleben. Er erfaßte ganz ſeine Zeit. Seine bibliſchen Bilder wurden zur Volkspredigt. In ſeinen Werken verbindet ſich das Äſthetiſche des Humanismus und das Empfinden der deutſchen Volksſeele. Sein be-

Ritter, Tod und Teufel. (Nach Albrecht Dürer.)

rühmter Ritter, „der sich von Tod und Teufel so wenig anfechten läßt, erscheint wie eine künstlerische Prophezeiung der Dinge, die da kommen sollten;

er atmet bereits jene Stimmung, die in Luthers unsterblichem Kriegslied den Fürsten dieser Welt siegesgewiß herausfordert".

Der Kampf des Humanismus mit der römischen Kirche konnte nicht ausbleiben. Er kämpfte gegen die römische Herrschaft auf deutschem Boden, gegen Roms Geldgier und Ablaßkram, gegen die mangelhafte wissenschaftliche Bildung und sittliche Verrohung römischer Priester. Nachdem Erasmus das Neue Testament nach dem Urtext herausgegeben, legten Universitätslehrer neutestamentliche Schriften aus frei vom Banne römischer Überlieferung. Hier liegt es klar zu Tage, daß der Humanismus zu den Erscheinungen gehört, die der Reformation vorgearbeitet haben. Das hat Luther selbst wohl erkannt. „Niemand hat gewußt," sagt er, „warum Gott die Sprachen herfür ließ kommen, bis daß man nun allererst sieht, daß es um des Evangelii willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren und dadurch des Endchrists Regiment aufdecken und zerstören."

Und doch welch ein weiter Unterschied zwischen Humanismus und Reformation! Der Mann, der zum Reformator werden sollte, mußte wohl auch durch die Wissenschaft des Humanismus hindurchgehen, aber sein Werk mußte getragen sein von dem tiefsten Ernste, von Herz und Gewissen; sein Ziel durfte nicht sein Genießen, sondern Gott Finden, durfte nicht auf ästhetischem, sondern auf religiösem Gebiete liegen; der Mann durfte nicht um des lieben Friedens willen schließlich der herrschenden Kirche sich wieder fügen, sondern mußte treu seinem Gewissen mit Einsetzung selbst des Lebens für die einmal erkannte Wahrheit eintreten; der Mann durfte nicht nur mit den Waffen des Spottes, sondern mußte mit dem Schwerte des Geistes kämpfen; der Mann durfte die heilige Schrift nicht nur als ein wertvolles Denkmal des Altertums ansehen, sondern mußte in ihr finden das Evangelium von Christo, welches ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. Gott schenkte uns diesen Mann in

Martin Luther.

Erſter Abſchnitt.

Wie Luther ſeiner Aufgabe entgegengeführt wurde.

1. Das Elternhaus, die früheſte Kindheit und deren bleibende Eindrücke.

Nach Menſchengedanken hätte ein Reformator der Kirche wohl aus dem hohen Klerus oder aus den Mächtigen der Welt oder aus dem Kreiſe hervorragender Gelehrter kommen müſſen. Aber „was thöricht iſt vor der Welt“ und „was ſchwach iſt vor der Welt“ und „das Unedle und das Verachtete hat Gott erwählt“ (1. Cor. 1, 27. 28). Nach Gottes weiſem Rat ſollte ein Deutſcher, ein thüringiſcher Bauernſohn der ſein, der die Kirche zum lauteren Evangelium und die Chriſtenheit zu ihrem Heiland zurückführte. Deſſen Namen ſchrieb Gottes Hand über die Pforte der Neuzeit. „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſen,“ lautete das Bekenntnis des Reformators, der ſtolz auf dieſe ſeine Abkunft war.

Schon lange vor der Reformation blühte im Thüringer Lande, insbeſondere in dem altthüringer Weſtergau das Bauerngeſchlecht der Luther (Luder, Lüder, Luider), das wohl kaum mit dem alten Adelsgeſchlecht gleichen Namens etwas zu thun gehabt hat. Als unſer Luther im Jahre 1521 auf der Rückkehr von Worms durch die Heimat zog, fand er, daß ſein Geſchlecht faſt die ganze Gegend einnahm. In Möhra, einem freundlichen Dorfe in der Nähe von Salzungen, ſaßen im Jahre 1536 fünf Lutherfamilien. Noch im Jahre 1862 iſt daſelbſt die gleiche Zahl gezählt worden. Heutzutage wohnen ſechs Familien „Luther“ in Möhra. Die Luther waren ein kräftiges, zähes Geſchlecht, ſelbſtbewußt und ſtolz auf den Boden, den ſie ihr eigen nannten und bearbeiteten, ſtets bereit, als freie Leute ihr Recht mit ſtarker Fauſt zu verteidigen, im beſten Sinne „rechte Bauern“.

Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir als das Haupt einer der Möhraer Lutherfamilien Heine (Heinrich) Luther. Seine Frau Margarethe, eine geborene Lindemann, die hochbetagt erst im Jahre 1521 gestorben ist, schenkte ihm mehrere Söhne. Hans, Veit und Heinz sind uns unter diesen bekannt. Nach Landessitte fiel der väterliche Hof nicht dem ältesten, sondern dem jüngsten Sohne zu. War es nach menschlichem Ermessen doch zu erwarten, daß bei des Vaters Tode die älteren Söhne ihren Lebensunterhalt bereits durch eigene Arbeit fanden. Der Jüngste, der voraussichtlich die verhältnismäßig kürzeste Zeit hindurch von des Vaters Sorge geleitet werden konnte, sollte durch solches Gesetz sichergestellt werden.

Luthers Stammhaus zu Möhra.

Was sollte Hans, der älteste, thun? Sich um Lohn verdingen, seine Freiheit preisgeben? Dazu hatte er durchaus keine Neigung. Er war jung, gesund, thatkräftig, arbeitsfreudig. Warum sollte er nicht an anderem Orte durch andere als Bauernarbeit mit Gottes Hilfe vorwärtskommen und es zu etwas bringen können, wenn er fleißig wäre, keine Arbeit scheute und sich nicht vor den Schwierigkeiten des Anfangs fürchtete! So nahm denn Hans Luther ein Weib, ehe er einen sicheren Erwerb gefunden hatte. Sie hieß wie seine Mutter Margarethe, eine geborene Ziegler, aus der Eisenacher Gegend, ohne Vermögen, aber ebenso thatkräftig wie ihr Mann.

Aber wohin sich wenden? Die Antwort lag nahe. Der Bergbau, der schon seit Jahrhunderten in der Gegend betrieben, jetzt zu besonderer Blüte gelangte, gewährte vielen Brot und lockte nicht nur reiche Leute an, unternehmungslustig ihren Besitz zu vermehren, sondern versprach auch dem armen, aber fleißigen und ausdauernden Arbeiter guten Lohn. So entschloß sich

denn Hans Luther, beim Bergbau, den er bereits in der Heimat kennen gelernt hatte, sein Glück zu versuchen und wanderte nach Eisleben.

Der blinde, schmähsüchtige Haß der Feinde Luthers und der evangelischen Kirche hat freilich einen ganz andern Grund entdeckt, weshalb Hans Luther sein Heimatsdorf Möhra verließ: Er habe fliehen müssen wegen eines an einem Bauern begangenen Mordes. Hätte eine Blutschuld auf dem jungen Manne gelastet, so hätte er keinesfalls in dem benachbarten Mansfeldischen Gebiet, das wie das Heimatsdorf unter sächsischer Hoheit stand und in dem das gleiche Recht geübt wurde, Sicherheit gesucht und gefunden. Dann hätten ihm die Mansfelder schwerlich so bald, wie wir sehen werden, ein Ehrenamt anvertraut und sicherlich hätten frühzeitig und zwar gerade in der Zeit der ersten heißen Kämpfe die Gegner es sich nicht entgehen lassen, den gehaßten Reformator öffentlich als Sohn eines gemeinen Mörders zu brandmarken.

Luthers Geburtshaus in Eisleben.

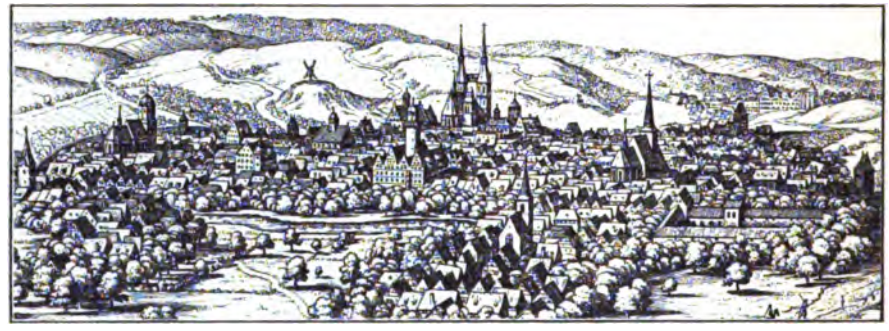
Als „kleine, kurze Personen, ein bräunlich Volk" werden uns im Jahre 1522 die beiden Eheleute geschildert. Als ein Muster weiblicher Tugend, als eine fromme und gottesfürchtige Frau hat Melanchthon Margarethe Luther gerühmt.

In Eisleben wurde dem jungen Paar das erste Kind, ein Sohn geboren. An einem Montag, den 10. November 1483, kurz vor Mitternacht erblickte er das Licht der Welt. Noch heute zeigt man in der Langen Gasse das schlichte Haus, das Geburtshaus des Reformators. Bei einer großen Feuersbrunst haben die Eislebener einst die Nachbargebäude niedergerissen, um dieses Haus zu retten. Als aber im Jahre 1689 der größte Teil der Stadt in Flammen aufging, brannte der obere Teil des Hauses nieder. Man hat es bald wieder aufgebaut und am 31. Oktober 1693 „zum Andenken an Luther, der auch ein Kind armer Eltern war, eine Freischule für arme und verwaiste Kinder" darin eröffnet.

Schon am Tage nach seiner Geburt trug man nach guter alter Sitte den Knaben in die nahe Peterskapelle zur Taufe und gab ihm nach dem Tages-

heiligen den Namen Martinus, „welchen Taufnamen er auch als ein seliger Streiter und Ritter des Herrn Christi sein Lebenlang mit Christlichen Ehren behalten und geführet hat“. Sechs Jahre später begann man an Stelle der kleinen Kapelle eine stattliche Kirche zu bauen. Aber der Taufstein, über dem der Knabe das heilige Sakrament empfing, wird noch heute gezeigt.

Mit Freuden haben die Eltern ihr erstes Kind begrüßt, ohne zu ahnen, welchen Schatz ihnen und der ganzen Christenheit Gott mit diesem Knaben geschenkt hatte. Die Sorge für sein erstes Kind war dem Vater ein weiterer Ansporn, alles zu thun, um vorwärts zu kommen. Das war nach seiner Meinung leichter in Mansfeld als in Eisleben. So siedelten denn die Eltern mit ihrem ein halbes Jahr alten Knaben im



Eisleben.

Frühjahr 1484 nach Mansfeld über. Hier hat Martin Luther seine Kindheit verlebt.

Bei jedem Menschen sind die Eindrücke der Kindheit von Bedeutung für die geistige Entwicklung und oft für den ganzen Lebensgang. Sie pflegen es in höherem Grade bei großen Männern zu sein. Es ist nicht sehr viel, was wir aus Luthers Kindheit wissen. Aber das Wenige genügt, um die Eindrücke erkennen zu lassen, die für ihn von tieferer Bedeutung gewesen sind. Sie waren so fest geprägt, daß er sie bis ins Alter bewahrt hat.

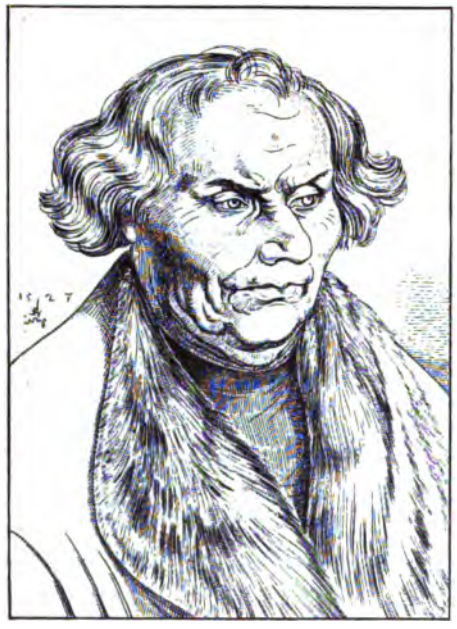
Der Druck der Armut, der in den ersten Lebensjahren Martins auf dem Elternhause, das sich bald mit Kindern füllte, lastete, brachte Ernst und Strenge in der Kindererziehung mit sich. „Mein Vater,“ so erzählt Luther selbst, „ist in seinen jungen Jahren ein armer Häuer (Bergmann) gewesen; die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen. Also haben sie uns erzogen.“ „Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte.“

„Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß — aber sie meinten's herzlich gut.“ Luther hat wohl die Empfindung gehabt, daß seine Eltern auch kleine kindliche Vergehungen mit großer, vielleicht manchmal zu großer Härte straften, und beim Rückblick auf seine Kindheit mag er, der so gern den Apfel neben die Rute legte und zu legen empfahl, solche Freundlichkeit und Milde im eignen Elternhause oft vermißt haben. Aber nie ist ihm der Gedanke gekommen, daß es etwas anderes als Liebe war: „Sie meinten's aber herzlich gut!“ und dankbar gedenkt der Mann der rastlosen Arbeit der Eltern: „Sie haben's sich lassen blutsauer werden, heute thäten's die Leute fürwahr nimmer.“ Da der 47jährige zurückdenkt an die erste harte entbehrungsreiche Zeit in Eisenach und schreibt: „Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt,“ treibt ihn die Dankbarkeit gegen den Vater, daß er gleich hinzusetzt: „wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt hielt und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hingekommen bin.“ „Das Beste, das aus meines Vaters Gut geraten ist,“ sagt er ein andermal, „ist, daß er mich erzogen hat.“ Allezeit hat Luther des Vaters Gewerbe und den Bergmannsstand hoch gehalten. Mit besonderer Freude hat der Joachimsthaler Pfarrer Johann Mathesius seinen Bergleuten gepredigt, „wie sich die ehrliche Bergart in dieses Bergmanns Sohne auch reget, daß er gern Bergleut um sich gehabt, mit und bei ihnen kurzweilig gewesen“. Zur Fastnachtszeit hatten sich einmal junge Leute als „Schieferhäuer“ vermummt und erschienen in Bergmannskleidern mit ihren Scheidhämmern vor Luthers Thür. „Die laßt mir herein,“ sagte Luther, der sonst von solcher „Mummerei“ nichts wissen wollte, „das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlegelgesellen; den Leuten, weil sie die

Der heilige Martin. (Nach Kranach.)

ganze Woche unter der Erde ſtecken in böſem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulaſſen.“

Tief in das fromme Gemüt des Vaters läßt uns ein Geſpräch blicken, das der Sohn nicht wieder vergeſſen hat. „Mein Vater ſagte einmal zu mir,“ ſo erzählt Luther, „er glaubte nicht, daß ſoviel Garben wüchſen, als Menſchen auf Erden wären.“ Welche Gedanken der Vater an dieſe Worte geknüpft haben mag, kann man daraus ſchließen, daß der Sohn hinzufügt: „Aber ich glaube, daß mehr Garben wachſen; aber das glaube ich nicht, daß ſo viel Mandel Korn wachſen, als Menſchen ſind. Eine Mandel aber giebt kaum einen Scheffel, davon ſich ein Menſch nicht das Jahr über ernähren kann, und werden doch alle ernährt, ja es bleibt noch Getreide übrig, wenn's Jahr um iſt. Das iſt ja ein wunderliches Ding, daran wir ſollten Gottes Gnade und Segen ſpüren.“



Luthers Vater. (Nach Kranach.)

Daß Vater Luther nicht ohne Humor geweſen iſt, zeigt eine kleine Geſchichte, die uns der Sohn erzählt. Einſt begegnete dem Vater ein den untern Volksſchichten angehöriger Menſch, der ein Barett trug, als wäre er ein Gelehrter. Vater Luther legte ihm einen Brief vor und bat, er möge ihm dieſen vorleſen. Ich kann ja nicht leſen, erwiderte jener. Da ſprach Luther: „So ſchlag dir das Unglück auf den Kopf! Warum trägſt du denn ein Barett?“ Ein andermal wurde ihm erzählt, daß ſich ein Knecht ſtatt „Barthel“, wie es Sitte war, „Bartholdus“ nannte; da ſagte er zu ſeinem Knechte: „Nikl, du ſollſt nicht mehr Nikl, ſondern Nikolaus genannt werden.“

Auch von allerlei Aberglauben, Hexenweſen und Teufelsſpuk hörte der junge Luther in ſeinem Elternhauſe. Da man einmal bei Tiſche auf „Zauberei, Herzgeſpann und Alp“ zu ſprechen kam, erzählte er, „wie ſeine Mutter ſehr geplagt wäre worden von ihrer Nachbarin, einer Zauberin, daß ſie ſie aufs Allerfreundlichſte und Herrlichſte hat halten müſſen und verſöhnen. Denn

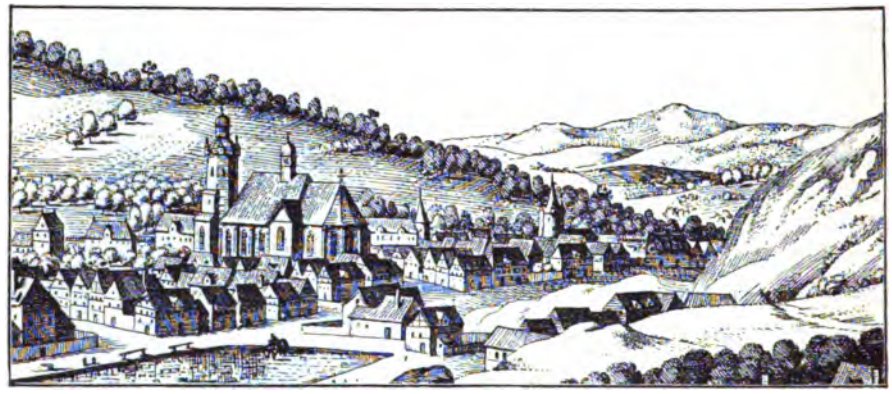
ſie ſchoß ihr die Kinder, daß ſie ſich zu Tode ſchrieen. Und ein Prediger ſtrafte ſie nur insgemein (ohne ſie bei Namen zu nennen), da bezauberte ſie ihn, daß er ſterben mußte; man konnte ihm mit keiner Arznei helfen. Sie hatte die Erde genommen, darauf er gegangen war und ins Waſſer geworfen und ihn damit bezaubert, ohne welche Erde er nicht wieder geſund werden konnte.“ Gewiß ſind es auch Erinnerungen aus der Kindheit, die ſich in Luthers Predigten über das erſte Gebot (1516) widerſpiegeln. Wie tief ſtak man damals im Aberglauben! „Etliche nehmen Weihwaſſer und haben mancherlei Gebete; damit verhoffen ſie ein Ei in einem Ameiſenhaufen zu finden und ſo ſie das bei ſich tragen, ſollen ſie nicht geſehen werden.“ „Etliche ſuchen mit ſolcher Weiſe einen Dieb: ſie ſchreiben die Namen derer, die ſie im Argwohn haben, auf Zettel und werfen die Zettel in das Weihwaſſer; weſſen Zettel dann zu Boden fällt, der iſt der Dieb.“ „Man findet alte Hexen und Zauberinnen bei uns in großer Zahl, die da geſund machen die bezauberten Kinder, deren man gar viele antrifft, von einer unbekannten Krankheit, die ſie ‘die Elbe’ heißen. Dieſen Kindern ſchreiben etliche einfältige Dorfpfaffen und Küſter Zettel, an den Hals zu hängen, und das nicht mit gemeiner Tinte oder gemeinem Papier, auch nicht alle Tage und ich meine auch nicht mit allen Federn und an gemeiner Stätte. Denn dieſe ſchwarze Kunſt hat ihr verborgenes Geheimnis und geſchieht, was ſie machen, wenn ſie Glauben daran haben.“

Luthers Mutter. (Nach Kranach.)

Vater Luther mag wohl auch daheim manchen Teufelsſpuk aus dem Bergwerk berichtet haben. Der Sohn erinnerte ſich deſſen, als er erzählte: „Im Bergwerk veriert und betrügt der Teufel die Leute, macht ihnen ein Geſpenſt und Geplärr vor den Augen, daß ſie nicht anders wähnen, als ſähen ſie einen großen Haufen Erzes und gediegen Silber, da es doch nichts iſt. Denn kann er die Leute über der Erde unter der

Sonne beim hellen lichten Tage bezaubern und bethören, daß sie ein Ding anders ansehen und halten, denn es an ihm selbst ist, so kann er's sonderlich im Bergwerk thun, da die Leute oft betrogen werden."

Frühzeitig wurde Martin zur Schule in Mansfeld geschickt. Ein älterer Kamerad hat ihn manchmal auf den kräftigeren Schultern dahin getragen — ein Liebesdienst, den ihm der dankbare kleinere Freund nie vergessen hat. Ein halbes Jahrhundert später — im Jahre 1544 — schreibt er dem Genossen aus der Kindheit, Nikolaus Ömler, der Bergmann und Luthers Schwager geworden war, in seine Bibel: „Meinem guten alten Freunde, Nicolao Omeler, der mich Pusillen und Kind auf seinen



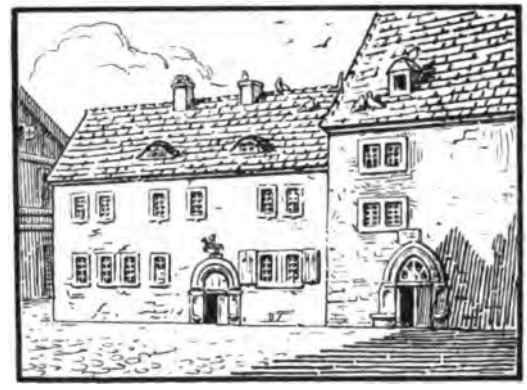
Mansfeld.

Armen hat in und aus der Schule getragen mehr denn einmal, da wir alle beide nicht wußten, daß ein Schwager den andern trug."

Der Schulmeister zu Mansfeld war freilich kein Lehrer, der sich hätte die Liebe der Kinder erwerben können, und sein Unterricht war nicht derart, daß die Jugend ihm mit Freuden gefolgt wäre. Von dem, was man heutzutage „Pädagogik" nennt, hatte dieser Mann keine Ahnung. Der kleine Luther, der sicherlich zu den fleißigen, begabten und willigen Schülern gehörte, wurde von ihm eines Vormittags „fünfzehnmal nach einander gestrichen". Niemals hat er diese Züchtigung vergessen. Der Mansfelder „Schlagmeister" steht ihm wohl vor der Seele, da er klagt: „Viele ungeschickte Schulmeister verderben feine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen, wenn sie mit Kindern nicht anders denn gleich als ein Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umgehen." Wie von der Kinderzucht im Hause, so fordert Luther im Gedenken an seine Mansfelder Schulzeit auch

von der Zucht in der Schule: „Man muß Kinder ſtäupen und ſtrafen, aber gleichwohl ſoll man ſie auch lieb haben.“

Jedenfalls haben aber die Kinder gelernt, was ſie lernen ſollten. Ob ſie es auch verſtanden, war dem Lehrer gleichgiltig. Er hielt es nur für ſeine Aufgabe, die üblichen Kenntniſſe einzubläuen. So lernten die Kinder die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunſer — von Erklärung des Zulernenden oder Gelernten und von deſſen Anwendung aufs Leben war freilich nicht die Rede. Auch die Anfänge des Latein, die lateiniſche Grammatik wurde eingeprägt. Wo Verſtand, Fleiß oder guter Wille fehlte, half der Stock nach. Jede Klaſſe hatte eine Tafel, „Lupus“ genannt, weil mit dem Bilde eines Wolfs verſehen. Wem ein deutſches Wort entſchlüpfte, wo lateiniſch geſprochen werden ſollte, wer ein lateiniſches Wort nicht raſch in die entſprechende grammatiſche Form nach Deklination oder Konjugation einreihen konnte, dem wurde der „Lupus“ umgehangen. Er wanderte von einem Sünder zum andern. Wer ihn zuletzt trug und jeder, der dreimal mit ihm geſchmückt worden war, erhielt Prügel. Am Sonnabend aber wurde der „Lupuszettel“ der Woche verleſen und wiederum derjenige, der am öfteſten darauf verzeichnet ſtand, mit einer Tracht Schläge belohnt. Daß ſolcher Unterricht, insbeſondere dieſe „Lupizettel“ für die Kinder, wie ſich Luther ausdrückt, eine „Schinderei“ war, dürfen wir ihm wohl glauben.



Luthers Schule in Mansfeld.

Neben der lateiniſchen Grammatik wurde der Ciſio Janus, der Kalender mit allerlei lateiniſchen Merkverſen, nach denen die Heiligentage einzuprägen waren, getrieben.

Eine wahre Freude mag dem Knaben wohl der Geſangsunterricht bereitet haben, in dem vierſtimmige lateiniſche Lieder geübt wurden. Die liebſten Stunden aber waren es ihm — auch das hat er nie vergeſſen —, wenn man deutſche Lieder ſang, wie ſie auch für den Gottesdienſt gebraucht wurden. Das waren freilich noch keine Kirchenlieder, wie wir ſie haben. Damals ſangen im Gottesdienſt die Prieſter, nicht die Gemeinde. Nach

dem Schluß aber des Priestergesanges stimmte von altersher die Gemeinde das Kyrie eleison an. Vor diese, dem Volke unverständlichen griechischen Worte hatte man allmählich einige deutsche Verse gestellt, z. B.

zu Weihnachten:

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Deß freut sich aller Engel Schar;

oder zu Ostern:

Christ ist erstanden
Aus Todes Banden,
Deß sollen wir alle froh sein,
Gott will unser Trost sein;

oder zu Pfingsten:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahren aus diesem Elende.

Der Schluß der Schule wird auch dem jungen Luther, wenigstens in Mansfeld für gewöhnlich ein ersehnter Augenblick gewesen sein. Dann schweifte er mit Geschwistern und Freunden in Wald und Flur einher. Das offene Auge, mit dem der Mann sich an der Schönheit der Natur ergötzte und ihre Wunder beobachtete, hat der Knabe schon besessen. Der liebste Spielgefährte war ihm sein Bruder Jakob. Die Mutter erzählte selbst, daß dem einen ohne den andern weder Essen noch Spiel geschmeckt habe. Martin aber hat sie das schöne Zeugnis ausgestellt, daß er für seine jüngeren Geschwister ein „Lenker in den Sitten“ gewesen sei.

Von besonderer Bedeutung sind für Luther die Eindrücke gewesen, die sein empfängliches Gemüt von der Kirche erhalten hat. Er wuchs auf in den Anschauungen mittelalterlichen Kirchentums. Von den Heiligen erfreuten sich in Mansfeld nächst der Mutter Maria besonders Ritter Georg der Drachentöter und die heilige Anna gläubiger Verehrung. St. Georg war der Schutzpatron der Stadt. Ihm war die Pfarrkirche geweiht. Manches Gebäude war mit seinem Bilde geschmückt, das auch auf dem Stadtsiegel und den Mansfelder Münzen zu sehen war. Die Legende dieses ritterlichen Heiligen erschien Luther auch noch später als „ein schön christlich Gedicht“, in dem die Jungfrau Staat und Kirche darstelle: „Der Drache bedeutet den Satan, der sie fressen und verschlingen

will durch seine Schuppen, die Tyrannen und Rotten. Aber Gott hält über ihnen, bis irgend ein frommer Kaiser oder Fürst kommt, der sie schützt und errettet.“ Die heilige Anna galt als Beschützerin des Bergbaues. „Wer nur reich werden wollte, der hatte St. Anna zur Heiligen.“

St. Georg der Drachentöter. (Nach Kranach.)

Strenge kirchliche, freilich nur äußerliche Zucht wurde wie anderwärts so auch in Mansfeld geübt. „Da ich ein Knabe war,“ erzählt Luther, „waren alle Spiele verboten, also daß man die Kartenmacher, Pfeifer und Spielleute nicht ließ zum Sakrament gehen und mußten vom Spielen, Tanzen und andern Spektakeln und Schauspielen, wenn sie es geübt oder zugesehen hatten und dabei waren gewest, beichten.“ Aber trotzdem wußte auch die Kirche dem Volke allerlei Ergötzlichkeiten zu bieten. „Die Mittelpunkte der Fröhlichkeit waren die kirchlichen Festtage mit ihren feierlichen Prozessionen, Krambuden und Lustbarkeiten für Auge, Ohr und Magen, dann die Verkleidungsspiele am Christabend, das Palmschießen bei Eintritt der Karwoche, der Mummenschanz der Fastnachtspiele und die pantomimischen Aufzüge der Schuljugend am Gregorius- oder Nikolaustage, wenn sie aus ihrer Mitte einen Bischof wählte und hinter ihm als ein symbolisch gegliedertes Geleit von Aposteln, Engeln und Heiligen, Gewerken, Künsten und Fakultäten, Ständen und Orden zur Kirche zog.“

Mit dem eigentlichen Gottesdienst freilich war es auch in Mansfeld herzlich schlecht bestellt. „Man hat dem Volk,“ erzählt Luther, „vorgelesen

den Text des Evangeliums, die Passion oder Historie des Leidens Christi. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset u. s. w. Aber von dem allen hat man nicht einen Buchstaben noch einen Titel verstanden. Da sind keine Prediger gewesen, die uns hätten sagen können, was es sei." Von Christus als dem freundlichen Heiland, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, war nichts zu hören. „Ich wurde von Kindheit auf so gewöhnt," sagt Luther, „daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte; denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt."

Nach dem allen kann es uns nicht wundernehmen, daß der Knabe verschüchtert wurde. Das zeigt sich deutlich in einer kleinen Begebenheit, die uns Luther selbst berichtet: „Da ich und sonst ein Knabe daheim in der Fastnacht, wie Gewohnheit ist, vor den Thüren sangen, Würste zu sammeln, da scherzt ein Bürger mit uns und schreit laut: Was macht ihr bösen Buben? Daß euch dies und das bestehe! Kommt zu uns gelaufen mit zwei Würsten und will sie uns geben. Ich und mein Gesell aber erschraken vor dem Geschrei, flohen vor dem frommen Mann, der uns kein Leid, sondern Gutes gedachte zu thun. Und daß es ja an ihm nicht fehlte, rief er uns nach, gab uns gute Worte, daß wir wieder zurückkehrten und die Würste von ihm nahmen."

Was die Schule der Heimat bot, hatte Martin nunmehr gelernt. Es war des Vaters Absicht, seinen Erstgeborenen einer höheren Lebensstellung zuzuführen, während er dessen Bruder Jakob für den Bergmannsstand bestimmte. Langsam kam der Vater Luther vorwärts. Er hatte seines biederen, ehrbaren Charakters wegen sich bald die Achtung seiner Mitbürger erworben, die ihn im Jahre 1491 unter die „Vierherrn", die Gemeindeverordneten, wählten. Auch bei den Grafen von Mansfeld stand er wegen seiner bergmännischen Tüchtigkeit in Ansehen. Von Wohlhabenheit war freilich noch keine Rede. So mag er seinem Sohn Martin es vorgestellt haben, daß, wollte er zu einem hohen Ziele gelangen, manche Entbehrung getragen werden müsse. Aber schon der Blick auf den Vater, das beste Vorbild, ermutigte den Knaben, allen Schwierigkeiten zum Trotz das Studium zu ergreifen und sich damit den Zugang zur Gelehrtenlaufbahn zu eröffnen.

Da mußte er denn den Wanderstab in die Hand nehmen. Es war im Jahre 1497. Auch ein andrer Bergmannssohn war in ähnlicher Lage, Hans Reinicke, ein Kind des Mansfelder Bergvogts Peter Reinicke. Solchen Knaben drohte freilich draußen in der Welt manche Gefahr für Leib und

Seele. Unter den „fahrenden Scholaren“ gab es viele rohe Leute, die am Umherziehen, Betteln und allerlei Abenteuern mehr Freude als am Studium fanden. Dieſer Gefahr wollten die Eltern ihre Söhne keinesfalls ausſetzen. Sie ſollten nicht umherziehen, ſondern an einem feſten Ort zur Schule gehen. Man entſchloß ſich für Magdeburg, da man hoffen durfte, daß Dr. Paul Moßhauer, ein höher biſchöflicher Beamter, der Beziehungen zu Mansfeld hatte, ſich der Knaben annehmen würde. Außerdem hatte die Stadt gute Schulen. An einer derſelben unterrichteten die ſogenannten „Nullbrüder“, ſonſt auch Lollbrüder oder Lollharden genannt. Das waren Brüder vom gemeinſamen Leben, die im Jahre 1488 eine Zweigniederlaſſung in Magdeburg gegründet hatten, fromme, wiſſenſchaftlich gebildete Leute, den humaniſtiſchen

Magdeburg.

Beſtrebungen zugethan, die mit ihrer Erziehungskunſt nicht nur auf den Kopf, ſondern auch auf das Herz der ihnen anvertrauten Jugend wirken wollten.

So konnte Martin in Magdeburg etwas Tüchtiges lernen. Auch nahm der genannte Offizial Moßhauer ſich ſeiner an. Wir hören z. B. ſpäter, daß Luther in deſſen Hauſe den ſpäteren Bürgermeiſter Magdeburgs Claus Storm kennen gelernt hat. Für ſeinen Lebensunterhalt mußte freilich Luther wie andre arme Knaben ſelbſt ſorgen, entweder mit dem Schülerchor vor den Häuſern ſingend oder auch ohne Geſang um eine Gabe bittend. Indes iſt Luther nur ein Jahr in Magdeburg geweſen. Daraus erklärt es ſich, daß wir von den Eindrücken, die jener Aufenthalt auf ihn machte, nur wenig erfahren. Kurze Zeit hat damals auch ein berühmter Mann in Magdeburg geweilt, Andreas Proles, der Prior des Auguſtinerkloſters

Himmelspforte bei Wernigerode, zu jener Zeit Ordensvikar der deutschen Augustinerkongregation und als solcher der Vorgänger des berühmten Johann Staupitz. Dieser sittenstrenge, gelehrte und aufrichtig fromme Mann war von der Notwendigkeit einer Reformation überzeugt, obgleich er dieselbe in ihrer Tiefe und in ihrem ganzen Umfange schwerlich erkannt haben dürfte. „Ihr Brüder, das Christentum bedarf einer großen und starken Reformation," hat er oft gesagt, „und ich sehe, daß sie nahe bevorsteht." Frug man ihn dann, warum er das Werk nicht angreife, so antwortete er: „Ich bin alt, schwach und nicht mit den Gaben ausgerüstet, aber der Herr wird einen durch Alter, Kraft, Ausdauer, Gelehrsamkeit, Geist und Beredsamkeit ausgezeichneten Mann senden, der wird's anfangen und allen Irrtümern entgegentreten; ihm wird Gott das Herz geben, daß er den hohen Herren zu widersprechen wagt." Ob der junge Luther Andreas Proles damals kennen gelernt, gesehen oder gehört hat, wissen wir nicht, ist aber wohl anzunehmen.

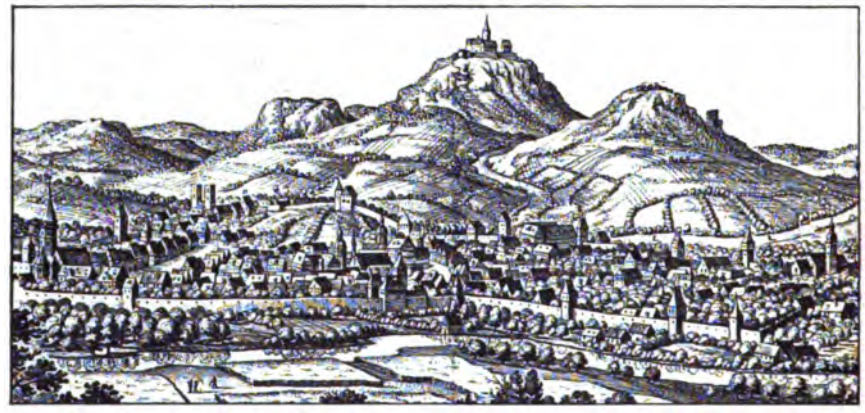
In der Stadt des Erzbischofs trat die Kirche mit einem Glanze auf, wie ihn Martin nie zuvor gesehen hatte. Hier stand er wohl auch in kindlicher Andacht vor jenem Bilde, das die alleinseligmachende Kirche als die mächtige Mittlerin zwischen Gott und Menschen pries. „Da maleten sie," erzählt er, „ein groß Schiff, das hieß die heilige christliche Kirche, darin saß kein Laie, auch weder Könige noch Fürsten, sondern allein der Papst mit den Kardinälen und Bischöfen vorn an unter dem heiligen Geist und die Pfaffen und Mönche zu den Seiten mit den Rudern und fuhren also zum Himmel zu. Die Laien aber schwammen im Wasser um das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die heiligen Väter aus Gnade und Mitteilung ihrer guten Werke herauswarfen und ihnen halfen, daß sie nicht ersöffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und war kein Papst, Kardinal, Bischof, Pfaff noch Mönch im Wasser, sondern eitel Laien." Einen unauslöschlichen Eindruck hat es auf den Knaben gemacht, als er einen Fürsten von Anhalt in der Barfüßerkutte bettelnd von Haus zu Haus gehen sah. „Ich hab gesehen mit diesen Augen," schreibt Luther 36 Jahre später, „da ich bei meinem vierzehnten Jahr zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, nämlich des Dompropsts und hernach Bischofs Adolphs zu Merseburg Bruder, der ging in der Barfüßerkappe auf der breiten Straße um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zur Erden krümmen mußte; aber sein Gesell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen be-

schornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andern Werk im Kloster gleichwie ein andrer Bruder thät und hatte sich also zerfastet, zerwacht, zerkasteiet, daß er sah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut, starb auch bald. Denn er vermochte solch streng Leben nicht zu ertragen. Summa: Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen." Auch der junge Luther wird in jenem bedauernswerten, irregeführten Fürstensohn einen lebendigen Heiligen erblickt haben.

In Magdeburg befiel den Knaben eine schwere Krankheit. „Daselbst ist ihn," schreibt Luthers Arzt Matthäus Ratzeberger, indem er der mündlichen Erzählung aus des Reformators Munde folgt, „ein hart brennend Fieber ankommen, welches ihn heftig geplaget. Als er nun großen Durst leiden mußte und man ihm das Trinken in währender Hitze entzogen, begiebt's sich einmal an einem Freitag, daß jedermann nach Essens zur Predigt ist gangen und ihn im Hause gar allein gelassen. Als er sich nun des Dursts nicht länger hat wissen zu erwehren, kreuchet er auf Händen und Füßen abwärts in die Küche und ergreifet daselbst ein Gefäß mit frischem Wasser, trinkt dasselbe mit großer Lust aus und machet sich also schwach auf Händen und Füßen wieder in sein Losament, das er kaum hat erreichen können, ehe das Volk wieder aus der Kirchen ist kommen. Auf diesen Trunk ist ihm ein harter Schlaf ankommen und das Fieber hernach gar außen blieben." Vielleicht ist diese Krankheit mit die Veranlassung gewesen, weshalb Luther schon im Jahre 1498 wieder nach Hause zurückkehrte. Daß er ganz in den Anschauungen der mittelalterlichen Kirche und ihren Begriffen von Frömmigkeit lebte, daß sogar der Magdeburger Aufenthalt diese in ihm noch befestigt und vertieft hatte, zeigt eine Geschichte, die er später selbst erzählte. Kurz nach seiner Rückkehr starb der alte Graf Günther von Mansfeld. Bis zuletzt hatte Vater Hans Luther am Sterbebette seines Landesherrn gestanden. „Als er nun nach des Grafen Abschied wieder in sein Haus kommt, fängt er an seinem Gesinde hoch zu rühmen, was für ein herrliches, vortreffliches Testament der Graf hinter sich verlassen habe. Als man ihn nun fragte, was es für ein Testament und letzter Wille gewesen, sagte er: Daß er allein auf das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi von dieser Welt wolle abscheiden, sich seines Verdienstes allein trösten und ihm seine Seele befehlen. Da gedachte ich dazumal," sagte Luther, „als ein junger Schüler: Soll denn dieses so ein treffliches Testament sein? Denn ich ließ mich bedünken, wenn der Graf etwas Stattliches zum Gottesdienst, zur Pfarrkirche oder zu Klöstern verordnet und gestiftet

hätte, das wäre wohl ein ansehnlicher Testament gewesen als dieses.“ Der Gegensatz in den religiösen Anschauungen des Vaters und des Sohnes tritt hier nur leise, beim Eintritt Luthers ins Kloster, sieben Jahre später, aber in aller Stärke hervor.

Fest haben Vater und Sohn das einmal gesteckte Ziel verfolgt und allen Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen wollten, getrotzt. Man wählte nunmehr Eisenach als den Ort, da Martin weiterhin für die Hochschule sich vorbereiten sollte. Dort hatten Vater und Mutter Verwandte. Ein Konrad Luther war Küster zu St. Nikolai. Man durfte wohl hoffen, daß diese sich, soweit es in ihren Kräften stand, des Knaben annehmen würden. Die Stadt mit ihren lieblichen Thälern und grünen Wäldern in



Eisenach.

naher Umgebung bot einen gesunden Aufenthalt. Auch für die Schule war gut gesorgt. So packte denn Martin von neuem sein Ränzel, nahm Abschied von Eltern und Geschwistern und zog nach der alten Landgrafenstadt, im voraus gewiß, daß er sich dort heimischer als in dem geschäftigen, unruhigen, fremden Magdeburg fühlen würde. Ganz anders als er es gedacht, sollte seine Hoffnung sich erfüllen. Ein schönes trautes Heim sollte sich ihm hier aufthun. Eisenach sollte „seine liebe Stadt“ werden.

Zuerst freilich ist es ihm auch in Eisenach trübe und herzlich schlecht ergangen. Die Verwandten, selbst arm, vermochten ihn nicht bei sich aufzunehmen. So blieb ihm denn wiederum nichts anderes übrig als singend sich sein kümmerliches Brot zu erbetteln. Er empfand das um so schmerzlicher, je älter er wurde und je mehr der wissenschaftliche Trieb in ihm

erwachte. Manch schweren inneren Kampf wird er damals haben bestehen müssen. Sollte er an einer Klosterpforte anklopfen und sich einem Orden geloben? War er dann nicht von diesen leidigen Nahrungssorgen befreit? Sollte er in die Heimat zurückkehren und ein Handwerk ergreifen? Aber das waren nicht Gottes Gedanken. Lange genug hatte der Druck der Armut auf dem Knaben gelastet. Das Joch hatte ihn stark und widerstandsfähig gemacht. Jetzt durfte es von ihm genommen werden. Die fromme Gattin des reichen Eisenacher Bürgers Kunz Cotta, Frau Ursula Cotta, die ein Herz für die Armen hatte und persönlicher Barmherzigkeit sich nicht schämte, hatte den jungen Martin oft bei seinem „Singen und herzlichem Gebet in der Kirche", auch beim Currendesingen vor ihrer Thür beobachtet. Sie nahm ihn in ihr Haus auf und ließ es ihm zu einem zweiten Elternhause werden.

Menschengedanken werden es nicht ermessen können, welche Bedeutung dieser Liebesdienst einer edlen deutschen Frau für die gesamte Entwicklung Luthers und damit für das Werk der Reformation überhaupt gehabt hat. Alle Sorge um den Lebensunterhalt war von dem Knaben genommen. Wie mag sein Herz sich nun frei gefühlt haben! Jetzt durfte er die ganze Kraft und Zeit der Schule und ihren Aufgaben widmen. Die Behaglichkeit, die edle Freude, der künstlerische Sinn jenes Patrizierhauses erfreuten das Gemüt und erweiterten den Blick. Nicht mehr dem mühsamen Broterwerb und dem demütigenden Bettel, sondern der Freude diente nunmehr die von Luther so geliebte und geschätzte „Musika". Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in dem gegenüberliegenden Hause — wenn anders das als solches bezeichnete Haus wirklich das Cottasche ist — der größte Tondichter der evangelischen Kirche, Johann Sebastian Bach, das Licht der Welt erblickt hat!

Zeit seines Lebens ist Luther seiner Wohlthäterin und ihrem Hause durch Wort und That dankbar gewesen. An ihre treue mütterliche Liebe dachte er, als er zu der Bibelstelle: „Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen" (Spr. Sal. 31, 10) an den Rand schrieb: „Nichts Liebers ist auf Erden denn Frauenlieb, wem's kann werden." Sie hat den Weg ihres Schützlings nur auf ein Jahrzehnt noch verfolgen können, seit er aus ihrem Hause wieder geschieden. Am 29. November 1511 ist sie bereits gestorben. Ihr Name bleibt in der Christenheit in Ehren.

Eisenach hatte mehrere Schulen. Luther hatte die St. Georgenschule gewählt, die zur Pfarrkirche gehörte. Der Rektor zu St. Georgen, Johann Trebonius, war ein Mann von tüchtiger Bildung. Es läßt sicher auch auf ein gutes pädagogisches Talent schließen, daß er seinen Schülern mit einer gewissen Achtung begegnete. „So oft er in die Stube, darinnen seine Schüler

saßen, einging, zog er allewege sein Barett ab, bis er sich in seinen Stuhl, daraus er gelesen, niedergesetzt, welches auch seine Collaboratores und Baccalaurei in der Schule haben thun müssen und ob wohl etzliche zu Zeiten das Barett abzuziehen vergessen, hat er sie ernstlich darum beredet. Denn es sitzet, sagte er, unter diesen jungen Schülern noch mancher, da Gott aus dem einen einen ehrlichen Bürgermeister, aus dem andern einen Kanzler, hochgelehrten Doktor oder Regenten machen kann, ob ihr sie gleich itzo nicht kennet, denselben sollt ihr billig Ehre erzeigen." Ein andrer Lehrer Luthers war Wigand Güldenapf aus Fritzlar, der später Pfarrer zu Waltershausen wurde und das Evangelium annahm. Mehrfach hat sich Luther seiner dankbar erinnert.

Durch das Cottasche Haus kam der Jüngling auch mit andern Leuten in Verbindung, so mit der Schalbischen, den Cottas nahe verwandten Familie, mit den Mitgliedern des nach jener opferwilligen Familie genannten Schalbischen Kollegiums, einer kleinen Franziskaneranstalt am Fuße der Wartburg, deren Haus ursprünglich von der heiligen Elisabeth zur Speisung armer Leute, denen der Weg zur Wartburg zu beschwerlich war, bestimmt gewesen, endlich mit dem Priester am Marienstift, Johann Braun. Wie eng die persönlichen Beziehungen mit diesen Männern waren, beweist die Einladung, die er dem genannten Braun zu seiner ersten Messe schickte. Er erklärt in dem Schreiben, daß er es aus Bescheidenheit nicht wagen dürfe, auch das Schalbische Kollegium, „diese vortrefflichen, um ihn so hochverdienten Männer", wie er so gern möchte, zur Teilnahme an der Feier aufzufordern.

Luthers religiöse Anschauungen werden kaum eine Änderung in Eisenach erfahren haben. Auch hier trat ihm das Christentum in derselben Gestalt wie bisher entgegen. In Eisenach war es vornehmlich die heilige Elisabeth, von der die Legende sprach und der die fromme Verehrung galt. Ihre Gestalt ist auch Luther lieb gewesen und geblieben. Ihre „Heiligkeit" war doch eine ganz andere als die jenes armen Fürsten von Anhalt, den er in Magdeburg „vor Andacht schmatzend" gesehen hatte. Solch praktisches Christentum, wie Elisabeth es geübt hatte — und das Schalbische Kollegium ließ ihn selbst etwas davon genießen und etwas von Elisabeths Geist konnte er an seiner „Wirtin" Frau Cotta spüren — wird nicht ohne Eindruck auf den Jüngling geblieben sein. Mehrfach kommt er später darauf zu sprechen. „Die heilige Frau Elisabeth," erzählt er, „kam einmal in ein Kloster und sah, daß unsers Herrn Leiden war hübsch gemalt an den Wänden, und sprach: Diese Kostung solltet ihr gespart haben zur Nahrung des Leibs; denn solches sollte in euren Herzen gemalt sein. Siehe da, wie ein einfältig,

göttlich und kräftig Urteil ist das über die Ding, die doch jedermann köstlich achtet. Wenn sie es jetzt redete, sollten sie die Papisten gewißlich verbrennen, als die da Christi Leiden gelästert und gute Werke versprochen hätte: sie müßte eine Ketzerin sein, wenn sie zehn Heiligen wert wäre." Wie streng die Kirche über einen Ketzer richtete, hat Luther auch in Eisenach erfahren. Schon seit Jahren büßte Johann Hilten seine Ketzerei im Gefängnis des Franziskanerklosters. Worin Hiltens „Verbrechen" bestand und daß der Mönch, an dessen Kerker der Knabe wie andere mit Grauen und Schrecken, im besten Falle mit einer Regung des Mitleids oft vorübergegangen war, ihm selbst geistesverwandt gewesen, das hat erst der Mann erfahren. Hilten, ein Thüringer Kind wie Luther, war durch die Beschäftigung mit der heiligen Schrift zu einer herben Beurteilung der kirchlichen und insbesondere der klösterlichen Verhältnisse gelangt und hatte frei nach seinem Gewissen geredet. Das war sein Verbrechen. Auch das Gefängnis konnte ihn nicht zu einem Widerruf bewegen. Statt dessen erklärte er: „Es wird ein Held kommen, der euch Mönche hart antasten wird, dem werdet ihr nicht widerstehen können!" Ohne daß er es ahnte, wuchs der Held nicht weit von der Stätte seiner Drangsal heran. Am westlichen Eingange der St. Georgenkirche hat ihm eine thüringische Fürstin ein Denkmal errichten lassen.

Drei Jahre hatte Luther in Eisenach gelebt und fleißig gelernt. Dabei war ihm das Herz aufgegangen. Jene drei Jahre sind ohne Zweifel die schönsten seiner Jugend gewesen. Die Zeit war gekommen zum Übergang auf die Hochschule. Mit dankbarer Wehmut schied der Jüngling aus dem Cottaschen Hause und von den lieben Eisenacher Freunden. Aber die Wehmut ward überwunden durch freudige Erwartung. Eine neue Welt sollte sich ihm aufthun. Zu den Quellen der Wissenschaft, zum Born der Wahrheit durfte er ziehen, nun nicht mehr geleitet von der drückenden Sorge ums tägliche Brot. Gott hatte der Eltern Fleiß gesegnet. „Mit aller Liebe und Treue" konnte Hans Luther seinen Sohn auf der Universität erhalten. Man wählte Erfurt, und zwar nicht nur um seiner Nähe willen. Dorthin ziehen wir mit dem frohen Mutes vorwärtsstrebenden Jüngling.

2. Auf der Universität Erfurt.

Als Luther nach Erfurt kam, begann die Blüte dieser Stadt bereits zu welken. Frühzeitig war Erfurt ein berühmter Handelsplatz geworden. Als Stapelort zwischen Ober- und Niederdeutschland hatte es Reichtum, Macht und Ansehen gewonnen. „Erfurt liegt am besten Orte," sagte Luther selbst, „ist

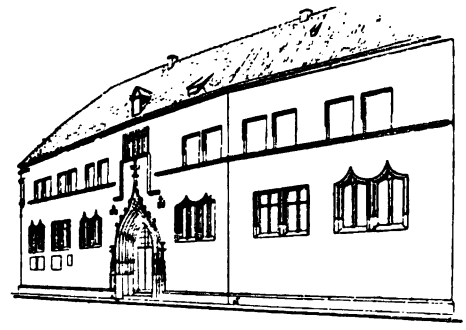
eine Schmalzgrube: da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte. Wenn Nürnberg da stände, sie sollte das ganze Land unter sich reißen.“ Aber gerade seine hervorragende, glänzende Stellung hatte mehr als einmal den Argwohn der Fürsten, insbesondere des Erzbischofs von Mainz geweckt. Der Versuch der Stadt, sich gänzlich von Mainz loszumachen und die Reichsfreiheit zu erwerben, mißlang. Zwar lag bei Beginn des neuen Jahrhunderts der Rückgang der Stadt noch nicht zu Tage. Aber Luther hat ihn noch gesehen. „Erfurt ist ein sehr fruchtbar Bethlehem gewest, aber der Segen ist nun in Fluch geraten,“ lauten seine Worte. Der verschwenderische Luxus der Bewohner hat während Luthers Studienzeit den Niedergang Erfurts noch zu verdecken gewußt. Man zehrte noch Jahrzehnte von den Früchten des Fleißes der Väter und von den Erfolgen des Handels günstigerer Zeiten.

Erfurt.

Das Kleinod der Stadt war die Universität. Ein reichliches Jahrhundert war sie damals alt. Sie erfreute sich zahlreichen Besuches. Während des 15. Jahrhunderts sind jährlich im Durchschnitt 400 Studenten inskribiert worden. „Wer recht studieren will,“ lautete ein Sprichwort, „der ziehe nach Erfurt“ und Luther sagte: „Die Universität zu Erfurt war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle anderen dagegen für kleine Schützenschulen angesehen wurden.“

Wie alle mittelalterlichen Universitäten so stand auch die Erfurter Hochschule im engsten Zusammenhang mit der Kirche. Schon seit 1396 war der Erzbischof von Mainz Kanzler der Universität. Bei Beginn des Semesters besuchte der gesamte Universitätskörper, Lehrende wie Lernende, die Messe. Jede Fakultät hatte ihren besonderen Schutzheiligen, die philosophische St. Georg, die juristische St. Ivo, die theologische St. Hieronymus. Jeder, der eine theologische Würde erlangte, mußte schwören, „nichts wider

den Ausspruch der heiligen Mutterkirche und approbierter Lehrer zu lehren und dem Dekane so rasch als möglich Anzeige zu machen, wenn sie wüßten oder hörten, daß ein der Fakultät Inkorporierter Ketzerei säe und lehre oder Irrtum oder sonst etwas, das wider die Entscheidung der Kirche wäre". Luther hat später besonders über diese das Gewissen umstrickenden Gelübde bittere Klage geführt. Trotz dieser Fesseln, die die Kirche der Wissenschaft anlegte, herrschte in Erfurt ein freierer Geist als an mancher anderen Hochschule, wenn auch das Wort 'Erfordia Praga' gewiß erst später hiermit in Verbindung gebracht worden ist, ursprünglich auf die Einwanderung Prager Studenten hinweisend, die wegen der Beeinträchtigung ihrer Rechte die Alma mater verlassen hatten. Aber man hütete sich vor den unbequemen Folgen, die ein ausgesprochener Gegensatz zur Kirche mit sich zu bringen pflegte. Daß solcher Gegensatz außerdem unfruchtbar war und die Kirche doch am Ende recht behielt, hatte man unter anderem an dem früheren Erfurter Lehrer Wesel gesehen, der im Jahre 1481 im Gefängnis gestorben war, nachdem er seine Schrift übr den Ablaß widerrufen und seine ketzerischen Bücher hatte ins Feuer werfen müssen.



Die Erfurter Universität zur Zeit Luthers.

Ebenso friedlich wie eine freiere Denkweise und unterwürfige, des echten wahrhaften Charakters entbehrende Kirchlichkeit ging damals in Erfurt die mittelalterliche Scholastik und der einem Neuen zustrebende Humanismus neben einander her. Die Scholastik wollte das große Lehrgebäude der Kirche mit Hilfe der Denkmethode des Aristoteles in ein festes System bringen. Unverbrüchlich steht ihr die Lehre der Kirche fest. Kein Denken und keine Philosophie hat sich über dieselbe zu stellen, sondern soll ihr nur dienen. Daß die Philosophie zu anderen Ergebnissen führe, als die Kirche lehrt, ist undenkbar. Würde sie es thun, so hätte sie nicht die Kirchenlehre, sondern sich selbst als falsch erwiesen. Gewiß war in dieser mittelalterlichen Geistesübung eine große Arbeit enthalten. Aber diese Arbeit war eine fruchtlose und von Wissenschaftlichkeit konnte dabei keine Rede sein. Diese ist erst ein Kind der Reformation. Allmählich kam auch die Scholastik davon zurück, sich mit der Kirchenlehre zu beschäftigen, sondern verließ ganz das praktische Gebiet und erblickte ihre

Aufgabe nur darin, die Form des Denkens ſelbſt zu unterſuchen. Das thaten die ſogenannten „Modernen“.

Zu dieſen gehörten auch die beiden berühmten Vertreter der Scholaſtik, die Luther an der Univerſität Erfurt vorfand und hörte, Jodocus Trutvetter, der als Rektor der Univerſität im Sommerſemeſter 1501 Luthers Namen in die Matrikel eintrug als ‘Martinus Ludher ex Mansfelt’, und Bartholomäus Arnoldi von Uſingen. Heutzutage würde ſich kaum ein Student für derartige Stoffe begeiſtern, wie dieſe Männer ſie vortrugen. Luther hat ſich ihrem Studium mit ganzem Eifer gewidmet, und nicht zu ſeinem Schaden. Er mußte dieſe Art „Theologie“ gründlich kennen lernen, um ſie erfolgreich bekämpfen zu können. Und die Schärfe des formalen Denkens iſt ihm ſpäter wiederholt zu Gute gekommen.

Neben der Scholaſtik hatte aber auch der Humanismus in Erfurt bereits eine Heimſtätte gefunden. Man trieb Latein und lernte — ſo lange ein Lehrer dafür da war — Griechiſch. Man ergötzte ſich an der Lektüre römiſcher Klaſſiker, insbeſondere der Dichter und baute ſelbſt lateiniſche Verſe. In dieſen Kreiſen wehte ein friſcher Geiſt. Hier ſtanden Lehrer und Schüler in freundſchaftlichem, lebendigem Verkehr. Auch Luther iſt von dieſem Geiſte berührt und ergriffen worden, wenn er auch nicht zu dem engeren Kreiſe der Humaniſten und „Poeten“ gehört hat.

Erſt auf der Univerſität hat ſich Luther mit Eifer und Verſtändnis den römiſchen Klaſſikern zugewendet. Die Fülle von Citaten aus deren Schriften, die ſich bei ihm finden, legt davon beredtes Zeugnis ab. Insbeſondere hat er ſich damals mit Cicero und Livius, mit Plautus, Virgil und Ovid beſchäftigt. Da er ſpäter ſich auch mit Horaz, Terenz und Juvenal vertraut zeigt, aber nach ſeiner Studentenzeit zu deren Studium wohl kaum Muße fand, wird die Beſchäftigung mit dieſen Dichtern gleichfalls in die Erfurter Jahre fallen. Auch neulateiniſche Poeſie hat er geleſen, ſo die Gedichte des Baptiſta Mantuanus, der nach Ovidiſchen Muſtern chriſtliche Stoffe behandelte, und Reuchlins Drama „Sergius“, über welches Hieronymus Emſer damals ein Kolleg gehalten hat. Griechiſch hat Luther als Student noch nicht gelernt. Von einem Studium der Klaſſiker in „philologiſchem“ Sinne war bei Luther nicht die Rede. Die Spuren ſeiner Beſchäftigung mit denſelben, die wir in ſeinen Schriften finden, laſſen erkennen, daß ihn „am meiſten die Äußerungen einer praktiſch geſunden, allgemein menſchlichen Lebensweisheit, Lebensbeobachtung und Erfahrung anzogen“. Alles was irgendwie dazu die Möglichkeit bietet, ſetzt er in praktiſche Beziehung zum Leben und beleuchtet damit Gegenwart und Umgebung. So wie noch heute

der humanistisch Gebildete seine Klassiker mit ins Leben hinaus nimmt und sich gern von ihrem Hauche erfrischen läßt, so hat auch Luther jene Schriftsteller lieb behalten. Er nahm sie mit in die Klosterzelle und auf die Coburg, ohne sich um deren Heidentum zu bekümmern. So sagt er z. B. von Cicero: „Ich hoffe, unser Herr Gott werde ihm und seinesgleichen gnädig sein. Wiewohl uns nicht gebühret, das gewiß zu sagen noch zu definieren und schließen, sondern sollen bei dem Wort, das uns offenbart ist, bleiben: Wer glaubet und getauft wird, der wird selig; daß aber Gott nicht könnte dispensieren und einen Unterschied halten unter andern Heiden und Völkern, da gebühret uns nicht zu wissen Zeit und Maße."

Des Studenten Hauptinteresse aber galt trotz alledem der scholastischen Wissenschaft, in die ihn besonders Trutvetter, der „Doktor von Erfurt" einführte. Noch im Jahre 1518 nennt er ihn den „ersten Theologen und Philosophen". Das spätere Leben hat dann Luther wieder mit mehreren Männern zusammengeführt, die damals dem Erfurter Humanistenkreise angehörten. Es sei hier nur Georg Spalatin genannt. Während der Studentenzeit ist er nachweislich nur mit zwei Commilitonen jener Richtung in engere Verbindung getreten, mit Crotus Rubianus (Johann Jäger aus Dornheim) und mit Johann Lange.

Man könnte meinen, daß manches freie Wort, das der Student Luther über die römische Kirche hörte, für seinen Werdegang zum Reformator von Einfluß gewesen wäre. Aber das muß verneint werden. „Das will ich wohl schwören," schreibt Luther im Jahre 1522 an die Christen zu Erfurt in Bezug auf seine Studentenzeit, „daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lektion oder Predigt von irgend einem geschehen ist." Wie in Kopf und Gewissen der Lehrer jene freiere Richtung sich mit völliger Unterordnung unter die Kirche vertrug, so auch bei ihrem Schüler. Die entscheidende Wende in Luthers Wesen konnte und sollte nicht von außen hereingetragen werden, sondern mußte aus dem tiefsten Innern, aus dem Gewissen und aus dessen heißesten Kämpfen stammen. Hätten kritische Äußerungen über Rom bei dem Studenten Boden gefunden, so würde er nicht ins Kloster gegangen sein. Hätte er eine Ahnung gehabt, daß eine Reformation der Kirche nötig und nur auf Grund der heiligen Schrift möglich war, so hätte die Entdeckung der ersten ganzen Bibel schon damals weit andere Folgen gehabt, ja, er würde die Bibel gesucht, aber nicht „zufällig" gefunden haben. Der Bericht hierüber stimmt ganz zu der Stellung zur Kirche, wie sie Luther damals einnahm: „Auf eine Zeit, wie er die Bücher fein nach einander besiehet, auf daß er die guten kennen lernt, kommt

er über die lateinische Biblia, die er zuvor die Zeit seines Lebens nie gesehen, da vermerket er mit großem Verwundern, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien drin wären, denn man in gemeinen Postillen und in den Kirchen auf den Kanzeln pfleget auszulegen. Wie er im alten Testament sich umsieht, kommt er über Samuelis und seiner Mutter Hanna Historien, die durchlieset er eilend mit herzlicher Lust und Freude, und weil ihm dies alles neu war, fängt er an von Grund seines Herzens zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheren." Erst in der Klosterzelle begann Luther die Schätze der Bibel zu heben, mußte freilich dabei aus seines Lehrers Usingen Munde auch noch hören: „Ei, Bruder Martinus, was ist die Bibel? Man soll die alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Wahrheit aus der Bibel gesogen, die Bibel richtet allen Aufruhr an."

Für das Studium der Rechte hatte der Vater den Sohn bestimmt und dieser scheint nicht aus Neigung, sondern, um dem Vater zu gehorchen, mit dem ihm gesteckten Ziele einverstanden gewesen zu sein. Schritt für Schritt ging er demselben entgegen. Die Universität zählte den jungen Luther zu ihren tüchtigsten Schülern. Es dürfen hier die köstlichen Worte des alten Mathesius nicht fehlen: „Ob Luther wohl von Natur ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn dies sein Sprichwort gewesen: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert. Verschlief und versäumet daneben keine Lektion, fragt gern seine Praeceptores und besprach sich in Ehrerbietigkeit mit ihnen, repetieret oftmals mit seinem Gesellen und wenn man nicht öffentlich las, hielt er sich allweg auf in der Universität Liberei." Gegen Michaelis 1502 erlangte er die Würde eines Baccalaureus der Philosophie und in den ersten Tagen des Jahres 1505 wurde er Magister, unter siebzehn der zweite. Da erfuhr er es selbst: „Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit, wenn man Magistros promovierte und ihnen Fackeln vortrug und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei." In Luthers Freude fiel freilich auch der bittere Ernst. Einer seiner Mitbewerber um die Magisterwürde, der auch bereits die Prüfung hinter sich hatte, Hieronymus Buntz aus Winsheim, erkrankte an Rippenfellentzündung und starb. Welch ernste Mahnung an seine Genossen, „noch etwas anderes zu suchen als akademische Grade und weltliche Ehren"! (Aus diesem Vorfall haben vermutlich spätere Erzähler den plötzlichen, gewaltsamen Tod des Alexius, — sollte bei der erst später erfolgten Nennung dieses Namens etwa der Alexiustag, der 17. Juli, als

der Tag des Eintritts Luthers ins Kloſter von Einfluß geweſen ſein? — des Freundes Luthers gemacht.)

Als Magiſter hatte Luther die Pflicht zwei Jahre hindurch philoſophiſche Lektionen zu halten. Neben dieſer Lehrthätigkeit ging ſein Studium der Rechte einher. Dieſes begann, nachdem am Tage Ivos, ihres Schutzheiligen (19. Mai), die juriſtiſche Fakultät ihr neues Studienjahr feierlich eröffnet hatte.

3. Magiſter Luther wird Mönch.

Von Kindheit auf war Luther das Chriſtentum nicht als die Religion der Erlöſung und der Verſöhnung in Chriſto, ſondern als die Religion des durch gute Werke zu verſöhnenden Gotteszorns und des durch Mariä und anderer Heiligen Fürbitte gnädig zu ſtimmenden Weltenrichters Jeſus Chriſtus entgegengetreten. Der ſtrenge Ernſt ſolcher Anſchauung mußte doppelt bedeutſam ſein für einen, der wie Luther von Herzen fromm war, auf das Sehnlichſte nach der Seligkeit ſtrebte und eifrigſt ſich bemühte, alles, was ihn am Erreichen dieſes Zieles hindern wollte, zu beſeitigen. Erwägt man außerdem noch, daß nach der Lehre der römiſchen Kirche in der „Welt“ d. h. in dem Bereich der Laien, ihrer Berufsarbeit und ihrer Freuden die geringſte Sicherheit beſtand, das Heil zu erwerben, und daß Luthers Studium doch eben dieſe „Welt“ zum Ziele hatte, ſo iſt es wohl begreiflich, daß den durchaus ernſt gerichteten jungen Mann mitten in ſeinen fleißigen Studien und in den frohen Stunden unter ſeinen Freunden oft das Gefühl der Angſt beſchlich, ob nicht auf dieſem Wege das Heil der Seele verſcherzt werde. Es mag ihm geweſen ſein, als trüge er zwei Seelen in ſeiner Bruſt: die eine zog ihn hinaus in die Freiheit, hinein in die Welt, die ſo ſchön war, in deren Herrlichkeit er die erfreuende und beſeligende Liebe Gottes ahnte, in der die eigenen Eltern und andere ihm herzlich teure Menſchen lebten; die andere zog ihn aus der Freiheit und dem freundlichen Sonnenlicht unter das Joch und in das Düſter der Kirche, die das Heil dem Gläubigen d. h. dem Gehorſamen, dem, der vor keiner Forderung und vor keinem Opfer zurückſchreckt, gewährleiſtet. Und ernſter noch wurde Luthers Stimmung, wenn er an die Möglichkeit dachte, plötzlich vor den ewigen Richter gerufen zu werden. Schon während ſeines Baccalaureats war er des Troſtes bedürftig. Ein ehrwürdiger Greis, der Vater eines ſeiner Freunde, hat damals zu ihm das Wort geſprochen: „Lieber Baccularie, laßt Euch nit leide ſein. Ihr werdet noch ein großer Mann werden.“

Im Kloster den Frieden seiner Seele zu suchen, daran hat Luther trotz jener ernsten Stimmung zunächst wenigstens wohl schwerlich gedacht. Er war ein viel zu gehorsamer Sohn und wußte, wie der Vater über das Mönchtum dachte. Sicherlich hat er auch von mancher Sünde gehört, die hinter den Klostermauern zwar verborgen, aber um so tiefer und schändlicher wucherte. Und im Kreise seiner humanistischen Freunde wird es nicht an Spott über die trägen, unwissenden Mönche gefehlt haben. Und doch hatte in Magdeburg jener Fürst von Anhalt auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht. Auch in Erfurt begegneten ihm ähnliche Gestalten, bei deren Anblick er empfand, mit welchem Ernste diese Leute das Heil ihrer Seele suchten. „Ich habe als junger Mann," erzählt er noch nach Jahrzehnten, „zu Erfurt viele Karthäuser gesehen, die dem Alter nach noch eine feste Gesundheit hätten haben müssen, und sahen doch ganz bleich aus und mußten sich auf den Stock stützen. Ich wunderte mich über solche Schwäche und frug sie, wie sie sich dieses Leiden zugezogen hätten. Durch Nachtwachen, war die Antwort. Aber warum schläfst du nicht? sage ich. Das ist verboten, erwiderten sie."

In Luthers Seelenangst läßt tief ein Erlebnis blicken, das vielleicht in das Jahr 1504 fällt. Am dritten Osterfeiertag machte er sich mit einem Freunde auf den Weg, um die Heimat zu besuchen. Die beiden waren erst eine halbe Meile weit gewandert, als sich Luther mit der Waffe, die er nach Studentenart bei sich trug, durch ein Versehen verwundete. Die Wunde war schwer, eine Pulsader am Schenkel war getroffen. Der Freund eilte in die Stadt zurück, einen Arzt zu holen. Nur mit Mühe konnte Luther die verletzte Stelle zudrückend die Verblutung verhindern. Die folgende Nacht brach die Wunde wieder auf. Beide Male hat Luther Todesangst ausgestanden und Maria um Hilfe angefleht. Noch aber führte ihn diese Angst nicht weiter. Er hat damals gegen seine trübe Stimmung das Mittel benutzt, zu dem er auch später immer griff und das er stets empfahl gegen böse Anfechtungen, die Musik. Die unfreiwillige Muße nach jenem Unfall verwendete er darauf, das Lautenspiel zu erlernen. Er lernte es, ohne eines Lehrmeisters zu bedürfen.

Aber frei von jenen düsteren Gedanken wurde er nicht. Sie ließen sich zurückdrängen, auf Zeit betäuben, aber nicht unterdrücken und begraben. Es handelte sich um das Tiefste, um das Innerlichste, um das Gewissen. Der junge Magister, der Eltern Stolz und Freude, hatte die Feiertage Ende des Monats Juni (1505) zu einem Besuche in Mansfeld benutzt. Am Dienstag, den 2. Juli (Mariä Heimsuchung) war er wieder auf dem Wege

nach Erfurt. Bei dem Dorfe Stotternheim überraschte ihn ein furchtbares Gewitter. In der Angst des Todes rief er: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden.“

Noch galt es einen heißen Kampf. Er hat denselben, der sich tief in sein Herz und Gedächtnis gegraben hat, später (1521) in einem Briefe, mit dem er dem Vater sein „Urteil von den geistlichen und Klostergelübden“ widmete, selbst geschildert: „Es gehet jetzt fast in das sechzehnte Jahr meiner Möncherei, darein ich mich ohne dein Wissen und Willen begeben. Du hättest wohl Sorge und Furcht meiner Schwachheit, darum daß ich war ein jung Blut bei zweiundzwanzig Jahren, das ist (daß ich Augustinus' Wort brauch) es war noch eitel heiß Jugend mit mir, und daß du an vielen Exempeln gelernt, daß Möncherei vielen unseliglich gelungen, du warst auch wohl Willens, mir reich und ehrlich zu freien und also anzubinden. Und diese deine Furcht, diese Sorge, dieser dein Unwille auf mich war eine Weile schlecht unversöhnlich und war aller Freunde Rat umsonst, die da sagten, so du Gott wolltest etwas opfern, so solltest du ihm das Liebste und Beste opfern. — Dennoch zuletzt hast du gewichen und deinen Willen Gott heim gegeben, aber dennoch nicht weggelegt deine Furcht und Sorge. Denn ich gedenke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut ward und du mit mir redetest und da ich dir sagte, daß ich mit einer erschrecklichen Erscheinung vom Himmel gerufen wäre. Denn ich ward ja nicht gern oder willig ein Mönch, viel weniger um Mästung oder des Bauchs willen, sondern als ich mit Erschrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde.“ Ähnlich hat sich auch sonst Luther über jenen Schritt ausgesprochen: „Ich ging ins Kloster und verließ die Welt, indem ich an mir verzweifelte. Es hat die Wahrheit das Sprichwort erfunden: Verzweifeln macht einen Mönch.“ — „Schwer ist's, daß ein Mensch in Anfechtung lasse Mosen mit seinem Gesetz fahren und ergreife Christum durch das Wort der Gnaden. Denn das erschreckte und von Sünden geplagte Herz ist ein solch thöricht Ding, daß es nimmer denkt, Gott sei ihm gnädig und barmherzig und wolle ihm um Christi willen die Sünde vergeben, sondern solcher Gedanken ist es voll, daß Gott mit den Sündern zürne, sie anklage und verdamme. Hat das Gewissen einen solchen Kampf gekämpft und sich also mit dem Gesetz zermartert, so nimmt es das Evangelium von Christo, dadurch ihm gewisse Vergebung der Sünden angeboten und verheißen wird, nicht bloß nicht an, sondern sieht sich weiter nach mehr Gesetzen um, will damit helfen und denkt bei sich selber also: will's Gott, daß ich länger leben soll, will ich mein Leben bessern, dies und das thun, barfuß

gehen, in ein Kloster laufen." — „Ich dachte: o wenn ich in ein Kloster gehe und in der Kappe und Platte Gott diene, so wird er mir lohnen und mich willkommen heißen." — „Ich that das Gelübde um des Heils meiner Seele willen. Aus keiner andern Ursach begab ich mich in den geistlichen Stand, als daß ich Gott dienen und in Ewigkeit gefallen möchte." — „Ich meinte, Gott nehme sich meiner nicht an; sollte ich in den Himmel kommen und selig werden, so würde an mir das Meiste liegen. Wußte nicht anders, ich müßte es mit meinen Werken ausrichten, daß ich der Sünde und des Todes los würde. Ward auch derohalb ein Mönch und ließ mir's blutsauer werden."

Wahrlich leicht ist der Schritt Luther nicht geworden. Jetzt erst empfand er es, wie lieb er die herrliche Gotteswelt hatte. Konnte es wirklich Sünde sein, in dieser schönen Welt frei zu atmen, ihre edlen Freuden zu genießen, mit den gottverliehenen Kräften und Gaben sich zu vertiefen in die Schätze des Geistes, vorwärts zu streben in Wissen und Können und in einem angesehenen Berufe dem Vater Ehre zu machen und seine großen Opfer dankbar zu vergelten?

Und dennoch that er den entscheidenden Schritt. Das Gelübde war gethan. Es brechen mußte dem Gewissen als die schwerste Sünde erscheinen. Und wurde die Entscheidung so sauer, war das nicht der Beweis, daß das, was er gelobt hatte, ein besonders gutes, Gott wohlgefälliges Werk war?

Ob Luther von geistlicher Seite in seiner letzten Entschließung beeinflußt worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls haben die Freunde alles gethan, ihn zurückzugewinnen. Für den Abend des 16. Juli (1505) hatte er zum letzten Male die Kameraden um sich versammelt. Noch einmal stimmten sie ihre Lieder an — mit welchen Gefühlen mag sie Luther gesungen haben! „Heute seht ihr mich und nimmermehr," mit diesen Worten kündigte er ihnen seine unwiderrufliche Entscheidung an. Am nächsten Tage stand er mit denselben Freunden vor der Pforte des Augustinereremiten-Klosters zu Erfurt. Sie öffnete sich ihm, das Kloster nahm ihn auf — ein Augenblick, man darf sagen, von weltgeschichtlicher Bedeutung. Thränen im Auge kehrten die Begleiter zurück. Der Freund war ihnen ein Rätsel.

Mit vollem Bedacht hatte Luther unter den acht Mannsklöstern von Erfurt das Augustinereremiten-Kloster gewählt. Es verband die Strenge der Regel mit wissenschaftlich-theologischer Arbeit. Beides wollte Luther auf sich nehmen, das erstere, um Frieden zu finden, das andere, weil seines Geistes Neigung und Begabung ihn dahin wies. Das Kloster versprach, den Zwiespalt in seinem Innern aufzuheben.

Trotz allen menschlichen Irrtums erkennen wir die Hand und den Rat Gottes in dieser Wendung des Lebensweges Luthers. Nicht nur wir, Luther hat das selbst erkannt und bekannt. In der bereits oben angeführten Zueignung an den Vater schreibt er: „Es hat Gott gewollt (wie ich nun sehe), daß ich der hohen Schulen Weisheit und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist: aus vielen Sünden und gottlosen Werken erführe, daß das gottlose Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Widerpart zu prangen hätte, als der unerkannte Dinge verdammte.“ Damals aber hat er es nicht geahnt, daß Gott ihn seiner großen Aufgabe entgegenführen wollte. Die Frage der Zukunft war, ob er sie ergreifen würde?

Zweiter Abschnitt.

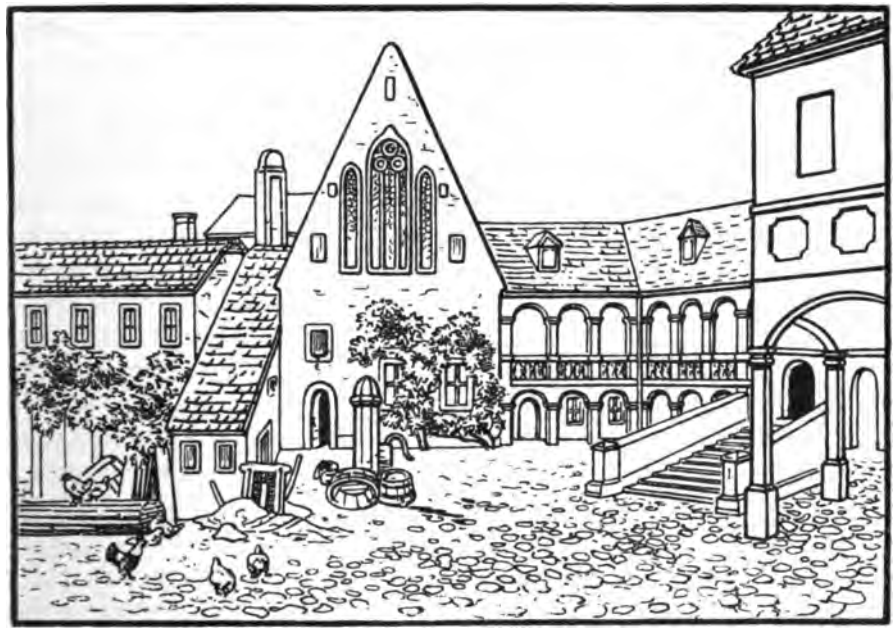
Wie Luther seine Aufgabe ergreift.

1. Im Augustinerkloster zu Erfurt.

Am 17. Juli 1505 hatten sich hinter Magister Martin Luther die Klosterpforten geschlossen. Umsonst hofften die Freunde auf seine Rückkehr. Einen Monat hindurch blieb er von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Und als der Monat zu Ende war, wurde die Universität durch eine weithin wütende blatternartige Krankheit auseinandergetrieben. Der Schrecken des Todes lag über der Stadt. In einer einzigen, noch dazu kleinen Gemeinde (St. Bartholomäi) forderte die Seuche 304 Opfer.

Die im Jahre 1504 durch den Generalvikar der deutschen reformierten Augustinerkonvente Johann von Staupitz für die ihm unterstellten Klöster erlassene Ordnung schrieb vor: „Wenn jemand Aufnahme in unsern Orden begehrt, soll ihm nicht sogleich gewillfahrtet werden, wer auch immer es sei, sondern es soll sein Geist geprüft werden, ob er aus Gott ist.“ Der Prior, Pater Winand von Diedenhofen nahm also Luther zunächst als Gast in sein Kloster auf. Wohl stand diesem sein Entschluß, endgiltig im Kloster zu bleiben, fest, aber noch hoffte er auf die väterliche Zustimmung. Zunächst wurde sie schroff abgelehnt. Da verlor Vater Hans Luther zwei Söhne an jener tückischen Krankheit. Das mag ihn weicher gemacht haben. So gab er denn schweren, grollenden Herzens seinen Widerspruch auf, wohl auch in der Erkenntnis, daß derselbe doch fruchtlos bleiben würde. So werden wir uns den geschichtlichen Hergang vorzustellen haben. So ergiebt er sich auch für den unbefangenen Leser aus Luthers eigenen Worten: „Da ich erstlich ein Mönch ward, da wollte mein Vater auch toll werden, war übel zufrieden und wollte mir's nicht gestatten, und ich wollt's gleichwohl auch mit seinem Wissen und Willen thun. Da ich's ihm schrieb, antwortete er mir schriftlich wieder und hieß mich Du, — zuvor hieß er mich Ihr, weil ich

Magiſter war — und ſagte mir alle Gunſt und väterlichen Willen gar ab. Da kam eine Peſtilenz, daß ihm zwei Söhne ſtarben, und kriegte Botſchaft, ich ſollte auch geſtorben ſein (lebe aber noch, ſo lang als Gott will). Darnach hielten und trieben ſie meinen Vater an, er ſollte auch etwas Heiliges in ſeine Ehre opfern, daß ich in den heiligen Orden träte und ein Mönch würde. Der Vater hatte viel Bedenken, bis ſo lang er überredet war, und gab endlich darein einen unwilligen, traurigen Willen,



Auguſtinerkloſter in Erfurt.

ſprach: Er gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerate! Doch gleichwohl verwilligte er's nicht gerne von freiem und fröhlichem Herzen, es fehlte an einem ganzen Willen."

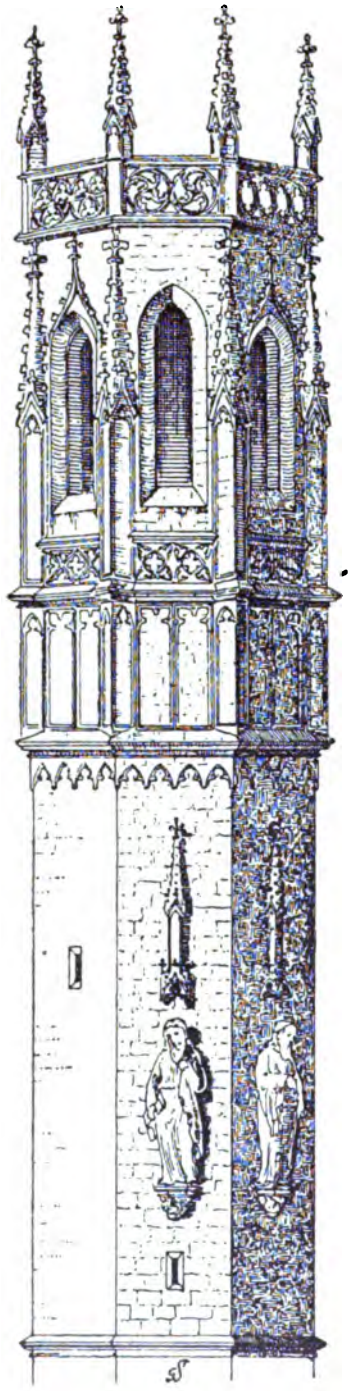
Nunmehr bat Luther um Aufnahme unter die Novizen. Der Tag, an dem ſie erfolgte, iſt uns nicht überliefert. Es darf wohl etwa Mitte September 1505 angenommen werden. Die feierliche Aufnahme in den Orden, wenn auch nur erſt in deſſen Noviziat, hat auf Luther ſicher den tiefſten Eindruck gemacht. Wir empfinden ihn nach, wenn wir uns jene Feier vergegenwärtigen nach einem Bilde, wie es ein gründlicher Forſcher auf dieſem Gebiete auf Grund der Staupitzſchen Beſtimmungen entwirft.

Zunächst mußte der Ordenskandidat vor dem Prior eine Generalbeichte ablegen, damit dieser, wie es wenig geschmackvoll heißt, „die Gesichtszüge des Stückes Vieh, welches seiner Schafherde eingereiht werden soll, kennen lerne“. Dann versammeln sich alle Brüder im Kapitelsaal oder Schiff der Kirche. Zu den Füßen des an den Stufen des Altars sitzenden Priors wirft sich der Aufzunehmende nieder und giebt auf dessen Frage: „Was begehrst du?“ die Antwort: „Gottes und Eure Barmherzigkeit.“ Jetzt darf er sich erheben und muß die Fragen beantworten, ob er etwa verehelicht sei, ein Sklave oder sonst Gebundener oder mit einer geheimen Krankheit behaftet. Verneint er dies alles, so hält ihm der Prior eine Rede, in der er die Strenge des Ordenslebens darlegt, das Verzichten auf den eigenen Willen, die geringe Kost und Kleidung, die Nachtwachen und Tagesarbeiten, die Fleischesertötung, die Schmach der Armut, den Schimpf des Bettels, die Ermattung, die das Fasten, den Überdruß, den die Klausur mit sich bringt, und dergleichen mehr. Wenn er antwortet, er wolle das alles halten mit Gottes Hilfe, soweit es die menschliche Gebrechlichkeit zuläßt, so wird ihm gesagt: „Wir wollen dich auf ein Probejahr annehmen; Gott, der in dir angefangen hat das gute Werk, möge es auch vollführen!“ Der ganze Konvent ruft Amen und stimmt nun den Hymnus an: „Großer Vater Augustinus.“ Während dieses Gesanges wird die Tonsur vorgenommen und der Kleiderwechsel; der Novize erhält dieselbe Tracht, die die Professen tragen, nur daß sie nicht geweiht wird. Bei ihrer Anlegung spricht der Prior: „Der Herr ziehe dir den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in der Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit! Amen.“ Nachdem der Gesang beendet, folgt abermalige Kniebeugung vor dem Prior, der nun die Versikel anhebt und die vorgeschriebenen Gebete spricht. Das erste derselben, unter welchem auch die Segnung erfolgt, hat folgenden Wortlaut: „Erhöre, Herr, unser Flehen und würdige diesen deinen Knecht, dem wir in deinem heiligen Namen das geistliche Gewand gegeben haben, deines Segens, daß er mit deiner Hilfe in deiner Kirche zu beharren und das ewige Leben zu erlangen verdienen möge durch Christum, unsern Herrn.“ In den anderen Gebeten wird für diesen „von der Eitelkeit der Welt Bekehrten“ Gottes Gnadenbeistand erfleht zu einem des Ordens würdigen Wandel in Nüchternheit, Einfalt und Ruhe, insonderheit, daß er durch die von oben herab eingegossene Heiligkeit vor fleischlichem Sinn und der Unreinigkeit irdischer Handlungen bewahrt werden möge. Nach beendeten Gebeten ziehen alle in Prozession unter dem Gesange „Komm, heiliger Geist“ in den Chor, wo sich der Novize in Kreuzesform vor dem Hochaltar

niederwirft und nochmals Verſikeln und Gebete erfolgen. Auch dieſe ſeien hier mitgeteilt: „Gott, der du die Herzen der Gläubigen durch Erleuchtung des heiligen Geiſtes unterwieſen haſt, gieb dieſem deinem Knecht, in demſelben Geiſte Rechtes zu denken und ſich ſeines Troſtes zu erfreuen. Gewähre, barmherziger Gott, unſerer Gebrechlichkeit Beiſtand, daß wir, die wir der heiligen Mutter Gottes und Jungfrau Maria Gedächtnis begehen, kraft ihrer Fürſprache wieder aufſtehen von unſeren Schwachheiten. Erhöre unſer Flehen, allmächtiger Gott, und gieb uns, denen du Zuverſicht und Hoffnung der Frömmigkeit gewährſt, auf Fürſprache deines ruhmreichen Bekenners, des heiligen Biſchofs Auguſtinus, gütig den Erfolg der gewohnten Barmherzigkeit durch Chriſtum, unſern Herrn!“ Zuletzt wird der Novize in den Kapitelſaal zurückgeführt und erhält von allen Brüdern den Friedenskuß, vom Prior unter Kniebeugung, der ihn mit den Worten entläßt: „Nicht der angefangen hat, ſondern der beharret bis ans Ende, wird ſelig werden.“

Der Novize, der nun die ſchwarze Kutte und Kapuze und über der Kutte das weiße Skapulier trug, war dem Novizenmeiſter unterſtellt. Er mußte ſich die Ordensregel, die ſogenannten Conſtitutionen in ihrer durch Staupitz erfolgten Bearbeitung, den Chordienſt, die Geſänge, die Kloſterſitten, die verſchiedenen Zeichen u. ſ. w. feſt einprägen. Das war eine umfängliche Arbeit. Luthers Novizenmeiſter iſt vermutlich Johann Greffenſtein geweſen, den Luther einmal ſeinen „Inſtitutor“ nennt, gewiß ein ganz vortrefflicher Mann, von Luther noch ſpäter als ein „wahrer Chriſt“ gerühmt. Aber der Novizenmeiſter hätte ſeines Amtes nicht pflichtgemäß und gewiſſenhaft gewaltet, hätte er dem Bruder Martin die Strenge des Noviziats gemildert. Es blieb ihm nichts von dem erſpart, was andere, auch die Ungebildetſten, leiſten mußten. Mag ſein, daß auch mancher Bruder das Seine that, durch Aufbürdung beſonders niedriger Dienſte den Magiſter in der Demut zu erhalten. In Erinnerung daran ſagt Luther: „Meine Brüder im Kloſter waren mir gram darum, daß ich ſtudierte, ſagten: Sic tibi, sic mihi! Saccum per Naccum! (Es gehe dir, wie mir's gegangen! Den Bettelſack auf den Nacken!) Hielten keinen Unterſchied; ein Ungelehrter galt bei ihnen gleich ſo viel als ein Gelehrter. Fragten nicht darnach, er wäre geſchickt oder ungeſchickt, ſchwach oder ſtark, das ſahen ſie nicht an. Es mußte ſtracks ſteif nach ihrer Regel gehen und gehalten werden.“ Die Univerſität und Staupitz ſelbſt ſollen beim Prior darauf hingewirkt haben, daß Luther von den unwürdigen Dienſten in und außer dem Kloſter befreit wurde.

Staupitz hatte ausdrücklich verordnet: „Der Novize ſoll die heilige Schrift begierig leſen, andächtig hören und eifrig lernen.“ So wurde auch Luther

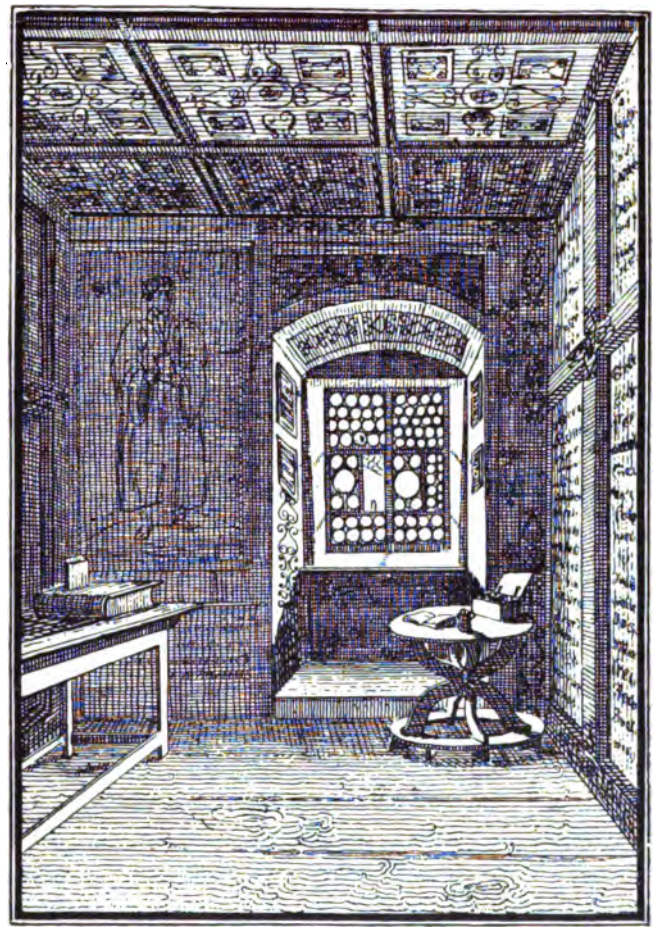


Turm der Auguſtinerkirche in Erfurt.

eine Bibel eingehändigt, eine in rotes Leder eingebundene lateiniſche Bibel, die er ſpäter gern als ſein Eigentum behalten hätte. Dem Novizenmeiſter lag es ganz fern, ſeinen Schüler an bibliſchen und theologiſchen Studien zu verhindern. Dankbar gedenkt Luther noch nach Jahrzehnten daran, daß er von jenem „trefflichſten Mann“ auch weitere theologiſche Schriften zur Lektüre erhielt. Übrigens erfahren wir nichts darüber, daß man ihm ſeinen Plautus und Virgil, die er mit ins Kloſter gebracht, weggenommen hätte.

Das Novizenjahr war zu Ende. Vor feierlicher Verſammlung der Brüder ſollte nunmehr frater Martinus das Mönchsgelübde ablegen, um für immer in den Orden aufgenommen zu werden. Vom Novizenmeiſter, der ihn zur Aufnahme empfohlen, eingeführt, kniete er vor dem Prior nieder, der alſo zu ihm ſprach: „Teurer Bruder, deine Probezeit iſt verfloſſen, in welcher du die Strenge unſeres Ordens erfahren haſt; denn du biſt in allen Stücken unter uns wie einer der Unſeren geweſen, ausgenommen das Stimmrecht. Nun mußt du eins von beiden wählen, entweder von uns ſcheiden oder dieſer Welt entſagen und dich ganz zuerſt Gott, dann unſerm Orden weihen und opfern. Wenn du dich aber ſo unter das Joch des Gehorſams einmal begeben haſt, wird es dir nicht mehr freiſtehen, aus welcher Urſache auch immer, deinen Nacken zu entziehen und das Joch abzuſchütteln, welches du unter ſo ernſtlicher Überlegung, da es dir abzulehnen freiſtand, aus freiem Entſchluß auf dich genommen haſt.“ Luther gab ſeine entſcheidende Antwort. Das Gewand, das er nunmehr tragen ſollte, wurde geweiht und ihm angethan. Wieder

ließ ſich der Bruder vor dem Prior, auf deſſen Knieen die aufgeſchlagene Ordensregel Auguſtins lag, nieder, faltete die Hände über dem Buche und legte folgendes Gelübde ab: „Ich Bruder Martinus thue Profeß und verſpreche Gehorſam dem allmächtigen Gott und der heiligen Jungfrau Maria und dir, Bruder Winand, Prior dieſes Konvents, im Namen und anſtatt des General-Priors der Brüder Eremiten des heiligen Biſchofs Auguſtinus und ſeiner rechtmäßigen Nachfolger zu leben ohne Eigenes und in Keuſchheit gemäß der Regel desſelben heiligen Auguſtinus bis an den Tod.“ Es folgte eine Feier im hohen Chor der Kirche, die mit dem Friedenskuß und ernſter Mahnung an den Neuaufgenommenen abſchloß.



Luthers Kloſterzelle in Erfurt.

Es war Sitte, daß die Mönche bei dieſem „Profeß“ ſich einen andern Namen beilegten. Ob Luther dieſer Sitte folgte, kann nicht feſtgeſtellt werden. Aus einer einzigen Stelle, die aber keine eigene Aufzeichnung Luthers enthält, hat man ſchließen zu müſſen geglaubt, daß er den Namen „Auguſtinus“ angenommen habe. Jedenfalls findet ſich keine ſichere Spur, daß der Mönch

Luther sich jemals als 'frater Augustinus' bezeichnet habe. Er nannte sich und wurde genannt 'frater Martinus'.

Nun haben wir unsern Luther in seiner Klosterzelle zu suchen. Die „Lutherzelle", über dem östlichen Flügel des Kreuzganges gelegen, ist leider im Jahre 1872 durch Feuer zerstört worden. Dankbare Pietät hat sie aber in ihrer einstigen Form wiederherzustellen gesucht.

Nach Bestimmung der Oberen sollte Luther nicht auf der jetzt erreichten Stufe stehen bleiben. Er sollte die höheren Weihen empfangen als Subdiakon, Diakon und Presbyter. Zwar hatte er das vorgeschriebene Alter von 25 Jahren noch nicht erreicht. Aber den Bettelorden war es nachgelassen, ihre Angehörigen schon mit 22 Jahren diesen Weihen zuzuführen. Keinesfalls aber durften dieselben an Einem Tage erteilt werden, sondern in Zwischenräumen und zwar in der Regel an dem Sonnabend nach einem Quatembertag. Das würde darauf führen, daß Luther am 19. September 1506 die Subdiakonats-, am 19. Dezember darauf die Diakonats- und am 27. Februar 1507 die Priesterweihe empfangen hat. Der Weihbischof Johann von Lasphe hat ihm diese am Hochaltar der Marienstiftskirche erteilt.

Es war dem jungen Priester willkommen, daß man es ihm überließ, den Tag für seine erste Messe (Primiz) selbst festzusetzen. Nur mit Bangen dachte er daran, daß er bei dieser Feier vor die Majestät des heiligen Gottes treten würde: war er würdig dazu? Auch hatte er eine unbeschreibliche Angst, er möchte irgend etwas am Meßaltar versehen — und das galt als schwere Sünde. Bei der Wahl des Tages nahm er Rücksicht auf den Vater, der sein Erscheinen zugesagt hatte. Der Sonntag Cantate, der 2. Mai 1507 wurde endlich für die Primiz festgesetzt. Vater Hans Luther kam mit zwanzig Berittenen ins Kloster und brachte dem Sohn eine Ehrengabe von zwanzig Gulden mit. Zitternd und zagend las Bruder Martinus seine erste Messe; beinahe freilich hätte er den Altar verlassen, hätte ihn sein Lehrer nicht daran verhindert. „Da ich zu Erfurt," erzählt er später, „meine erste Messe hielt, wäre ich schier gestorben; denn da war kein Glaube, sondern ich sah nur allein an, wie würdig ich für meine Person war, daß ich ja nicht ein Sünder wäre und nichts außen ließe in der Messe mit den Schirmschlägen und Gepränge."

Nach der Primiz saß eine ansehnliche Gesellschaft an festlicher Tafel. Mußte nicht der Vater Luther aus vollem Herzen sich dieses Tages freuen und aufrichtig einverstanden sein mit dem Wege, den der Sohn eingeschlagen hatte? „Lieber Vater," sprach über Tische der Sohn zu ihm, „warum habt

Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht allzu gern sehet? ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Leben!" Offen und ehrlich, ohne Rücksicht auf die Umgebung gab der Gefragte die Antwort: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Und als man ihm einwendete, sein Sohn wäre in jenem Wetter wie durch eine Himmelsstimme gerufen worden, erwiderte er: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst wäre."

Wichtiger als dieser äußere Weg ist die innere Entwicklung Luthers während der ersten Jahre seines Mönchtums gewesen. Neben strengster, gewissenhaftester, ja vielleicht gesucht peinlicher Erfüllung der klösterlichen Vorschriften, neben allerlei die Gesundheit sicher schädigenden Kasteiungen widmete sich der junge Mönch gemäß den Vorschriften des Ordens eingehenden wissenschaftlichen Studien. Eifrig las er die Bibel, wenn ihm auch zu deren praktischem Verständnis und ihrer rechten Wertschätzung die Erfassung des Centrums, Jesu Christi als des alleinigen Mittlers fehlte. Dann waren es gelehrte mittelalterliche Theologen, deren Schriften er studierte: Wilhelm von Okkam, Gabriel Biel, Peter d'Ailly, Johann Gerson. Wohl fand er in deren Werken mehr als einmal eine freimütige Beurteilung dieses oder jenes Satzes der Kirchenlehre, aber zugleich auch die Erklärung, daß das Denken sich beugen müsse vor der unumstößlichen, ewigen Wahrheit der heiligen Kirche. Derselben Meinung waren auch die Lehrer, die das theologische Studium im Augustinerkonvent leiteten.

An spitzfindigen Fragen hatte Luther wenig Interesse. Dazu war er viel zu praktisch veranlagt. Auch für sein wissenschaftliches Denken blieb die Hauptfrage: Wie finde ich das Heil, wie erlange ich die Seligkeit? Du mußt der Gnade teilhaftig werden, antworteten die Lehrer der Kirche. Aber die Gnade, die sie meinten, war etwas ganz anderes als was die heilige Schrift unter „Gnade" versteht, nicht das Erlösungswerk, das Jesus Christus vollbracht hat. Jene „Gnade" war auch eine Gabe Gottes, eine Gabe, die den Menschen über seine Natur erhob, aber eine Gabe, deren er sich erst durch Leistungen eigener Kraft würdig machen mußte. Wem sie „eingegossen" wurde, der war imstande, nicht nur das Gesetz zu erfüllen, sondern Werke zu vollbringen, mit denen er sich die Seligkeit verdienen konnte. So ging denn Luthers heißestes und heiligstes Streben darauf aus, jener „Gnade" würdig zu werden. Daher der rastlose Eifer in mönchischen Werken! „Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein," so lauten seine eigenen Worte und ihre Wahrheit

haben Luthers Klosterbrüder bestätigt. Wann aber würde er die „Gnade“ erhalten? Wie fern noch, wie nahe schon war er dem ersehnten Ziele? Zu seinem Schrecken mußte er erkennen, daß er ja noch nicht einmal imstande war, Gottes Gesetz, seine einfachen Gebote in allen Stücken zu erfüllen! Aber gab es denn keine „Vergebung der Sünden“? Ging er nicht selbst jede Woche mindestens einmal zur Beichte und holte sich die „Absolution“? Aber diese war ja auch an Bedingungen geknüpft und wer sagte ihm, ob er diese durchaus erfüllt habe? „Das Verdienst des Leidens Christi und der Jungfrau Maria und aller Heiligen, das Verdienst des Ordens,“ so lautete eine der üblichen Absolutionsformeln im Kloster, die Luther uns selbst überliefert hat, „die Demut des Bekenntnisses, die Zerknirschung des Herzens, die guten Werke, die du für Christi Liebe gethan hast und thun wirst, mögen dir gereichen zur Vergebung deiner Sünden, zur Mehrung des Verdienstes und der Gnade und zur Belohnung ewigen Lebens.“ Oder wenn Gottes ewiger Ratschluß bereits das Urteil gesprochen und ihn der „Masse der Verdammnis“ überwiesen hätte? War dann nicht alle Mühe umsonst? Eine entsetzliche Aussicht voll der furchtbarsten Schrecken! Den eigenen Seelenzustand jener Zeit hat Luther geschildert, wenn er später singt:

„Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren,
Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Guts am Leben mein,
Die Sünd hat mich besessen.

Mein gute Werk, die galten nicht,
Es war mit ihn' verdorben.
Der frei Will haßte Gotts Gericht,
Er war zum Gut'n erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Daß nichts denn Sterben bei mir blieb,
Zur Hölle mußt ich sinken.“

Als Mittel auch gegen solche Traurigkeit, die zur Verzweiflung zu führen drohte, hat Luther immer empfohlen, die Einsamkeit zu meiden. Einsam aber war er im Kloster. Wem durfte er sein Herz ausschütten? Gott im Himmel? Aber ob der ihn hörte, ob der ihn hören wollte? Menschen, seinen Klosterbrüdern, seinem Beichtiger? Aber die verstanden ihn ja nicht! Von sich selbst redet er, wenn er nach einem reichlichen Jahrzehnt schreibt: „Ich kenne einen Menschen, der öfters, obgleich nur in

ganz kurzen Zeiträumen, so große und hölliſche Pein erlitten hat, wie es keine Zungen ſagen und keine Feder ſchreiben und keiner ohne eigene Erfahrung glauben kann, ſo daß er, wenn ſie ganz an ihm ſich vollendet oder nur eine halbe, ja nur eine Zehntelsſtunde angedauert hätte, ganz und gar hätte vergehen und alle ſeine Gebeine zu Aſche werden müſſen."

Das erſte Wort, an dem Luther ſich aufgerichtet hat, war das Wort: Ich glaube. Glauben war für ihn Gehorchen. Gehorchen war ſeine mönchiſche Pflicht. Ein alter Kloſterbruder mochte in das Herz des tiefbekümmerten, bleichen, ſich verzehrenden Mönchs geſchaut haben. Er hielt ihm den Satz des Glaubensbekenntniſſes vor: Ich glaube die Vergebung der Sünden. Es ſei alſo Gottes Gebot, daß der Einzelne glaube, ihm ſeien ſeine Sünden wirklich vergeben. Der ſchlichte Zuſpruch ließ Luther doch einmal ahnen, daß die Vergebung der Sünde auf einem göttlichen Grunde ruhe. Dankbar iſt er auch für ein Wort ſeines Beichtvaters geweſen, der die Grübeleien über ſeine „thörichte Sünden" für Thorheit erklärte: „Du biſt ein Thor, Gott zürnt dir nicht, ſondern du zürnſt ihm."

Johann Staupitz.

Schon um der Perſon willen, von der ſie ausging, iſt die nachhaltigſte Beeinfluſſung, die Luther in dieſen Seelenkämpfen erfuhr, die ſeitens des Generalvikars Staupitz geweſen. Hat dieſer Mann auch ſpäter ſeinem jungen Freunde, der ihm über den Kopf gewachſen war, nicht mehr zu folgen vermocht, ſo hat doch Luther niemals verhehlt, was er ihm „ſeinem lieben Doktor Staupitz" zu danken gehabt hat: „Wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, ſo wäre ich drinnen erſoffen und längſt in der Hölle." Das, was Staupitz auszeichnete — und eben eines ſolchen Mannes bedurfte damals Luther — war „eine mit reicher wiſſenſchaftlicher Zeitbildung verbundene und doch durch keine Scholaſtik erſtickte oder verhüllte, an Gottes Gnadenoffenbarung ſich erbauende, warme, lautere Frömmigkeit, ein geſunder

Blick in die eigenen und fremden Herzensbedürfnisse, ein richtiger Takt im Behandeln fremder Gewissen und Seelen". Hierzu kam der für die Einwirkung auf Luther ganz besonders bedeutsame Umstand, daß Staupitz seine Theologie aus der heiligen Schrift geschöpft hatte oder an ihr kontrollierte.

Wohl hat auch Staupitz auf Luthers Klagen ein oder mehrere Mal geantwortet: „Magister Martine, ich verstehe es nicht," — aber er hat doch Luther verstanden; denn ähnliche Kämpfe hatte er selbst zu bestehen gehabt. Er erklärte Luthers Sünden für Einbildung, für „Humpelwerk und Puppensünden", mit denen Gott nichts zu schaffen haben wolle. Christus sei ja auch kein eingebildeter und erdichteter, sondern ein wirklicher Heiland. Wie ein erlösendes Wort mag es Luther erschienen sein, als der Generalvikar selbst ihn über alle die gesetzmäßigen Beichtvorschriften hinweg ins Herz wies: auf die Buße komme es an, die Buße aber erwachse aus der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott. Und wie mag sich Luther an dem ehrwürdigen Mann aufgerichtet haben, als dieser von sich selbst erzählte: „Mehr denn tausend Mal habe ich gelobt, daß ich wollte fromm werden, und hab's nie gethan: ich sehe wohl, ich kann's nicht halten, ich will nimmer geloben." — „Des Menschen Wille macht entweder Vermessenheit oder Verzweiflung; denn der Mensch kann doch dem Gesetz nicht genug thun." — „Das Gesetz Gottes sagt zu uns Menschen: Es ist ein großer Berg, du sollst hinüber. So sagt denn das Fleisch und die Vermessenheit: Ich will hinüber. Darauf spricht das Gewissen: Du kannst nicht. So will ich's lassen, antwortet dann die Verzweiflung." Der Fels aber, auf den das verzagte und verzweifelnde Gewissen sich retten kann und soll, ist Jesus Christus. Einst ging Luther in der Fronleichnamsprozession zu Eisleben neben Staupitz, der die Monstranz mit der Hostie trug. „Da erschrak ich," erzählt Luther, „vor dem Sakrament so hart, daß mir der Schweiß ausbrach und nicht anders zu Sinn war, denn ich würde vergehen vor großer Angst. Da nun die Prozession aus war, beichtete und klagte ich mein Anliegen Doktor Staupitzen; der sagte: Ei, Eure Gedanken sind nicht Christus; Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur." Auch jener ängstlichen Sorge Luthers, er möge nach Gottes Vorsehung bereits für die Verdammnis bestimmt sein, ist Staupitz wiederholt entgegengetreten. „In den Wunden Christi," sagt er, „wird die Vorsehung verstanden und gefunden und sonst nirgends." „Bilde dir Christum wohl ein, so ist die Vorsehung schon im Werk, bist allbereit vorgesehen. Denn Gott hat's zuvor ersehen, daß sein Sohn leiden würde um der Sünder, nicht um der Gerechten willen. Wer das glaubt, der soll das liebe Kind sein und wiederum." — „Wenn ich bedenke die großen, unaussprechlichen Wohl-

thaten, die mir Gott, der himmlische Vater, um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit gegeben hat, ohne alle mein Verdienst, gute Werke und Würdigkeit und bleibe auf solchen Gedanken stehen, so ist die Vorsehung voll Trostes und bleibt fest und beständig; wo nicht, so ist's dahin und geschehen." Und wie Staupitz überall Luther mit der Liebe Gottes zu trösten suchte, so wies er ihn auch auf das Geheimnis hin, daß Gedanken seiner Liebe selbst im Leiden und in der Anfechtung liegen: „Ihr wisset nicht, daß Euch solche Anfechtung gut und not ist, sonst würde nichts Gutes aus Euch."

Das waren neue Gedanken, die in Luthers Seele fielen. Sie sind ihm der Ausgangspunkt für ein weiteres eigenes Suchen und Forschen, insbesondere in der Schrift selbst geworden. In Wittenberg sollte solches Suchen und Forschen ihm zur Gehorsamspflicht gemacht werden.

2. Der Mönch wird Professor.

Im Jahre 1485 waren die sächsischen Lande zwischen der ernestinischen und albertinischen Linie geteilt worden. Der ernestinischen war der Kurkreis mit Thüringen, der albertinischen Meißen mit Dresden und Leipzig zugefallen. So war seitdem das Kurfürstentum Sachsen ohne Universität. Kurfürst Friedrich der Weise, der im Jahre 1486 seinem Vater Ernst in der Regierung gefolgt war, war ein Freund der Wissenschaften. Im Jahre 1502 gründete er zu Wittenberg, im Mittelpunkte des Kurkreises, für seine Lande eine eigene Universität. Der schon oben genannte Johann von Staupitz und der Leipziger Professor Martin Pollich (von Mellrichstadt), der im Jahre 1493 den Kurfürsten auf seiner Palästinareise als Leibarzt begleitet hatte, waren seine Berater. Bedenklich hatte nur die Sorge um die Beschaffung der nötigen Geldmittel machen können. Indes half man sich darüber ziemlich bequem nach mittelalterlicher Weise hinweg. Man konnte ja die Stellen des Allerheiligenstifts zu Wittenberg, dem die reichen Einkünfte einer stattlichen Zahl Kirchen der Umgebung zuflossen, an Professoren verleihen. Außerdem besaß Wittenberg ein Augustinerkloster. Mönche waren sicher die billigsten Kräfte. Staupitz aber konnte ohne Mühe und Kosten die gelehrtesten und für das Professorenamt tauglichsten Mönche aus den ihm unterstellten Klöstern nach Wittenberg versetzen.

Tüchtige Lehrer mußten freilich gewonnen werden, sollte die junge Universität gedeihen. Denn Wittenberg selbst, trotz der neuerbauten Schloßkirche und trotz des kurfürstlichen Schlosses „einem alten Dorf ähnlicher denn

einer Stadt", mit seinen „kleinen, alten, häßlichen, niedrigen, hölzernen Häuslein" oder die sandige, eintönige Umgebung zog gewiß niemand herbei. Sagte doch Pollich selbst, man „sitze zu Wittenberg nur in einem Schindeleich". Aber es gelang in der That hervorragende Kräfte der neuen Hochschule, die auf Grund kaiserlicher Privilegien, mit nur erst nachträglich eingeholter päpstlicher Genehmigung gegründet war, zuzuführen. Zu Martin Pollich, dem ersten Rektor, dem „Vater" der Universität, und Johann Staupitz, dem ersten Dekan der theologischen Fakultät, gesellten sich weitere tüchtige Vertreter der Wissenschaft. 38 Dozenten kündigten im Jahre 1507 ihre Vorlesungen an. Trotzdem mußte man gerade jetzt um die Universität besorgt sein. Es war längst nicht bei der hohen Zahl von Inskriptionen geblieben, die das erste Jahr (416) aufzuweisen gehabt hatte. Das unheilvolle Pestjahr 1505 war auch für Wittenberg von Folgen gewesen. Nur langsam hob sich die bis auf 127 gesunkene Zahl der jährlich eingetragenen

Wittenberg zu Luthers Zeit. (Nach Kranach.)

Studenten. Im Jahre 1508 waren es erst 179. Man brauchte eine frische, lebendige, anregende Kraft, die von sich hören machte und anzog. Staupitz glaubte sie in Luther gefunden zu haben. Er hat sich nicht getäuscht, wenn er auch nicht ahnte, nach welcher Seite diese Heldenkraft sich auswirken und daß sie den Namen Wittenberg für alle Zeiten berühmt machen werde.

Ohne Widerrede hatte Luther dem Rufe des Generalvikars Folge zu leisten. Im Jahre 1508 — es mag im November gewesen sein — siedelte er in das Wittenberger Augustinerkloster über. Die Abreise von Erfurt muß sehr rasch erfolgt sein. Es blieb nicht einmal Zeit, den Freunden Lebewohl zu sagen. Das Augustinerkloster, das nun unsern Luther aufnahm, wurde seit dem Jahre 1502 neu gebaut. Als Luther einzog, war erst das Schlafhaus im Neubau vollendet. Ein Zeitgenosse berichtet weiter über das Kloster: „Die Fundamente der Kirche waren angelegt, aber nur der Erde gleichgebracht. Mitten in denselben Fundamenten stand eine alte Kapelle von Holz gebaut und mit Lehm geklebt; diese war sehr baufällig, war gestützt auf allen Seiten. Es war irgend, wie ich's gesehen, bei 30 Schuhen

lang und 20 breit, hat ein klein alt roſtig Burkirchlein (Empore), darauf 20 Menſchen kaum mit Not ſtehen konnten. An der Wand gegen Mittag war ein Predigtſtuhl, von alten Brettern, die ungehobelt, ein Predigtſtühlchen gemacht, irgend $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch von der Erden. In Summa, es hat allenthalben das Anſehen, wie die Maler den Stall malen zu Bethlehem, darinnen Chriſtus geboren worden." Vollendet wurde der Kloſterbau überhaupt nicht. Es iſt in der Hauptſache bei dem geblieben, was damals fertig war. Hier hatte alſo Bruder Martinus ſeine Zelle. Hier fand er ſeinen Unterhalt. Hier hatte er genau wie in Erfurt nach den Vorſchriften des Ordens zu leben, nur daß er außerdem jeden Morgen in der Univerſität ſeine Vorleſungen zu halten hatte.

Auguſtinerkloſter in Wittenberg.

Mit philoſophiſchen Vorleſungen begann Luther ſeine Lehrthätigkeit. Wohl zog es ihn viel mehr zur Theologie als zu der trockenen Phyſik und Dialektik des Ariſtoteles. Schon ſeit längerer Zeit war er derſelben überdrüſſig. Jetzt mußte er ſich weiter in dieſe Gegenſtände vertiefen. Er kam ſich dabei vor wie ein Student mit ſeinen Ängſten und ſeiner Furcht bei der „Depoſition", jenen nichts weniger als angenehmen Ceremonieen, unter denen die vollgiltige Aufnahme unter die Schar der Muſenſöhne erfolgte. „Ich las im Kloſter zu Erfurt," ſagt er einmal, „allein die Bibel, da ſchicket es Gott wunderlich wider aller Menſchen Gedanken, daß ich von Erfurt gen Wittenberg mußt, da ward ich wohl deponieret." Luther war aber nicht nur ein Lehrender, viel mehr als das ein Lernender. Er beſuchte fleißig theologiſche Vorleſungen und beteiligte ſich an den Disputationen. Am 9. März 1509 erlangte er den unterſten theologiſchen Grad, den eines Baccalaureus. Nunmehr hatte er täglich eine Stunde über einen Bibelabſchnitt zu leſen. Da-

neben hieß es eifrig in der Theologie, vornehmlich in den alten Scholastikern weiter arbeiten. War die Fakultät mit den Leistungen ihres Baccalaureus zufrieden, so durfte dieser ein Jahr später die Stufe des Sententiarius ersteigen und als solcher Vorlesungen über die „Sentenzen", die Dogmatik des Petrus Lombardus, halten. Diesen weiteren theologischen Grad hat aber Luther nicht in Wittenberg, sondern in Erfurt erworben.

Wie es kam, daß Luther im Herbste 1509 nach Erfurt zurückkehrte, wird sich schwerlich genau feststellen lassen. Er wurde nach Erfurt „berufen": weil man im Augustinerkloster eine tüchtige Lehrkraft brauchte? aber eine solche war auch in Wittenberg nicht entbehrlich! Vermutlich sollte Luther darauf hinwirken, daß sich der Erfurter Konvent mit den von Staupitz geplanten Verfassungsänderungen des Ordens einverstanden erklärte! Daran hatte der Generalvikar sicher das meiste Interesse.

Nun war es aber durchaus nicht Sitte, daß ein akademischer Dozent seinen Weg zur Erwerbung der theologischen Grade an einer Universität begann, an einer andern fortsetzte, um ihn an der ersteren zu beenden. Die Erfurter Fakultät, der jungen Wittenberger Schwester und Rivalin kaum sehr wohlwollend gesinnt, bereitete denn auch Luther, der nun in Erfurt seine Thätigkeit als Sententiarius aufnehmen wollte, erhebliche Schwierigkeiten. Vielleicht war es der Einfluß des Generalvikars Staupitz, der sie beseitigte und Luther die Wege ebnete. Seine Lehrthätigkeit war nunmehr eine doppelte, an der Universität und im Kloster.

An der Universität hatte er jenes aus vier Büchern bestehende dogmatische Werk des Petrus Lombardus zu behandeln. „Die Eröffnungsvorlesung jedes einzelnen Buches, das sogenannte Principium, hielt er dem Herkommen gemäß im Hörsaal der Theologen, dem Auditorium coelicum über dem Kreuzgang des Domes, in Gegenwart der Fakultät, während er die Fortsetzung, wie es meist den Mönchen gestattet wurde, wohl im Hörsaal seines Klosters halten durfte." Das Exemplar der Sentenzen, welches Luther damals benutzt hat, ist uns noch erhalten. Zahlreiche Randbemerkungen von seiner Hand beweisen seinen Fleiß, lassen uns aber auch in die eigenen Gedanken bei jenem Studium blicken. Bereits mißt er die Wahrheit an der Schrift. „Mögen viele berühmte Lehrer," heißt es in einer jener Bemerkungen, „so denken, so sage ich dennoch, weil sie nicht die Schrift für sich haben, mit dem Apostel (Gal. 1, 8): Wenn ein Engel vom Himmel d. h. ein Lehrer in der Kirche, anders lehrt, der sei verflucht."

Was Luther damals seinen Klosterbrüdern vorgetragen hat, wissen wir nicht. Besser sind wir unterrichtet über das, was er zu seiner eigenen

a 181

Aurelii Augustini
opuscula plurima

Conventus ord. fratrum eremitarum Sancti Augustini in Erphordia: 1519:

1 Meditationes
2 Soliloquia
3 Manuale
4 Enchyridion
5 De Triplici habitaculo
6 Scala paradisi
7 De duodecim abusionum gradibus
8 De beata vita
9 De Assumptione Virginis Mariae
10 De divinatione daemonum.
11 De honestate Mulierum
12. De cura agenda pro mortuis
13 De vera et falsa poenitentia
14 De cordis contritione
15 De contemptu mundi
16 De conversatione Christi
17 De cognitione verae vitae
18 Confessionum
19 De doctrina christiana
20 De fide ad petrum
21 De vita et moribus clericorum
22 De vera religione
23 De Opere et Actione
24 De vita christiana
Definitiones orthodoxae
25 Doxae fidei
26 De disciplina christiana
27 Sermo de charitate
28 De decem chordis
29 De abrahae
30 De vanitate seculi
31 De obedientia et humilitate
32 De Agone christiano
33 De bono disciplinae
34 Regula de Conversatione clericorum
35. Possidonius de vita Sancti Augustini

Titelblatt des von Luther benutzten Augustin.
(Nach dem in Zwickau befindlichen Original, Photographie von Hofphotograph Kalby, Zwickau.)

Belehrung in jener Zeit trieb. Mit Hilfe seines Freundes, des philologisch tüchtig gebildeten Augustiners Johann Lang begann er Griechisch und Hebräisch zu lernen; er sah ein, daß die Theologie über die lateinische Bibelübersetzung hinweg zu den Quellen vordringen müsse. Auch beschäftigte er sich jetzt eingehend mit Augustin. Die beiden Bände die er für seine Augustinstudien benutzte, der eine enthaltend die Opuscula, der andere seine Schriften De trinitate und De civitate Dei sind uns gleichfalls erhalten geblieben. Sie werden mit mehreren anderen von Luther benutzten und mit zahlreichen Randbemerkungen versehenen Bänden in der Zwickauer Ratsschulbibliothek aufbewahrt. Das Titelblatt der Augustini opuscula enthält übrigens die älteste, datierte Lutherhandschrift, die auf uns gekommen ist, die Worte: Moritur b. Augustinus Anno domini 433. Et nunc scilicet 1509. fuit mortuus ad 1076 annos d. h. Es stirbt der selige Augustin im Jahre des Herrn 433. Und jetzt, nämlich 1509 ist er tot gegen 1076 Jahre.

Etwa anderthalb Jahr hat nach Luthers eigener Angabe sein zweiter Aufenthalt in Erfurt gedauert. Während jener Zeit hat er im Auftrage Staupitz' über die geplanten Reformen im Augustinerorden mit Adolf von Anhalt, dem späteren Bischof von Merseburg, verhandelt. Nicht alle Konvente waren geneigt, sich den Anordnungen des Generalvikars zu fügen. Der Papst sollte ein Machtwort sprechen. Eine besondere Gesandtschaft sollte sich deshalb nach Rom begeben. Luther war dazu ausersehen, an derselben teilzunehmen.

3. Im „heiligen" Rom.

Luthers Herz schlug höher, als er von dem Auftrag hörte, den ihm Staupitz zugedacht hatte. Nach Rom zu pilgern, in Rom eine „Generalbeichte" abzulegen, sich des reichen Ablasses der „heiligen" Stadt teilhaftig zu machen, das war seit langem sein stiller Wunsch gewesen. Kaum hatte er es zu hoffen gewagt, daß er sich je erfüllen würde.

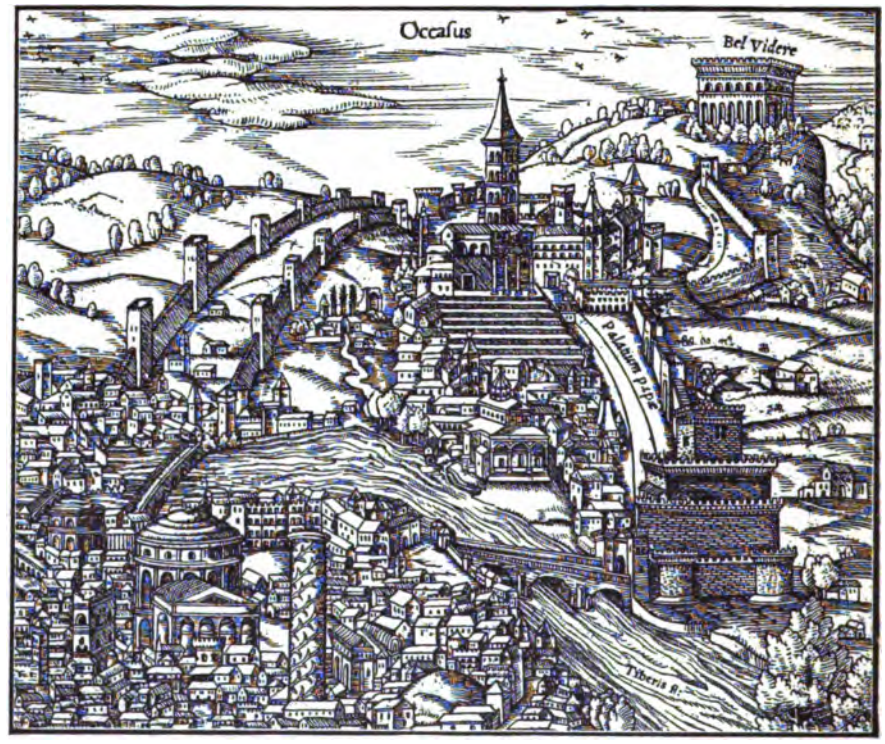
Ob Luther seine Romreise von Erfurt aus antrat oder ob er erst nach Wittenberg zurückgekehrt ist, läßt sich mit völliger Bestimmtheit nicht sagen. Wahrscheinlich aber ist es, daß er im Frühjahr 1511 das Erfurter Kloster, in dem er wohl zum Verdruß mancher Klosterbrüder energisch die Staupitzschen Vorschläge vertreten hatte, verließ und wieder nach Wittenberg kam. Sein Reisegefährte für die weite Wanderung — die Augustiner durften stets nur zu zweien reisen — war Johann von Mecheln, der Prior des Augustiner-

klosters zu Enkhuizen am Zuiderſee. Dieſer hatte am 16. September 1511 zu Wittenberg die theologiſche Doktorwürde erlangt. Bald darnach werden die beiden ihre Reiſe angetreten haben. Reiſegeld brauchten ſie nicht. Die Klöſter am Wege boten Zehrung und Obdach. Die zehn Goldgulden, die ſie mitnahmen, waren für einen Notar in Rom beſtimmt, den ſie zur Erledigung ihrer Geſchäfte annehmen mußten. Ende November oder Anfang Dezember werden die Pilger am Ziele geweſen ſein. Wie man aus zerſtreuten Angaben ſchließen zu dürfen glaubt, zogen ſie durch Thüringen, Baiern, Schwaben über Ottobeuren, Füßen, Hohenſchwangau nach Vorarlberg und Graubünden und gelangten über Mailand, Cremona, Bologna, Florenz und Siena nach Rom. Auch auf Luther machte die Majeſtät der Alpen ſicher gewaltigen Eindruck. Aber das Herz ging ihm auf, als er mit ſeinem Gefährten hinunterſtieg zu den freundlichen und fruchtbaren vom Po durchfloſſenen Gefilden der lombardiſchen Ebene. Und doch waren ſeine Gedanken nicht auf die Herrlichkeit der Natur, ſondern auf die Kirche und auf das Heil ſeiner Seele gerichtet. Den ſichtbaren Segen der Kirche fand er in den italieniſchen Hoſpitälern, ſo vornehmlich in Florenz: „In Italien ſind die Spitale ſehr wohl verſehen, ſchön gebaut, gut Eſſen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Ärzte, die Betten und Kleidungen ſind fein rein und die Wohnungen ſchön gemalt. Sobald ein Kranker hinein gebracht wird, zieht man ihm ſeine Kleider aus im Beiſein eines Notars, der ſie treulich verzeichnet und beſchreibt, werden wohl verwahrt, und man zieht ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein ſchönes, gemachtes Bett, reine Tücher. Bald bringt man ihm zwei Ärzte und kommen die Diener, bringen Eſſen und Trinken in reinen Gläſern, Bechern, die rühren ſie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllt unterm Angeſicht, etliche Tage, dienen den Armen als Unbekannte, daß man nicht wiſſen kann, wer ſie ſind, darnach gehen ſie wieder heim.“

Endlich war der erſehnte Augenblick gekommen. Dort lag die ewige Stadt! Überwältigt von ſeinen Empfindungen ſank Luther in die Kniee, hob ſeine Hände auf und ſprach: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!“

Etwa vier Wochen währte der Aufenthalt zu Rom — Zeit genug neben der Erledigung der Geſchäfte die Stadt zu beſichtigen und nachhaltige Eindrücke zu empfangen. Luthers Augen ſchauten das Koloſſeum, die Thermen Diokletians, „das warme Bad, welches geleitet iſt an fünfundzwanzig deutſche Meilen von Neapel in ein ſchönes, herrlich gebautes Haus“, das Pantheon, „darin die Römer aller Götter Bildnis geſetzt haben“, welches

Bonifaz III. zur „Aller Heiligen“-Kirche gemacht: „Da ich zu Rom war, habe ich dieſe Kirche geſehen; die hatte keine Fenſter, ſondern nur oben hatte ſie ein rundes Loch, davon ſie Licht hatte, und war hoch gewölbt; ſie hatte ſo dicke, marmelſteinerne Säulen oder Pfeiler, die unſer zwei ſchwerlich umgreifen könnten. Oben am Gewölbe waren alle Götter der Heiden gemalt, Jupiter, Neptunus, Mars, Venus und wie ſie mehr geheißen haben.“



Rom.

Luthers Herz aber war bei den „Gnaden“, die Roms Kirchen und Wallfahrtsſtätten verſprachen. „Ich war auch zu Rom ein ſo toller Heiliger,“ ſchreibt er reichlich zwanzig Jahre ſpäter, „lief durch alle Kirchen und Klöſter, glaubte alles, was daſelbſt erlogen und erſtunken iſt. Ich hab auch wohl eine Meſſe oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal ſchier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte ſie gern aus dem Fegefeuer erlöſt mit meinen Meſſen und ander mehr trefflichen Werken

und Gebeten. Es ist zu Rom ein Spruch: Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Messe hält. Wie gern hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu drange und konnte nicht zukommen." Knieend erklomm Luther die achtundzwanzig Stufen der Pilatustreppe und erwarb sich den reichen Ablaß, der solchem frommen Werke verheißen war. Aber wie eine Stimme von oben her, ihm die rechte Andacht verkümmernd und seine Gebete verhindernd, geleitete ihn das Wort, das schon lange seine Seele bewegte: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." „So pilgerte er denn gewissenhaft durch alle Gnadenstätten, stieg unter Schaudern in die unterirdische Totenstadt der Katakomben hinab, wo unzählige Märtyrergebeine geborgen lagen und wurde nicht minder Zeuge jener rauschenden, sinnbethörenden Pracht päpstlicher Prozessionen, wie sie zur Advents- und Weihnachtszeit, sowie um die Jahreswende sich durch die tausendköpfig gedrängte knieende Volksmenge bewegten." Noch glaubte er, was man ihm zeigte. Später freilich bemerkt er: „Gott hat das Papsttum nicht ohne Ursache in Italien gesetzt; denn die Walen können viel Dinges machen und zurichten, als sei es wahr und ist doch nicht, haben listige und verschmitzte Köpfe."

Mit tiefer Trauer erfüllte ihn die Erfahrung, daß Roms „Heiligkeit" viel zu wünschen übrig lasse und daß das Sprichwort: „Je näher Rom, je ärger Christ" die Wahrheit rede. „Niemand glaubt," so lauten Luthers Worte, „was zu Rom für Büberei und greuliche Sünde und Schande gehen; man kann's keinen bereden, daß so große Bosheit da ist, er sehe, höre und erfahre es denn. Daher sagt man: Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebaut sein." — „Rom ist etwa die heiligste Stadt gewesen, nun aber ist sie die allerärgste und schändlichste." Der ehrliche, fromme, gewissenhafte Deutsche stand entsetzt vor dem Unglauben und der Leichtfertigkeit der Priester Roms. So erzählt Luther einmal „eine greuliche Profanation und Entheiligung der Messe, so in Italien geschehe, da zwei Meßpfaffen zugleich über einem Altar gegen einander stehen und Messe halten. Einer kehrt sich gegen Aufgang, der andere gegen Niedergang der Sonne; der liest das Evangelium auf dieser, jener auf der andern Seite; sind aus der Maßen fertig auf ihrem Handwerke, suchen nur ihren Genieß und den lieben Groschen, halten die Messe weder für ein Opfer noch für ein Sakrament, nur sehen sie unverschämt ihren Nutzen an, halten's für eine Hantierung und Gewerbe". Und wie manche böse Geschichte über die Verkommenheit der Priester und die Versumpftheit der Kardinäle und Päpste kam Luther in Rom zu Ohren. „Keuschheit," sagt er, „ist bei diesen

heiligen Leuten ein seltsam Wildbret." Er führt später einmal die Verse an — daß sie recht hatten, konnte er bestätigen —:

Wer christlich leben will und rein,
Der zieh aus Rom und bleib daheim!
Hie mag man thun, was man nur will,
Allein fromm sein gilt hier nicht viel.

Worüber andere spotteten, darüber hätte Luther Thränen weinen können. Sein Herz hing doch an der Kirche, deren Oberste und deren Haupt so wenig dem Bilde entsprachen, das seine Sehnsucht sich von ihnen gemalt hatte. Wo sollte er sein Heil suchen und finden, wenn nicht bei der Mutter Kirche! Was hatte er innerlich gewonnen in Rom? Für jetzt schien es ihm: mehr verloren als gewonnen — und doch für seinen Beruf hatte er außerordentlich viel gewonnen!

Anfang Februar wurde die Rückreise angetreten. Auch deren Route läßt sich mit völliger Bestimmtheit nicht angeben. Man vermutet, daß Luther und Johann von Mecheln dieselbe Straße gezogen sind, wie sieben Jahre zuvor der Münchener Augustinerprior Nikolaus Besler. Dann würden sie „über Narni, Spoleto und Tolentino an die Ostküste nach Loreto, von da, teilweise vielleicht zu Schiff, über Pesaro, Rimini nach Venedig, dann über Padua und Verona nach Trient, den Brenner hinab nach Innsbruck und weiter nach Salzburg" gekommen sein. In Salzburg sind sie am 25. Februar 1512 gewesen, um mit Staupitz und dem eben genannten Besler zusammenzutreffen und über den Erfolg der Gesandtschaft zu berichten.

Von Salzburg reisten die beiden nur noch ein Stück zusammen. Johann von Mecheln zog nach Köln, um das für Pfingsten dort geplante Ordenskapitel vorzubereiten. Luthers Ziel war Wittenberg. In Augsburg trennten sich die Wege. Dort besuchte Luther die „Jungfer Ursel", die vorgab, ohne Essen und Trinken zu leben. Luther traute indes nicht recht. „Ursel, schau nur, daß es recht zugehe." Später wurde sie als Betrügerin entlarvt.

Anfang Mai ist Luther nachweislich wieder in Wittenberg. Er hat später es offen bekannt, daß es auch hier die Hand Gottes war, die ihn führte: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte; ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papste Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir."

4. „Doktor" Luther vor seinen Studenten, vor seinen Klosterbrüdern und vor seiner Gemeinde.

Der lange Weg von Rom nach Wittenberg bot Luther Zeit genug, die in Italien empfangenen Eindrücke innerlich zu verarbeiten und über die Ursachen des geistlichen Elendes und des unheiligen Lebens am Sitze des Papsttums nachzudenken. Gewiß hat er auch seinem Ordensoberen Staupitz sein Herz ausgeschüttet. So schlimm war es im Vaterlande doch noch nicht. Aber auch da war vieles an der Kirche zu bessern. Zur Heiligen Schrift galt es zurückzukehren.

Ernste Nachklänge der Romreise vernehmen wir in einer kleinen Schrift, welche Luther in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr verfaßt hat. Es kam damals öfters vor, daß hervorragend begabte Männer für befreundete Prediger oder Professoren Reden oder Vorlesungen verfaßten. Am 22. Juni 1512 fand in dem bischöflichen Schlosse zu Ziesar eine Bezirkssynode statt. Bei derselben ließ der Bischof Hieronymus Scultetus „an die anwesende Geistlichkeit eine Rede über die Besserung des Lebens und die Abstellung einiger ihm hinterbrachter Übelstände" halten. Der Redner sollte Georg Mascov, der Propst des Prämonstratenser-Klosters zu Leitzkau, ein Freund Luthers, sein. Er hat aber nicht sein eigenes Geistesprodukt vorgetragen. Auf seine Bitte hatte ihm Luther diese Rede verfaßt. Darum hören wir hier Luthers Stimme. Über alle Mängel weist er unter steter Bezugnahme auf die Bibelstelle 1. Joh. 5, 4. 5: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt: und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?" auf den Hauptmangel hin, daß „das Wort der Wahrheit entweder überhaupt nicht getrieben oder gefälscht" werde. „Nur der ist ein Priester und Hirte, der mit dem Worte der Wahrheit die Gemeinde leitet." Aber „ein großer, mannigfaltiger Schmutz von Lehren hat sich angehäuft, ja der Erdkreis ist damit überschwemmt; das Volk wird mit menschlichen Gesetzen, Meinungen, Aberglauben so überschüttet, daß das Wort der Wahrheit nur schwach noch durchscheinet, ja an manchen Orten kein Funken davon mehr glimmt". Darum „könnt ihr auf dieser ehrwürdigen Synode vieles beschließen, ihr könnt alles wohl ordnen: legt ihr aber nicht Hand ans Werk, daß man den Priestern als den Lehrern der Gemeinde befiehlt, die grundlosen Fabeln zu beseitigen, sich auf das lautere Evangelium und die heiligen Ausleger der Evangelien fleißig zu werfen, der Gemeinde mit heiliger Furcht das Wort der Wahrheit zu verkünden

und alle Menschenlehren preiszugeben — wenn ihr dafür nicht mit allem Eifer, mit frommen Gebeten, mit beständigem Ernste sorgt, dann, sage ich euch frei und offen, ist alles andere nichts, dann seid ihr umsonst hier versammelt und habt nichts erreicht. Denn darum dreht sich alles, das ist die Summe einer rechtmäßigen Reformation, hier liegt der Kern aller Frömmigkeit." Es ist grundfalsch, wenn man meint, durch eigene Kraft oder durch allerlei Kasteiungen und sonstige Übungen, so nützlich und nötig diese sind, über die Sünde Herr zu werden. Das kann nur durch die Kraft des Glaubens geschehen, und das muß geschehen. Denn gar viele haben größere Sorge, daß sie mit sauberen Händen, mit glänzenden Gewändern, mit reinen Gefäßen Messe lesen und keine Silbe in den Gebeten weglassen, als daß sie gegen ihre Sünden ankämpfen. „So ist es denn das Erste und Letzte, daß wir uns mit allem Eifer das Evangelium befohlen sein lassen und es bei Tag und bei Nacht studieren. So werden wir aus Gott geboren, aus Gott geboren werden wir nicht sündigen, frei von Sünde werden wir des Sieges freudig genießen. Deß wolle uns würdigen Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Urheber des Worts und des Glaubenssieges, der da ist hochgelobet in Ewigkeit. Amen."

Hier haben wir das erste Zeugnis dafür, daß Luther seinen gottgewollten reformatorischen Beruf freudig und fest ergreift!

Aber auch nach menschlicher Ordnung sollte ihm derselbe übergeben werden. Staupitz hat die Geistesgröße Luthers geahnt. Gern wollte er ihm den Platz einräumen, auf dem er seine Gaben voll und ungehindert entfalten könnte. Er sollte als vollberechtigtes Glied der Universität in die theologische Fakultät einrücken. Im Jahre 1510 hatte Jodokus Trutvetter Wittenberg verlassen, im Herbst 1512 wollte Staupitz seine Professur niederlegen. So stand Luther unter den Theologen an erster Stelle. Aber eins war jetzt unumgänglich nötig: er mußte die Würde eines Doktors der Theologie erwerben. Sein Widerspruch war umsonst. Luther hat später seinen Freunden manchmal den Birnbaum im Klostergarten gezeigt, unter dem Staupitz sich mit ihm unterredet hatte. „Da sich aber Frater Martinus," erzählt Mathesius, der auch einmal mit Luther unter jenem Baum gestanden und aus seinem Munde gehört hatte, was sich damals zugetragen, „aufs demütigste entschuldiget und unter andern vielen Ursachen diese zum Letzten fürwendet, er sei ein schwacher und kranker Bruder, der nicht lange zu leben habe, man solle sich nach einem tauglicheren und gesunden umsehen, antwortet Doktor Staupitz allein scherzweise auf seine letzte Ursache: Es läßt sich ansehen, unser Gott werde bald viel im Himmel und auf Erden

zu ſchaffen bekommen, darum wird er viel junge und arbeitſame Doktores haben müſſen, durch die er ſeine Händel verrichte; ihr lebet nun oder ſterbet, ſo bedarf euch Gott in ſeinem Rate. Darum folget, was euch euer Convent auflegt, wie ihr mir und demſelben auf euer Profeß ſchuldig ſeid zu gehorſamen.“ Die Koſten für die Erwerbung der Doktorwürde hatte der Kurfürſt „unſerm Gott, dieſer Univerſität und Kloſter zur Förderung“ zu tragen ſich erboten. Die Quittung, welche Luther über dieſe fünfzig Gulden ausgeſtellt hat, iſt noch erhalten. Am 4. Oktober wurde Luther zum Licentiaten der Theologie promoviert. Am 18. und 19. Oktober erfolgte ſeine feierliche Beförderung zum Doctor theologiae. Dabei wurden ihm die äußeren Zeichen dieſer Würde überreicht: Doktorhut und Doktorring. Letzteren bewahrt das Muſeum zu Braunſchweig, „einen dicken Goldreif mit einem ſilbernen, unter einer Glasplatte quer liegenden, herzförmigen Wappenſchilde, auf welchem drei in einander verſchlungene Ringe als Sinnbild für das höchſte von der Theologie zu verkündende Myſterium der heiligen Dreieinigkeit ſich befinden“.

Friedrich der Weiſe.

Wenige Tage darauf wurde Luther in den akademiſchen Senat aufgenommen, während Staupitz auf ſein Lehramt an der Univerſität verzichtete. Später hat Luther auch in ſeiner Beförderung zum Doktor der Theologie oder „der heiligen Schrift“, wie er zu ſagen pflegte, die Hand Gottes gefunden: „Kein gut Werk geſchieht in eigener Weisheit; es muß alles in einem Dorfel geſchehen; ſo bin ich zum Lehramt gezogen worden; hätt' ich aber gewußt, das ich jetzt weiß, ſollten mich zehn Roß nit gezogen haben.“

Das Studium der heiligen Schrift, die Prüfung der Lehre nach dem Worte Gottes war nunmehr Luthers Beruf geworden. „Du sprichst" — sagt Luther im Jahre 1530 — „vielleicht zu mir: Warum lehrst du denn mit deinen Büchern in aller Welt, so du doch allein zu Wittenberg Prediger bist? Antwort: Ich hab's nie gern gethan, thu es auch noch nicht gern; ich bin aber in solch Amt erstlich gezwungen und getrieben, da ich Doktor der heiligen Schrift werden mußte ohn meinen Dank. Da fing ich an als ein Doktor, dazumal von päpstlichem und kaiserlichem Befehl in einer gemeinen freien hohen Schule, wie einem solchen Doktor nach seinem geschwornen Amt gebührt, vor aller Welt die Schrift auszulegen und jedermann zu lehren; habe auch also, nachdem ich in solch Wesen kommen bin, müssen drinnen bleiben; kann auch noch nicht mit gutem Gewissen zurück oder ablassen, ob mich gleich Papst und Kaiser drüber verbannten. Denn was ich hab angefangen als ein Doktor, aus ihrem Befehl gemacht und berufen, muß ich wahrlich bis an mein Ende bekennen und kann nun fort nicht schweigen noch aufhören, wie ich wohl gern wollt und auch wohl so müde und unlustig bin über der großen unleidlichen Undankbarkeit der Leute."

So schwer es Luther geworden war, sich in die ihn zu solch hohen Aufgaben verpflichtende Würde zu finden, so ernst und gewissenhaft widmete er sich dem Amte, das ihm anvertraut war. Fast in unmittelbarem Anschluß an seine Doktorpromotion begann Luther über biblische Bücher zu lesen. Der Auslegung der heiligen Schrift allein galt hinfort seine akademische Thätigkeit. In den Jahren 1513 bis 1515 hat er den Psalter, sodann den Römerbrief, 1516 den Galaterbrief ausgelegt. Die Zeit seiner Vorlesung war täglich früh 6 bis 7 Uhr.

Damit die Zuhörer möglichst bequem dem Vortrag des Lehrers folgen und seine Erklärungen aufzeichnen könnten, ließ Luther den Psalter, sodann auch den Römerbrief (in der herkömmlichen lateinischen Übersetzung) mit großen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Zeilen drucken. Noch besitzen wir sein Handexemplar, dessen fein geschriebene, zahlreiche Bemerkungen uns Luthers Arbeit am Psalter vergegenwärtigen. Ja noch mehr als das. Einem Gebote des Ordens folgend schrieb er dann selbst seine Vorlesung nieder. Die stattliche Handschrift bewahrt die Dresdner Bibliothek, während jener Psalter in Wolfenbüttel zu finden ist. Luther hat sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Liebe sich mit den Psalmen beschäftigt. Im Hinblick vornehmlich auf den Psalter sagt er: „Was dem Tier die Weide, dem Menschen das Haus, dem Vogel das Nest, der Gemse der Fels, dem Fische der Strom ist, das ist die heilige Schrift den gläubigen Seelen." „Willst du

die heilige christliche Kirche gemalt sehen mit lebendiger Farbe und Gestalt in einem kleinen Bilde gefaßt, so nimm den Psalter vor dich, so hast du einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sei." „Billig sollte ein jeder Christ, so beten und andächtig sein will, ihm dem Psalter lassen sein Büchlein sein, und auch wohl gut wäre, daß ein jeglicher Christ denselben so übte und so läufig darinnen würde, daß er ihn von Wort zu Wort auswendig könnte und immer in dem Munde hätte, so oft ihm etwas vorkäme zu reden oder zu thun, daß er einen Spruch daraus führen und anziehen könnte als ein Sprüchwort. Denn es ist ja die Wahrheit, daß alles, was ein andächtig Herz mag zu beten wünschen, da findet es seine Psalmen und Wort zu, so eben und lieblich, daß kein Mensch, ja alle Menschen nicht mögen so gute Weise, Wort und Andacht erdenken."

Luther hat den Psalter ganz vom christlichen Standpunkt aus angesehen. Die Psalmensänger sind ihm „Heilige" in evangelischem Sinne, gläubige Christen, die im hellen Lichte der Heilserkenntnis wandeln. Diese aber war Luther selbst erst allmählich aufgegangen im anhaltenden Studium des Römerbriefs. Lange hatte er vor dem Satze: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" (Röm. 1, 17) wie vor einem Rätsel gestanden. Geheimnisvoll war ihm das Wort an derselben Stelle, daß in dem Evangelium die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart werde. Er hatte keine andere Gottesgerechtigkeit als die richtende und strafende gekannt. Jetzt war es ihm klar geworden: Gott verleiht Gerechtigkeit dem Gläubigen und mit dieser Gerechtigkeit schenkt er Leben und Seligkeit. In der That eine Erkenntnis von ungeheurer Bedeutung! Nur der Glaube, der Glaube an Jesum Christum ist die Macht, die zum Frieden hilft! Wertlos und nichtig alle Mittler, alle Werke von Menschen erdacht! „Da ward ich fröhlich," ruft Luther, „also that sich mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auf." In solcher Freude auf Grund jener Erkenntnis legte er nun den Römerbrief aus. Das war keine „akademische" Vorlesung, sondern ein Ausschütten des Herzens und seiner tiefsten, heiligsten Erfahrungen. So gewannen denn Luthers Auslegungen des Psalters und des Römerbriefes eine außerordentliche Wichtigkeit. „Nach einer langen und dunkeln Nacht," sagt Melanchthon, „schien hier nach aller Frommen und Verständigen Urteil ein neues Licht der Lehre aufzugehen; hier wies er den Unterschied des Gesetzes und Evangeliums auf; hier widerlegte er den Irrtum, der in den Schulen und Predigten herrschte, daß die Menschen mit eigenen Werken Vergebung der Sünden verdienen und durch gesetzliche Zucht vor Gott gerecht sein sollten, wie die Pharisäer einst gelehrt haben; er rief die Menschen

zum Sohne Gottes zurück; er wies ſie wie der Täufer Johannes auf das Lamm Gottes, welches unſere Sünden getragen hat, und zeigte, daß man dieſe Wohlthat im Glauben annehmen ſolle."

Nächſt der heiligen Schrift ſelbſt beſchäftigte ſich Luther auch jetzt noch eingehend mit Auguſtin, deſſen Lehre ihn ſchon längſt in ſeinem theologiſchen Denken beeinflußt hatte und ihm jetzt die Richtigkeit ſeiner Entdeckung von der gottgeſchenkten Gerechtigkeit aus dem Glauben an Chriſtus beſtätigte. Insbeſondere aber fühlte ſich Luther hingezogen zu einem deutſchen Myſtiker des Mittelalters, in deſſen Predigten er gleichfalls zu ſeiner Entdeckung überraſchend ſtimmende Anſchauungen fand. Wohl erſt im Jahre 1515 hatte Luther angeregt durch ſeinen Freund Johann Lange die Predigten des Dominikaners Johann Tauler (geſt. 1361) zu leſen begonnen. Noch beſitzen wir Luthers Handexemplar. Es gehört zu den Schätzen der reichen Zwickauer Ratsſchulbibliothek. Luther iſt des Lobes über das Geleſene voll. „Ich habe darin mehr ordentliche und wahrhaftige Theologie gefunden, als bei allen ſcholaſtiſchen Lehrern aller Univerſitäten gefunden worden iſt oder in deren Sentenzen gefunden werden kann." Und welches waren die Gedanken Taulers, die Luther ſo wertvoll erſchienen? Gott iſt das Weſen aller Weſen. Von ihm ſtammt die Menſchenſeele und er iſt ihr Ziel. Sie ſehnt ſich zu ihm zurück, aber ſeit dem Sündenfall ſucht ſie das Gute in der geſchaffenen Welt und nicht beim Schöpfer, in ſich ſelbſt und nicht bei Gott. Der Menſch muß erkennen, daß die Creatur und er ſelbſt nichtig iſt. Dann erſt ſieht er ſehnſuchtsvoll auf ſein wahres Ziel, auf die Vereinigung mit Gott. Aber dieſe Vereinigung kann nicht der Menſch durch ſeine Kraft vollziehen. Die Liebe Gottes kommt ihm entgegen in dem Gottmenſchen Jeſus Chriſtus. Sich ſelbſt muß der Menſch ſterben, um Chriſto zu leben. Dazu hilft Gott, indem er das Kreuz auflegt und durch Anfechtung und Leiden führt. Der mit Gott vereinte Menſch hat Frieden und erſchließt ſich zu dienender Liebe.

Das paßte völlig in Luthers Gedankengänge. Er fand hier wieder, was er einſt noch ohne es zu verſtehen und ohne deſſen Zuſammenhang mit der Heilsfrage und deſſen Übereinſtimmung mit der älteſten Theologie d. h. der Lehre der heiligen Schrift zu ahnen, von Staupitz gehört hatte. Wie eine kurze Zuſammenfaſſung aber der Taulerſchen ihm ſo wertvollen Gedanken erſchien Luther die ſogenannte „Deutſche Theologie". „Ohne Titel und Namen" kam ihm ein Bruchſtück dieſer Schrift in die Hände. Er gab es mit einer kurzen Vorrede heraus als „Ein geiſtlich edles Büchlein von rechtem Unterſchied und Verſtand, was der alte und neue Menſch ſei, was

Eyn deutſch Theologia. das iſt

Eyn edles Buchleyn/von rechtem vorſtand/was Adam vnd Chriſtus ſey/vnd wie Adam yn vns ſterben/vnd Chriſtus erſteen ſall.

Titelblatt der erſten Ausgabe der vollſtändigen „Deutſch Theologia" mit Luthers eigenhändiger Widmung.

Adams und was Gottes Kind sei und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll." In dem Briefe, mit dem er seinem Freunde Georg Spalatin im Dezember 1516 ein Exemplar des Druckes übersandte, schrieb er: „Wenn es dir Freude macht, eine reine, echte und der alten sehr ähnliche Theologie, in deutscher Sprache dargestellt, zu lesen, so kannst du dir die Predigten Johann Taulers vom Predigerorden anschaffen, von denen ich dir hier gewissermaßen einen Auszug schicke. Denn weder in lateinischer noch in unserer Sprache habe ich eine heilsamere und mit dem Evangelium übereinstimmendere Theologie gesehen. Schmecke also und siehe, wie freundlich der Herr ist (Ps. 34, 9), da du zuvor geschmeckt und gesehen hast, wie bitter alles ist, was wir sind." Erst zwei Jahre später lernte Luther die vollständige „Deutsche Theologie" kennen. Er gab auch diese in Druck. In seiner köstlichen Vorrede verteidigt er die Schlichtheit der Schrift und die deutsche Sprache und erblickt im Inhalt des Büchleins den Beweis, daß die Lehre der „Wittenbergischen Theologen" durchaus kein „neu Ding" ist. „Man liest," sagt Luther, „daß St. Paulus, von geringer und verächtlicher Person, doch gewaltige und tapfere Briefe schrieb und er selbst von sich rühmte, daß seine Rede, nicht mit erschmückten und verblümten Worten geziert, doch voller Reichtums aller Kunst der Weisheit erfunden. Auch so man Gottes Wunder ansieht, ist's klar, daß allezeit zu seinen Worten nicht erwählet sind prächtige und scheinbare Prediger. — — Das sage ich darum, daß ich verwarnet haben will einen jeglichen, der dies Büchlein liest, daß er seinen Schaden nicht verwirke und sich ärgere (d. i. Anstoß nehme) an dem schlechten Deutsch oder ungefränsten, ungekränzten Worten. Denn dies edle Büchlein, so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und viel mehr reicher und überköstlich ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien. Und befinde nun allererst, daß es wahr ist, was etliche Hochgelehrten von uns Wittenbergischen Theologen schimpflich reden: also wollten wir neu Ding vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen. Ja freilich sind sie gewesen. Aber Gottes Zorn, durch unsere Sünde verwirkt, hat uns nicht lassen würdig sein dieselben zu sehen oder hören. Denn es ist am Tag, daß in den Universitäten eine lange Zeit solches nicht gehandelt, dahin gebracht ist, daß das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten beinahe verweset. Les dies Büchlein, wer da will, und sag dann, ob die

Theologie bei uns neu oder alt ſei! Denn dies Buch iſt ja nicht neu. Werden aber vielleicht wie vormals ſagen, wir ſeien deutſche Theologen. Das laſſen wir ſo ſein. Ich danke Gott, daß ich in deutſcher Zunge meinen Gott alſo höre und finde, wie ich und ſie mit mir bisher nicht gefunden haben, weder in lateiniſcher, griechiſcher noch hebräiſcher Zunge. Gott gebe, daß dieſer Büchlein mehr an den Tag kommen, ſo werden wir finden, daß die deutſchen Theologen ohn Zweifel die beſten Theologen ſind. Amen."

Luthers Thätigkeit beſchränkte ſich aber nicht auf die Univerſität. Das Kloſter und der Orden beanſpruchten gleichfalls ſeine Arbeit. Daß Luther im Jahre 1512 Subprior des Wittenberger Kloſters geworden war, wollte nicht viel ſagen. Eine ganz bedeutende Arbeitslaſt hingegen mußte er auf ſich nehmen, als ihn das im Mai 1515 zu Gotha verſammelte Ordenskapitel zum Diſtriktsvikar über die zehn Konvente Meißens und Thüringens wählte. Damit wurden ſeiner Aufſicht die Auguſtinerklöſter an folgenden Orten unterſtellt: Wittenberg, Herzberg, Dresden, Gotha, Erfurt, Langenſalza, Nordhauſen, Sangerhauſen, Magdeburg, Neuſtadt an der Orla. Mit dem neuen Amte war eine Fülle neuer Arbeit verbunden. Im Juli 1515 nahm der Diſtriktsvikar mit Staupitz an der Einweihung des Auguſtinerkloſters zu Eisleben teil, das ihm nun auch unterſtellt wurde. Im April 1516 viſitierte er die Klöſter und kehrte erſt Anfang Juni nach Wittenberg zurück. Und wie viel Dinge hatte er von dort aus zu erledigen! Da waren Rechtsfragen zu entſcheiden, dort galt es eine Verordnung die Auguſtinertracht betreffend zu erlaſſen, hier war der Prior zur Nachſicht und zur brüderlichen Liebe bei allem Ernſte und aller Strenge zu ermahnen. Und daneben hatte der vielbelaſtete Mann auch noch das zahlreich beſuchte Studium des Wittenberger Kloſters zu leiten. Noch beſitzen wir ein wertvolles Zeugnis dieſer Thätigkeit in der Auslegung des Buchs der Richter. Frei und mit wachſender Schärfe trägt Luther in engerem Kreiſe ſeine Klagen über die Gegenwart und ſeine Vorſchläge, die Übelſtände abzuſtellen, vor. Überall begegnet uns der entſchiedene Hinweis auf die heilige Schrift. Man hört Taulerſche Gedanken nachklingen. Schon bereiten ſich die 95 Theſen in Luthers Seele vor, ja jene Vorleſung führt noch darüber hinaus, ſie reicht wahrſcheinlich bis ins Jahr 1518. Wir haben an ihr einen treuen Spiegel für Luthers Stellung zur Kirche in den verſchiedenſten Bezügen während jener ſo wichtigen Zeit.

Und zu dem allen endlich noch die praktiſche Arbeit: Luthers Predigtthätigkeit. Gewiß hat er ſchon im Erfurter Kloſter vor den Brüdern gepredigt. Eine öffentliche Kanzel aber beſtieg er erſt in Wittenberg. Hier

Stadtkirche zu Wittenberg.

predigte er nicht nur in der dürftigen, baufälligen Klosterkapelle, die, wie wir oben hörten, ein Zeitgenosse mit dem Stalle zu Bethlehem verglich. Dem dringenden Wunsche der Stadt folgend trat Luther dem kränklichen und wohl auch nicht mit besonderer Beredsamkeit begabten Stadtpfarrer Simon Heinz (aus Brück), dem Bruder des bekannten kursächsischen Kanzlers Dr. Gregor Brück, helfend zur Seite. Im Jahre 1515 erteilte ihm der Rat den förmlichen Auftrag zur ständigen Verwaltung des Predigtamtes in der Stadtpfarrkirche zu St. Marien. Eine ganze Reihe von Predigten, die Luther seit dem Jahre 1514 hier und in der Klosterkirche gehalten hat, sind auf uns gekommen. In lateinischer Fassung aufgezeichnet wurden sie im Freundeskreise verbreitet — auch ein Beweis für die Bedeutung, die man ihnen beimaß. Aber — wir stehen staunend vor dieser Arbeitsleistung! — Luther begnügt sich nicht damit die kirchlichen sonntäglichen Textabschnitte zu behandeln. Er legt auf der Kanzel die zehn Gebote und das Vaterunser aus. Er giebt der Gemeinde eine erbauliche Auslegung der sieben Bußpsalmen. Auf das Herz, auf das Leben will er wirken!

Kanzel der Stadtkirche zu Wittenberg, von der aus Luther gepredigt hat.

Jene Predigten über die zehn Gebote, vom Juni 1516 bis Februar 1517 gehalten, sind noch für uns von Wert, insbesondere soweit sie das erste Gebot behandeln. Da Luther hier in eingehendster Weise gegen den Volksaberglauben kämpft — und den hat er gründlich gekannt —, vermögen wir

einen Blick in die deutsche Volksreligion jener Zeit zu thun. Das Vaterunser hatte er im Anschlusse an jene Predigten in der Fastenzeit 1517 behandelt. Das Jahr darauf nahm er es nochmals in Abendandachten „vor Kindern und gemeinen Leuten“ durch, gab auch seine „Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien“ in Druck. Diese Schrift wurde fleißig gelesen. Man fing an andächtig zu beten und den Rosenkranz beiseite zu lassen. Selbst ins Böhmische und ins Italienische wurde das Büchlein übersetzt. „Zu Venedig,“ wird uns erzählt, „brachte man D. Martini Vaterunser in welsche Sprache und ließ seinen Namen aus. Wie es der sieht, von dem man Erlaubnis zum Drucken haben mußte, spricht er: Selig sind die Hände, die dies geschrieben; selig sind die Augen, die es sehen; selig werden die Herzen, die dem Buch glauben und also zu Gott schreien.“ Die erste eigene Schrift, die Luther in Druck gegeben hat, war aber eine Auslegung der Bußpsalmen in deutscher Sprache. Thut Buße! das ist hier, wie in den Thesen sein erstes Wort an sein deutsches Volk. Für das Volk war jene im April 1517 erschienene Auslegung bestimmt. Und mit welchem Eifer wurde sie gelesen! „Der Absatz war so reißend, daß, ehe noch der Druck vollendet war, die ersten Bogen schon wieder aufgelegt wurden und vielfach wurde sie in den nächsten Jahren nachgedruckt.“

In der That eine ungeheure Arbeitsleistung! Dazu gehörte eine Heldenkraft! Aber wir hören keine Klage aus seinem Munde, vielmehr klingt es wie Humor, wenn er im Oktober 1516 seinem Freunde Johann Lange schreibt: „Ich brauche beinahe zwei Schreiber oder Kanzler und thue fast nichts den Tag über als Briefe schreiben; ich bin Klosterprediger, ich bin Prediger bei Tisch, man begehrt mich täglich zum Predigen in der Pfarrkirche; ich bin Leiter des Studiums; ich bin Ordensvikar, das heißt: elfmal Prior; ich bin gesetzt über den Leitzkauer Fischteich; ich bin Sachverwalter des Herzberger Klosters zu Torgau; ich lese Paulus, ich sammle am Psalter; dazu das Briefschreiben, das mir, wie gesagt, den größeren Teil meiner Zeit wegnimmt; selten habe ich die Zeit, meine Horen richtig zu feiern, neben den mir eigenen Anfechtungen mit Fleisch, Welt und Teufel. Sieh, was ich für ein müßiger Mann bin!“

5. Luthers Stellung zur Kirche.

Was Luther in heißen Kämpfen gesucht, das hatte er jetzt gefunden, den Frieden seiner Seele. Tief in sein Herz, das nur das Bangen um dieses Friedens Erhaltung kennt, und tief in seine Liebe, die auch andern den

gleichen Frieden wünscht, läßt ein Brief blicken, den er im April 1516 an den Augustinermönch Georg Spenlein in Memmingen gerichtet hat. Darin heißt es — wahrlich es sind herrliche Worte! —: „Nun möchte ich gerne wissen, wie es um Deine Seele steht, ob sie endlich lernt ihre eigne Gerechtigkeit verachten und in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost sein. Denn heutigen Tags hat die Versuchung zur Vermessenheit Macht über viele und sonderlich über die, welche mit allen ihren Kräften sich mühen, gerecht und fromm zu sein. Sie kennen nicht die Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christo so reichlich und umsonst beschert ist, und trachten von sich selber so lange Gutes zu thun, bis sie Zuversicht gewinnen, vor Gott zu bestehen, mit Tugenden und Verdiensten wohl geschmückt. Aber dahin bringen sie's nimmermehr. In diesem Wahn, ja Irrwahn steckteſt Du, als Du bei uns warst, und ich steckte drin. Aber auch jetzt noch kämpfe ich wider diesen Irrwahn und habe noch nicht ausgekämpft. Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum und zwar den Gekreuzigten! Lerne ihm lobsingen und an Dir selbst verzweifelnd zu ihm sagen: Du, Herr Jesus, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine an dich genommen und mir das Deine gegeben; du hast genommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Hüte Dich, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit nachzutrachten, daß Du Dir nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein willst. Denn Christus wohnt nur in Sündern. Dazu kam er vom Himmel, wo er in Gerechten wohnt, daß er auch in Sündern wohnte. Solcher seiner Liebe sinne nach und Du wirst seinen allersüßesten Trost erfahren. Denn wenn wir durch eigene Mühe und Plage zur Ruhe des Gewissens hindurchdringen sollten, wozu ist Christus dann gestorben? Darum wirst Du nur in ihm, durch getroste Verzweiflung an Dir und Deinen Werken Frieden finden; Du wirst von ihm selber lernen: wie er Dich angenommen hat, so hat er auch Deine Sünde zu seiner, seine Gerechtigkeit zu Deiner gemacht." Einen andern Augustiner, Georg Leiffer zu Erfurt, der mancherlei Anfechtungen zu erdulden hat, tröstet er zu derselben Zeit mit den herzlichen Worten: „Christi Kreuz ist über die ganze Welt verteilt; jeder hat immer sein Teil. Darum wirf Dein Teil nicht weg, sondern lege es als eine hochheilige Reliquie in einen goldenen Schrein, nämlich in ein von sanftmütiger Liebe durchdrungenes Herz!" Wie innig dieses Mitgefühl mit jedem, der kämpft, wie er gekämpft hatte, und der des gleichen Trostes bedurfte, wie er ihm einst durch Staupitz zuteil geworden war!

Von solcher inneren, unumstößlichen Heilsgewißheit aus hatte Luther den klaren, sicheren Blick für die Schäden der Kirche gewonnen. Sein

Gewissen verbot ihm zu schweigen. Sein Mannesmut achtete der Gefahren nicht, die freier Rede drohten. Dieser Ernst des Gewissens und dieser Mut des Charakters trennten ihn von anderen Männern, die auch ein Auge für die Mißstände in der Kirche, soweit sie zu Tage lagen, hatten, aber um des lieben Friedens willen schwiegen.

Dieser Unterschied zeigte sich bereits bei der sogenannten Reuchlinschen Fehde. Der zum Christentum übergetretene Jude Pfefferkorn hatte, unterstützt von den Kölner Theologen aus dem Dominikanerorden gefordert, daß alle Bücher der Juden außer dem alten Testament verbrannt würden. Der berühmte Kenner des Hebräischen, Reuchlin, der sich gegen solchen wissenschaftlichen Vandalismus erklärte, wurde verketzert. Einmütig traten die Humanisten auf seine Seite, auch Luther, der tief bedauerte, daß man um dergleichen Händel sich kümmerte, während doch viel wichtigere Dinge innerhalb der Kirche dringend Erledigung verlangten. In den „Briefen der Dunkelmänner", die im Jahre 1515 erschienen, kämpfte „der gesunde, fröhliche Menschenverstand gegen Scholastik und Bettelmönche" mit den Waffen des Spottes und beißender Satire. „Das ganze Abendland lachte," von Herzen den Finsterlingen diese öffentliche Verhöhnung — ganz charakteristisch erfolgte sie unter dem Deckmantel der Anonymität — gönnend. Luther konnte auch hier nicht lachen, er sah den tiefen Ernst der Sache, um die es sich handelte: für ihn war viel mehr Grund zur Trauer und zur Thräne!

Johann Reuchlin.

Auch er sagte sich von den alten Scholastikern und von ihrem Meister Aristoteles los, aber deshalb, weil sie die Heilswahrheit verdunkelten, den klaren Blick in die heilige Schrift trübten und weil das Studium derselben die Versenkung in die Bibel selbst verhinderte. Zu seiner Freude sah er, wie tüchtige ernste Männer seine Anschauungen teilten oder sich allmählich zu denselben bekannten, so in Wittenberg seine Kollegen Andreas Karlstadt und Nikolaus von Amsdorf, der Jurist Hieronymus Schurf und am Hofe Georg Spalatin. In Nürnberg scharten sich seine Gesinnungsgenossen um den Rechtsgelehrten Christoph Scheurl und den Prediger Wenzeslaus Link. Mit sichtlicher Freude schreibt Luther im Mai 1517 an Johann Lange:

„Unsere Theologie und St. Augustinus schreiten glücklich voran und herrschen auf unserer Universität durch Gottes Wirken; Aristoteles steigt allmählich abwärts und neigt sich zum Falle, vielleicht auf immer; wunderbar überdrüssig ist man der Vorlesungen über die Sentenzen; keiner kann mehr auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht diese Theologie, d. h. die Bibel oder den heiligen Augustin oder sonst einen Lehrer von wirklicher kirchlicher Autorität vortragen will."

Vor seinen Klosterbrüdern, vor den Studenten und vor der Gemeinde spricht sich Luther rückhaltlos über die Mißstände in der Kirche aus. „In entsetzlicher Unwissenheit" bringen die Prediger Fabeln auf die Kanzel statt des göttlichen Wortes, „legen den scholastischen Lehren mehr Wert bei als der Bibel und den Evangelien". Ihre Pflicht wäre es „das Volk zu unterrichten, das Evangelium zu lehren, sich der Bedürftigen zu erbarmen, für die Schwachen zu beten, allen gegenüber Liebe zu wahren. Aber jetzt thun sie das nicht, sondern plündern Anderer Gut, streiten um zeitliche Güter der Kirche und kümmern sich nicht um die geistlichen, verderben die Leute, die sie retten sollten." Wo man aber Gottes Wort predigt, hütet man sich, die ungeschminkte Wahrheit nach oben und unten zu sagen! Man will dem Volke, aber nicht Gott gefallen. Und sagt man auch dem Volke die Wahrheit, so verschweigt man sie schmeichlerisch den Prälaten, indem man Gottes Wort mit allerlei Fündlein und Glossen umbaut. Christus aber hat ausdrücklich gesagt: Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern" (Matth. 10, 27). In bitteren Worten klagt Luther über den Reichtum der Prälaten. „Je höher sie sind, desto reicher auch, werden niemals satt, sagen nie: Es ist nun genug, während die Armen von ihren Schätzen Pflege und Unterhalt genießen sollten." Statt „silberne und vergoldete Tafeln" in den Kirchen aufzurichten, solle man viel mehr Not lindern und Thränen trocknen. Auch hier weist Luther auf die heilige Schrift, insbesondere auf die Jesaisstelle: „Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helft dem Verdrückten, schafft dem Waisen Recht und helft der Witwen Sachen" (1, 17) und auf das Herrnwort: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40).

Die treue Pflichterfüllung im Berufe, die selbstlose Übung der Barmherzigkeit ist Gott wohlgefälliger als jener prunkvolle Kirchenschmuck, ja auch als Wallfahrten und Pilgerschaften. „Dies Rennen und Laufen," sagt Luther, „hat der Teufel erdacht." Wer das nicht glauben will, der kann's „doch daraus abnehmen, daß der Pöbel zuläuft, als ob er toll und thöricht werde.

Man sagt, daß etliche Eheweiber und Dienstboten von der Arbeit gezogen und gleichsam gezwungen werden ihre Geschäfte zu verlassen: welches ja nicht von dem heiligen Geist, sondern ein lauterer Betrug und Spuk des Teufels ist. Der heilige Geist platzt nicht also zu und übereilt sich nicht, sondern ist ein Geist des Rats (Jes. II, 2). So widerruft er auch seine Gebote nicht, da er befohlen hat, daß das Weib soll ihrem Manne unterworfen sein, daß auch eines Weibes Gelübde nicht gelten soll, es verwillige denn der Mann. Er gebeut auch den Knechten, daß sie ihren Herren treulich dienen sollen und nichts veruntreuen; wie mag er sie denn nun zum Ungehorsam nötigen, den er so hart verboten hat?" Und wie ging es bei solchen Wallfahrten, Kirchmessen u. dgl. zu? „Da sind allenthalben Schenken und Krüge, darinnen es zugeht wie im rechten Babylon. Und so es Abend wird, so kehren sie wieder heim mit vollem Ablaß, das ist: voll Bier und Wein, voll Unzucht und andern greulichen Lastern, die sie da getrieben haben — wenn sie überhaupt heim kommen. Denn es fehlt selten, daß nicht etliche auf der Kirchmeß erstochen werden oder doch schwer verwundet; also, daß nun auch ein Sprichwort daraus geworden ist: Man teilt an den Kirchweihen am Abend Ablaß aus mit Prügeln und Schwertern, ja mit Mord und Totschlag." Bereits Luthers Lehrer und Ordensgenosse Johann Paltz war in seiner Schrift Coelifodina (1490) d. h. „Himmlische Fundgrube" jenen Wallfahrten eifrig entgegengetreten, indem er gegen den bösen Wallfahrtsteufel Besprengung mit Weihwasser, geweihte Kerzen, tägliches Betrachten des Kruzifixes u. a. m. empfiehlt. Luther giebt einen besseren, sicher auch erfolgreicheren Rat: „Hast du ein Weib oder Gesinde, die da sprechen und schreien, sie werden vom Geiste getrieben zu wallfahrten, so höre meinen Rat: Nimm ein gut eichenes Kreuz und heilige ihnen mit guten Schlägen den Rücken, so wirst du sehen, wie du mit diesem Finger Gottes wirst Teufel austreiben." Offen spricht sich Luther aus auch über „die bewährten Wallfahrten, die zu St. Peter gen Rom, zu St. Jakob, gen Jerusalem, gen Trier und andere Orte mehr geschehen, das Gebein der Heiligen zu ehren und Ablaß zu erlangen". Solche Wallfahrten, sagt er, sind nicht geboten. Darum kann sie der Christ auch unterlassen, ohne zu sündigen. „Doch will ich hiermit dem langen Brauche und eingerissenen Gewohnheit nicht entgegen sein. Es mag meinethalben laufen, wer nicht bleiben kann; nur daß sie lernen, wenn sie daheim bleiben, so möchten sie mit denselben Kosten Gott tausendmal besser dienen und ihrer armen Seele besser raten, wenn sie die Kosten an die Armen legten, ja an Weib, Kind, Gesinde und Oberherren, und dieweil Gottes Ruten und Kreuz mit Geduld trügen."

Auch über die Art der Heiligenverehrung spricht sich Luther in scharfen Worten aus. Nur „um zeitliche und leibliche Güter“ werden sie angerufen. „Wir ehren und rufen sie nicht weiter an, denn sofern uns ein Bein oder der Kopf weh thut oder sofern wir kein Geld mehr im Beutel haben.“ Ebenso wendet er sich gegen den Annenkultus: „Wiewohl ihre Legende verdächtig und ungewiß ist, so gefällt sie uns dennoch, darum daß sie kürzlich angenommen und noch neu ist. Was alt ist und gewisse Kundschaft hat, ob dem hat man einen Überdruß. Das macht uns aber erst St. Anna recht lieb, daß sie nicht leer kommt, sondern groß Geld und Gut mitbringt: wir sähen sie sonst nicht an, wenn sie uns Armut zubrächte.“ In einer gerade am St. Annentage (26. Juli) 1516 gehaltenen Predigt heißt es: „Zu unsern Zeiten ist es leider gar dahin gekommen mit der Heiligen Dienst, daß es besser wäre, man ließe ihre Feste unterwegen und daß wir auch ihre Namen nicht wüßten. Daß du das verstehest, so überlaufe und besiehe die närrische Weise des gemeinen Volks, wie jeder Handwerksmann seinen sonderlichen Heiligen hat. Die Goldschmiede haben St. Eligius, die Schuster St. Crispinus und Crispinianus, die Tuchmacher St. Severus, die Maler St. Lukas, die Ärzte St. Cosmas und Damianus, die Juristen St. Ivo, die Studenten St. Katharina und etwan Aristoteles. Also ein jeglich Land hat seinen Heiligen, als die Franken St. Kilian u. s. w. Nun siehe einmal, wie sie ihre Heiligen ehren. Zum ersten achten sie nicht ihrer guten Werke und Exempel. Darnach, wenn sie es gut machen und ihnen gar große Ehre anthun wollen, so hören sie früh morgens eine Messe und feiern denselben ganzen Tag allein mit dem Kleide und Müßiggange und mehr mit dem Schein denn in der Wahrheit. Dazu treiben sie ein leichtfertiges Wesen mit Singen und Springen, daß sie mit ihrem Herzen sich niemals mehr von Gott entfremden denn an diesem Tage. — Da sitzen sie bis auf den andern Tag, saufen und spielen. Summa: sie machen es oft so grob, daß Mord und Totschlag daraus folgt. — Wäre es nicht besser, du bliebest auch den Tag daheim mit einem demütigen und geruhigen Herzen, äßest und tränkest mäßiglich und bätest die Armen zu Gaste? Ja, es wäre besser, du nähmst dir etwas vor zu arbeiten, was es auch sei, denn daß du solcher Weise der Heiligen Tage feiertest. — Hier sollten unsere Bischöfe fleißig Aufsicht haben und dazu thun, ja es wäre das Beste, daß alle Heiligentage abgethan würden, nur daß man etliche wenige behielte, an welchen man frühmorgens Gottes Wort hören möchte und Messe halten.“

Luther ist weit entfernt, den Heiligen ihre Ehre nehmen zu wollen, vielmehr will er ihnen zur rechten Ehre verhelfen: „Der ehrt die Heiligen

recht in Gott, der da anschaut in ihnen Gottes Werk und Gnade und durch solche Betrachtung bewegt wird und zerrinnt in eine süße Liebe zu Gott, daß er so große Gaben ihnen verliehen hat. — Darnach mögen wir auch unsere Bitte hinzuthun und bitten zuerst um gleiche Gnade Gottes und zuletzt auch um zeitliche Güter, wenn anders ein Mensch, der nach geistlichen Dingen dürstet, zeitlich Gut noch begehren kann."

Solche Äußerungen mußten Anstoß erregen und erregten ihn. Denn gerade in dem Gerügten erblickte man Frömmigkeit und Christentum. Der Kampf konnte nicht ausbleiben. Noch ahnte Luther nicht, daß die Kirche in ihrer bestehenden Gestalt sich aufgeben mußte, wollte sie seiner Stimme folgen. Noch lebte er der Hoffnung, daß die Kirche durch ihre Oberen, Papst und Bischöfe Hand ans Werk legen würden. Er selbst dachte nicht daran die Rolle eines Reformators zu spielen. „Bitte für mich bei Gott," schreibt er etwa Ende des Jahres 1516 an einen Freund, „denn ich bekenne Dir, daß mein Leben sich von Tag zu Tag dem Tode nähert, da ich täglich schlimmer und elender werde." Was er sagt über die Schäden der Kirche, sagt er in der Sorge um das Seelenheil der Gemeinde, in der Absicht, diese von falschen Wegen auf den rechten Weg zu Jesus Christus zu führen.

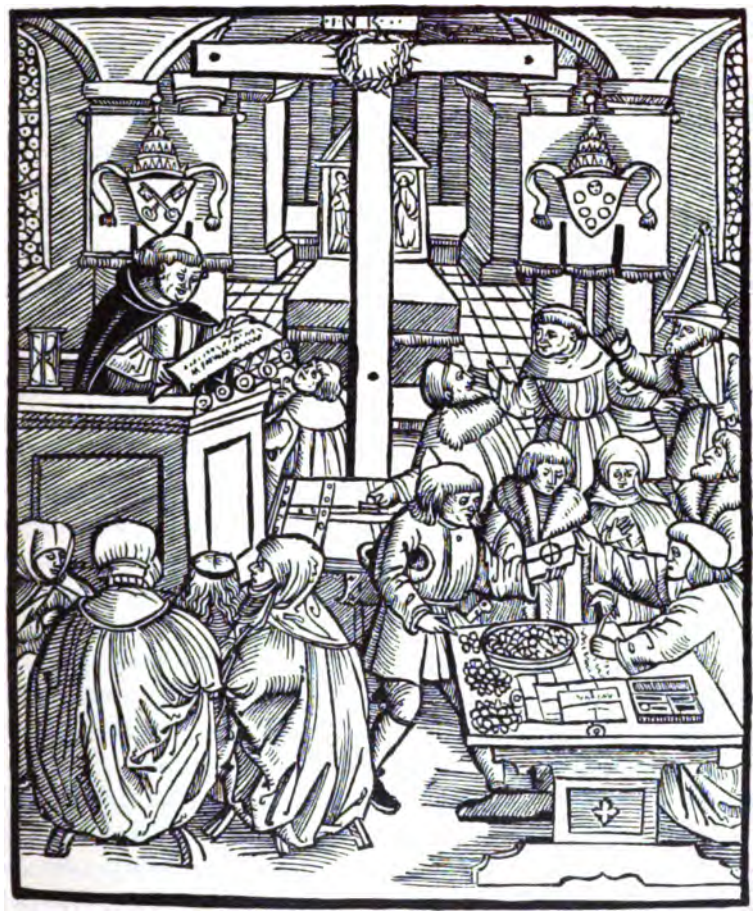
Dann mußte sein ernstestes und entschiedenstes Wort dem gelten, was die Kirche an die Stelle des Weltheilands gesetzt hatte, dem Ablaß!

6. Der Ablaß.

Luther wußte es aus eigener Erfahrung, daß die Beichte und die an eine Reihe von Bedingungen geknüpfte Absolution der Seele keine Heilsgewißheit und keinen Frieden zu geben vermochten. Von Staupitz hatte er gelernt, daß „Buße" in Wahrheit etwas ganz anderes wäre, als die Kirche lehrte: nicht allerlei Leistungen, sondern eine auf der Liebe zum Guten ruhende Sinnesänderung, eine innere Abkehr von der Sünde und ein gläubiges sich dem Guten Geloben. Von solchem Ernste einer inneren Entscheidung — ohne welche das Evangelium überhaupt kein Christentum kennt — wollte Rom nichts wissen. Es verkaufte das Heil um Geld und füllte seine Kassen durch den schmählichsten und schändlichsten Betrug, den je die Welt gesehen hat. Dieser Betrug sollte freilich auch Roms Verhängnis werden.

Nicht immer war der Ablaß der römischen Kirche das gewesen, was er bei Beginn des 16. Jahrhunderts war. Schon in alter Zeit hatte man dem Sünder Buße und Genugthuung auferlegt, den Bischöfen aber das

Recht zugeſtanden, beſonders eifrigen Büßern die Bußzeit abzukürzen. Seit dem elften Jahrhundert war ſolches allgemeiner Brauch. Gegen Übernahme eines beſtimmten Werkes gewährte die Kirche einen Nachlaß der



Ablaßhandel.

von ihr auferlegten Strafen. Solchen Nachlaß nannte man Ablaß. Man konnte Teilablaß oder vollkommenen Ablaß erwerben d. h. teilweiſen oder völligen Erlaß der zu leiſtenden Genugthuung. Auf den Ablaß erſt folgte die Abſolution. Etwa ein Jahrhundert ſpäter hatte man aus der Buße ein Sakrament gemacht. Dieſes beſtand aus Reue, Beichte mit Abſolution

und Genugthuung. Die Genugthuung war mithin nach empfangener Absolution zu leisten. Man lehrte, daß in der Absolution wohl die ewigen Strafen vergeben würden, daß aber die zeitlichen Strafen blieben und noch abgebüßt werden müßten, ehe der Seele sich der Himmel öffne. Diese zeitlichen Strafen verlegte man ins Fegefeuer. Und wie wußte man die Qualen des Fegefeuers auszumalen! Nunmehr galt der Ablaß als das Mittel, die Pein des Fegefeuers zu verkürzen oder gänzlich zu beseitigen. „Als ein Ausfluß rücksichtsvoller Milde der Mutter Kirche gegen ihre bußfertigen und doch nicht allzuschwer zu belastenden Kinder stellte es sich dar. Und auch so sollten die Ansprüche eines strengen göttlichen Rechts, das die Forderungen Gottes und die Leistungen der Menschen gegen einander abmißt und abrechnet, doch nicht zu kurz kommen. Denn noch eine weitere Lehre der Kirche tritt hier ein. Wohl leistet nun der Einzelne nicht so viel, als er nach jenem Recht eigentlich hätte leisten sollen. Aber, so wird gelehrt, der Erlöser selbst habe einst noch mehr geleistet, als zur Tilgung aller Sündenschulden der Menschheit erforderlich war, und hierzu kommen die verdienstlichen Werke der Heiligen, in denen sie mehr gethan, als Gottes Gesetz von ihnen forderte. Der Überschuß dieses Verdienstes Christi und seiner Heiligen ist für die Kirche nicht verloren. Er verbleibt ihr als ein reicher Schatz. Sie kann daraus, was ihr angemessen scheint, entnehmen und es ihren ärmeren, schwächeren Gliedern zur Erleichterung zulegen. Eben dieser Zulagen wird der Ablaßkäufer teilhaftig; hiermit wird auch, was er noch leistet, genügend."

Aber auch diese Lehre, daß der Ablaß des Fegefeuers Pein abkürze oder aufhebe, änderte sich. Papst Bonifaz VIII. lud für das „Jubeljahr" 1300 die Gläubigen nach Rom ein und verhieß den bußfertigen Pilgern — nicht mehr Erlaß von zeitlichen Sündenstrafen, sondern — vollständige Vergebung aller Sünden. Eigentlich war nur alle hundert Jahre ein Jubeljahr zu feiern. Aber wie viele starben dann, ohne sich solchen Segens teilhaftig machen zu können! Darum wurde die Frist gekürzt, erst auf 50, dann auf 33, schließlich auf 25 Jahre, und zwar stets unter Ausdehnung mit auf das folgende Jahr.

Die üblichste Leistung, die die Kirche von den Ablaßempfängern forderte, wurde allmählich eine Geldspende zu irgend einem kirchlichen Werke. Auch ersparte man den Christen die weite Reise nach Rom. Die Jubiläumsablaßprediger reisten mit ihren Händlern umher und boten des Papstes Gnade an. Ferner war Ablaß auch für die bereits im Fegefeuer leidenden armen Seelen zu erlangen. Bequemer konnte also die Erwerbung des

Ablasses nicht gemacht werden und wer sollte so grausam sein, daß er nicht Geld opferte, um Vater, Mutter oder Verwandte aus den Qualen des Fegefeuers zu erlösen?

Unklar war nur noch, was unter der „allervollkommensten Vergebung aller Sünden" zu verstehen sei. Es ist jetzt erwiesen, daß damit „Ablaß von Pein und Schuld" gemeint war. Ja, der große Ablaß zu Gunsten des Baus der Peterskirche in Rom, der eben in jenen Jahren in Deutschland vertrieben wurde, verhieß „die volle Verzeihung und Versöhnung mit Gott". Die heilige Schrift lehrt uns, daß Jesus Christus unser Versöhner ist. Jetzt also war an seine Stelle der Ablaß, der nach bestimmter Taxe käufliche Zettel getreten. Die heilige Schrift lehrt, daß, wer der Erlösung und Versöhnung durch Jesum Christum teilhaftig werden will, ihn im Glauben als seinen Heiland ergreifen muß. Jetzt war an Stelle des Glaubens eine Geldzahlung getreten. Unnötig also alle Predigt von Jesus Christus, unnötig alle ernste Selbstprüfung, unnötig alle bußfertige Beugung, unnötig aller Glaube, unnötig alle Lebensheiligung und alle Liebe! Jetzt hieß es: Bringt nur euer Geld! Kauft Ablaß! Nie wird es mehr geschehen, daß Sündenvergebung und ewiges Leben jemals zu einem so geringen Preise erlangt werden können! Auch ist keine Hoffnung vorhanden, daß, so lange die Welt noch stehen wird, eine solche Freigebigkeit des römischen Stuhls für Deutschland wiederkehren wird. Möge jedermann des Heils seiner eigenen Seele und der Seelen seiner Verstorbenen wahrnehmen! Jetzt ist der Tag des Heils, jetzt die angenehme Zeit. Ach, versäume ja niemand seiner Seelen Seligkeit! (Worte Tetzels in Annaberg 1508.) Sobald der Groschen im Kasten klingt, fährt die Seele aus dem Fegefeuer zum Himmel auf! (Instruktion des Erzbischofs Albrecht von Mainz für die Ablaßkommissare.)

Die Frage, was mit dem geopferten Geld geschah — und wie wurde Deutschland jahraus jahrein gebrandschatzt! —, brauchte niemand zu bekümmern: „Falle es doch niemand ein zu forschen, was mit dem Geld gemacht wurde, wofür er Waren gekauft habe. Da sei die Hauptsache, daß man die Ware habe."

Angesichts derartigen Unfugs und Betrugs auf dem heiligsten Gebiete sollte einem ehrlichen deutschen Manne, der aus der Verzweiflung an der Kraft eigenen Verdienstes sich zum Glauben an die Liebe Gottes emporgerungen und unter dem Kreuze Christi seinen Frieden gefunden hatte, nicht das Herz bluten! Er sollte schweigen können dazu, daß man dem Volke nicht nur das Geld stahl, sondern es auch um seine Seligkeit betrog! Daß aber Luther in seiner nächsten Nähe, ja im eigenen Beichtstuhl all diesen

Jammer erfuhr, dafür sorgten der Erzbischof Albrecht von Mainz und Johann Tetzel.

Im Jahre 1513 hatte Leo X. einen neuen Ablaß ausgeschrieben, um den von Julius II. begonnenen Neubau der Peterskirche fortzusetzen. Der Vertrieb desselben in Deutschland wurde dem Erzbischof Albrecht von Mainz übertragen. Dieser, im Jahre 1490 geboren, ein Bruder des Markgrafen Joachim von Brandenburg, durchaus in den Gedanken des Humanismus erzogen, aller theologischen Bildung wie jedes religiösen Interesses bar, war mit achtzehn Jahren Domherr zu Mainz, im Jahre 1513 Erzbischof von Magdeburg, sowie Bischof von Halberstadt und 1514 Erzbischof von Mainz geworden. Nach den Gesetzen der Kirche war eine derartige Vereinigung von Bistümern auf Eine Person nicht gestattet. Aber der Papst hatte in diesem Falle von seinem Dispensationsrechte ausgiebigen Gebrauch gemacht. Wohl brachten dem dreifachen Bischof seine Pfründen Geldes die Fülle ein; aber die Liebe zur Kunst und der verschwenderische, fürstliche Hofhalt verschlang größere Summen, als ihm zuflossen. Zudem hatte das erzbischöfliche Pallium über 20 000 Goldgulden gekostet. So stak denn Albrecht von Mainz tief in Schulden. Die reichen Fuggers in Augsburg schossen ihm 30 000 Goldgulden vor. Damit wurde des Deutschen Reiches Primas für sein ganzes Leben der Knecht eines Bankhauses!

Papst Leo X.

Daß Albrecht von Mainz seine Schulden bezahlen könnte, übertrug ihm Leo X. den Vertrieb jenes Ablasses im Jahre 1515 auf die Dauer von acht Jahren. Auch diese Erlaubnis wurde nicht umsonst erteilt. Sie kostete 10 000 Goldgulden! Zugleich verpflichtete sich Albrecht, die Hälfte sämtlicher Einkünfte des Ablaßhandels nach Rom zu schicken. Die andere Hälfte nahmen die Fuggerschen Kommissare in Empfang. Albrecht selbst bekam also von diesem Gelde keinen Pfennig zu sehen. Er arbeitete eine Instruktion für

die umherziehenden Ablaßprediger aus, in der besonders ein Punkt die bestehende kirchliche Ordnung durchbrach. Nach alter Bestimmung waren die Parochianen an die eigene Kirche zum Gottesdienst und damit selbstverständlich auch in den Beichtstuhl ihrer Priester gewiesen. Das war eine heilsame Verordnung. Albrecht von Mainz aber ließ jedem Ablaßkäufer die Berechtigung erteilen, sich einen beliebigen Beichtvater zu wählen und bei diesem unter Vorzeigung des Ablaßzettels Absolution zu holen.

Kardinal Albrecht von Mainz.

In Albrechts Dienste trat der Dominikaner Johann Tetzel. Dieser Marktschreier, der gewiß auch im prahlerischen Anbieten jeder anderen Ware auf öffentlichem Markte Erfolg gehabt hätte, verstand das bereits seit Jahren betriebene Geschäft wie kein anderer. Solche Leute brauchte Albrecht. Daß die Leute von Tetzels Lebenswandel schlimme Dinge zu erzählen wußten, kam für dieses Geschäft weiter nicht in Betracht. Von jeher hatte Tetzel darauf gehalten, daß er dort, wohin er kam, wie ein Gottesbote unter Aufbietung allen kirchlichen Prunks empfangen wurde. Da zog der Rat und die Bürgerschaft, die Geistlichkeit und die Schule hinaus vor die Stadt, um mit Fahnen und brennenden Kerzen den hohen Gast zu empfangen und unter Glockengeläute in die Stadt zu führen. Ein breites, rotes Kreuz mit des Papstes Wappen und ein sammetnes Kissen mit des Papstes pergamentnem Ablaßbriefe trug man dem Kommissar voran. So ging es bis zur Kirche. Am Hauptaltar wurde der Ablaßkasten niedergelegt und das Kreuz aufgerichtet.

Tetzel verstand es auch sich das Wohlwollen der Priester und Küster an den Kirchen, die er zu einer „Mördergrube“ (Matth. 21, 13) machte, zu erhalten. Einstmals, so wird uns erzählt, redete er einen Küster an, ob er ihn nicht wolle zu Gaste bitten, und da sich der Küster entschuldigte, er sei zu arm dazu, sagte Tetzel: „Geld wollen wir bald bekommen! Siehe in den Kalender, was morgen für ein Heiliger sein wird!“ Der Küster thut es und sagt: „Ich finde Juvenalis, aber es ist ein unbekannter Heiliger.“ Darauf spricht Tetzel: „Wir wollen ihn bald bekannt machen. Morgen läute zur Metten, zur Predigt und zur Messe, wie an einem großen Feiertage und lasse die Hochmesse über dem Altar mitten in der Kirche, dem Predigtstuhl gegenüber halten.“ Der Küster folgt. Wie das Volk andern Tages solches Läuten hört, kommt es häufig in die Kirche. Wie nun die Hochmesse halb aus ist, tritt Tetzel auf und predigt also: „O liebes Volk, heute soll ich euch etwas sagen; wenn ich's euch verhielte, so wäre es geschehen um eure Seligkeit. Ihr wisset, daß wir die und die Heiligen haben lang angerufen. Aber sie sind nunmehr alt und fast müde geworden, uns zu hören und zu helfen. Heute habt ihr das Gedächtnis Juvenalis und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so lasset's euch doch lieb sein. Denn weil's ein neuer Heiliger ist, den wir zuvor nicht gekannt haben, so wird er desto unverdrossener sein, sich unser anzunehmen. Es ist aber Juvenalis ein heiliger Märtyrer gewesen, welches Blut unschuldig ist vergossen worden. Wollet ihr nun seine Unschuld vor Gott auch genießen, so beweiset euch heute ihm zu Ehren und lege ihm ein jeder sein Opfer auf den Altar, da man heute Hochmesse hält. Liebes Volk! erzeiget euch milde und hebt an, im Namen Gottes herumzugehen! Ihr Obersten, gehet vor und gebt den andern gute Exempel!“ Was hat er mehr gethan? Er hat Leute an die Thüren gestellt, die niemand hinausgelassen, er habe denn zuvor geopfert.

Johann Tetzel.

Und weil die Leute sind zum Opfer gegangen, ist er auf dem Predigtstuhl geblieben und hat gesehen, was ein jeder eingelegt hat. Darnach ist er endlich selbst heruntergegangen zum Altar und hat seinen Heller gelegt und den Küster heimlich gefragt, ob sie würden genug zur Abendzeche haben.

Eine andere Geschichte erzählt uns der Zwickauer Superintendent Johann Petrejus in seinem „Römischen Ablaßbüchlein": „Als Tetzel zu Zwickau etliche viele Tage seinen Ablaß feil gehabt und letzlich von dannen reisen wollen, haben die Kapläne in der Pfarre und die Altaristen zu ihm gesprochen: Herr, ihr ziehet nun hinweg, und wir haben eures Ablasses nichts genossen, möchtet uns doch etwas zum Besten geben, daß wir einen guten Mut darauf gehabt hätten; hat er geantwortet, er hätte das Ablaßgeld nun alles eingeschlagen und eingepackt, er wollte aber der Sachen recht thun und hat den folgenden Tag die große Glocke wieder läuten lassen, welche man allemal geläutet hat, wenn er hat predigen sollen. Als nun das Volk solches gehört und zahlreich in die Kirche gekommen, ist er aufgetreten und hat gesagt, wie er sich gar geschickt gehabt, diesen Morgen abzureisen, jedoch es sei die vergangene Nacht eine arme Seele auf dem Kirchhofe gewest, die habe so jämmerlich gewinselt und gefleht, daß man ihr zu Hilfe kommen wolle, daß sie aus ihrer erschrecklichen Pein möge erlöst werden, daß er nicht zu umgehen gewußt, diesen Tag noch zu verharren und werde für dieselbige jetzo eine Messe gehalten, da sollten sie alle fleißig zum Opfer geben, auf daß die arme Seele aus ihrer Qual möge erlöset werden, und wer solches nicht thue, das sei eine Anzeigung, daß derselbige kein Mitleid mit der armen Seele habe, ja er müßte selbst in der Sünde ersoffen sein, darum die arme Seele jetzund leide." Tetzel war nun selbst der Erste, der etwas opferte, ihm nach die ganze Gemeinde. Und „dasselbige Geld hat Tetzel darnach den Pfaffen zum Besten gegeben".

„Der Tetzel machte es zu grob mit dem Ablaß," erzählte Luther, „denn er war so unverschämt zu predigen: Siehe deine Mutter an, wie sie von den Flammen des Fegefeuers gequält wird! Und das leidet sie von deinetwegen, der du mit einem Groschen ihr zu Hilfe kommen kannst! Ach wehe über euch um eurer Undankbarkeit willen, die ihr Gottes bluttriefende Gnade also verachtet, da sie doch so billig zu haben ist." „Die Welt wird nicht mehr acht Tage stehen!" rief Tetzel den Mansfeldern zu, die ihm bereits die Taschen gefüllt hatten, aber davon absahen, noch mehr Ablaß zu herabgesetzten Preisen zu kaufen.

Wahrlich der Jammer war groß. Wer wird sich der armen Irregeführten und Betrogenen erbarmen? Wer wird sie aus ihrem Elend führen? Wer rettet die Herde vor den todbringenden Wölfen?

7. Luthers Stellung zum Ablaſs und ſeine 95 Theſen.

Im Frühjahr 1516 erhielt Luther über Tetzels Treiben im Meißniſchen mancherlei Kunde. Anfragen aus dem Freundeskreiſe und Bitten aus der Gemeinde veranlaßten ihn ſich wiederholt auf der Kanzel über den Ablaß auszuſprechen. So that er's in der Predigt am 10. Trinitatisſonntage (27. Juli) 1516. Noch gilt es ihm als feſtſtehend, daß der Ablaß „das Verdienſt Chriſti und ſeiner Heiligen iſt und darum mit aller Ehrerbietung aufgenommen werden muß. Aber er iſt in der abſcheulichſten Weiſe in den Dienſt der Habſucht geſtellt worden. Wer ſucht denn damit das wahre Seelenheil und nicht vielmehr das Geld aus der Börſe! Das ſieht man ja klar aus dem Ablaßhandel. Nirgends predigen die Kommiſſare und Händler etwas anderes, als daß ſie den Ablaß anpreiſen und das Volk zum Zahlen ermuntern.“ Niemandem fällt es ein, die Leute über den Ablaß aufzuklären, ſondern man ſagt nur, „wie viel ſie zahlen müſſen, und beläßt ſie in ſolcher Unwiſſenheit, damit ſie glauben, ſie hätten mit dem Ablaß die Seligkeit erlangt“. Ablaß iſt „nur Erlaß der aufgelegten Buße und Genugthuung; aus deren Erlaß aber folgt noch nicht, daß ſogleich in den Himmel fliege, wer alſo ſtirbt. Der ſchlichte Mann aber und die Mehrheit des Volks wird betrogen und glaubt, daß durch den vollkommenen Ablaß ihm alſo alle Sünde vergeben werde, daß er ſogleich in den Himmel fliege.“ Wenn es wirklich ſo wäre, ſo „wäre der Papſt grauſam, wenn er den armen Seelen im Fegefeuer nicht umſonſt gäbe, was er um eine Geldſumme, die die Kirche braucht, gewähren kann“. „Seht euch ja vor, daß euch der Ablaß nicht ſorglos und träge mache und euch um die innere Gnade bringe!“

Am 31. Oktober 1516 ſteht der „Ablaßprunk vor den Thoren“. „Viele“ haben Luther um Aufklärung „gebeten“. „Damit ich entſchuldigt ſei und euch aus der Gefahr falſcher Auffaſſung errette,“ ſagt er, will er darüber ſprechen. Noch erklärt er die „Abſicht des Papſtes“ für „richtig und wahr, wenigſtens ſoweit ſie in den Buchſtaben und Silben vorliegt“. Die Gefahr für die Gemeinde liegt in dem falſchen Verſtändnis. Die wahre Buße iſt nicht etwas Äußerliches, ſondern etwas Innerliches. Sie iſt „die Pflicht des ganzen Chriſtenlebens“. „Die innere Buße iſt wahre Reue, wahre Beichte, wahre geiſtliche Genugthuung. Wer aufrichtige Reue empfindet, der hat durchaus Mißfallen mit ſich ſelbſt in allem, was er thut und bekehrt ſich thatſächlich zu Gott, erkennt völlig ſeine Schuld und beichtet Gott im Herzen. In dem Abſcheu vor ſich ſelbſt empfindet er Schmerz und Strafe: damit

leistet er Gott Genugthuung. Ja wer wirkliche Reue hat, möchte lieber, daß die ganze Welt, könnte es sein, seine Sünde sähe und haßte, und ist bereit sich von allen mit Füßen treten zu lassen. Er sucht keinen Ablaß und Beseitigung der Strafen, sondern im Gegenteil, er will die Strafe auf sich nehmen," „er sucht das Kreuz".

Schärfer noch als hier spricht sich Luther in der Predigt vom 24. Februar 1517 über den Ablaß aus. Er findet in ihm geradezu ein Hindernis zu Christus zu kommen. „Mit dem Ablaß wird nichts anderes betrieben, als daß man das Volk lehrt die Sündenstrafe, aber nicht die Sünde zu fürchten und zu fliehen. Daher sieht man so wenig Frucht des Ablasses, wohl aber große Sorglosigkeit und Leichtsinn im Sündigen. Wenn man die Sündenstrafe nicht fürchtete, würde kein Mensch nicht einmal umsonst solchen Ablaß begehren. Man sollte vielmehr das Volk dazu ermahnen, daß es die Strafe liebte und das Kreuz auf sich nähme. — Ist überhaupt Ablaß gestattet, dann soll man ihn nur den Glaubensschwachen gewähren, damit denen kein Anstoß gegeben werde, die durch das Kreuz zur Sanftmut und Demut gelangen wollen, wie der Herr sagt (Matth. 11, 29). Denn nicht durch Ablaß, sondern durch Sanftmut und Demut, spricht er, läßt sich Ruhe finden für die Seelen. Sanftmut aber giebt es nur unter der Strafe und unter dem Kreuz, wovon der Ablaß befreit, das er verabscheuen lehrt, und somit bewirkt er, daß wir niemals sanftmütig und demütig werden d. h. niemals Ablaß erlangen und zu Christus kommen. Welch eine Gefahr heuzutage! O über euch Priester, die ihr schnarcht! Welch eine Finsternis, schlimmer als die in Egyptenland! Wie sicher sind wir mitten in unseren so furchtbaren Übeln!"

Das sind gewiß scharfe Worte! Immer energischer wird die Sprache Luthers — und wir kennen seine Rede doch nur aus wenigen Zeugnissen! Er hat sich auf Grund seiner innersten Erfahrung und auf Grund der heiligen Schrift sein Urteil über den Ablaß gebildet. Wie er ihn auffaßt, trägt er als Seelsorger im edelsten Sinne seiner Gemeinde vor. Eine ausgeprägte Kirchenlehre über den Ablaß war noch nicht vorhanden. Angesehene, auch anerkannt kirchliche Theologen sonst hatten allerlei Fragen über den Ablaß, seine Bedeutung und den Umfang der Gnade, die er gewähren sollte oder könnte, aufgeworfen. Auch aus Laienkreisen hatte sich manche Stimme erhoben. Der bereits genannte Augustiner Johann Paltz verteidigte im Jahre 1504 den Ablaß. Er erklärte, der Satan wäre es, der nicht leiden wollte, daß die Menschen, ohne Strafe zu erdulden, selig würden. Der Teufel nenne ihn Priestertrug oder verleumde diejenigen, die

94 Abschnitte umfaßte Albrechts Ablaßinstruktion. In 95 Sätzen legt er seine Gedanken dar. Am Nachmittag des 31. Oktober leitete ein feierlicher Gottesdienst die Kirchweih ein. Wer zur Schloßkirche ging, konnte bereits, wenn anders er Lateinisch verstand, Luthers Sätze an der nördlichen Pforte lesen. Nicht für das Volk, sondern für die Gelehrten waren sie bestimmt. Deren Aussprache sollte aber dem Seelenheil des aufs höchste gefährdeten Volkes dienen.

Was Luther in seinen Thesen bekannt gab, war die Frucht langer, reiflicher Erwägungen. Wir haben dieselben im Vorhergehenden darzustellen versucht. Sie bilden den Schlüssel zu dem Verständnis dieser so wichtigen Sätze, die wir ungekürzt in deutscher Übertragung mitteilen.

Aus Liebe zur Wahrheit und aus dem Verlangen, sie an den Tag zu bringen, soll über nachfolgende Sätze zu Wittenberg disputiert werden unter Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, der freien Künste und der heiligen Theologie Magister, der letzteren auch ordentlichen Lehrers daselbst. Er bittet daher, daß die, welche nicht mündlich in persönlicher Anwesenheit mit uns sich unterreden können, es abwesend auf schriftlichem Wege thun wollen. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen.

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thut Buße u. s. w. (Matth. 4, 17), hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll.

2. Dies Wort kann nicht von der sakramentlichen Buße verstanden werden, d. h. von dem Akt der Beichte und Genugthuung, der durchs Amt der Priester begangen wird.

3. Doch meint es auch nicht nur die innerliche Buße, vielmehr ist keine innerliche Buße denkbar, die nicht zugleich nach außen wirke allerlei Ertötung des Fleisches.

4. Daher währt auch die göttliche Strafe so lange, als der Mensch an sich selbst Gericht übt (das ist die wahre innere Buße), nämlich bis zum Eingang ins Himmelreich.

5. Der Papst will und kann keine andern Sündenstrafen erlassen als die, welche er nach seinem oder nach der kirchlichen Satzungen Befinden aufgelegt hat.

6. Der Papst kann keine Sündenschuld anders erlassen, als indem er erklärt und bestätigt, daß sie von Gott erlassen sei; außerdem kann er erlassen in den ihm vorbehaltenen Fällen; denn wollte man in diesen ihn verachten, so bliebe die Schuld völlig unvergeben.

7. Gott vergiebt durchaus keinem die Schuld, den er nicht zugleich dahin bringt, sich demütig Gottes Stellvertreter, dem Priester, zu unterwerfen.

8. Die kirchlichen Bestimmungen betreffs aufzulegender Bußen sind allein den Lebenden gegeben; nichts darf laut derselben den Sterbenden aufgelegt werden.

9. Daher thut uns der heilige Geist im Papste darin wohl, daß er in seinen Dekreten stets den Fall des Todes und der äußersten Not ausnimmt.

10. Ohne Verständnis und übel handeln daher diejenigen Priester, welche Sterbenden kirchliche Bußen noch fürs Fegefeuer vorbehalten.

11. Dies Unkraut, daß man kanonische Bußen in Fegefeuerstrafen verwandelt, ist augenscheinlich gesäet worden, da die Bischöfe schliefen.

12. Vorzeiten wurden kanonische Bußen nicht *nach*, sondern *vor* der Absolution aufgelegt, um die Aufrichtigkeit der Reue daran zu prüfen.

13. Die Sterbenden werden durch ihren Tod von allen dem frei und sind den Forderungen der kirchlichen Satzungen alsbald abgestorben, indem ihnen von Rechtswegen diese Strafen erlassen sind.

14. Ist ein Sterbender von seinen Sünden nur unvollkommen genesen oder ist seine Liebe nur unvollkommen, so empfindet er notwendigerweise große Furcht und zwar um so größere, je geringer jene ist.

15. Diese Furcht und dieses Grauen sind an sich selbst hinreichend (um von anderem zu schweigen), um die Pein des Fegefeuers zu bereiten, da sie dem Grauen der Verzweiflung ganz nahe kommen.

16. Wie mich dünkt, unterscheiden sich Hölle, Fegefeuer, Himmel genau so wie verzweifeln, beinahe verzweifeln und des Heiles gewiß sein.

17. Augenscheinlich bedürfen die Seelen im Fegefeuer Minderung des Grauens und Mehrung der Liebe.

18. Auch scheint mir weder durch Vernunft noch durch Schriftgründe erwiesen zu sein, daß sie sich außerhalb des Standes des Verdienstes und der Zunahme an Liebe befinden.

19. Aber ebenso scheint mir auch das unerwiesen zu sein, daß sie oder wenigstens sie alle, ihrer Seligkeit gewiß und versichert seien, ob wir schon an derselben keinen Zweifel haben.

20. Wenn der Papst daher „vollkommenen Erlaß aller Strafen“ verleiht, so meint er damit nicht schlechthin *alle*, sondern nur die, die er *selber auferlegt* hat.

21. Daher irren alle die Ablaßprediger, welche verkündigen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von *aller* Strafe los und selig werde.

22. Vielmehr erläßt er keine einzige Strafe den Seelen im Fegefeuer, die sie in diesem Leben nach den kirchlichen Satzungen hätten büßen müssen.

23. Wenn ein Erlaß absolut aller und jeglicher Strafen einem gegeben werden kann, dann sicherlich nur denen, welche ganz vollkommen sind d. h. den allerwenigsten.

24. Darum muß der größte Teil des Volkes betrogen werden durch jenes unterschiedslose und volltönende Versprechen, daß sie ihrer Strafe ledig geworden seien.

25. Dieselbe Gewalt, die der Papst übers Fegefeuer insgemein hat, hat jeder Bischof und Seelsorger für seinen Sprengel oder seine Pfarre insonderheit.

26. Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht in Kraft seiner Schlüsselgewalt (die sich nicht soweit erstreckt), sondern nur fürbittweise den Seelen Nachlaß gewährt.

27. Menschenlehre predigen die, welche sagen, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer auffahre.

28. Das ist gewiß, daß, wenn der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Geiz zunehmen können, der Erfolg der Fürbitte der Kirche aber steht allein in Gottes Wohlgefallen.

29. Wer weiß denn auch, ob alle Seelen im Fegefeuer von uns losgekauft werden wollen, wie es nach der Legende mit S. Severin und Paschalis sich zugetragen hat.

30. Niemand ist sicher, ob seine Reue wahrhaftig sei, wie viel weniger, ob er vollkommenen Ablaß erlangt hat.

31. Wie selten die sind, die wahrhaftig reuig sind, so selten sind auch die, welche wahrhaftig Ablaß erwerben, d. h. ihrer sind sehr wenige.

32. Wer durch Ablaßbriefe meint seiner Seligkeit gewiß zu sein, der wird ewiglich verdammt sein samt seinen Lehrmeistern.

33. Vor denen wolle man sich wohl hüten, die da sagen, der Ablaß des Papstes sei jene unschätzbare Gabe Gottes, durch welche der Mensch Gott versöhnt werde.

34. Denn jene Ablaßgnaden beziehen sich nur auf die von Menschen aufgesetzten Strafen sakramentlicher Genugthuung.

35. Die führen unchristliche Predigt, welche lehren, daß denen, welche Seelen aus dem Fegefeuer loskaufen oder Konfessionalien (d. i. die Genehmigung, sich nach eigenem Belieben einen Beichtvater zu wählen) kaufen wollen, Reue nicht nötig sei.

36. Jeglicher Christ hat, wenn er in aufrichtiger Reue steht, vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld, der ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt.

37. Jeder wahre Christ, ob lebend oder tot, hat Anteil an allen geistlichen Gütern Christi und der Kirche; Gott hat ihm diesen auch ohne Ablaßbriefe gegeben.

38. Doch soll man darum den Erlaß und den Anteil, den der Papst verleiht, keineswegs verachten, weil es (wie gesagt) die Erklärung der göttlichen Vergebung ist.

39. Es ist über die Maßen schwer auch für die gelehrtesten Theologen, gleichzeitig vor dem Volke die reiche Fülle des Ablasses und die Pflicht wahrhaftiger Reue zu rühmen.

40. Wahrhaftige Reue begehrt und liebt die Strafen, dagegen erläßt die Ablaßfülle Strafen und schafft Widerwillen gegen dieselben, bietet wenigstens Gelegenheit dazu.

41. Vorsichtig soll man den apostolischen Ablaß predigen, damit das Volk nicht die falsche Meinung fasse, als wenn derselbe den andern guten Werken christlicher Liebe vorzuziehen sei.

42. Man lehre die Christen, daß des Papstes Meinung nicht sei, das Ablaßlösen irgendwie den Werken der Barmherzigkeit gleichzustellen.

43. Man lehre die Christen, daß, wer dem Armen giebt oder dem Bedürftigen leiht, besser thut, als wenn er Ablaß lösen wollte.

44. Denn durch Liebeswerk wächst die Liebe und der Mensch wird besser, aber durch Ablaß wird er nicht besser, sondern nur freier von Strafen.

45. Man lehre die Christen, daß, wer einen Bedürftigen sieht und deß ungeachtet sein Geld für Ablaß hingiebt, nicht Papstes Ablaß, wohl aber Gottes Zorn sich damit erwirbt.

46. Man lehre die Christen, daß, wenn sie nicht überflüssiges Gut reichlich besitzen, sie verpflichtet sind, das, was zur Notdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden.

47. Man lehre die Christen, daß das Kaufen von Ablaß eine freie, nicht aber eine gebotene Sache ist.

48. Man lehre die Christen, daß der Papst bei der Gewährung von Ablaß mehr bedarf und daher auch mehr Verlangen trägt nach ihrem andächtigen Gebet als nach dem Gelde, das sie herbeibringen.

49. Man lehre die Christen, daß des Papstes Ablaß nützlich ist, wenn man kein Vertrauen auf ihn setzt, aber höchst schädlich wird, wenn man um seinetwillen die Furcht Gottes verliert.

50. Man lehre die Christen, daß, wenn der Papst den Schacher der Ablaßprediger wüßte, er lieber den Dom St. Petri würde zu Asche verbrennen lassen, als daß derselbe von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden.

51. Man lehre die Christen, daß der Papst, wie es ihm gebührt, gern bereit wäre, selbst wenn er dazu St. Peters Dom verkaufen müßte, von seinem eigenen Gelde mitzuteilen, deren vielen jetzt etliche Ablaßprediger ihr Geld ablocken.

52. Das Vertrauen durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist eitel, wenn auch schon der Ablaßkommissar, ja der Papst selbst für solche seine Seele zum Pfande setzen wollte.

53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die um der Ablaßpredigt willen das Wort Gottes in anderen Kirchen gänzlich verstummen machen.

54. Dem Worte Gottes geschieht Unrecht, wenn in derselben Predigt ebensoviel oder gar noch mehr Zeit auf den Ablaß als auf jenes verwendet wird.

55. Des Papstes Meinung ist selbstverständlich, daß, wenn man den Ablaß, als der nur geringen Wert hat, mit einer Glocke, mit einfachem Gepränge und Feierlichkeit begeht, man das Evangelium, als welches den höchsten Wert hat, mit hundert Glocken, hundertfachem Gepränge und Feierlichkeit rühmen soll.

56. Der „Schatz" der Kirche, aus dem der Papst Ablaß austeilt, ist dem christlichen Volke nicht genau genug bezeichnet und bekannt gemacht.

57. Daß es sich hier nicht um zeitliche Schätze handelt, ist klar; denn man weiß von vielen Predigern, daß sie diese Art Schätze nicht so leicht austeilen, sondern nur zu sammeln lieben.

58. Aber es sind auch nicht Christi und der Heiligen Verdienste; denn diese wirken beständig, auch ohne Zuthun des Papstes, Gnade für den innerlichen Menschen, Kreuz, Tod und Hölle für den äußerlichen Menschen.

59. St. Laurentius nannte die Armen in der Gemeinde die Schätze der Kirche, aber da hat er das Wort genommen, wie es zu seiner Zeit bräuchlich war.

60. Mit gutem Grunde sagen wir, daß die Schlüssel der Kirche (die uns Christi Verdienst geschenkt hat) jenen Schatz bilden.

61. Denn es ist klar, daß zum Nachlaß von Strafen und zur Absolvierung in vorbehaltenen Fällen des Papstes Gewalt an sich ausreichend ist.

62. Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

63. Dieser Schatz steht aber naturgemäß in geringem Ansehen; denn er macht ja, daß Erste Letzte werden.

64. Dagegen steht der Schatz der Ablässe naturgemäß in höchstem Ansehen; denn er macht ja, daß Letzte Erste werden.

65. Darum sind die Schätze des Evangeliums die Netze, mit denen man vorzeiten die reichen Leute gefischt hat.

66. Die Schätze der Ablässe sind dagegen die Netze, mit denen man jetzt den Reichtum der Leute fischt.

67. Die Ablässe, welche die Ablaßprediger als „größte Gnaden" ausrufen, sind freilich dafür zu erachten, insofern sie ihnen viel Geld einbringen.

68. In Wahrheit jedoch sind sie die allergeringsten Gnaden, verglichen mit Gottes Gnade und der Gottseligkeit des Kreuzes.

69. Bischöfe und Seelsorger sind verpflichtet, die Kommissare des apostolischen Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen.

70. Aber noch viel mehr sind sie verpflichtet, Augen und Ohren offen zu halten und aufzupassen, daß jene nicht statt des Auftrags des Papstes ihre eigenen Träume predigen.

71. Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei verbannt und verflucht!

72. Wer aber gegen die mutwilligen und frechen Reden der Ablaßprediger auf der Wacht steht, der sei gesegnet!

73. Wie der Papst diejenigen billig mit dem Bannstrahl trifft, die zum Nachteil des Ablaßhandels allerlei listige Kunst trügerisch handhaben:

74. So will er die noch viel mehr mit dem Banne treffen, die unter dem Deckmantel des Ablasses zum Nachteil der heiligen Liebe und Wahrhaftigkeit ihre Kunst brauchen.

75. Des Papstes Ablaß so groß achten, daß er auch einen Menschen absolvieren könne, selbst wenn er — was doch unmöglich ist — die Mutter Gottes geschändet hätte, das heißt unsinnig sein.

76. Dagegen behaupten wir, daß päpstlicher Ablaß auch nicht die kleinste läßliche Sünde aufheben kann, soweit es die Schuld derselben belangt.

77. Daß man sagt, auch St. Petrus könne, wenn er jetzt Papst wäre, keine größeren Gnaden verleihen, das ist Lästerung gegen St. Petrus und gegen den Papst.

78. Wir behaupten dagegen, daß auch der jetzige Papst gleich jedem andern Papste noch über weit größere Gnaden als den Ablaß verfügt, nämlich über das Evangelium, über die charismatischen Kräfte, die Gabe gesund zu machen u. s. w., wie 1. Cor. 12 lehret.

79. Zu sagen, daß das Ablaßkreuz, welches mit des Papstes Wappen geschmückt und in den Kirchen aufgerichtet wird, gleichen Wert wie Christi Kreuz habe, ist Gotteslästerung.

80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da zulassen, daß man solche Reden vor den Gemeinden führt, werden dafür einmal Rechenschaft geben müssen.

81. Solche freche Ablaßpredigt macht, daß es auch gelehrten Männern schwer fällt, die dem Papste schuldige Ehrfurcht zu verteidigen gegen die böse Nachrede oder gegen die unzweifelhaft scharfen Einwendungen der Laien.

82. Zum Beispiel: Warum befreit denn der Papst nicht aus dem Fegefeuer rein aus dem Drange heiliger Liebe und bewogen von der höchsten Not der Seelen — das wäre doch billig Ursache genug für ihn! —, wenn er doch unzählige Seelen erlöst um elenden Geldes willen, zum Bau der Peterskirche gegeben, also um einer so leichtwiegenden Ursache willen?

83. Desgleichen: Warum hält man denn noch Exequien und Jahrestage der Verstorbenen und warum giebt der Papst nicht alles gestiftete Geld zurück oder läßt es zurücknehmen, das für jene an Kirchen übergeben ist, da es doch Unrecht ist, für schon aus dem Fegefeuer Erlöste noch weiter Gebete zu sprechen?

84. Desgleichen: Was ist das für eine neue Frömmigkeit Gottes und des Papstes, daß sie dem Gottlosen und Feinde um Geld gestatten eine fromme und von Gott geliebte Seele zu erlösen und doch dieselbe nicht um der großen Not derselben frommen und geliebten Seele willen aus Liebe ohne Entgelt erlösen?

85. Desgleichen: Warum werden die alten Bußsatzungen, die doch thatsächlich und durch Nichtgebrauch schon längst abgeschafft und tot sind, dennoch wieder mit Geldzahlungen abgelöst aus Gunst des Ablasses, als wenn sie noch vollständig in Kraft wären?

86. Desgleichen: Warum erbaut der Papst, dessen Vermögen heutigen Tages fürstlicher ist als das der reichsten Geldfürsten, nicht lieber von seinen eigenen Geldern, als von denen armer Gläubigen, wenigstens diese eine St. Peterskirche?

87. Desgleichen: Was giebt der Papst denen Ablaß und Anteil an geistlichen Gütern, die durch ihre vollkommene Reue ein Anrecht haben auf vollkommenen Erlaß und Anteil?

88. Desgleichen: Was könnte der Kirche größeres Gut widerfahren, als wenn der Papst, wie er's nur einmal thut, so täglich hundertmal jedem Gläubigen solchen Erlaß und Anteil zuwenden wollte?

89. Da es doch dem Papste beim Ablaß mehr um der Seelen Heil als ums Geld zu thun ist, warum hat er denn jetzt die früher bewilligten Briefe und Abläſſe außer Kraft gesetzt, da diese doch ebenso wirksam sind?

90. Derartige bedenkliche Gegengründe der Laien nur mit Gewalt dämpfen und nicht vielmehr durch Angabe von Gründen heben zu wollen, heißt die Kirche und den Papst dem Gespött der Feinde preisgeben und die Christen unglücklich machen.

91. Wenn also Ablaß nach dem Geist und Sinn des Papstes gepredigt würde, würden leicht alle jene Bedenken gehoben, ja sie würden gar nicht vorhanden sein.

92. Hinweg also mit alle den Propheten, die dem Volke Christi sagen: Friede, Friede, und ist kein Friede (Hesek. 13, 10. 16).

93. Alle den Propheten aber müsse es wohlergehen, die Christi Volk sagen: Kreuz, Kreuz, und ist kein Kreuz.

94. Man ermahne die Christen, daß sie ihrem Haupt Christus durch Strafen, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

95. Und also mehr ihr Vertrauen darauf setzen, durch viele Trübsal ins Himmelreich einzugehen, als durch die Vertröstung: „Es hat keine Gefahr."

Noch an demselben Tage, am 31. Oktober 1517, schickte Luther diese Thesen an Erzbischof Albrecht von Mainz mit einem demütigen und doch entschiedenen Schreiben. „Der Herr Jesus," heißt es darin, „ist mein Zeuge, daß ich meiner Armseligkeit und Jämmerlichkeit mir wohl bewußt, schon lange verzogen habe, was ich jetzt mit unverschämter Stirn ausführe, vornehmlich bewogen durch die Verpflichtung meines treuen Dienstes, den ich, hochwürdigster Vater in Christo, Dir zu leisten mich schuldig erkenne. Wolle indes ein gnädig Auge auf mich haben, der ich Erde und Asche bin, und mein Begehr nach Deiner bischöflichen Sanftmut gnädiglich vernehmen. Man führt unter Deinem hochansehnlichen Titel einen päpstlichen Ablaß für den Bau von St. Peter umher. Dabei klage ich nicht so sehr der Ablaßprediger Anpreisungen an — denn die habe ich nicht gehört — sondern ich beklage den grundfalschen Verstand, den das Volk daraus schöpft. Denn das rühmen sie vom Ablaß allerorten öffentlich und das glauben die bejammernswerten Seelen, daß sie, wenn sie nur Ablaßbriefe kaufen, ihrer Seligkeit sicher sein dürfen; ebenso, daß die Seelen sofort aus dem Fegefeuer auffahren, wenn man die Steuer in den Kasten geworfen hat; ferner, daß diese Gnade so groß sei, daß keine Sünde so groß wäre — sogar, wenn, was ja unmöglich ist, einer sich an der Mutter Gottes vergangen hätte —,

sie würde doch vergeben; desgleichen, daß der Mensch durch solchen Ablaß frei werde von aller Pein und Schuld. O bester Gott, so unterweist man die Deiner Sorge, bester Vater, anvertrauten Seelen, zum Tode und immer mehr wächst die schwere Rechenschaft, die Du über diese alle wirst ablegen müssen. Zu schweigen von dem allen war mir darum nicht länger mehr möglich." Wohl noch am Tage des Thesenanschlages selbst betrat Luther die Kanzel (selbstverständlich nicht der Schloßkirche), um vor der Gemeinde in einem „Sermon von Ablaß und Gnade" seine Gedanken darzulegen. Erst später erschien derselbe im Druck. „Ob etlich mich nun wohl einen Ketzer schelten," sagt der Prediger am Schluß, „denn solch Wahrheit sehr schädlich ist im Kasten, so acht ich doch solch Geplärre nicht groß, sintemal das nicht thun denn etliche finstere Gehirne, die die Bibel nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eignen Lehrer nie verstanden."

Von einer höheren Macht fühlte sich Luther in dem allen geleitet. „Das ist ohne meinen Willen geschehen," sagte er später, als man von seinem „göttlichen Beruf" redete, „während mir viele Menschen widerrieten, daß ich ja nichts wider den Papst anfinge, von dessen Gnade oder Ungnade ich zu leben hätte". „Als ich zu schreiben begann, sagte ich Gott mit großem Ernste: wollte er ja ein Spiel anfangen mit mir, daß er es allein für sich thäte und behüte mich davor, daß er mich nicht darein menge, das ist: meine eigene Weisheit." „Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind."

Veranlaßt durch seine Räte schickte Albrecht von Mainz die Thesen nach Rom. Zum ersten Male ward man auf den Wittenberger Mönch aufmerksam.

Luthers Thesen gegen den Ablaß pflegt man als den Anfang der Reformation zu bezeichnen. Luther selbst hat es so gethan: „Dieser Hader, der sich zwischen mir und dem Papst hat erhoben, hub sich über dem Pallium an. Solchs Pallium konnte der Bischof nicht bezahlen. Da ließ er mit dem Ablaß etliche Beuteldrescher ausgehen, der Leute Geld zu erheben, das nicht sein war; die machten's so grob, daß ich dawider mußte predigen und schreiben. Also hat sich das Spiel gehoben."

So hatte Luther seine reformatorische Aufgabe ergriffen. Sie führt ihn nun in heiße Kämpfe. Er löst sich selbst und sein Gewissen von Rom und befreit sein Volk aus der Gefangenschaft der mittelalterlichen Kirche.

Dritter Abſchnitt.

Wie Luther ſeine Aufgabe hinausführt.

A. Das Niederreiſsen des Alten.

1. Der Streit über die 95 Theſen.

An der Ablaßfrage hatten nicht nur die Theologen ein Intereſſe. Jeder war daran beteiligt, ſei es durch ſeine Überzeugung oder durch ſeine Zweifel, jedenfalls durch ſeinen Geldbeutel. Endlich „war einer gekommen, der drein griff“, „der der Katze die Schellen anband“. Luther erſchien Ungezählten als der Wortführer der großen Mehrheit des Volkes. So erklärt ſich die ungeheuer raſche Verbreitung der Theſen, ohne daß Luther ſelbſt die Hand dazu rührte. „Dieſelben liefen,“ ſagt er „ſchier in vierzehn Tagen durch ganz Deutſchland, denn alle Welt klagte über den Ablaß, ſonderlich über Tetzels Artikel“, und Myconius berichtet: „In vier Wochen hatten ſie ſchier die ganze Chriſtenheit durchlaufen, als wären die Engel ſelbſt Botenläufer.“

Unter den Gelehrten hatte man freilich wenig Zuverſicht, daß die Theſen einen praktiſchen Erfolg haben würden. Was war dieſer Mönch gegenüber der allmächtigen Kirche? Noch waren nicht zwei Jahrzehnte dahin, ſeit Hieronymus Savonarola ſeine freie Rede über das Verderben der Kirche auf dem Scheiterhaufen gebüßt hatte. Wenige lebten der Hoffnung wie Dr. Fleck, der beim Anblick der Theſen in ſeinem Kloſter ausrief: „Hoho, er iſt da, der es thun wird!“ Manche ſahen den kühnen Mönch ſchon „brennen“. Schurf ſagte zu Luther: „Was wollt Ihr machen? man wird's nicht leiden!“ und ſchüttelte wohl den Kopf, als dieſer ihm antwortete: „Wie, wenn man's müßte leiden?“ „Du ſagſt die Wahrheit, guter Bruder,“ erklärte ein Hamburger Theolog, „aber du wirſt nichts ausrichten; geh in

deine Zelle und sprich: Gott, erbarme dich meiner!“ und ein Mönch zu Corvey urteilte: „Min leewe Broder Marten, wenn du dat Fegefüer und Papenmarketenderei störmen und wegschludern kanst, bist du vorwahr ein groter Herr!“

Luther war selbst erschrocken über das Aufsehen, das seine Thesen machten. Bei Menschen erwartete und suchte er keine Unterstützung, auch nicht bei seinem Kurfürsten. Er bedauerte aufrichtig, daß um seinetwillen dieser Unannehmlichkeiten haben oder die Universität Einbuße erleiden könnte. Um so fester gründet er sich glaubensvoll auf seinen Gott. „Ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so wird's bald fallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen!“

Zu einer für Albrecht und Tetzel unpassenderen Zeit hätte Luther das „Spiel“ nicht anfangen können als gerade jetzt. Albrecht hatte schon von Rom aus den Vorwurf hören müssen, daß „das heilig Negotium mit mannigfaltigen großen Unkosten, Pomp und Besoldung vieler Personen beschwert werde“. Es mußte dem Erzbischof daran liegen, die Einkünfte des Ablasses möglichst zu erhöhen. Wie schlecht er in die Verhältnisse eingeweiht war und wie wenig er aus Luthers Thesen gelernt hatte, zeigt sich darin, daß er seine Händler ermahnen ließ, sich „in Predigten und Herbergen mit Reden und anderm“ schicklicher zu halten, damit das „heilig Negotium aus Leichtfertigkeit nicht verachtet werde“. Tetzel aber, der recht bald die Folgen der Lutherschen Thesen in einem schlechten Geschäftsgang spürte, meinte als Theolog Luther entgegentreten zu sollen. Er erwarb sich im Januar 1518 an der Frankfurter Universität die theologische Doktorwürde. Sein Freund, Konrad Wimpina, der dort Professor war, hatte ihm dazu 106 Thesen verfaßt, in denen die kühne Behauptung aufgestellt wurde, Christus habe in dem Worte „Thut Buße!“ wirklich das gemeint, was die Kirche mit ihrer Beichte und ihren äußeren Bußleistungen darunter verstehe, auch sei allein der über der ganzen Kirche stehende Papst befugt, die heilige Schrift richtig auszulegen. Tetzels Thesen erging es schlecht. Als jemand dieselben in Wittenberg zum Kauf anbot, nahmen ihm Studenten seinen Vorrat, wohl zumeist ohne Bezahlung, ab und verbrannten sie auf offenem Markte, nachdem sie feierlich zu diesem „Begräbnis der Tetzelschen Thesen“ eingeladen hatten. 800 Exemplare gingen in Flammen auf. Luther bedauerte das dem Krämer angethane „Unrecht“; wohl mit Recht fürchtete er, daß man ihn als den Anstifter desselben ansehen würde.

Je ernster der Handel wurde, um so mehr fühlte sich Luther genötigt, wissenschaftlich tiefer in das Wesen des Ablasses einzudringen. Bekennt er

doch später selbst, daß er, „ein junger Doktor, neulich aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift“ erst „selbst nicht wußte, was der Ablaß wäre, und das Lied wollte seiner Stimme zu hoch werden“. In einer größeren lateinischen Schrift beabsichtigte er für die Gelehrten seine Thesen ausführlich zu erläutern und zu begründen.

Inzwischen aber fuhr er fort, in schlichter Weise, ohne den Streit auf die Kanzel zu tragen, der Gemeinde die Heilswahrheit darzulegen und Glaube, Liebe und das Kreuz zu predigen. Im Gegensatze zu der römischen äußerlichen „Buße“ dringt er auf wahre Herzensbuße, lehrt, wie man recht beichte und „geschickt“ zum heiligen Abendmahl gehe: „Das ist die allerbeste Schicklichkeit, wenn der Mensch am übelsten geschickt ist; und wiederum ist der Mensch nimmer nicht zu dem hochwürdigen Sakrament ungeschickter, denn wenn er am geschicktesten ist. Das soll also verstanden werden: Wenn der Mensch sich ganz unselig, arm und der Gnade bedürftig empfindet, eben darin und damit ist er der Gnade Gottes empfänglich und aufs Geschickteste dazu.“ In den herzlichsten Worten, aus denen die tiefste, eigene Erfahrung spricht, redet er von der Liebe Christi zu dem Sünder und ermahnt, Christi Kreuz anzuschauen, ins Herz zu fassen und in seiner Nachfolge das Kreuz zu tragen: „Das ist so heilig und so hoch, daß man es in keine Monstranz, in kein Silber oder Gold setzen mag. Es ist nicht Holz, Stein, Kleider, die er gerührt hat, sondern das Kreuz, das er seinen frommen Kindern zusendet. Zu diesem Heiltum können alle Goldschmiede kein Gefäß machen, darin sie es beschließen möchten. Es will haben eine vernünftige, lebendige, ewige Monstranz; denn das Heiltum ist lebendig, wie die Seele des Menschen. — Das ist das edelste Heiltum, das wir mit offenen Armen und Augen annehmen müssen!“

Als Distriktsvikar hatte Luther im Jahre 1518 dem Ordenskapitel der Augustiner beizuwohnen, auf dem dem Herkommen gemäß die Wahl des Ordensvikars und der Distriksvikare stattfand. Es sollte am Sonntag Jubilate (25. April) in Heidelberg abgehalten werden. Nicht mit Unrecht hatten die Freunde Bedenken, ob Luther die Reise wagen könnte. Vielleicht ist Staupitz selbst nicht ohne Sorge gewesen. Man darf solches aus einem Antwortbriefe Luthers an den Ordensvikar schließen (vom 31. März 1518), darin es heißt: „Ich glaube es wohl, daß mein Name bei vielen anrüchig ist; schon lange schieben mir die guten Leute unter, daß ich den Rosenkranz und andere Gebete, ja überhaupt alle guten Werke verdamme.“ Daß dem Kurfürsten, der nach Luthers Worten aus jenen Tagen „ungebeten in eigentümlicher Zuneigung ihn in seinen Schutz“ nahm, die weite Reise seines

Professors nicht gleichgiltig war, beweist sein Brief an Staupitz vom 9. April: „Nachdem Ihr und andere Oberste des Ordens St. Augustini Doktor Martinum Luther zu einem Kapitel gen Heidelberg erfordert, so ist er willens, solch Kapitel, wiewohl wir ihn nicht gern von unserer Universität beurlaubt, zu besuchen und Gehorsam zu leisten. Weil Ihr uns doch hievor angezeigt, daß Ihr uns einen eigenen Doktor an diesem Manne ziehen wollt, an dem wir denn fast gut Gefallen und sein nit gern lang von der Universität und seiner Lektion geraten, so ist unser Begehren, Ihr wollet daran und förderlich sein, daß er aufs Ehest wieder allher komme und nit verzogen noch aufgehalten werde."

Unbekümmert um Gefahr, in Gottes Hand sich wissend, nur selten erkannt kam Luther am 17. April in Würzburg an, wo ihn Bischof Lorenz von Bibra aufrichtig schätzen lernte, und erreichte am 21. Heidelberg. Im Augustinerkloster fand er Herberge. Außerdem erfuhr er in reichem Maße die Leutseligkeit und Freundlichkeit des Pfalzgrafen Wolfgang, der in Wittenberg studiert hatte. Das Kapitel nahm Luther die Last des Distriktsvikariates ab. Sein Freund Johann Lange wurde der Nachfolger in diesem arbeitsreichen Amte.

An die Öffentlichkeit trat Luther in Heidelberg bei einer im Hörsaal des Klosters abgehaltenen Disputation, die man ihm übertragen hatte. Er berührte in seinen uns überlieferten Thesen nicht den Ablaß, wohl aber — und das war hier wichtiger — den Kernpunkt seiner auf Augustin und der heiligen Schrift ruhenden Theologie. Waren seine Gedanken für die in der Schultheologie ergrauten Professoren fremde Klänge, so fanden sie bei der akademischen Jugend freudige Aufnahme. Wie das Jahr darauf zu Leipzig, so erstanden ihm jetzt zu Heidelberg unter seinen Zuhörern manche begeisterte Jünger und zukünftige Mitarbeiter am Werke der Reformation: Johann Brenz, Erhard Schnepf, Theobald Billikanus und Martin Butzer. Die Heidelberger Reise war also durchaus nicht fruchtlos. Pfalzgraf Wolfgang berichtete selbst dem Kurfürsten von Sachsen: „Doktor Martinus Luther hat sich mit seinem Disputieren also geschickt gehalten, daß er nit ein klein Lob Euer Liebden Universität gemacht hat; es wurde ihm auch großer Preis von viel gelehrten Leuten nachgesagt."

Über Erfurt, wo er umsonst seinen alten Lehrer Jodocus Trutvetter für seine Theologie zu gewinnen suchte, langte Luther am 15. Mai wohlbehalten, ja gekräftigt wieder in Wittenberg an.

Die Arbeit, die ihm jetzt vor allem am Herzen lag, war der Abschluß jener Erläuterungen und Begründungen seiner 95 Thesen. Schon Anfang

Februar hatte Luther sein Manuskript, wie es damals war, dem Bischof Scultetus von Brandenburg übersandt und gebeten, derselbe „wolle Feder und Tinte nehmen und auslöschen, was er wolle oder die Schrift gar ins Feuer werfen". „Es soll mir nichts zu schaffen geben. Ich weiß wohl, daß Christus meiner Arbeit und Dienstes nicht bedarf, er wird wohl ohne mich seiner Kirche Gutes verkündigen." Was der Bischof geantwortet hat, wissen wir nicht.

Luther widmete seine Schrift, die sogenannten „Resolutionen" dem Papst Leo X. und sandte sie in einer Abschrift am 30. Mai 1518 an Staupitz. In dem Begleitschreiben führt Luther sein Hervortreten gegen die römische falsche „Buße" auf den Einfluß seines ehrwürdigen Lehrers zurück. „Ich erinnere mich," sagt er „daß unter anderm freundlichen und heilsamen Zuspruch Deinerseits, damit mich der Herr Jesus wunderbar zu trösten pflegt, einmal des Wortes Buße Erwähnung geschah — — da habe ich Dein Wort als eine Stimme vom Himmel aufgenommen, daß es keine wahre Buße gäbe als die, die von der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott anfängt. Es haftete dieses Dein Wort in mir wie der scharfe Pfeil eines Starken und ich begann dasselbe mit den Schriftstellen über die Buße zu vergleichen, und siehe da, welch köstliches Spiel! Die Worte umspielten mich von allen Seiten und gaben diesem Verstande allen Beifall, so daß das nämliche Wort Buße, bis dahin mir von allen Schriftworten das bitterste, mir nun lieblicher und freundlicher wie kein anderes klang." Da habe er denn nicht anders gekonnt als „den neuen Posaunen vom Ablaß und Drommeten von Vergebung" „bescheiden zu widersprechen und ihre Lehre in Zweifel zu stellen, vertrauend auf aller Doktoren und der ganzen Kirche Zeugnis". Der Brief schließt mit der Bitte: „Nimm meine thörichte Schrift freundlich auf und sende sie treulich an den trefflichen Papst Leo X., damit sie mir bei seiner Heiligkeit ein Fürsprecher sei wider die bösen Ränke der giftigen Ohrenbläser. Nicht, daß ich Dich in gleiche Gefahr gedenke zu bringen; ich will allein auf meine Gefahr alles, was ich hierin thue, gethan haben. Christus mag zusehen, ob sein oder mein ist, was ich gesagt habe, ohne dessen Willen auch des Papstes Zunge nicht reden kann, in dessen Hand auch der Könige Herz ist. Christi Urteil erwarte ich von dem römischen Stuhle her zu vernehmen. Übrigens weiß ich meinen drohenden Feinden nichts zu antworten als das Wort Reuchlins: Wer arm ist, fürchtet nichts; denn er kann nichts verlieren. Geld und Gut habe ich nicht und begehre ich nicht; habe ich guten Ruf und Ehre gehabt, der mache es nun weiter ganz zu nichte, der damit schon angefangen hat! Nur eins ist noch übrig,

der nichtige, durch viel und stete Beschwerden geschwächte Leib. Richten sie den durch List oder Gewalt (im Gehorsam gegen Gott) zu Grunde, so machen sie mich um eine oder zwei Stunden meines Lebens ärmer. Mir genügt mein süßer Erlöser und Erbarmer, der Herr Jesus Christus, dem will ich singen, so lange ich lebe."

Sowohl diesen Brief an Staupitz als den Widmungsbrief an den Papst hat Luther dem Druck der „Resolutionen" vorausgeschickt. Derselbe giebt ein deutliches Bild seiner Seelenstimmung, seiner Hoffnungen und seiner Befürchtungen. Er weiß, daß er dem Papst als „Ketzer, Abtrünniger, Meineidiger und mit tausend andern Namen" verdächtigt worden ist. „Aber der einige Trost und Fels meiner Freudigkeit steht fest, nämlich ein unschuldiges und ruhiges Gewissen." Er schildert sodann, wie die Ablaßprediger unter dem vermeintlichen Schutze des päpstlichen Namens „gottlose und ketzerische Lügen" gelehrt und unter das Volk getragen hätten. Angesichts dessen habe er zunächst nicht gewußt, was er thun sollte: im „Eifer um Christi Ehre" hätte er reden mögen, während die Bescheidenheit ihn zum Schweigen mahnte. Da sei er den Mittelweg gegangen und habe einige Prälaten auf die Übelstände hingewiesen — ohne Erfolg. „Endlich, da ich nichts anderes vermochte, hielt ich für das Beste, daß ich nicht scharf oder hart, sondern mit Maßen ihnen widerstände, das ist: ihre Lehre in einen Zweifel zöge, daß darüber möchte disputiert werden. Ließ derhalben einen Zettel ausgehen mit Sprüchen vom Ablaß und lud allein die Gelehrten ein, ob etliche gegenwärtig, oder schriftlich mit mir darüber handeln wollten; wie solches denn auch die Widersacher wohl wissen aus der kurzen Vorrede über dieselben Sprüche vom Ablaß. Siehe an, das ist der Brand, davon die ganze Welt, wie sie schreien und klagen, entzündet ist." Ein Zurück giebt es für Luther nicht. „Widerrufen kann ich nicht." So gebe er denn diese Erklärung seiner Thesen an die Öffentlichkeit unter dem Namen des Papstes selbst, damit jedermann sehe, daß ihm eine Herabsetzung der päpstlichen Hoheit nicht in den Sinn komme. „Derhalben, heiligster Vater, falle ich Eurer Heiligkeit zu Füßen und ergebe mich ihr samt allem, was ich bin und habe. Verhänget Leben, verhänget Tod; saget zu, saget ab; bestätiget, verwerfet, wie Euch beliebt: Eure Stimme werde ich als die Stimme Christi anerkennen, der in Euch regiert und redet. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der da ist hochgelobt in Ewigkeit! Amen."

In den „Resolutionen" zeigt sich, wie tief Luther in den zu behandelnden Stoff eingedrungen ist. Wo ihm noch die volle Klarheit fehlt und er nicht

wagt, sich bestimmt zu entscheiden, bekennt er es offen. In mehr als einem Stück gehen die Resolutionen über die Thesen hinaus. Der Priester ist bereits aus seiner Mittlerstellung gedrängt. Gott vergiebt die Sünde, der Glaube ergreift die Vergebung, die des Priesters Mund nur vergewissert. Luther leugnet, daß dem „Schatz überflüssiger guter Werke" auch solche der „Heiligen" zugeflossen seien. Diese waren selbst Sünder und konnten nicht einmal Gottes Gebote gänzlich erfüllen. Es kann sich also nur um das Verdienst Christi handeln, das mit keinem Geld erworben, sondern allein durch den Glauben ins Herz aufgenommen werden kann. Noch erklärt er wohl, daß „man der päpstlichen Autorität in allen Dingen ehrfurchtsvoll weichen muß", aber diese Autorität erstreckt sich nur auf die äußeren Ordnungen, nicht auf das Gewissen. Die Oberhoheit des Papsttums über die ganze Kirche ist ihm etwas erst geschichtlich Gewordenes, aber nicht von Anfang an durch Gott Geordnetes. Wie Luther jedes gewaltsame Vorgehen gegen Irrende verwarf, da es nicht im Einklang mit dem Gebot der Liebe stehe, so verwirft Luther auch die Gewalt, die die Kirche gegen die Ketzer anwendet. „Die Kirche bedarf einer Reformation," heißt es nahe am Schlusse der Schrift, „die nicht die Sache eines Menschen, des Papstes, noch die Sache der vielen Kardinäle ist, sondern Sache der ganzen Welt, ja die Sache Gottes allein; die Zeit aber für diese Reformation kennt allein der, der die Zeiten schuf. Inzwischen aber vermögen wir solche offenkundige Schäden nicht zu verschweigen."

Johann Eck.

Wer sollte über Luthers Sache entscheiden? Noch war er nicht so weit wie Karlstadt, der bereits erklärt hatte: „Der Text der Bibel wird

nicht nur einem oder mehreren Lehrern der Kirche, sondern auch der Autorität der ganzen Kirche vorgezogen." Noch glaubte er an keinen unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen der heiligen Schrift und der Lehre der Kirche. Was ihm damals als entscheidende Autorität galt, erklärt er in einer den „Resolutionen" beigefügten Verwahrung. Er will nur das behaupten, „was man in und aus der heiligen Schrift, ferner aus den von der römischen Kirche angenommenen Vätern und aus den päpstlichen Kanones und Dekretalen habe und haben könne".

Noch vor seiner Reise nach Heidelberg hatte Luther zu seiner Überraschung gehört, daß der Ingolstädter Theolog Johann Eck, den er auf seiner Seite stehend wähnte, gegen ihn zur Feder gegriffen und seine Thesen als ketzerisch, giftig, revolutionär u. s. w. bezeichnet habe. Ecks Angriff war nicht im Druck erschienen, sondern wurde nur handschriftlich unter dem Titel Obelisci d. h. Spießchen (so nannte man die Zeichen, mit denen man am Rande auf eine verdächtige Stelle hinwies) verbreitet. Luther antwortete in einer damals wohl auch nicht in Druck gegebenen Schrift, die er Asterisci d. h. Sternchen betitelte.

Auch Tetzel hatte sich wieder gerührt und gegen Luthers „Sermon von Ablaß und Gnade" eine „Verlegung" (d. h. Widerlegung) geschrieben. Man merkt freilich dem kläglichen Machwerk, in dem weder Luther noch Wittenberg genannt werden, die Angst des Verfassers an, daß er durch Luther in weitere Verhandlungen gezogen werden möchte. „So derjenige," schreibt er, „von dem der irrige Sermon der zwanzig Artikel gemacht und ausgegangen, etwas wider diese meine Verlegung setzen oder machen würde ohne Behärtung der heiligen Schrift, der heiligen Rechte und Doktoren ohne Anzeigung natürlicher genugsamer Ursachen und Ration, so soll kein christlich Mensch sich desselbigen ärgern; denn es würde Plauderei sein und wenn solch sein Gemächte öffentlich und schriftlich von ihm nicht erboten würde auf Erkenntnis Päpstlicher Heiligkeit, des heiligen päpstlichen Stuhls und unverdächtiger Universitäten, so will ich wiederum darwider nicht schreiben, sondern aller Antwort und Verlegung unwürdig halten." Diesen theologischen Gegner nahm Luther nicht ernst. Er antwortete ihm im Juni 1518 mit beißendem Spott und in demselben groben Ton, den sein Widerpart angeschlagen hatte, in dem Schriftchen „Eine Freiheit des Sermons Päpstlichen Ablaß und Gnade belangend". „Ich Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg," so beginnt dasselbe, „bekenne, daß der deutsche Sermon die Gnade und Ablaß belangend mein sei, darum ich verursacht und mir not ist, denselben zu verfechten wider etliche Verlegungen oder Verlästerungen" —

den Namen Tetzels erwähnt die Schrift entsprechend der „Verlegung“ gleichfalls nicht — „vergebens erdichtet. So man ihre Geschicklichkeit ansieht, scheint es wohl, daß ihr Dichter“ — diesen Ausdruck hatte gleichfalls Tetzel gebraucht — „zu viel Zeit und Papier gehabt, derselben nicht gewußt hat besser anzuwenden, denn daß er mit unsaueren Worten die Wahrheit angegriffen, gern wollte, daß jedermann wußte, wie gar nichts er in der Schrift verstünde.“ „Predigerordens Ketzermeister“ hatte sich Tetzel auf dem Titel seiner Schrift genannt. Darauf beziehen sich Luthers Worte: „Hier bin ich zu Wittenberg, Doktor Martinus Luther Augustiner, und ist etwo ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen verdünkt, den laß ich wissen, daß er hab sicher Geleit, offene Thore, freie Herberge und Kost darinnen durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen.“ Damit will Luther sagen, — was er auch noch besonders betont —, daß der Kurfürst ihn durchaus nicht „der Christlichen Wahrheit zu Nachteil in ketzerischem Vornehmen schützen wolle“. Wegen des großen Ärgernisses, das sein Sermon gegeben, meint Luther, müsse „der Himmel noch heute fallen und wird kein alter Topf morgen ganz sein“. Darauf daß Tetzel gefordert hatte, er möge „sein Gemächte auf Erkenntnis Päpstlicher Heiligkeit erbieten“, antwortet Luther, recht wohl den Wink verstehend, daß der Papst gegen den Ketzer einschreiten solle: „Ich bedarf keiner Nießwurz, hab auch nicht so großen Schnupfen, daß ich das nicht rieche. Doch soll es nit lang währen, ich will meine Materie erbieten, vielleicht mehr denn ihm lieb sein soll.“ Damit meint er die bereits unter der Presse befindlichen Resolutionen. Die Schrift schließt mit den höhnischen Worten: „Ich vermesse mich nit über die hohen Tannen zu fliehen, verzweifle aber auch nicht, ich mög über das dürre Gras kriechen.“

2. Rom beginnt den Ketzerprozeß.

Lange schon, ehe Luther dem Papste seine „Resolutionen“ übersandte, beschäftigte man sich in Rom mit der Sache des Mönchs. Leo X., der sich nicht gern im heiteren Lebensgenuß stören ließ, legte derselben wenig Bedeutung bei. Hatte ja selbst ein Augustinergeneral auf dem vor Jahresfrist geschlossenen Laterankonzil eine durchgreifende Reformation gefordert und schließlich hatte man doch den Papst als den „zweiten Gott“ bezeichnet und die von Papst Bonifaz VIII. vor zwei Jahrhunderten erlassene Bulle Unam sanctam erneuert, nach der Christus „beide Schwerter“ eingesetzt hat, das geistliche, damit es von der Kirche, das weltliche, damit es von

der weltlichen Macht für die Kirche geführt werde, nach welcher ferner die Kirche über alle weltliche Macht gestellt und das Heil jedes Einzelnen abhängig gemacht worden war von seiner Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl. Was war jetzt von dem deutschen Mönch zu fürchten? Dieses „neidische Gezänk der Brüder“ würde wohl auch, wie so manches schon, von selbst wieder zur Ruhe kommen. „Ein voller, trunkener Deutscher,“ soll Leo gesagt haben, „hat die Thesen geschrieben; wenn er wieder nüchtern wird, wird er anders gesinnt sein“.

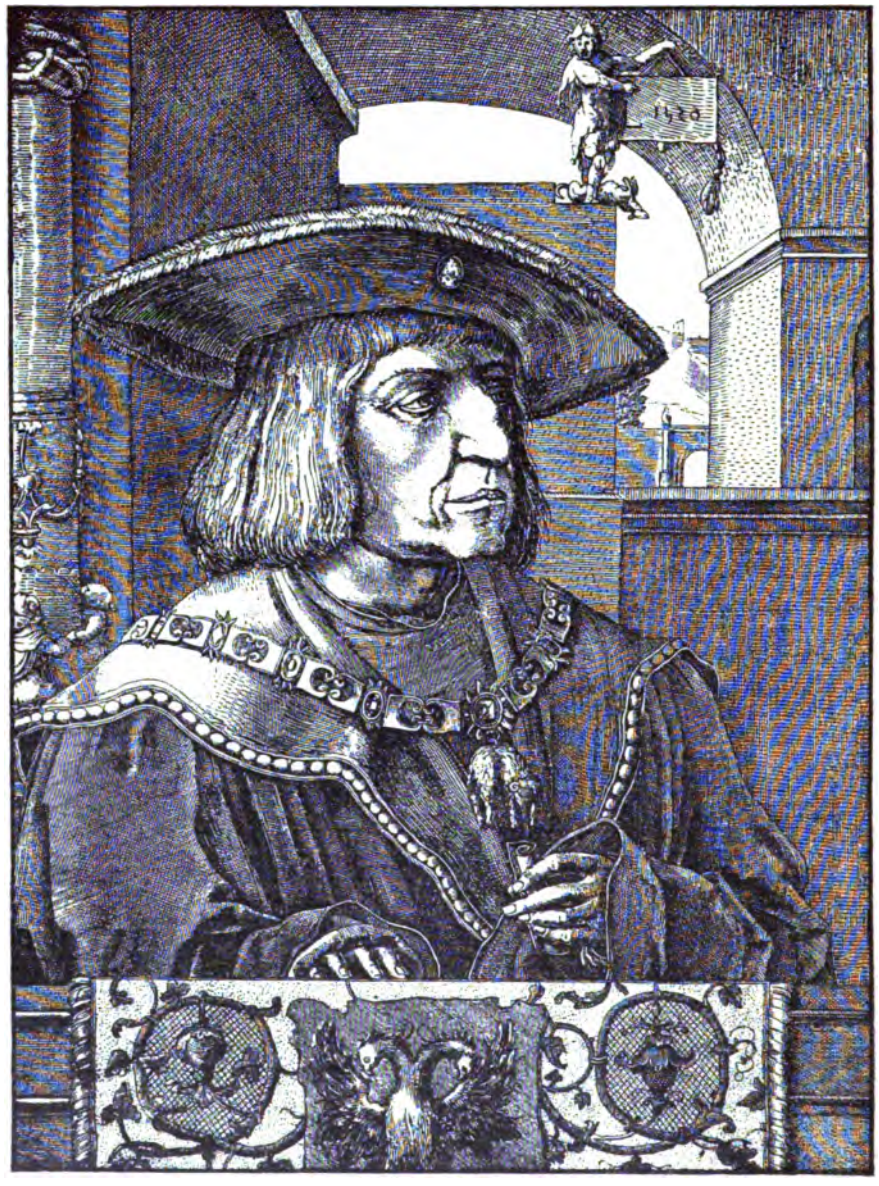
In der Nähe des Papstes dachten aber doch manche Leute ernster über die Angelegenheit. Vielleicht haben sie Leo von der nicht zu unterschätzenden Bedeutung derselben zu überzeugen gesucht. Anfang Februar 1518 erteilte er dem die Geschäfte des Ordensgenerals der Augustiner führenden Gabriel Venetus den Auftrag, dafür Sorge zu tragen, daß Martin Luther, von dem er wisse, „daß er in Deutschland Neuerungen erstrebe und neue Lehren unter die Völker bringe“, von seinem Vorhaben abstehe: „Handelst du schnell, so wird es nicht schwer sein, die eben entzündete Flamme zu ersticken. Schiebst du's auf und ist erst das Übel mächtig geworden, so, fürchte ich, werden wir des Brandes nicht mehr Herr werden können.“ Von einem raschen Einschreiten gegen Luther finden wir jedoch keine Spuren.

Um so eifriger trat ein anderer gegen Luther in die Schranken, Silvester Mazzolini, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Prierias genannt, einer der Männer, die dem Papste am nächsten standen, bestellt zum Inquisitor und Richter in Glaubenssachen. Ganz auf dem Boden der Beschlüsse des oben erwähnten Laterankonzils stehend konnte er, ohne daß er sich dessen als einer besonderen Leistung hätte zu rühmen brauchen, mit seiner Streitschrift gegen Luther in drei Tagen fertig werden. Ein Italiener vermaß sich, in drei Tagen eine Sache abthun zu wollen, die ein deutsches Gewissen seit einem Jahrzehnt beschäftigte! Im Juni 1518 erschien des Prierias Schrift im Druck. Ihr Grundgedanke ist der alte: Da die Kirche nicht irren kann und ebensowenig der Papst als das Haupt der Kirche in seinem Amt, so sind auch die Bestimmungen der Kirche und des Papstes über den Ablaß die Wahrheit. Wer etwas anderes erklärt, ist ein Ketzer! Statt ernste Erwägungen den Resolutionen Luthers entgegen zu stellen und dessen Gedanken in ihre Tiefen zu folgen, begnügte sich Prierias mit dem Aufwärmen alter bekannter Sätze und glaubte des „deutschen“ Mannes spotten zu dürfen, dessen „eiserne Nase“ und „ehernen Kopf“ er erproben wolle, der gewiß ganz anders über den Ablaß reden würde, wenn er im Besitz eines guten Bistums mit vollkommenem Ablaß zu Gunsten der Wiederherstellung der eigenen Kirche wäre.

Daß Luther selbst für die Verbreitung der Schrift seines Gegners sorgte — er ließ sie zweimal in Leipzig drucken — war wohl das härteste Urteil über dieselbe. Auch beim Papste fand Prierias keine Anerkennung; nach dessen Meinung hätte er lieber drei Monate statt drei Tage auf sein Werk verwenden sollen. Zwei Tage nur widmete Luther der Mühe, dem Italiener zu entgegnen. Ende August war seine in lateinischer Sprache geschriebene Antwort im Druck vollendet. Auch diese Schrift zeigt einen Fortschritt in der Frage, auf die es jetzt ankam, in der Frage nach der höchsten Autorität. Noch schreibt er diese der Kirche zu; aber die Kirche findet er nicht mehr im Papst, sondern in Christus und in einem Konzil. Dessen Urteilsspruch will er sich unterwerfen. Jetzt disputiere er noch. Erst wenn der Urteilsspruch gefällt sei und er sich nicht daran halte, könne er als Ketzer angesehen werden. „Irren" freilich „kann sowohl der Papst als das Konzil." Aber er hofft, daß Gott das Konzil davor bewahren werde. Sollte diese Hoffnung ihn täuschen, so müsse er sich darein finden, allein mit der Schrift in der Hand auch dem Konzil gegenüber zu stehen. So war Luthers Gedanke, daß die Kirche ihn für einen Ketzer erklären und über ihn den Bann verhängen werde. Aber bereits war er sich darüber klar — schon im Mai hatte er's auf der Kanzel ausgesprochen und jetzt sprach er's in einer Druckschrift aus —, daß der Bann nur aus der äußeren Gemeinschaft mit der sichtbaren Kirche, aber nicht aus der inneren Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche scheide. Diese kann allein Gott geben und nehmen. Verhängt man den Bann über ihn, so ist's ein „unrechter" Bann. „Selig aber und gesegnet, wer in unrecht angelegtem Bann stirbt! Denn dieweil er um der Gerechtigkeit willen, welche er nicht verschwiegen oder verlassen, und doch solche harte Strafe erduldet, wird er mit der ewigen Krone der Seligkeit begnadet werden."

Inzwischen war gegen Luther der förmliche Ketzerprozeß eröffnet worden. Zu Richtern über Luther hatte der Papst den theologisch wenig gebildeten Bischof von Askoli, Hieronymus Ghinucci und Prierias bestellt. In der Hand dieses seines offenkundigen Feindes lag mithin Luthers Schicksal. Am 7. August 1518 empfing Luther die Citation: binnen 60 Tagen sollte er sich seinen Richtern in Rom stellen.

Zum ersten Male rief jetzt Luther die Hilfe seines Landesherrn an, indem er den auf dem Reichstage zu Augsburg weilenden Kurfürsten bat, dafür Sorge zu tragen, daß der Prozeß auf deutschem Boden verhandelt würde. Das zu erreichen war nicht leicht. Jeder Schein der Parteinahme für Luther mußte sorgfältig vermieden werden. Der Papst hatte seinen



Kaiser Maximilian.

Legaten für den Reichstag, den Kardinal Thomas Vio de Gaeta (daher gewöhnlich kurz Kajetan genannt) beauftragt, mit aller Entschiedenheit da-

rauf hinzuwirken, daß man „Martin Luther samt seinen Anhängern gefänglich annehme und wohl verwahrt ihm zuschicke". Zugleich hatte er mit den härtesten Strafen diejenigen bedroht, welche „genannten Martinus oder seine Anhänger auf irgend eine Weise hausen oder herbergen oder demselben Luther Rat, Hilfe, Beistand, Vorschub oder Gunst öffentlich oder heimlich, selbst oder durch andere" leisten. Wie sollte sich der Kurfürst verhalten? Bereits Anfang August hatte er an einen römischen Kardinal geschrieben: „Ich habe bisher mich noch niemals unterstanden weder die Schriften noch Predigten Luthers zu verteidigen, unterstehe mich's auch noch diesen Tag nicht." Zugleich teilt er mit, daß sich Luther „erboten, so er mit genugsamer Versicherung und freiem Geleit vor aller Gewalt versichert würde, wolle er vor frommen, unparteiischen, unverdächtigen, gelehrten und christlichen Richtern gehorsam erscheinen, seine Lehre selbst verteidigen und, so er Besseres und Heiligers berichtet würde aus göttlicher Schrift, sich weisen lassen und folgen". Er protestiert dagegen, daß man ihm in dieser Angelegenheit irgend welche Schuld beimesse. „Es thut mir von Herzen weh, daß in meinem Alter Irrtum im heiligen allgemeinen Glauben sollte entstehen und seinen Fortgang haben. Viel beschwerlicher aber wäre mir's, daß solche Irrtümer von mir sollten befördert und geschützt werden. Vor dieser greulichen Sünde wolle mich ja der barmherzige Gott, wie ich ernstlich bitte, gnädiglich unbefleckt erhalten." Der Papst hoffte wohl, Friedrich den Weisen zum Vorgehen gegen Luther, diesen „Sohn der Bosheit und Verächter Gottes", der sich des kurfürstlichen Schutzes rühme und darum „keines Menschen Autorität noch Strafe fürchte", zu zwingen, durch die Erklärung, man müsse sonst klagen, „die schädlichste Ketzerei in der Kirche Gottes sei durch seine Hilfe und Gunst entstanden". Verderben freilich durfte der Papst es nicht mit diesem Fürsten, dessen Ansehen und Einfluß im ganzen Reiche ihm wohlbekannt war. Er gedachte, sich den Kurfürsten zu verpflichten durch die Widmung der goldenen Rose, des Zeichens der höchsten päpstlichen Gnade verdienten, hochstehenden Förderern der Kirche gegenüber.

Kaiser Maximilian selbst hatte kein Verständnis für Luthers Gedanken und die religiöse Seite der Angelegenheit. Zu dem kurfürstlich sächsischen Rat Pfeffinger, der mit ihm damals über Luthers Sache gesprochen, hat er gesagt: „Was macht Euer Mönch? Wahrlich seine Sätze sind nicht zu verachten, er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen" und geraten, „der Kurfürst möge den Mönch fleißig bewahren, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe". Er erhoffte insgeheim für seine Politik dem Papste

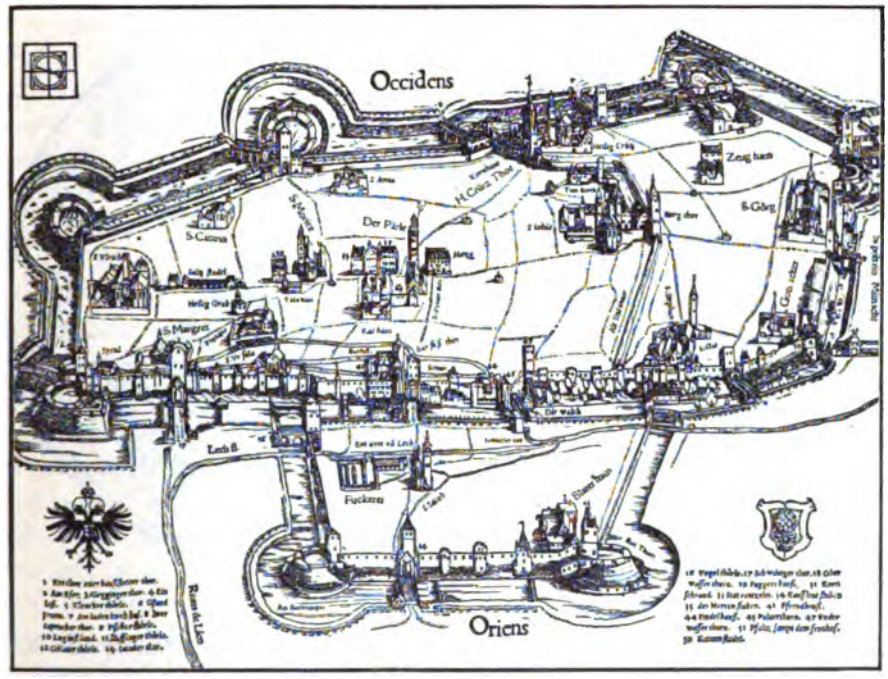
gegenüber aus der wachsenden Bewegung einen Vorteil, überließ Leo das Vorgehen gegen Luther und gab formell die Zusage: „Was Eure Heiligkeit in diesem Handel zu Lob und Ehre Gottes des Allmächtigen und der Christgläubigen Heil beschließen wird, darüber wollen wir ernstlich halten und verschaffen, daß es von jedermann in unserm Reich soll gehalten werden."

Friedrich der Weise wünschte, daß Luthers Sache auf deutschem Boden verhandelt werde. Er ließ erklären, daß es Luther „unmöglich sei in Person in Rom zu erscheinen". Als Grund für diese „Unmöglichkeit" schob man wohl körperliche Schwäche vor. Daß man in Rom dem Wunsche entsprach, wurde sicher mit herbeigeführt durch den höchst ungünstigen Verlauf des Reichstages. Kräftig schüttelten die deutschen Schultern am römischen Joch. Die Forderung einer großen Reichssteuer für einen Türkenkrieg wurde abgelehnt. Mächtigen Nachhall fand die außerordentlich heftige Schrift des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer gegen die Aussaugung der deutschen Nation durch den wahren Türken, der in Rom zu suchen und zu finden sei, und manche Beschwerde gegen Rom wurde vorgebracht. Durfte man's wagen, jetzt mit Gewalt gegen den Mann vorzugehen, der nur ausgesprochen hatte, was das deutsche Volk dachte? Es war geraten, auf des Kurfürsten Wunsch einzugehen. Luther sollte nach Augsburg kommen und von Kajetan verhört werden.

Das war bereits bestimmt, als sich die Universität brieflich an den Kämmerer des Papstes, den sächsischen Edelmann Karl von Miltitz und an den Papst selbst mit der Fürbitte für Luther wandte „daß seine Sache in Deutschland unparteiischen, unverdächtigen Richtern befohlen, an einem sicheren Orte verhöret und hingelegt würde". — „Weil er seines Leibes Schwachheit und gefährlicher Reise halben nicht thun kann, was er wohl sollte, ist's ihm schwer, ja unmöglich solchen Gehorsam zu leisten. — Bitten derhalben, allerheiligster Vater, in aller Demut und Unterthänigkeit, als willige gehorsame Söhne Eurer Heiligkeit, daß sie diesen Mann für einen solchen wollte halten, deß Sinne oder Gedanken bei uns bisher mit irgend welchem Makel unrechter · falscher Lehre, der Römischen Kirche zuwider wahrlich niemals ist befleckt gewesen, allein, daß er nach Gewohnheit und Recht, wie andere Doktoren der Theologie, zu disputieren etliche Materien freier gesetzt hat (nichts aber endlich beschlossen, viel weniger verteidigt), denn es etliche seiner Widersacher haben können leiden."

Aber auch nachdem dieser Wunsch erfüllt war, blieben die Freunde auf's äußerste um Luther besorgt. Selbst in Augsburg hielten sie ihn nicht für sicher gegen römische List. Und wie leicht war es, ihn unterwegs fest-

zunehmen oder beiſeite zu ſchaffen! Mit Todesgedanken verließ Luther gegen Ende September Wittenberg. Der Auguſtiner Leonhard Beier, der ihn im Frühjahr bereits nach Heidelberg begleitet hatte, war ſein Gefährte. Der Kurfürſt ſpendete zwanzig Gulden zur Reiſe. Am Michaelistage predigte Luther auf dem Weimarer Schloſſe. Beim Abſchied aus dem Franziskanerkloſter, in dem er Herberge genommen hatte, ſprach der Kloſterverwalter zu ihm: „Lieber Herr Doktor, die Walen ſind bei Gott gelehrte Leute. Ich habe Sorge, Ihr werdet Eure Sache vor ihnen nicht halten



Augsburg.

können. Sie werden Euch darob verbrennen.“ Da antwortete Luther: „Mit Neſſeln ging es eher, aber mit Feuer wäre es zu heiß. Lieber Freund, bittet unſern lieben Herrgott im Himmel mit einem Vaterunſer für mich und ſein liebes Kind Chriſtum, deſſen meine Sache iſt, daß er dem wolle gnädig ſein. Erhält er nur dem die Sache, ſo iſt ſie mir ſchon erhalten; will er's aber dem nicht erhalten, ſo werd ich's ihm auch nicht erhalten können, ſo muß er die Schande tragen.“ Am 5. Oktober kamen die beiden Wanderer durch Nürnberg, wo Wenzeslaus Link ſeinem Freunde Luther eine

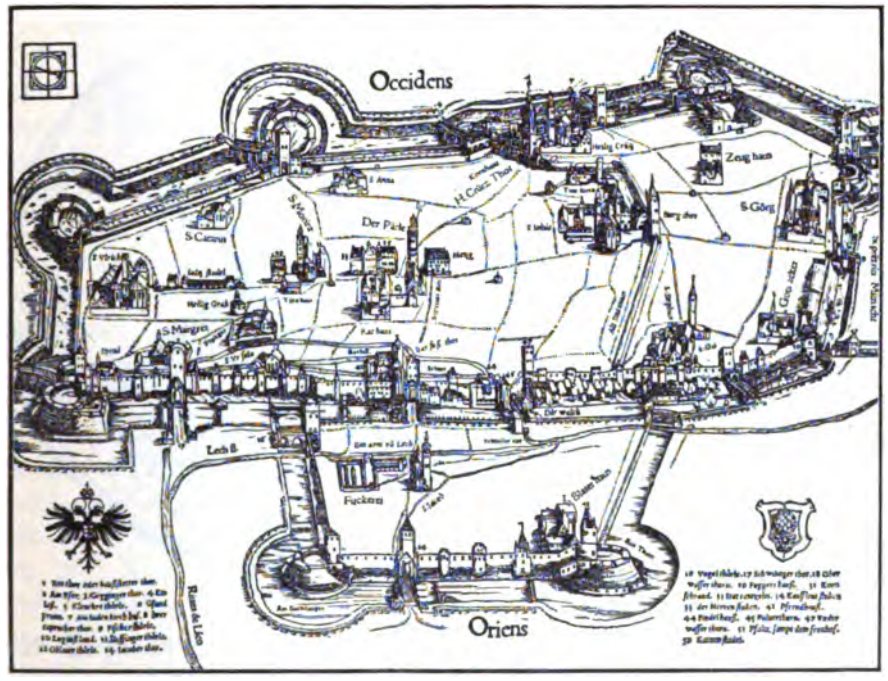
gegenüber aus der wachsenden Bewegung einen Vorteil, überließ Leo das Vorgehen gegen Luther und gab formell die Zusage: „Was Eure Heiligkeit in diesem Handel zu Lob und Ehre Gottes des Allmächtigen und der Christgläubigen Heil beschließen wird, darüber wollen wir ernstlich halten und verschaffen, daß es von jedermann in unserm Reich soll gehalten werden."

Friedrich der Weise wünschte, daß Luthers Sache auf deutschem Boden verhandelt werde. Er ließ erklären, daß es Luther „unmöglich sei in Person in Rom zu erscheinen". Als Grund für diese „Unmöglichkeit" schob man wohl körperliche Schwäche vor. Daß man in Rom dem Wunsche entsprach, wurde sicher mit herbeigeführt durch den höchst ungünstigen Verlauf des Reichstages. Kräftig schüttelten die deutschen Schultern am römischen Joch. Die Forderung einer großen Reichssteuer für einen Türkenkrieg wurde abgelehnt. Mächtigen Nachhall fand die außerordentlich heftige Schrift des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer gegen die Aussaugung der deutschen Nation durch den wahren Türken, der in Rom zu suchen und zu finden sei, und manche Beschwerde gegen Rom wurde vorgebracht. Durfte man's wagen, jetzt mit Gewalt gegen den Mann vorzugehen, der nur ausgesprochen hatte, was das deutsche Volk dachte? Es war geraten, auf des Kurfürsten Wunsch einzugehen. Luther sollte nach Augsburg kommen und von Kajetan verhört werden.

Das war bereits bestimmt, als sich die Universität brieflich an den Kämmerer des Papstes, den sächsischen Edelmann Karl von Miltitz und an den Papst selbst mit der Fürbitte für Luther wandte „daß seine Sache in Deutschland unparteiischen, unverdächtigen Richtern befohlen, an einem sicheren Orte verhöret und hingelegt würde". — „Weil er seines Leibes Schwachheit und gefährlicher Reise halben nicht thun kann, was er wohl sollte, ist's ihm schwer, ja unmöglich solchen Gehorsam zu leisten. — Bitten derhalben, allerheiligster Vater, in aller Demut und Unterthänigkeit, als willige gehorsame Söhne Eurer Heiligkeit, daß sie diesen Mann für einen solchen wollte halten, deß Sinne oder Gedanken bei uns bisher mit irgend welchem Makel unrechter falscher Lehre, der Römischen Kirche zuwider wahrlich niemals ist befleckt gewesen, allein, daß er nach Gewohnheit und Recht, wie andere Doktoren der Theologie, zu disputieren etliche Materien freier gesetzt hat (nichts aber endlich beschlossen, viel weniger verteidigt), denn es etliche seiner Widersacher haben können leiden."

Aber auch nachdem dieser Wunsch erfüllt war, blieben die Freunde auf's äußerste um Luther besorgt. Selbst in Augsburg hielten sie ihn nicht für sicher gegen römische List. Und wie leicht war es, ihn unterwegs fest-

zunehmen oder beiſeite zu ſchaffen! Mit Todesgedanken verließ Luther gegen Ende September Wittenberg. Der Auguſtiner Leonhard Beier, der ihn im Frühjahr bereits nach Heidelberg begleitet hatte, war ſein Gefährte. Der Kurfürſt ſpendete zwanzig Gulden zur Reiſe. Am Michaelistage predigte Luther auf dem Weimarer Schloſſe. Beim Abſchied aus dem Franziskanerkloſter, in dem er Herberge genommen hatte, ſprach der Kloſterverwalter zu ihm: „Lieber Herr Doktor, die Walen ſind bei Gott gelehrte Leute. Ich habe Sorge, Ihr werdet Eure Sache vor ihnen nicht halten



Augsburg.

können. Sie werden Euch darob verbrennen.“ Da antwortete Luther: „Mit Neſſeln ging es eher, aber mit Feuer wäre es zu heiß. Lieber Freund, bittet unſern lieben Herrgott im Himmel mit einem Vaterunſer für mich und ſein liebes Kind Chriſtum, deſſen meine Sache iſt, daß er dem wolle gnädig ſein. Erhält er nur dem die Sache, ſo iſt ſie mir ſchon erhalten; will er's aber dem nicht erhalten, ſo werd ich's ihm auch nicht erhalten können, ſo muß er die Schande tragen.“ Am 5. Oktober kamen die beiden Wanderer durch Nürnberg, wo Wenzeslaus Link ſeinem Freunde Luther eine

beſſere, für das Erſcheinen vor Kajetan würdigere Mönchskutte lieh und ſich ihm anſchloß. Die ganze Reiſe wurde zu Fuß zurückgelegt bis auf wenige Meilen. Körperliche Schwäche nötigte Luther noch für die drei letzten Meilen einen Wagen zu nehmen. Todesahnungen und frohe Siegeszuverſicht kämpften in ſeiner Seele. Verzagten und beſorgten Freunden, die auch jetzt noch eindringlich warnten, Augsburg zu betreten, ſchrieb er: „Ich ſtehe feſt. Es geſchehe der Wille des Herrn! Auch zu Augsburg, auch mitten unter ſeinen Feinden herrſcht Jeſus Chriſtus. Es lebe Chriſtus, es ſterbe Martinus!“

Konrad Peutinger.

Am 7. Oktober erreichte Luther das Ziel ſeiner Reiſe. „In der ganzen Stadt,“ ſchreibt er nach einigen Tagen, „redet man von mir und alle wollen den Heroſtratus ſehen, der ſolch einen Brand angefacht hat. Ich gehe dahin, mich opfern zu laſſen, wenn's dem Herrn alſo gefällt. Lieber will ich zugrunde gehen, als widerrufen!“ Der Kurfürſt hatte ſeinen kühnen Profeſſor an mehrere einflußreiche Leute warm empfohlen. So nahmen ſich ſeiner außer einigen kurſächſiſchen Räten auch der kaiſerliche Rat Konrad Peutinger und der Kanonikus Chriſtoph Langemantel, der früher auch in des Kaiſers Dienſten geſtanden hatte, aufs freundlichſte an. „Herr Chriſtoffel Langenmantel,“ berichtet Luther, „thut ſo ganz treulich mir, daß mich ſeine ſo große Sorgfältigkeit verdreußt.“ Im Karmeliterkloſter, deſſen Prior Johann Froſch zwei Jahre zuvor in Wittenberg die Lizentiatenwürde erworben hatte, fand Luther die liebenswürdigſte Aufnahme. Dieſe alle aber warnten ihn nachdrücklich davor, ja ſie verboten es ihm unter dem Hinweis auf die Briefe des Kurfürſten, die ihnen die Sorge für ihn übertragen hätten, ohne einen kaiſerlichen Geleitsbrief zu Kajetan zu gehen. Luther gehorchte. Da aber der Kaiſer auf der Jagd war, vergingen

einige Tage, bis der Brief eintraf. Inzwischen erschien mehrmals von Kajetan angestiftet ein Italiener, Urban von Serralonga, an den Luther übrigens auch vom Kurfürsten empfohlen war, bei ihm, um ihn zu einem Widerruf zu bestimmen und dadurch kurzer Hand die Sache beizulegen. Auf die Frage, ob er wohl meine, Friedrich der Weise werde um seinetwillen sein Land aufs Spiel setzen, antwortete Luther: „Das will ich gar nicht.“ Da sagte jener: „Wo willst du dann bleiben?“ „Unter dem Himmel!“ erwiderte Luther. „Da wurde er schellig und ritt von mir weg.“

Am 11. Oktober kam der kaiserliche Geleitsbrief. Tags darauf stand Luther mit mehreren Freunden zum ersten Mal vor dem Kardinal, der von einigen Italienern umgeben war. „Sie hatten mich aber fein unterrichtet,“ erzählt Luther selbst, „wie ich mich halten sollte: erstlich sollte ich mich gar aufs Angesicht vor ihm niederlegen. Als ich das that, hieß mich der Kardinal aufstehen, aber ich kniete noch vor ihm, darnach stand ich. Da redete mich der Kardinal sehr freundlich an und sagte: Du hast das ganze Deutschland erregt mit deiner Disputation vom Ablaß. Darum, willst du ein Glied sein der Kirche und einen gnädigen Papst haben, so widerrufe alles, dann soll dir nichts widerfahren; denn ich höre, du seiest Doktor und sehr gelehrt in der Schrift und hast viele Schüler.“ Luther sollte seine Irrtümer widerrufen und versprechen, dieselben in Zukunft zu meiden, auch nichts zu thun, wodurch der Friede der Kirche gestört werden könnte. Kajetan erklärte von vornherein, daß er sich auf keine Disputation einlassen würde. Er hat es doch gethan wider seinen Willen. Auf die Bitte Luthers, ihm seine Irrtümer zu nennen, griff Kajetan die 58. These und eine Stelle aus den „Resolutionen“ zur 7. These heraus. In jener hatte Luther erklärt: Der Ablaßschatz „sind nicht Christi und der Heiligen Verdienste“. Kajetan wies darauf hin, daß Clemens VI. in seiner Bulle Unigenitus (1343) die in jener These verworfene Lehre sanktioniert habe, und glaubte damit Luther nicht nur der Unkenntnis zu überführen, sondern auch ohne weiteres zum Nachgeben zwingen zu können. Luther wußte aber mehr als der Kardinal, er kannte auch eine Erklärung des Papstes Sixtus IV. über den Ablaßschatz, aber urteilte ganz offen, daß dieselbe der heiligen Schrift Gewalt anthue. Noch entschiedener hielt Luther an dem von Kajetan angefochtenen Satz fest: „Nicht das Sakrament an sich, sondern der Glaube an das Sakrament macht gerecht.“ Daß Luther in allen seinen Einwendungen sich auf die Schrift berief, war für Kajetan, dem der Papst als die höchste Autorität galt, bedeutungslos. „Du wirst heut revocieren müssen,“ sagte er, „ob du

willst oder nicht willst; sonst werde ich schon um dieses Punktes willen alle deine Sätze verdammen."

An diesem Tage war Staupitz in Augsburg eingetroffen. Wohl dessen Rat befolgend überreichte Luther Tags darauf in Gegenwart Peutingers, mehrerer Räte, seines Freundes Staupitz und eines Notars dem Kardinal eine „Verwahrung", in der er erklärte, in allem der heiligen römischen Kirche gefolgt zu sein und folgen zu wollen. Habe er etwas anderes gesagt, so solle das als nicht gesagt gelten. Jener dreifachen Forderung Kajetans aber könne er erst dann nachkommen, wenn er verhört und überwiesen wäre, da er sich nicht bewußt sei, irgend etwas gegen die heilige Schrift, die Kirchenväter, die päpstlichen Bestimmungen oder die gerade Vernunft gesagt zu haben. Jedoch sei auch er ein Mensch, der irren könne, und unterwerfe sich der Entscheidung der Kirche. Überdies sei er bereit, auch öffentlich von seiner Lehre Rechenschaft zu geben, mündlich oder schriftlich, und das Urteil der Universitäten zu Basel, Freiburg, Löwen, auch, wenn das noch nicht genüge, von Paris zu hören. Lächelnd nahm Kajetan diese „Protestation" entgegen und als Luther weiter bat, schriftlich erörtern zu dürfen, worüber sie gestern nur „mit Worten gefochten" hätten, antwortete er: „Mein Sohn, ich habe nicht mit dir gefochten und will nicht mit dir fechten, sondern ich bin nur bereit, aus Rücksicht auf den durchlauchtigsten Fürsten Friedrich dich väterlich und gütig zu hören, zu ermahnen und zu belehren." Nur der Fürsprache Staupitz' war es zu danken, daß der Legat sich schließlich bereit erklärte, eine schriftliche Rechtfertigung der von ihm angegriffenen Sätze entgegenzunehmen.

Sofort ging Luther an die Arbeit. Im ersten Teile seiner Schrift spricht er unumwunden aus: „Es steht fest, daß auch päpstliche Dekretalen irren und gegen die heilige Schrift und die Liebe streiten können. Denn obgleich man die Dekretalen des römischen Pontifex als die Stimme Petri hören soll, so ist das doch nur zu verstehen von dem, was mit der heiligen Schrift übereinstimmt und von den älteren Beschlüssen der Väter nicht abweicht." Petrus habe selbst geirrt, darum sei auch bei seinen Nachfolgern der Irrtum nicht ausgeschlossen. Auch habe der Erzbischof von Palermo, Nicolaus de Tudeschis erklärt, daß jeder Gläubige in Glaubenssachen über dem Papst stehe, wenn er bessere Beweise und Gründe für seine Ansicht habe. Mithin sei die von Kajetan angeführte Bulle nicht ein Beweis dafür, daß jene These falsch sei. Übrigens hat Luther doch versucht, jene Bulle so zu deuten, daß sie mit seiner Meinung sich deckte, indem er betonte, daß darin stehe: Christus habe den Ablaßschatz erworben, derselbe sei also

etwas anderes als das Verdienst Christi. Im anderen Teile seiner Entgegnung verteidigt Luther mit einer Fülle von Schriftstellen seinen Satz, daß ohne Glauben Rechtfertigung unmöglich sei, gegen den Vorwurf, daß „das eine neue und irrtümliche Theologie" sei. Seine Schrift schließt mit den ergreifenden Worten: „Diese und viele andere Beweisstellen führen mich, zwingen mich, binden mich in der Lehre, die ich ausgesprochen habe; darum bitte ich demütig, milde mit mir zu handeln, mit meinem Gewissen Mitleid zu haben, mir ein Licht zu zeigen, dadurch ich dies anders verstehen könnte, mich nicht zum Widerruf desjenigen zu nötigen, dem ich auch nach dem Zeugnis meines Gewissens zustimmen muß. Und so lange diese Beweisstellen feststehen, kann ich nichts anderes thun und weiß nur, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. Auch wolle Euer väterliche Hochwürden bei unserm heiligsten Herrn Leo X. Fürsprache für mich thun, daß er nicht von so ungnädiger Härte geleitet meine Seele in die Finsternis stoße, die doch nur das Licht der Wahrheit sucht und ganz bereit ist, zu weichen, zu ändern und zu widerrufen, wenn sie eines Bessern belehrt sein wird; ich bin nicht so anmaßend oder nach eitler Ehre begierig, daß ich mich schämen sollte, übel Gesagtes zu widerrufen, ja meine vornehmste Freude wird sein, daß die Wahrheit siegreich werde: nur daß man mich nicht nötige, etwas wider mein Gewissen zu thun; denn ich glaube ohne jeglichen Zweifel, daß jenes die Lehre der heiligen Schrift sei."

Am 14. Oktober überreichte Luther in Gegenwart einiger Freunde dem Kardinal das Schriftstück. Wie es dabei zugegangen ist, hat er noch denselben Abend an Spalatin berichtet: „Der Legat warf die Zettel mit Unwillen und Verachtung weg und schrie abermals, ich sollte einen Widerruf thun, und machte eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meinte und hielt es dafür, er hätte mich überwunden und gestillt. Ich hob auch etlichemal an zu reden, aber er donnerte, schnurrete allwege, regniret und herrschet allein. Endlich hob ich auch an zu schreien und sprach: Wenn es kann angezeigt werden, daß obgenannte Bulle sagt, daß der Ablaßschatz die Verdienste Christi sind, so will ich einen Widerspruch nach Euer Hochwürden Gefallen und Willen thun. Darauf ward er ganz ungeberdig, lachte sehr und nahm sogleich das Buch in die Hand, las berührte Bulle sehr hitzig und keuchend, bis er an die Stelle kam, da geschrieben steht, der Herr Jesus Christus habe durch sein Leiden den Schatz erlangt u. s. w. Da sagte ich: Hochwürdigster Vater, Euer Hochwürden wolle das Wort: 'Er hat erlangt' betrachten und fleißig bewegen. So Christus durch seine Verdienste einen Schatz erlangt hat, so sind ja die Verdienste nicht der

Schatz, sondern das, was die Verdienste verdient haben, das ist: die Schlüssel der Kirche. Und demnach ist meine These wahr. Als der Legat so unversehens beschämt war und doch für unbeschämt gehalten sein wollte, fiel er mit Gewalt auf andere Meinung und stellte dies mit Willen in die Vergessenheit. Aber ich sagte, doch mit gebührender Ehrerbietung, getrost: Hochwürdigster Vater, Euer Hochwürden soll es dafür nicht halten, daß wir Deutschen die Grammatik nicht haben oder wissen. Es ist etwas anderes, daß etwas ein Schatz ist, und ein anderes, den Schatz erlangen. Da also des Legaten Zuversicht gebrochen war, schrie er nochmals, ich sollte widerrufen, und sprach: Gehe hin, komm mir nicht wieder unter die Augen, du wolleſt denn einen Widerruf thun! — Also ging ich von dem Legaten."

Am Nachmittag des 14. Oktober beschied Kajetan Staupitz zu sich, um ihn zu veranlassen, daß er auf Luther einwirke und ihn zum Widerruf bewege. Staupitz gab zur Antwort, er wäre Luther „in der heiligen Schrift und an Verstand" ungleich und hielt es dafür, der Kardinal habe „an des Papstes Stelle" selbst „die Macht, ihn dahin zu weisen". Da fuhr Kajetan heraus: „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden; denn er hat tiefe Augen und wunderſame Spekulationen in seinem Kopfe!" In einem Gespräch mit Wenzeslaus Link erklärte sich Kajetan bereit, den zweiten Punkt, den Glauben beim Sakrament, nicht weiter verfolgen und zufrieden sein zu wollen, wenn Luther nur jene These über den Ablaß widerrufe. Daraus folgerte Staupitz, daß für die Römlinge die Geld-, aber nicht die Glaubensfrage die Hauptsache sei.

Staupitz war von dem Ernst der Lage Luthers völlig überzeugt. In väterlicher Weise sprach er ihm Mut zu: „Gedenke, Bruder, daß du dieses im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast!" Damit Luther in allem weiteren durch kein Ordensgelübde mehr gebunden wäre, auch der Augustinerorden durch seine Person nicht in den Streit gezogen würde, sprach ihn Staupitz als Generalvikar vom Ordensgehorsam los und „befahl ihn Gott dem Herrn". Luthers einflußreiche Freunde sind damals mit dem Plane umgegangen — genaueres darüber wissen wir nicht — ihn zu seiner Sicherheit an die Pariser Universität zu bringen, die den päpstlichen Machtansprüchen gegenüber vor kurzem an ein Konzil appelliert hatte.

Staupitz und Link mußten aber auch auf die eigene Sicherheit bedacht sein. Sie verließen am 16. Oktober Augsburg. Peutinger hatte gehört, daß man sie in den Kerker werfen wollte.

Noch an demselben Tage ließ Luther vor Zeugen durch einen Notar eine „Appellation von Kajetan an den Papst" aufnehmen. Darin giebt er

eine Darstellung des bisherigen Verlaufs seines Prozesses. Er erklärt die über ihn eingesetzten Richter für der Parteilichkeit verdächtig und wegen ihrer Unkenntnis der heiligen Schrift für unfähig, seine Sache zu beurteilen. Nach Rom zu kommen sei für ihn zu gefährlich, „weil jedermann bewußt ist, wie grausam mit vielen umgegangen sei, die sich nach Rom begeben, wenn sie gleich auch sicher Geleit gehabt haben". Erfahrungsgemäß sei ja der Papst selbst dort seines Lebens nicht sicher. Aber auch wenn er volle Sicherheit in Rom hätte, könnte er wegen seiner körperlichen Schwäche, wegen seiner Armut, auch wegen der Unsicherheit auf der weiten Reise dort nicht erscheinen. Dann schildert er, in welcher Weise Kajetan mit ihm verfahren, wie er ihn nicht belehrt, sondern nur einen Widerruf gefordert habe. Am 22. Oktober ward das Schriftstück am Dom zu Augsburg angeschlagen und erhielt damit volle Rechtskraft.

Als man zu Augsburg diese Appellation las, die Leonhard Beier dem Legaten überreichte, war Luther bereits unterwegs. Das Wort, er solle nicht wieder kommen außer zum Widerruf, hatte er sich wohl gemerkt. Noch zweimal hatte er an Kajetan geschrieben. Neues enthielten seine Briefe nicht. Kajetan schwieg. Ob er im stillen einen Gewaltstreich plante? In der Nacht vom 20. zum 21. Oktober öffnete sich eine kleine Pforte der Stadtmauer. Christoph Langemantel hatte es fürsorglich veranlaßt. Von einem alten Ausreiter begleitet verließ Luther zu Pferde die Stadt. Sein Ziel war Nürnberg. Am ersten Abend kam der des Reitens Ungewöhnte bis nach Monheim bei Wemding. Todmüde fiel er auf die Streu, als er von seinem „hart trabenden Klepper" absteigen wollte. In Nürnberg fand er ein päpstliches an Kajetan gerichtetes Breve vor, in dem dieser beauftragt wurde, den bereits für einen Ketzer erklärten Luther verhaften zu lassen und weiterer Verfügung gewärtig zu sein. Wie groß war also die Gefahr gewesen, in der Luther zu Augsburg geschwebt hatte! Er hat das vom Papst längst vor Ablauf der 60tägigen Citationsfrist ausgestellte Breve für eine Fälschung gehalten — sicher mit Unrecht. Es war dasselbe Mandat, auf das Kajetan bereits drohend hingewiesen hatte, allerdings mit der Weigerung, es vorzuzeigen. Von Nürnberg ging die Reise weiter durch Thüringen. In Gräfenthal begegnete ihm Graf Albrecht von Mansfeld, „lachte", wie Luther erzählt, „meiner Reiterei, und ich mußte da sein Gast sein". Über Leipzig traf er am 31. Oktober in Wittenberg ein — wie viel barg schon das eine Jahr seit dem Anschlag der Thesen in sich! „Ich bin heute," meldet er noch an demselben Tage seinem Freunde Spalatin, „Gott sei Dank wieder gesund in Wittenberg angelangt. Wie lange ich bleiben

werde, weiß ich nicht. Denn meine Sache steht so, daß ich ebenso fürchte wie hoffe." Zugleich berichtet er davon, daß er an ein Konzil appellieren und die Augsburger Verhandlungen veröffentlichen werde.

Bald nachdem Luther Augsburg verlassen hatte, richtete Kajetan ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er die Verhandlungen mit Luther schildert, erklärt, daß es ihm unbegreiflich sei, worauf dieser sich stütze, und den Kurfürsten auffordert, Luther entweder nach Rom zu schicken oder aus dem Lande zu jagen. Die Sache sei schwerwiegend genug und müsse nunmehr, nachdem er sich vergeblich bemüht habe sie beizulegen, in Rom weiterverhandelt werden. „Ich bitte noch einmal," fügt der Kardinal „mit eigener Hand" hinzu, „mit hohem Fleiß, Euer Durchlauchtigkeit wolle sich durch die nicht betrügen lassen, so da sagen, daß Bruder Martin Luthers Lehre nichts böses noch unrechtes enthalte, auch daß sie nicht lasse einen Schandfleck an ihren hochlöblichen Vorfahren oder Voreltern ihrer eignen Ehre von wegen eines losen Brüderleins, wie sie oft zugesagt hat. Ich rede die lautere Wahrheit und will halten die Regel Jesu Christi: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Der Kurfürst ließ sich durch solche Drohungen nicht irre machen, sondern schickte das Schreiben Luther zu, der es mit einer ausführlichen Rechtfertigung beantwortete. Keineswegs wollte er seinen Landesherrn in den Handel gezogen wissen. Darum, schreibt er, „verlasse ich in Gottes Namen Ihrer Kurf. Gnaden Lande, will ziehen, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will, mich seinem gnädigen, göttlichen Willen ergeben, er mach's mit mir, wie er wolle. Denn es sollte mir ja herzlich leid sein, daß meinethalben irgend ein Mensch, will schweigen E. Kf. Durchlauchtigkeit in Abgunst oder Gefahr kommen sollte. Will derohalben, Durchlauchtigster Kurfürst, hiermit Euer Kf. Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüßt und gesegnet und schlecht und recht dem ewigen, barmherzigen Gott befohlen, auch für alle ihre Wohlthat mir bewiesen in aller Demut unterthäniglich bedankt haben. Will auch, an welchem Orte ich in künftiger Zeit sein werde, Euer Kf. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern allzeit mit rechtem Ernst und Dankbarkeit für Ihrer Kf. Durchlauchtigkeit und der Ihrigen Heil und Wohlfahrt von Herzen bitten. — Ich bin gottlob! noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke Gott, daß sein lieber Sohn Jesus Christus mich armen Sünder für würdig achtet, daß ich in dieser guten heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden soll."

In weiser Fürsorge hielt jetzt der Kurfürst die Hand über Luther. Er erklärte Kajetan, daß er ihn weder nach Rom senden noch aus dem Lande

jagen werde, ſondern er müſſe nach wie vor fordern, daß entweder Luther „an ſicheren Enden“ disputieren dürfe oder „ihm der Irrtum, ſo ihm zugemeſſen werden will, darum er ein Ketzer ſein ſoll, ſchriftlich, als wir auch wollen gebeten haben, angezeigt und nicht alſo unerkannt für einen Ketzer geachtet und ausgeſchrieen werden“. Allerdings hatte Friedrich der Weiſe den Wunſch, daß die Angelegenheit nicht durch weitere Veröffentlichungen verſchärft würde. Er hatte Luthers Rechtfertigung der Antwort an Kajetan beigelegt. Daß aber Luther einen Bericht über die Augsburger Verhandlungen in Druck gab, hätte der Kurfürſt am liebſten verhindert. Als er eingriff, war es jedoch bereits zu ſpät. Die beiden erſten Bogen waren ſchon einzeln aus der Druckerei verkauft. Nur der dritte war noch nicht ausgegeben. Auf dieſem Bogen hatte Luther jenes von ihm für unecht gehaltene Breve an Kajetan abdrucken laſſen. Er erklärt es aus verſchiedenen Gründen für unecht. Den erſten Abſchnitt, in dem Luther den Kardinal ſelbſt der Fälſchung beſchuldigt, ließ der Kurfürſt mit Druckerſchwärze überziehen. Ein einziges Exemplar, erſt vor wenigen Jahren in der Ratsſchulbibliothek zu Zwickau entdeckt, entging dieſem Schickſal und ſagt uns, was an dieſer Stelle geſtanden hat.

Kajetan.

In der fröhlichen Gewißheit, mit Christo und seiner Kirche verbunden zu bleiben, auch wenn der Papst ihn als Ketzer ausstieße, erwartete Luther das Urteil Roms. „Täglich erwarte ich den Bannfluch aus Rom," schreibt er in jenen Tagen an Spalatin; „darum bestelle und ordne ich alles, damit ich, wenn er kommt, bereit und gerüstet von dannen ziehe wie Abraham, ungewiß, nein ganz gewiß, wohin — denn Gott ist überall!" Jetzt führte Luther auch die bereits angekündigte Absicht aus, vom Papst an ein Konzil zu appellieren. Vor Notar und Zeugen that er das am 28. November in der neben der Stadtkirche stehenden Kapelle „Zum Leichnam Christi". Da der Papst irrtumsfähig und schlecht beraten sei — fast gleichzeitig erklärt er, „daß am römischen Hofe der wahrhaftige Antichrist herrsche" —, fordere er die Entscheidung über seine Angelegenheit auf einem Konzil „an einem sicheren Orte", zu dem er oder sein von ihm zu bestellender Sachwalter freien Zutritt habe. Wider Luthers Willen kam die Appellation, die er nur für den Fall, daß der Papst über ihn den Bann ausspräche, sofort zur Hand haben wollte, schon jetzt an die Öffentlichkeit.

Nicht so rasch, wie viele denken mochten, sprach Rom sein Urteil. Die Erregung weiter Kreise war zu tief und der Kurfürst von Sachsen war eine zu gewichtige Person, als daß man wagen durfte, ohne weiteres gegen Luther den Bannstrahl zu schleudern. Der Papst begnügte sich zunächst, ohne Luthers Namen zu nennen, damit, die von diesem angegriffene Ablaßlehre für richtig zu erklären und jede andere Meinung als Ketzerei zu brandmarken. An Kajetans Stelle sollte weiterhin ein Deutscher mit Luther verhandeln, der bereits genannte, aus Sachsen stammende päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz. Mit der ernsten Mahnung an den Kurfürsten, gegen Luther, den „Sohn des Satans", den „vom Teufel ausgegangenen Sohn des Verderbens" vorzugehen, sollte dieser zugleich die goldene Rose überbringen. Mit dem Ernst der Drohung wollte man das Bestrickende der Schmeichelei verbinden, für welche Friedrich der Weise übrigens unempfänglich gewesen ist. Auf seiner Reise durch Deutschland hatte Miltitz Gelegenheit genug die Stimmung im Volke zu erforschen. Er hat selbst bekannt, daß kaum die Hälfte auf römischer Seite stand. Daß Tetzel, der jetzt zurückgezogen im Leipziger Dominikanerkloster lebte, zu dem ganzen Handel die Veranlassung gegeben hatte, verhehlte sich Miltitz durchaus nicht. Er lud ihn nach Altenburg vor. Tetzel erklärte, nicht kommen zu können, da er seines Lebens nicht sicher sei.

In den ersten Tagen des Januar 1519 fand eine Zusammenkunft Luthers mit Miltitz zu Altenburg statt. Dieselbe schien wirklich von Erfolg

begleitet zu sein. „Ho, seid Ihr so jung?“ rief der Kammerherr bei der ersten Begegnung mit Luther aus, „ich dachte, Ihr wäret ein alter, greiser Mann und hättet niemand, der Euch Beifall giebt. Ich getraute mich nicht, Euch gen Rom zu bringen, auch wenn ich 25 000 Schweizer hätte.“ Wohl machte Miltitz Luther den Vorwurf, daß durch ihn „das Volk verführt wäre, daß es nun fürder eine unrechte Meinung und Verstand vom Ablaß hätte“, aber er gab zu, „daß Tetzel D. Luthern dazu hätte Ursach gegeben, daß der Bischof zu Magdeburg um Gewinstes willen Tetzel zu diesem Handel vermocht und getrieben hätte und daß Tetzel in diesem aufgelegten Handel ihm zu viel gethan hätte“. Auch willigte Miltitz ein, daß Luthers Sache von einem deutschen Bischof — man dachte an die Erzbischöfe von Salzburg und Trier — untersucht und beurteilt würde. Inwieweit Luther nachzugeben bereit war, ersieht man aus dem Bericht, den er Tags darauf über die Verhandlungen an den Kurfürst schrieb: „Zum Ersten wollt ich verheißen dieser Materien hinfurter stille zu stehen und die Sach sich selbst zu Tod bluten (sofern der Widerpart auch schweige), denn ich's dafür achte, hätte man mein Schreiben lassen frei gehen, es wäre längst alles geschwiegen und ausgesungen und ein jeglicher des Lieds müde worden. Besorge auch, so diesem Mittel nicht Folge geschieht und weiter werde angefochten mit Gewalt oder Worten, so wird das Ding allererst recht heraus fahren und aus dem Schimpf ein Ernst werden. Denn ich habe meinen Vorrat noch ganz. Darum ich's das Beste achte, so man möchte stille stehen in der Sache. Zum Andern wollt ich päpstlicher Heiligkeit schreiben und mich ganz demütig unterwerfen, bekennen, wie ich zu hitzig und zu scharf gewesen, doch nicht vermeinet, der Heiligen Römischen Kirche damit zu nahe zu sein, sondern anzeigen die Ursach, daß ich als ein treu Kind der Kirchen widerfochten hätte die lästerliche Predigt, davon groß Spott, Nachrede und Unehre und Ärgernis des Volks gegen die Römische Kirche erwachsen ist. Zum Dritten wollt ich einen Zettel ausgehen lassen, einen jeden zu vermahnen, der Römischen Kirche folgen, gehorsam und ehrbietig zu sein und meine Schrift nicht zur Schmach, sondern zur Ehre der Heiligen Römischen Kirche verstehen sollten, auch bekennen, daß ich die Wahrheit allzu hitzig und vielleicht unzeitig an den Tag gebracht.“

Miltitz mag wohl bereits überzeugt gewesen sein, daß ihm gelungen wäre, was Kajetan vergeblich erstrebt hatte. Bei fröhlichem Mahle saß er mit Luther am Abend zusammen, der nichts davon verriet, daß er des Kammerherrn Thränen für „Krokodilsthränen“ und dessen Abschiedskuß für einen „Judaskuß“ hielt. In Leipzig nahm Miltitz dann Tetzel hart an und

warf ihm seinen Eigennutz und unsittlichen Lebenswandel vor. Dann bemühte er sich weiter, sein Friedenswerk zu einem, wie er jetzt wohl bestimmt hoffte, ersprießlichen Ende zu führen. In seiner Hoffnung bestärkten ihn die politischen Verhältnisse. In jenen Tagen starb Kaiser Maximilian. Jetzt hatte der Papst alle Veranlassung, von ernsten Schritten gegen Luther abzusehen, die als eine Unfreundlichkeit gegen den bei der Königswahl besonders einflußreichen Kurfürsten von Sachsen hätten erscheinen können. In übertriebener Weise seine Erfolge rühmend berichtete Miltitz nach Rom. Unter dem 29. März antwortete ihm der Papst, zugleich einen Brief an Luther beilegend, der aber nie in dessen Hände gelangt ist. Die Lage der Dinge hatte sich inzwischen geändert. Der Erzbischof von Trier lehnte das ihm angetragene Richteramt ab und wollte die Angelegenheit bis auf den nächsten Reichstag verschoben wissen. Diese Verschleppung war durchaus nicht nach dem Sinne Miltitz'. Darum hielt er es für gut, jenen Brief Leos dem Adressaten überhaupt nicht zuzustellen, sondern zu unterschlagen. Als seinen „lieben Sohn" redet der Papst denselben Mann an, den er wenige Wochen zuvor als einen „Sohn des Satans" geschmäht hatte. Er lädt ihn ein nach Rom zu kommen und hier vor ihm den Widerruf zu leisten, den er vor Kajetan verweigert hatte. Beißender Spott wäre Luthers Antwort auf jenen Brief gewesen. Der Kurfürst von Trier erklärte sich schließlich bereit im Juni 1519 mit Luther zu Coblenz zu verhandeln. Es kam auch hierzu nicht. Kurfürst Friedrich wußte es zu verhindern. Auch lehnte Luther unter Hinweis auf die Unsicherheit der Reise, auf das Fehlen einer offiziellen erzbischöflichen Vorladung und auf die bevorstehende Leipziger Disputation es bestimmt ab, in Coblenz zu erscheinen.

Bei der Altenburger Zusammenkunft war vereinbart worden, daß Luther an den Papst ein demütiges Schreiben richte und in einem „Zettel" das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche ermahne. Luther erfüllte seine Zusage bald. Er schrieb in dem verabredeten Sinne an Leo und ließ sodann noch im Februar 1519 einen „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden" erscheinen. Hier legt er seine Meinung „von der lieben Heiligen Fürbitte, dem Fegefeuer, dem Ablaß, den Geboten der heiligen Kirche, den guten Werken und der römischen Kirche" dar, überall sich die Freiheit seiner Auffassung wahrend, klar unterscheidend, was völlig feststeht, und was „man den Gelehrten in den Schulen lassen soll".

Es ist geradezu wunderbar, wie treu und fleißig Luther bei aller Aufregung und Unruhe, die diese Zeiten verursachten, dennoch der Universität

und der Gemeinde gedient hat. Von Jahr zu Jahr hob sich der Besuch der Wittenberger Hochschule. Im Jahre 1517 wurden 232, im Jahre 1520 579 Studenten immatrikuliert. In den biblischen Vorlesungen drängten sich die Zuhörer. Seit dem August 1518 lehrte der jugendliche Philipp Melanchthon in Wittenberg Griechisch. In seiner Antrittsvorlesung hatte er die Herrlichkeit der Sprachwissenschaften und als höchstes Ziel der Gelehrsamkeit dies gepriesen: „sie soll uns zu Christus hinführen, zu ihm allein, damit wir seine Glieder werden und uns von den Früchten seiner himmlischen Weisheit nähren.“ Innige Freundschaft verband ihn bald mit Luther, der kurz nach jener Vorlesung an Spalatin schrieb: „Melanchthon hat eine Rede gehalten, so gelehrt und so schön, zu solcher Bewunderung aller Anwesenden, daß es nicht mehr Deiner Empfehlung bedarf. Wir haben alsbald von seiner äußeren Erscheinung abgesehen und können uns nur gratulieren und dem Fürsten danken. So lange wir ihn haben, wünsche ich keinen andern griechischen Lehrer. Nur fürchte ich das eine, daß er für unsere Gegend und ihre Lebensart etwas zu zart ist.“ Und an Reuchlin, dessen Vermittlung Wittenberg die kostbare Erwerbung zu danken hatte, schrieb Luther kurz vor Weihnachten 1518: „Unser Philipp Melanchthon ist ein bewundernswerter Mann, in dem geradezu alles übermenschlich ist, und trotzdem habe ich an ihm meinen vertrautesten Freund.“ Dankbar benutzte Luther die willkommene Gelegenheit, unter des Freundes kundiger Leitung die eigenen griechischen Kenntnisse zu vervollständigen. Während seines Augsburger Aufenthalts hatte er das Seinige gethan, daß der tüchtige Hebräer Johann Böschenstein für die Wittenberger Universität gewonnen wurde. Derselbe ist freilich nur bis Ostern 1519 dort geblieben. Im Frühjahr dieses Jahres gab Luther seine Erklärung des Galaterbriefs, die er seit dem Jahre 1516 vorgetragen hatte, in Druck. Von neuem nahm er den Psalter vor. Noch im Frühjahr 1519 erschien die Auslegung der ersten fünf Psalmen, die er unter dem 27. März dem Kurfürsten widmete. Der Widmungsbrief giebt ein so interessantes Bild des Verhältnisses des Reformators zu seinem Landesherrn, daß wir es uns nicht versagen können, wenigstens einiges daraus mitzuteilen: „Wie könnte ich die reichen Wohlthaten vergelten, welche Eure Durchlauchtigkeit alle ohne mein Verdienst mir erwiesen haben? Auf Euer Durchlauchtigkeit Kosten ist mir Unwürdigem der Doktorhut, damit ich prange, aufgesetzt worden, dessen ich mich zwar schäme, den ich aber doch tragen muß, weil es diejenigen also haben wollen, denen ich zu gehorchen schuldig bin. Und was für große Sorge, Mühe, Unkosten, ja auch Gefahr haben nicht Euer Durchlauchtigkeit die

verdrießlichen Händel verursacht, die ich über dem Ablaßkram gehabt habe? Euer Durchlauchtigkeit sämtliche Lande wissen, daß dieselben weit mehr Sorge für mich getragen, als ich selbst für mich gehabt habe. Ich habe

Philipp Melanchthon.

es für mich gewagt und das Spiel selbst angefangen und bin allezeit bereit gewesen, das Äußerste zu wagen und abzuwarten. Denn ich machte mir Hoffnung, ich würde auch bei dieser Gelegenheit von meinem öffentlichen Lehramt abgesetzt werden, und wenn ich nun von allen würde verlassen sein, ein Winkelchen für mich finden, daß ich nicht an das öffentliche Licht,

das ich gescheuet habe, wieder kommen dürfte. Aber Euer Hoheit blieben in Ihren Bemühungen und Gnadenbezeugungen gegen mich unermüdet und, da ich alles erdulden wollte, was meine hitzigen Feinde mir anzuthun im Sinne hatten, so hat keins von beiden Teilen erhalten, was sie gerne wollten. — Es hat mir der fromme Johann Staupitz, den ich wahrhaftig als meinen Vater in Christo ehre, erzählt, als er einst mit Euer Durchlauchtigkeit geredet und unter andern das Gespräch von den Predigern vorgefallen, so habe Euer Durchlauchtigkeit nach Dero beiwohnendem bewundernswürdigen Scharfsinn gesagt: Diejenigen Predigten, so in scharfsinnigen Reden und Menschensatzungen bestehen, sind aus der Maßen kalt und die Leute zu bewegen ganz unkräftig; denn man könne nichts so Scharfsinniges vorbringen, was nicht mit einer andern Scharfsinnigkeit widerlegt werden könne. Die heilige Schrift allein sei es, die mit solcher Majestät und Kraft, auch ohne unsere Arbeit klinge, daß sie allen Zweifel und Streit benehme und zu sagen nötige: Es hat nie ein Mensch also geredet. Das ist Gottes Finger; denn er lehret nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern gewaltiglich. Da nun Staupitz hiermit eingestimmt und den trefflichen Ausspruch gerühmet, habe ihm der Kurfürst die Hand gereicht und begehrt, er sollte die seine auch darbieten und gesprochen: Versprecht mir, daß Ihr allezeit bei dieser Meinung bleiben wollt. — Ich gestehe es, nachdem ich diese angenehme Geschichte gehört, habe ich Euer Durchlauchtigkeit ungemein lieb gewonnen. Denn ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich alle diejenigen lieben muß, von denen ich höre, daß sie die heilige Schrift lieb haben."

Damals wandte sich Luther auch an den Kurfürsten mit der Bitte, eine scholastische Lektion abzuthun, den dadurch frei werdenden „Sold" aber Melanchthon „um seines getreuen übertrefflichen Fleißes" zuzulegen. Auch eine andere für die Universität hochwichtige Anregung gab Luther in derselben Zuschrift an den Landesherrn: „Es ist bei vielen für gut angesehen, so wir möchten einen redlichen Drucker hier zu Wittenberg haben." Luther verhandelte mit Melchior Lotter in Leipzig, der — allerdings erst gegen Ende des Jahres — in Wittenberg „eine Druckerei in drei Sprachen" errichtete.

Und mit welchem Eifer widmete sich Luther der Gemeinde! Mit unermüdlichem Fleiß diente er ganz besonders den Kindern und „Einfältigen", deren Hunger nach Gottes Wort sein Herz ergriff! In der Fastenzeit 1519 legt er täglich in den Abendstunden „den Kindern und Einfältigen" die zehn Gebote und das Vaterunser aus. In der Woche predigt er über das erste

Buch Mose und das Matthäusevangelium. Anfang April 1519 erscheint seine bereits oben erwähnte „Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien". Besonders lag ihm am Herzen, der Gemeinde zu würdigem und gesegnetem Genuß des heiligen Abendmahls zu helfen. Diesem Zwecke sollte die „Kurze Unterweisung, wie man beichten soll" — ursprünglich allerdings nicht für die Öffentlichkeit, sondern für seinen Freund Spalatin geschrieben — dienen. Von den wenigen Predigten, die aus jener Zeit uns erhalten sind, seien hervorgehoben der „Sermon vom ehelichen Stand", den Luther in Druck gab, weil ihn ein Nachschreiber eigenmächtig und wenig zu seiner Zufriedenheit veröffentlicht hatte. Wie hoch hat damals bereits Luther den Ehestand und die elterlichen Pflichten gestellt! „Das sollen die Eheleute wissen, daß sie Gott, der Christenheit, aller Welt, sich selbst und ihren Kindern kein besser Werk und Nutz schaffen mögen, denn daß sie ihre Kinder wohl aufziehen. Es ist nichts mit Wallfahrten gen Rom, gen Jerusalem, zu St. Jakob. Es ist nichts Kirchen bauen, Messe stiften oder was für Werk genannt werden mögen, gegen dieses einige Werk, daß die Ehelichen ihre Kinder ziehen. Denn dasselbe ist ihre gerichtetste Straße gen Himmel, mögen auch den Himmel nit näher und besser erlangen denn mit diesem Werk. — Willst du alle deine Sünde wohl büßen und den höchsten Ablaß hier und dort erlangen, seliglich sterben und dein Geschlecht auch zeitlich weit und ferne strecken, so schau nur mit allem Ernst auf dieses Stück, die Kinder wohl zu ziehen. Kannst du es nit, bitt und such ander Leut, die es können und laß dich kein Geld, Kost, Mühe und Arbeit dauern; denn das sind die Kirchen, Altar, Testament, Vigilien und Seelmessen, die du hinter dir läßt, die dir auch leuchten werden im Sterben und wo du hinkommst."

Aus der Passionszeit 1519 stammt ferner der „Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi". Nicht weniger als vierundzwanzig verschiedene deutsche Drucke aus Wittenberg, Leipzig, München, Basel, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Zürich und Erfurt liegen uns vor — ein sichtbarer Beweis für den Heißhunger des deutschen Volkes nach solcher Speise! In der That sind jene Worte auch noch für uns ergreifend, Worte, die noch heute jeder Prediger seiner Passionsgemeinde zurufen könnte: „So dich ein Wehtag oder Krankheit beschwert, denke, wie gering das sei gegen die Dornenkrone und Nägel Christi! So du mußt thun oder lassen, was dir zuwider ist, denke, wie Christus gebunden und gefangen hin und her geführt wird! Ficht dich die Hoffart an, siehe, wie dein Herr verspottet und mit den Schächern verachtet wird! Stößt dich

Eyn Sermon vō der Betrachtūg des heyligen leydēs Christi. D. Martini Luther tzu Wittenbergk.

Philipp. Longo d.

Titelblatt des Sermons von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi.

Unkeuschheit und Lust an, gedenke, wie bitterlich Christi zartes Fleisch zergeißelt, durchstochen und durchschlagen wird! Ficht dich Haß und Neid an oder suchst du Rache, denke, wie Christus mit vielen Thränen und Rufen für dich und alle seine Feinde gebeten hat, der wohl billiger sich gerächt hätte! So dich Trübsal oder irgend welche Widerwärtigkeit leiblich oder geistlich bekümmert, stärke dein Herz und sprich: Ei warum sollt ich dann nit auch ein klein Betrübnis leiden, so mein Herr im Garten Blut vor Angst und Betrübnis schwitzt! Ein fauler, schändlicher Knecht wäre das, der auf dem Bett liegen wollte, wenn sein Herr in Todesnöten streiten muß!" Endlich sei noch des „Sermons von dem Gebet und der Prozession in der Kreuzwochen" gedacht, in dem Luther den Mißbräuchen bei den Prozessionen in der Kreuzwoche (zwischen Rogate und Himmelfahrt) entgegentrat, „daß man in der Prozession nur sehen und gesehen sein will, eitel unnütz Geschwätz und Lächerei treibe, ich will geschweigen größerer Stücke und Sünden, dazu die Dorfprozessionen allererst toll worden sind, da man mit Saufen und in Tabernen (Wirtschaften) so handelt, mit den Kreuzen und Fahnen so fähret, daß nicht Wunder wäre, daß uns Gott in einem Jahre verderben ließ". Er ermahnt die Gemeinde in rechter Weise für die Feldfrüchte zu bitten, aber auch dies zu erflehen, daß durch deren reichlichen Besitz und Genuß die Seelen nicht verderbt würden.

Übrigens hat Luther auch in den Wochen, wo er täglich Roms Bannfluch erwartete, seinen Humor nicht verloren. Im November 1518 erwarb der Karmeliterprior Johann Frosch aus Augsburg, dessen Gastfreundschaft Luther genossen hatte, in Wittenberg die theologische Doktorwürde. Luther wünschte, daß dem Freunde der fröhliche Doktorschmaus nicht fehle. Vergeblich versuchte er einen Wittenberger Bürger zu bewegen, die Feier in seinem Hause zu veranstalten. So entschloß er sich denn zu diesem Schmause ins Kloster einzuladen. Spalatin sollte den Kurfürsten um etwas Wildbret bitten, da der Veranstalter des Schmauses „in Wahrheit arm", der Gäste aber „sehr viele" wären. In einem humordurchwehten Briefe lud Luther seinen Freund „Philipp Melanchthon, Schwarzerd, Griechen, Lateiner, Hebräer, Deutschen, aber niemals Barbaren" zu der Festlichkeit ein. Er müsse kommen, da er, Luther selbst, das bereits fest versprochen habe, „das Brüderlein Martinus, wie Kajetan sage", könne ihn keineswegs entschuldigen.

3. Die Leipziger Disputation.

Im Januar 1519 hatte Luther bei seiner Zusammenkunft mit Miltitz die Zusage gegeben, zu schweigen, wenn seine Widersacher schweigen würden. Er hielt sein Wort. Manche mochten hoffen, daß der Streit friedlich beigelegt werden würde, wenn die Kirche sich herbeiließe, diese und jene offenkundigen Mißstände zu beseitigen. Sehr bald jedoch — ja noch während jener Altenburger Verhandlungen, ohne daß er es damals wußte — wurde Luther wieder auf den Kampfplatz gerufen.

Während Luthers Heidelberger Reise im Jahre 1518 hatte sein Amtsgenosse Karlstadt gegen den Ingolstädter Professor Dr. Johann Eck, der in

Leipzig zur Zeit Luthers.

seinen Obelisken einen Angriff auf Luther versucht (s. o. S. 114) Thesen aufgestellt. Beide Männer, Karlstadt wie Eck, drangen darauf, sich in einer öffentlichen Disputation zu messen. In Augsburg verhandelte Luther in Karlstadts Auftrag über die Angelegenheit. Man nahm Erfurt und Leipzig in Aussicht und bestimmte schließlich die Pleißenstadt als Ort für den Redekampf. Ende des Jahres 1518 veröffentlichte Eck bereits zwölf Thesen für eine mit Karlstadt in Leipzig abzuhaltende Disputation, obwohl die Leipziger theologische Fakultät ihr Einverständnis mit derselben noch nicht erklärt hatte. Luther erhielt diese Sätze nach seiner Zusammenkunft mit Miltitz und war nicht wenig betroffen, als er fand, daß dieselben nur der Form nach gegen Karlstadt, in Wahrheit aber und für jedermann greifbar gegen ihn selbst gerichtet waren. Das zeigte am auffallendsten die letzte These: „Wir leugnen, daß die römische Kirche vor den Zeiten Silvesters

(314—335) nicht über den andern Kirchen gestanden habe, sondern wir haben denjenigen, welcher den Stuhl Petri einnahm, für den Nachfolger Petri und den allgemeinen Nachfolger Christi jederzeit erkannt." Über das, wovon hier die Rede war, hatte sich wohl Luther, aber nie Karlstadt ausgesprochen. Diese Thesen waren mithin eine ganz offenkundige Herausforderung an Luther. Schwiegen die Gegner nicht, so war er seiner Zusage entbunden. Kurz entschlossen gab er gegen Ecks Sätze zwölf Gegenthesen in Druck, denen er einen offnen Brief an Karlstadt vorausschickte, darin er, wie ein Zeitgenosse bezeugt, „Eck besser abkonterfeite als es ein Maler vermocht hätte". Ahnungsvoll schrieb Luther damals an Spalatin: „Eck wird's wohl veranlassen, daß diese bisher noch wie ein Spiel nur betriebene Sache endlich im Ernst angegriffen wird und daß es der Tyrannei Roms recht übel geht." Es erschien ihm aber auch dies wie eine Fügung Gottes. „Was ist ein Mensch?" schreibt er an Scheurl, „Gott sitzt inmitten der Götter; der weiß, was er aus diesem Trauerspiel noch zu schaffen gedenkt!" Bald erhielt Luther auch von Ecks Hand selbst die Erklärung, daß der Angriff thatsächlich ihm und nicht Karlstadt gelte: „Weil Karlstadt Euer Vorfechter ist, Ihr aber die Hauptperson seid, der diese meinem geringen und schlechten Verstande nach falsche und irrige Lehre durch das ganze Deutschland ausgesprengt, deshalb will es sich geziemen, daß Ihr selbst nach Leipzig kommt und entweder Eure Meinung verteidigt oder meine umstoßt. Aber wie gern wollte ich doch, daß Ihr Euer Gemüt ändertet, dem apostolischen Stuhl Gehorsam leistetet, Leo X. als Christi Statthalter hörtet und nicht eigensinnig sein möchtet. — Ihr seht aus der überschickten Disputation, daß ich nicht sowohl wider Bodenstein, als wider Eure Lehren meine Sätze gestellt habe."

Der Streit spitzte sich zu, noch ehe es zur Disputation kam. Eck antwortete rasch auf jenen offenen Brief Luthers und fügte seinen zwölf Thesen eine weitere, mehr Karlstadt als Luther berührende hinzu. Luther blieb die Erwiderung nicht schuldig und brachte auch seine Sätze auf die gleiche Zahl.

Luthers dreizehnte, kühn herausfordernde These lautete: „Daß die römische Kirche über allen anderen stehe, wird bewiesen aus den frostigsten, innerhalb der letzten vierhundert Jahre aufgekommenen päpstlichen Dekreten, gegen welche die beglaubigte Geschichte von elfhundert Jahren, der Text der heiligen Schrift und das Dekret des Konzils zu Nicäa, des heiligsten von allen, zeugen." Noch vor der Disputation hatte diese These den Leipziger Professor Hieronymus Dungersheim von Ochsenfart veranlaßt, in mehreren

umfänglichen Briefen seine Weisheit kund zu thun. Luther verzichtete schließlich darauf, ihn einer Antwort zu würdigen, indem er ihn auf die bevorstehenden Verhandlungen verwies. Weniger glimpflich als mit Dungersheim verfuhr Luther mit dem Ketzerrichter Hoogstraten in Köln, der seinerzeit gegen Reuchlin die Verbrennung jüdischer Schriften und die Inquisition gegen die Juden gefordert hatte und sich jetzt an den Wittenberger Professor heranwagte. Er griff wie Dungersheim jene 13. These an: „Ist diese richtig, so müssen die römischen Bischöfe Ketzer sein.“ Es sei Zeit, daß Leo ein blutiges Strafgericht übe. Daß Luther diesem Manne gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, sondern ihn mit beißendem Spott abfertigte, wird ihm niemand verübeln: „Gehe hin, Du unsinniger, blutdürstiger Mörder, der des Bluts der christlichen Brüder nicht satt kann werden, erforsche und suche Roßkäfer in ihrem Mist, bis Du lernst, was Sünde, Irrtum, Ketzerei und was mehr zu eines Ketzermeisters Kunst gehört, sei. Denn ich habe keinen gröbern Esel gesehen denn eben Dich, unangesehen, ob Du gleich so viel Jahre, wie Du rühmest, in der Dialektik studiert und zugebracht hast. Was ist's denn auch Wunder, daß Du die christlichen Artikel frommer gottseliger Männer für unrecht und Ketzerei verdammst, weil Du nicht weißt, was wider die Schrift, und folgend viel weniger verstehest, was ketzerisch und zu verdammen sei. Und ist mir sehr lieb, bin's auch hocherfreut, daß ich von Dir, einem so blinden, verstockten Kopf als ein Ketzer verdammt bin. Auch ist mein ernstlich Begehr, Du wolltest mich ja für keinen Christen oder Gläubigen ausrufen, daß andere nicht gedenken, Du habest gelogen oder aus Blindheit solchs geredt, sondern wolltest für und für mich als einen Ketzer ausschreien, da werden dann ja etliche sein, die mich verteidigen werden und sagen, Hoogstraten urteilt wie ein Blinder von der Farbe.“

In der That war jene These Luthers keck genug und er hatte alle Veranlassung, sich zu deren Verteidigung zu rüsten. In seine Rüstkammer läßt uns die „Resolution“ über jene These blicken, die noch kurz vor der Disputation im Druck erschien. Er hat, wie wohl wenige damals, die Dekrete der Päpste studiert. Scharfsinnig stützt er seine Beweisführung auf die heilige Schrift, die er jetzt in der These an die erste Stelle, also vor „die Geschichte von 1100 Jahren“ rückt. Die Kirche ist ihm die Gemeinschaft der Heiligen. Ihr Haupt ist Jesus Christus. Während dieser Arbeiten und Forschungen wurde es ihm klar, daß es jetzt gelte, alle menschlichen Autoritäten niederzureißen und die alleinige Beweiskraft der Schrift zu erhärten. „Der Herr zieht mich,“ schreibt er an Wilibald

Pirkheimer in Nürnberg, „und ich folge nicht unwillig. Wenn die römische Kurie über den Tod des Ablasses getrauert hat, was wird sie thun, wenn ihre Dekrete, so Gott will, das Leben aushauchen? Nicht als wollte ich im Vertrauen auf meine Kraft schon vor dem Siege mich rühmen, aber ich setze meine Zuversicht auf die Barmherzigkeit Gottes, der über die menschlichen Überlieferungen in Zorn geraten ist. Ich will bewahren und bekennen des Papstes Macht und Hoheit, aber die Fälschungen der heiligen Schrift werde ich nicht dulden.“ Drei Wochen später aber urteilt er bereits schärfer. „Ich sehe mich fleißig in den Dekreten der Päpste um für meine Disputation,“ heißt es in einem Briefe an Spalatin, „und (ich will es Euch im Vertrauen sagen) weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selbst oder sein Apostel sei. So gar jämmerlich wird Christus, das ist: die Wahrheit, verfälscht und gekreuzigt von ihm in seinen Dekreten.“

Wie ein „Spiel“ erschien es Luther, was hinter ihm lag. Er wußte, daß der Kampf von neuem begann und zwar viel heißer denn jemals zuvor. Wenn Luther aus jener Zeit von inneren Anfechtungen berichtet, so haben wir deren Grund wohl hierin zu suchen. Das werden seine Gedanken gewesen sein: Gott hat eine ungeheure That vor und sie muß geschehen zur Rettung der Seelen. Aber bist du wirklich Gottes Werkzeug dazu, kannst du ihm dienen? Er siegte über die Anfechtung, indem er sich ganz der Barmherzigkeit Gottes anvertraute. Vor seinem Kurfürsten aber glaubte er es rechtfertigen zu müssen, daß er von neuem in den Streit zog. „Gott weiß,“ schreibt er ihm, „daß mein ganzer Ernst gewesen und froh war, daß das Spiel also sollte ein Ende haben, so viel an mir gelegen. — Nun aber Doktor Eck unverwarnter Sache mich also angreift, daß er nit mein, sondern der ganzen Euer Kurf. Gnaden Universität zu Wittenberg Schande und Unehr zu suchen vermerkt wird, und viel tapferer Leut achten, er sei zu der Sachen erkauft: hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nit wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen. Denn sollte man mir das Maul zubinden und einem jeglichen Andern aufthun, kann Euer Kurf. Gnaden wohl ermessen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der sonst vielleicht mich nit ansehen dürfte. Nu bin ich noch von Herzen geneigt, Euer Kurf. Gnaden treuem Rat gehorsamlich zu folgen und aller Weg still zu stehen, so sie auch still stehen; denn ich wohl mehr zu schaffen und meine Lust darin nit gesucht wird.“

Noch waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Leipziger Redekampf entgegenstellten. Die Leipziger Theologen wehrten sich

dagegen in der begründeten Sorge, durch denſelben in ihrer Bequemlichkeit geſtört zu werden. Biſchof Adolf von Merſeburg ſtand auf ihrer Seite. Mit aller Entſchiedenheit drang jedoch Herzog Georg der Bärtige von Sachſen darauf, daß die Disputation in ſeiner Univerſitätsſtadt abgehalten würde. Die Frage war nur, ob Luther zu derſelben zuzulaſſen ſei. Erſt auf wiederholtes Anſuchen Luthers ſchloß der Herzog in den für Karlſtadt ausgeſtellten Geleitsbrief auch deſſen Begleiter ein, ohne Luther mit Namen zu nennen.

Sebaſtian Fröſchel.

Als Lokal für die Disputation waren das Gewandhaus und die Barfüßerkirche in Betracht gekommen. Herzog Georg wählte aber die Pleißenburg. Er „ließ die Hofſtube ausräumen und zu einem Lektorium zurichten und aufs ſchönſte ſchmücken mit Katheedern, deren zwei einander gegenüber waren, alle Bänke und Katheder mit ſchönen Tapeten behängen, das der Wittenberger mit St. Martinus, das Ecks mit dem Ritter St. Georg“. Montag, den 27. Juni, ſollte die Disputation ihren Anfang nehmen. Eck ſtellte ſich zuerſt ein, zeitig genug, um am Donnerstag zuvor an der feierlichen Fronleichnamsprozeſſion teilnehmen zu können, „in einem Meßgewand neben den Theologen, und ließ ſich alſo wohl ſehen vor der Disputation, als wäre er unerſchrocken vor denen von Wittenberg“. Tags darauf kamen die Wittenberger. Sie „fuhren,“ wie ein Augenzeuge, der junge Magiſter Sebaſtian Fröſchel (von 1523 an Diakonus an der Stadtkirche zu Wittenberg, einer der treueſten Freunde der Reformatoren) berichtet, „zum Grimmiſchen Thor herein, und ihre Studenten liefen neben den Wagen daher mit Spießen und Hellebarden und begleiteten alſo ihre Herren, und D. Karlſtadt fuhr voran, darnach D. Martinus und Philippus auch in einem Rollwagen und hatten alle keinen behangenen oder bedeckten

Wagen. Und wie ſie alſo zum Grimmiſchen Thor einzogen und kamen vor die Thüre am Kirchhof der Paulerkirche, da zerbricht dem D. Karlſtadt ſein Wagen, daß er, der Doktor, herab in den Kot fiel. Aber D. Martinus und Herr Philippus Melanchthon fuhren vorüber, daß alſo die Leute ſagten, die das ſahen: Dieſer wird obliegen (meinten D. Martin Luther) und der andere wird unterliegen.“ Gerade als die Wittenberger einzogen, ließ der

Georg Rhau.

Biſchof von Merſeburg durch Anſchläge an den Kirchthüren die Abhaltung der Disputation noch in letzter Stunde bei Strafe des Bannes verbieten. Der Rat ließ den Anſchläger verhaften und das Verbot herunterreißen. Der Herzog aber gab ſeinen zur Disputation verordneten Räten den Befehl: „Wo ſich unſer Freund der Biſchof von Merſeburg unterſtehen würde, diejenigen Perſonen, die unſer Geleit haben, zu beläſtigen, ſo wollet ſolchem zuvorkommen und es nicht geſtatten.“ Eck hatte am Markt im Hauſe des

Bürgermeisters Benedikt Beringer Wohnung genommen. Die Wittenberger fanden Herberge bei dem Buchdrucker, Gastwirt und Weinschenk Melchior Lotter in der Hainstraße.

Am Sonntag wurden die Bedingungen für die Disputation festgesetzt. Vier Notare sollten nachschreiben und am Ende auf Grund ihrer Nachschriften ein Protokoll herstellen. Jeder der Disputatoren hatte Anspruch auf ein Exemplar desselben, sollte aber auf Ecks Antrag gebunden sein, das Protokoll nicht in Druck zu geben, „es sei denn, daß sich beide Teile eines Richters vereinigt und dessen Spruch darauf publiziert und eröffnet" worden. Welche Universität das Schiedsrichteramt übernehmen sollte, wollte man später bestimmen. Nur mit Widerstreben ging Luther hierauf ein. Für ihn gab es nur Einen Schiedsrichter, die heilige Schrift.

In feierlicher Weise wurde am 27. Juni die Disputation eingeleitet. Schon am frühen Morgen fand eine Versammlung der Universität, des Rats, der Teilnehmer am geplanten Kampf, sowie vieler Einheimischer und Fremder im großen Fürstenkolleg in der Ritterstraße statt. Hier hielt der Professor Dr. Simon Pistoris eine lateinische Rede. Dann ging's in langem, festlichem Zuge nach der Thomaskirche zur Messe. Der Thomaskantor Georg Rhau entbot daselbst in einer für diese Feierlichkeit besonders komponierten zwölfstimmigen Messe der Festversammlung einen künstlerischen Willkommengruß. Von der Thomaskirche zog man nach der Pleißenburg, wo „ein Viertel der Bürgerschaft, 76 Mann mit Harnischen und Wehren, Fahnen und Trommeln" die Ankommenden erwartete. Im Disputationssaale hielt sodann Professor Petrus Mosellanus eine einstündige lateinische Rede „über die Art zu disputieren". Noch stimmte die Musik dreimal das „Komm, heiliger Geist" an, wobei die ganze Versammlung auf den Knieen lag. Dann verkündete ein Herold, daß nachmittags zwei Uhr die Disputation ihren Anfang nehmen werde.

Zur bestimmten Stunde bestiegen die beiden Gegner ihr Katheder. Karlstadt schien sich noch nicht ganz von seinem Unfall auf der Grimmaischen Straße erholt zu haben. Um den üblen Folgen des Schreckens vorzubeugen, hatte er einen Aderlaß vornehmen lassen. Eck hingegen, der nach der Schilderung eines Augenzeugen mehr einem Fleischer als einem Gottesgelehrten glich, trat selbstbewußt und siegesgewiß auf. Am 27., 28. und 30. Juni, sowie am 1. und 3. Juli stritten die beiden über den freien Willen und sein Verhältnis zur göttlichen Gnade und zu den guten Werken. Am 29. Juni, dem Peterpaulstage, predigte Luther — zum ersten Male

in Leipzig! Eine Kirche räumte man ihm freilich nicht ein, sondern nur die kleine Kapelle im Schloß. Zunächst sollte die Predigt auch gar keine

Ein Sermon geprediget tzu Leipßgk
uffm Schloß am tag Petri vñ pau
li im xviiij. Jar / durch den wirdigen vater Doctorem
Martinū Luther augustiner zu Wittenburgk / mit
entschuldigung etzlicher artickel / ßo ym von
etzlichen seiner abgunstigen zugemessen
seyn / in der tzeit der Disputacion zu
Leipßgk gehalten.

Getruckt zu Leypßgk durch Wolffgang Stöckel im iar. 1519.

Titelblatt der von Luther im Jahre 1519 zu Leipzig gehaltenen Predigt.

öffentliche sein. Herzog Barnim von Pommern, damals Rektor der Universität Wittenberg, hatte Luther gebeten, ihm in der Kapelle ein „klein Sermönlein" zu halten. Als das aber ruchbar wurde und die Leute in Massen herbeiströmten, mußte man statt der Kapelle den geräumigeren Disputationssaal

wählen. Lästerungen, die man in der Folge wegen dieser Predigt, in der Luther von der Gnade Gottes und dem freien Willen, sowie von der Gewalt St. Peters gehandelt, gegen ihn ausstieß, haben ihn dann veranlaßt, das „Sermönlein“ in etwas gemilderter Form mit einem Vorwort herauszugeben. Wolfgang Stöckel in Leipzig hat die Predigt gedruckt und auf das Titelblatt auch ein Bild Luthers setzen lassen. Das ist das älteste, freilich kaum den Anspruch auf Porträtähnlichkeit erhebende Bild, das von Luther vorhanden ist.

Trotzdem die Universität und zum größten Teile auch Rat und Bürgerschaft nicht auf Luthers Seite standen, muß diese Predigt einen ganz gewaltigen Eindruck hinterlassen haben. Eck hat ihn in mehreren Predigten, die er darauf gegen Luther in verschiedenen Kirchen, z. B. auch in der Nikolaikirche hielt, möglichst zu verwischen gesucht. „Ich habe nur das Volk erregt,“ bekannte er selbst, „an den lutherischen Irrtümern einen Ekel zu haben.“

Der 4. Juli, ein Montag, kam heran, ehe Luther das Katheder zur Disputation besteigen sollte. Das war auch sonst ein denkwürdiger Tag. Im Dominikanerkloster beteten die Brüder am Sterbebett Johann Tetzels. Leider ist uns der Brief, den Luther an den kranken Mann, diesen betrogenen Betrüger, damals gerichtet hat, nicht mehr erhalten. Wir wissen nur, daß er ihn damit trösten wollte, daß er ihm sagte, nicht er, sondern ganz andere Leute trügen die Schuld an diesem Handel.

Welchen Eindruck Luther auf die machte, die ihn damals in Leipzig hörten und sahen, berichtet uns ein Zeuge der Disputation. Seine Schilderung giebt uns ein treues Bild des wackeren, streitbaren Helden: „Martinus ist zwar nur mittelgroß und schmächtig, denn Sorgen und Studien haben ihn gleichmäßig erschöpft, so daß, wer ihn näher ansieht, alle Knochen an ihm zählen kann; aber er ist frisch und bei voller Jugendkraft, seine Stimme hell und klar, bewundernswert seine Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis, so daß er alles bereit hat; Griechisch und Hebräisch hat er soweit inne, daß er über Auslegungen der heiligen Schrift urteilen kann. Auch fehlt es ihm nicht an Redegabe; denn es steht ihm ein großer Vorrat von Wörtern und Sachen zu Gebote. Vielleicht möchte man an ihm Urteilskraft und die rechte Anwendung derselben vermissen. Im täglichen Leben ist er höflich und freundlich, ohne alles Finstere und Strenge in seinem Wesen, ein launiger und angenehmer Gesellschafter, bald lebhaft, bald ruhig, je nachdem, aber immer freundlichen Angesichts, wie arg auch die Gegner ihn bedrohen, so daß es nicht gläubig ist, ein Mann unternehme so Schwieriges ohne den

Willen Gottes. Aber freilich, was faſt alle ihm zum Fehler anrechnen, er iſt im Tadeln rückſichtsloſer und biſſiger, als es für einen, der auf Neuerungen in der Religion denkt, ratſam und für einen Theologen ziemlich iſt. Vielleicht hat er dieſen Fehler mit allen denen gemein, die erſt ſpät zur Gelehrſamkeit gelangen."

Erſt als Luther auf den Kampfplatz trat, begann die Disputation intereſſant zu werden. Neben ſeinem Katheder ſaß M. Philippus. Daß er dann und wann ſeinem Freunde eine ſchlagende Bibelſtelle zuflüſterte, nahm Eck ihm ſehr übel. „Schweig, Philipp, kümmere dich um deine Studien und ſtöre mich nicht!" rief er ihm einmal wütend zu. Luther hat darauf verzichtet, dem gelehrten Dominikaner, der mitunter Eck einen wichtigen Zettel zuſtecken ließ, das Gleiche zu ſagen. Übrigens war, wenn eine Anekdote die Wahrheit berichtet, auch für den Humor geſorgt. Herzog Georg ſoll nämlich ſeinen einäugigen Hofnarren mitgebracht haben. „Der ſtund immer im Auditorio an ſeiner Seite, und wie es unter den Großen bei Hofe immer ſcherzhafte und luſtige Leute giebt, ſo hatten ſie dem Narren weis gemacht, Luther ſtritte mit Eck über des Narren Hochzeit; Eck wolle nicht, daß man ihm eine Frau gebe, Luther hingegen rede für ihn. Darüber erzürnte ſich der Narr und ſo oft er mit dem Fürſten ins Auditorium kam, machte er Ecken ein ſcheeles Geſicht. Eck aber, da er ſolches geſehen, hielt mit dem Zeigefinger ſein rechtes Auge zu und ſah den Narren wiederum ſcheel an. Der Narr, der daraus gemerket, daß ihm ſeine Einäugigkeit vorgerückt werde, griff Eck mit großem Geſchrei bitterlich und ſchmählich an, darüber die Ver-

Herzog Georg.

sammlung ziemlich gelacht.“ Abergläubische Leute vermuteten sowohl in dem silbernen Ring, den Luther am Finger trug, als auch in dem Blumenstrauß, den er einmal mit aufs Katheder nahm, satanische Kräfte.

Vom 4. bis 14. Juli disputierten Luther und Eck. Der wichtigste Teil der Disputation war der, welcher sich mit der oben erwähnten dreizehnten These Luthers befaßte. Luther leugnete nicht einen Vorrang des Papstes und die Hoheit seiner Gewalt, wohl aber dies, daß dieselbe auf göttlicher Einsetzung beruhe. Eck erklärte, wie in der triumphierenden Kirche im Himmel alles Gott untergeordnet sei, so habe Christus auch die irdische Kirche unter Ein Haupt gestellt. Als dieses Haupt aber sah Luther nicht, wie Eck, den Papst, sondern auf Grund von Matth. 28, 20 Christus selbst an. Ein ausgedehnter Streit entspann sich über die Auslegung von Matth. 16, 19. Eck erblickte in dem „Felsen“ Petrus mit allen seinen Nachfolgern, Luther hingegen entweder den Glauben Petri, in welchem er Christum als den Sohn des lebendigen Gottes bekannte, oder Christum, der in jenem Worte auf sich gewiesen habe. Daß der päpstliche Primat nicht von Anfang an bestanden habe, konnte Luther ohne Schwierigkeiten nachweisen. In der Frage aber, ob seit der Spaltung der Kirche in eine morgenländische und eine abendländische auch außerhalb der letzteren, also nicht unter dem Papste stehende Leute selig werden könnten, stand Behauptung gegen Behauptung. Luther bejahte, Eck verneinte die Frage. Diesem lag erklärlicherweise sehr viel daran, Luther zu einem „Böhmen“ zu stempeln und die Übereinstimmung seiner Lehre mit Sätzen von Wiclef und Huß, die auf dem Konzil zu Konstanz verdammt waren, nachzuweisen. Offen erklärte Luther, daß unter jenen Sätzen sich auch gut christliche und evangelische befänden. Dazu gehöre die Behauptung, daß die Seligkeit nicht an die Unterordnung unter den Papst, sondern an die Zugehörigkeit zu der Einen heiligen christlichen Kirche, deren Haupt Jesus Christus ist, gebunden sei. Als das Herzog Georg hörte, fuhr er auf und rief laut: „Das walt die Sucht!“ Auch in den weiteren Verhandlungen blieb Luther bei dem Bekenntnis, zu dem er durch die Disputation mit innerer Notwendigkeit geführt worden war, daß in Sachen des Glaubens die heilige Schrift die letzte Autorität sei. Hierin ruht der Fortschritt in dem großen Kampfe und die Bedeutung der Leipziger Disputation.

Auf kurze Zeit betrat sodann Karlstadt nochmals das Katheder der Wittenberger. Am 15., nach anderen Angaben am 16. Juli mußte die Disputation geschlossen werden, da der Herzog den Saal für fürstliche Gäste brauchte. Feierlich wie der Anfang war der Schluß: eine lateinische Rede

des Universitätsrektors und ein „Herr Gott, dich loben wir“ von Georg Rhau mit seinen Sängern vorgetragen, „darein die Stadtpfeifer auf das Beste und Herrlichste geblasen haben“.

Luther hat dieser Feierlichkeit wohl kaum noch beigewohnt. Er war froh, als er Leipzig den Rücken kehren konnte. Die Leipziger hatten sich's ja auch auf alle mögliche Weise merken lassen, daß nicht er, sondern Eck ihr Mann war. Herzog Georg lud einmal Luther zu Tische ein und gab bei dieser Gelegenheit auch seinen Teil zur Disputation, indem er sagte: „Ob's aus göttlichem oder menschlichem Rechte sei, so ist und bleibt der Papst doch Papst.“ Die beschränkten Dominikanermönche haben sogar gefürchtet, ihre Kirche könnte durch Luther entweiht werden. Als er einmal in die Paulinerkirche kam, nahmen sie schleunigst die Monstranz mit der „verwandelten“ Hostie vom Altar und verschlossen sie ins Sakramentshaus, „auf daß von dem Ketzer D. Luther nicht vergiftet würde ihr heiliges Sakrament“.

In prahlerischer Weise schrieb sich Eck den Sieg in der Disputation zu. Die Feinde Luthers frohlockten, daß es Eck gelungen war, seinem Widerpart das Bekenntnis böhmischer Ketzereien abzunötigen. Luther, Melanchthon und andere beklagten, daß in der Leipziger Disputation mit oberflächlichen Reden die Zeit vergeudet worden, der Frömmigkeit nicht gedient gewesen sei und der heilige Geist damit überhaupt nichts zu schaffen gehabt habe. Und doch hatte die Disputation der Sache Luthers manchen neuen Freund gewonnen. Mehrere Leipziger Gelehrte, unter ihnen Johann Poliander, der Rektor der Thomasschule, der „der Evangelist Preußens“ geworden ist, Kaspar Borner, der sich später unvergängliche Verdienste um die Leipziger Universität erwerben sollte, der oben genannte Thomaskantor Georg Rhau und andere sind durch Luthers Auftreten der Wahrheit zugeführt ihm nach Wittenberg gefolgt.

Eck gab sich indessen der eitlen Hoffnung hin, daß er das, was Kajetan begonnen und Miltitz fortgesetzt hatte, bald vollenden und sich damit den Ruhm sichern könnte, den unbequemen Wittenberger Ketzer zum Schweigen gebracht zu haben. Er berichtete nach Rom über seine vermeintlichen Triumphe und riet, jetzt rasch vorzugehen. Vergeblich bemühte er sich, die mit dem Schiedsrichteramt betrauten Universitäten Paris und Erfurt zu schnellem Urteil zu veranlassen. Die Sorbonne lehnte es ab, mit Eck im Bunde für die päpstliche Gewalt einzutreten. Erfurt war so klug, sich nicht in den Handel zu mischen. Ebenso vergeblich versuchte Eck den Kurfürsten von Sachsen gegen Luther einzunehmen. In einem langen Schreiben, aus

dem wir nebenbei erfahren, daß er in Augsburg sechsmal versucht hatte, bei Friedrich dem Weisen vorgelassen zu werden, rät Eck, der sich öfters durch die Maske des Heuchlers und Schmeichlers blicken läßt, als „ganz löblich, wenn der Kurfürst Luthers Büchlein auf einen Haufen verbrännte". Friedrich übergab die Zuschrift Luther und Karlstadt, die es an klarer, wahrhaftiger Rechtfertigung und entschiedener Zurückweisung nicht haben fehlen lassen.

Ein Streit, der geraume Zeit bereits vor der Disputation seinen Anfang genommen, wurde jetzt zu Ende geführt und steigerte die Hitze des Kampfes zwischen Luther und Eck. Die Franziskaner in Jüterbogk hatten um Ostern 1519 gegen den Prediger an St. Nikolai daselbst, Franz Günther, wegen angeblich ketzerischer Lehren Anklage erhoben. Als der Bischof von Brandenburg ihm einen Verweis erteilte, ließ er hinfort für sich einen gewissen M. Thomas (unter dem man den bekannten Thomas Münzer vermutet) predigen. Durch dessen Auftreten ward der Streit weitergeführt. Anfang Mai 1519 wurde in der Angelegenheit seitens der Franziskaner beim Bischof Skultetus eine Beschwerdeschrift eingereicht, welche Luther als den Urheber jener „verderblichen Irrtümer" bezeichnete. Mitte des Monats kam die Schrift in Luthers Hände. Dieser forderte einen Widerruf seitens der Barfüßer und drohte „ihre wunderliche Weisheit" an den Pranger zu stellen. Durch die Leipziger Disputation wurde Luther zunächst von weiterer Verfolgung der Angelegenheit abgehalten. Da kamen der Kurfürst von Brandenburg und der oben genannte Bischof auf der Rückreise von Frankfurt durch Leipzig und legten jene Schrift der Jüterbogker Franziskaner Eck zur Begutachtung vor. „In etwa zwei Stunden war dieser mit seiner Arbeit fertig: er hatte sechzehn Sätze ausgezogen und in seiner berüchtigten Weise mit Bemerkungen begleitet. Schon am 15. August kannte Luther dies Gutachten: der Bischof selbst sorgte für dessen Verbreitung. Es empörte den Reformator, sich so von einem Vorgesetzten (dem Brandenburger Bischof) behandelt zu sehen, der bisher einiges Wohlwollen gegen ihn zur Schau getragen. Sofort entwarf er eine Widerlegung des Eckschen Machwerks." Zum Schrecken der Jüterbogker Mönche erschien Luthers Schrift Ende September 1519 unter dem Titel: „Verteidigung Luthers gegen das böswillige Urteil Johann Ecks über einige Artikel, die ihm von gewissen Brüdern untergeschoben worden sind." Luther stellt dar, was er in Wahrheit lehrt, und begründet das in ruhiger Weise. Den Schluß seiner Schrift bilden 40 ketzerische Artikel Ecks und der Franziskaner. Ob sich die letzteren weiterhin rührten, wissen wir nicht. Eck versuchte in einer rasch hin-

die Spieße halten sie bei der Schneide und steht ihnen der ganze Harnisch gar fein reuterisch an auf die neue Manier. Es wäre ja billig, daß man sich vor ihnen fürchtete, wer es thun könnte, daß sie die Mühe und gute Meinung nicht vergebens hätten. Hat Leipzig solche Riesen getragen, so muß das Land einen reichen Boden haben." „Wo er sein Affenbüchlein," schreibt Luther weiter von seinem Widerpart, „nicht ins Deutsche gegeben hätte, die armen Laien zu vergiften, wäre er mir viel zu gering angesehen. Denn das grobe Müllerstier kann noch nicht sein J—a, J—a singen und legt sich unberufen in solche Sachen, die der römische Stuhl selbst mit allen Bischöfen und Gelehrten in tausend Jahren nicht haben ausführen können." Die Schrift schließt mit den Worten: „Ich bitte aber, daß, wer an mich will, sich mit der Schrift rüste. Was hilft es, daß sich ein armer Frosch aufbläst? Wenn er gleich bersten sollte, wird er doch keinem Ochsen gleich. Ich wäre gern aus der Sache hinaus, so nötigen sie sich selbst hinein. Ich hoffe, Gott werde uns beide erhören, mir heraus helfen und sie darin lassen. Amen."

Wir kehren zurück in die nächsten Monate nach der Leipziger Disputation. Während der entfachte Brand immer größeren Umfang annahm, gab sich Miltitz noch der Hoffnung hin, durch sein diplomatisches, mitunter recht zweifelhaftes Geschick ihn löschen zu können. Anfang Oktober 1519 traf er mit Luther noch einmal zu Liebenwerda zusammen, ohne etwas anderes zu erreichen, als das, was der Kurfürst bereits in Frankfurt mit dem Erzbischof von Trier verabredet hatte, nämlich, daß Luther auf dem nächsten Reichstag erscheinen sollte, um von dem Erzbischof vernommen zu werden. Man ahnte nicht, daß bis zu diesem Reichstage noch recht viel, für die schwebende Angelegenheit äußerst kostbare Zeit verstreichen werde. Leo X. aber hatte sicher recht gehabt, als er im Jahre zuvor an Gabriel Venetus geschrieben hatte: „Handelst Du schnell, so wird es nicht schwer sein, die eben entzündete Flamme zu ersticken. Schiebst Du's auf und ist erst das Übel mächtig geworden, so, fürchte ich, werden wir des Brandes nicht mehr Herr werden können" (s. o. S. 116).

Unheimlich für Rom wuchs Luthers Gefolgschaft. Auch aus den Kreisen der Humanisten erstand ihm mancher neue Freund. Als wahre Freunde und brauchbare Mitkämpfer in der heiligen Sache hat Luther allerdings nie diejenigen erkannt, die nur das Schwert gegen Rom führten oder gar nur mit der Waffe des Spottes Papsttum und römische Kirche angriffen, sondern stets allein die, die in gleichem Ernste wie er aus der Erkenntnis der eigenen Schwäche und der Trauer über die eigene Unvollkommenheit und Sünde heraus im Glauben an die alleinseligmachende Gnade Gottes in Jesu Christo das Heil ergriffen. Das war der breite Graben, der Luther auch von Erasmus von

Rotterdam trennte. Diesem echten, feingebildeten Humanisten fehlte die Tiefe der Erfahrung einer um das Heil ringenden Seele. Seines Lebens Ideal war, in ungestörter Ruhe der Wissenschaft dienen und in wissenschaftlicher Arbeit den edelsten Genuß finden zu können. Trotzdem war es für Luther jetzt nicht ohne Wert, daß Erasmus, gerade ohne unbedingt für ihn Partei zu ergreifen, seinen Charakter und seine aufrichtige Frömmigkeit anerkannte und das leidenschaftliche Vorgehen gegen ihn tadelte. Mit dankbarer Freude nahm Luther auch die Zustimmung der böhmischen Utraquisten nach der Leipziger Disputation entgegen, die ihm Glück wünschten und ihre Bewunderung aussprachen. „Was ehemals Johann Huß in Böhmen gewesen," schrieb Wenzeslaus Rozdalowsky, der Propst des Kaiser-Karl-Kollegs in Prag, „seid Ihr, Martin, jetzt in Sachsen. Darum betet und seid stark im Herrn und hütet Euch vor den Menschen, verzaget auch nicht, wenn sie Euch Ketzer oder verbannt heißen, weil auch Christus und die Apostel gelitten und alle heutzutage leiden, die gottselig in Christo leben wollen."

4. Friedliche Arbeiten und weitere Kämpfe bis zum Eintreffen der Bannbulle.

Es ist erhebend und ergreifend, zu beobachten, mit welch unermüdlicher Treue und Hingabe, Lust und Liebe Luther mitten im wachsenden Kampfe der Gemeinde zu Wittenberg durch das Wort und der gesamten Kirche durch seine Schriften gedient hat. Der „Dienst am Wort", die Verkündigung des Evangeliums ist ihm bei weitem das Wichtigste. Über Luthers Predigtthätigkeit von der Leipziger Disputation an bis zur Reise nach Worms waren wir bisher nur wenig unterrichtet, bis auf der Stadtbibliothek zu Königsberg eine umfängliche Handschrift entdeckt wurde, die uns hierüber die wertvollsten Aufschlüsse giebt. Unter den Männern, die Luther von Leipzig nach Wittenberg nachzogen, befand sich auch der „Ludimagister" der Thomasschule, Johann Poliander. Sein Weggang nach Wittenberg war um so weniger auffällig, als eine in Leipzig wütende Pest Universität und Schulen im Herbste 1519 auseinandertrieb. Nach Erlöschen der Pest ist er in sein Leipziger Amt zurückgekehrt. Während seines Wittenberger Aufenthaltes aber hat er fleißig unter Luthers Kanzel gesessen und dessen Predigten nachgeschrieben. Als er dann wieder fern von Wittenberg weilte, wußte er sich von Freunden, insbesondere von Melanchthon weitere Predigtnachschriften zu verschaffen. So entstand eine handschriftliche Sammlung, die Luthers Predigten vom

30. Oktober 1519 bis zum 2. April 1521 enthält. Es sind nicht weniger als 116, von denen wir hierdurch Kunde erhalten. Er predigte über die evangelische Geschichte auf Grund von Matthäus und Lukas, sowie über das erste Buch Mose und zwar an allen Sonn- und Festtagen mit Ausnahme der hohen Feste. Außerdem hielt er vor seinen Ordensbrüdern im Kloster eine Nachmittagspredigt über die evangelischen Perikopen der Sonn- und Heiligentage.

Georg Spalatin.

Das vor der Gemeinde gesprochene Wort spiegelt sich auch in den der Öffentlichkeit durch den Druck dargebotenen Sermonen wider. Das wirtschaftliche Gebiet betrat Luther in dem „Sermon von dem Wucher", der in einer kürzeren und erweiterten Fassung erschien. Er verwarf darin jeden Bezug fester Zinsen. Geld und Gut soll nur im Dienste der Nächstenliebe stehen. Über die Sakramente belehrte er weitere Kreise in seinen Sermonen von der Buße, von der Taufe und vom heiligen Abendmahl. Die übrigen Sakramente in ähnlicher Weise zu behandeln, lehnte er ab, da denselben die biblische Begründung und die „ausdrückliche göttliche Verheißung zur Übung des Glaubens" fehle. Als die „zwei fürnehmlichen Sakramente" gelten ihm bereits jetzt Taufe und Abendmahl.

Zu einer erbaulichen Trostschrift wurde Luther durch eine ernste Erkrankung des Kurfürsten veranlaßt. Gern benutzte er diese Gelegenheit, um in echt evangelischer Weise dem Landesherrn einen Beweis

seiner Dankbarkeit zu geben und widmete ihm Spalatins Wunsch erfüllend seine „Tessaradekas" d. h. „die Vierzehn". Diesen Titel gab er seiner Schrift, „weil sie an Stelle der vierzehn Nothelfer, an die man sich sonst zu wenden pflegte, treten sollte. Den Leidenden, Bekümmerten und Beladenen hielt er zwei Tafeln entgegen mit je sieben Spiegelbildern. Auf Grund der Schrift zeigt er zuerst an siebenerlei schweren Übeln, wie sie so gering sind, wenn man sie recht und im Lichte des göttlichen Worts betrachtet, ja, wie sie gar nichts sind im Vergleich zu dem Leiden und Sterben des Erlösers, um dann an siebenerlei Gutem den Reichtum göttlicher Gnade und Güte darzuthun, wie er gipfelt in dem höchsten Gute, Jesus Christus dem Erstandenen, dem König der Ehren, der den Tod besiegt, Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat."

Sicher die wertvollste seiner Schriften aus jener Zeit ist der „Sermon von guten Werken". In dem Widmungsbrief an Herzog Johann von Sachsen rechtfertigt sich Luther gegen den Vorwurf, daß er „nur kleine Sexternlein (Bücher, nur einen Bogen stark) und deutsche Predigten für die ungelehrten Laien mache". „Wollte Gott," sagt er, „ich hätte Einem Laien mein Leblang mit allem meinen Vermögen zur Besserung gedient: ich wollt mir genügen lassen, Gott danken und gar willig darnach lassen alle meine Büchlein umkommen. — Ich will einem jeden die Ehre großer Dinge herzlich gern lassen und mich gar nicht schämen deutsch den ungelehrten Laien zu predigen und zu schreiben, wiewohl ich auch desselben wenig kann. — Über das so hab ich noch nie jemand gezwungen oder gebeten mich zu hören oder meine Predigten zu lesen. Ich hab frei in der Gemeinde gedient von dem, was mir Gott gegeben und ich schuldig bin: wer sein nicht mag, der lese und höre andere!" An der Hand der zehn Gebote zeigt Luther die rechten guten Werke eines Christenmenschen. Frisch und frei greift der Reformator ins Leben, ohne Scheu geißelt er die Schäden der Kirche, tadelt die geistlichen Führer des Volkes und legt den Finger auf manche Wunde des öffentlichen Lebens.

Als gute Werke sind nur die anzusehen, „die Gott geboten hat". Von diesem Standpunkt aus gewinnt Luther einen sicheren Maßstab für die Beurteilung der vermeintlichen „guten Werke" der römischen Kirche und giebt der Arbeit im Berufe, wie sie auch heiße, die Würde eines wahrhaften guten Werkes wieder. Als „das erste und höchste, alleredelste, gute Werk" gilt ihm „der Glaube an Christum"; „denn in diesem Werk müssen

alle Werke gehen und ihrer Gutheit Einfluß gleichwie ein Lehen von ihm empfangen." „Hie kann nu ein jeglicher selbst merken und fühlen, wenn er Gutes und nit Gutes thut; denn findet er sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, so ist das Werk gut, wenn es auch so gering wäre als einen Strohhalmen aufheben; ist die Zuversicht nit da oder zweifelt er dran, so ist das Werk nit gut, ob es schon alle Toten aufweckte und sich der Mensch verbrennen ließe." „In diesem Glauben werden alle Werke gleich und ist eins wie das andere, fällt ab aller Unterschied der Werke, sie seien groß, klein, kurz, lang, viel oder wenig." „Ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, weiß alle Ding, vermag alle Ding, vermißt sich aller Ding, was zu thun ist, und thut's alles fröhlich und frei, nit um viel guter Verdienst und Werk zu sammeln, sondern daß es ihm eine Lust ist, Gott also wohlzugefallen und lauterlich umsonst Gott dienet." „Welche Gott im Leiden trauen und eine feste, gute Zuversicht gegen ihn behalten, daß er über sie ein Wohlgefallen habe, denselben sind die Leiden und Widerwärtigkeit eitel köstlich Verdienst und die edelsten Güter, die niemand schätzen mag." „Dieser Glaube, Treue, Zuversicht des Herzens gründlich ist wahrhaftige Erfüllung dieses ersten Gebots, ohne welchen sonst kein Werk ist, das diesem Gebot möge genugthun. Und wie dies Gebot das allererste, höchste, beste ist, aus welchem die andern alle fließen, in ihm gehen und nach ihm gerichtet und gemäßigt werden, also ist auch sein Werk (das ist der Glaube oder Zuversicht zu Gottes Hulden zu aller Zeit) das allererste, höchste, beste, aus welchem alle andern fließen, gehen, bleiben, gerichtet und gemäßigt werden." „Fragst du aber, wo der Glaube oder Zuversicht möge gefunden werden oder herkommen, das ist freilich das Nötigste zu wissen. Ohn Zweifel kommt er nit aus deinen Werken noch Verdienst, sondern allein aus Jesu Christo, umsonst versprochen und gegeben. — Also mußt du Christum in dich bilden und sehen, wie in ihm Gott seine Barmherzigkeit dir vorhält und anbietet ohne alle deine vorkommenden Verdienste, und aus solchem Bild seiner Gnade schöpfen den Glauben und Zuversicht der Vergebung aller deiner Sünde. Darum hebt der Glaube nicht an den Werken an, sie machen ihn auch nicht, sondern er muß aus dem Blut, Wunden und Sterben Christi quellen und fließen." — „Es ist hohe Zeit, daß wir Gott mit Ernst bitten, daß er seinen Namen wollt heiligen, es wird aber Blut kosten und die in der heiligen Märtyrer Gut sitzen und mit ihrem Blut gewonnen sind, müssen wiederum selbst Märtyrer machen." — In den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls „hat Christus ihm ein Begängnis oder Jahrtag gemacht, täglich ihm nach-

zuhalten in aller Christenheit und hat ein herrlich, reich groß Testament dazu gemacht, darinnen beschieden und verordnet nit Zins, Geld oder zeitlich Gut, sondern Vergebung aller Sünde, Gnade und Barmherzigkeit zum ewigen Leben, daß alle, die zu diesem Begängnis kommen, sollen haben dasselbe Testament, und ist drauf gestorben, damit solch Testament beständig und unwiderruflich geworden ist. Deß zum Zeichen und Urkund anstatt Briefs und Siegel hat er seinen eigenen Leichnam und Blut hie gelassen unter dem Brot und Wein.“ „Die Predigt soll nit anders sein denn die Verkündigung dieses Testaments. Aber wer kann's hören, wenn's niemand predigt? Nu wissen's die selbst nit, die es predigen sollen. Darum so gehen die Predigten spazieren in andere untüchtige Fabeln und wird also Christus vergessen.“ — „Wollt Gott, daß in der Christenheit kein Feiertag wäre denn der Sonntag, daß man unserer Frauen und der Heiligen Feste alle auf den Sonntag legte, so bliebe viel böser Untugend nach durch die Arbeit der Werkeltage, würden auch die Lande nit so arm und verzehrt.“ — „Es ist wahr, wie man sagt, daß die Eltern, ob sie sonst nichts zu thun hätten, mögen sie an ihren eigenen Kindern Seligkeit erlangen, an welchen, so sie die zu Gottes Dienst recht ziehen, haben sie fürwahr beide Hände voll guter Werke für sich; denn was sind hier die Hungrigen, Durstigen, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge, denn deiner eignen Kinder Seelen? mit welchen dir Gott aus deinem Hause ein Spital macht und dich ihnen zum Spitalmeister setzt, daß du ihrer warten sollst, sie speisen und tränken mit guten Worten und Werken, daß sie lernen Gott trauen, glauben und fürchten und ihre Hoffnung in ihn setzen, seinen Namen ehren, nit schwören noch fluchen, sich kasteien mit Beten, Fasten, Wachen, Arbeiten, Gottesdiensts und Worts warten und ihm feiern den Sabbath, daß sie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück sanft tragen und den Tod nit fürchten, dies Leben nit lieb haben. O wie eine selige Ehe und Haus wäre das, wo solche Eltern innen wären, fürwahr es wäre eine rechte Kirche, ein auserwählt Kloster, ja ein Paradies!“ — „Drei sonderliche Werke hätte zu unsern Zeiten zu thun alle Herrschaft, vornehmlich in diesen Landen. Zum ersten: abthun das grausam Wesen Fressens und Saufens, nit allein des Überflusses, sondern auch der Kostbarlichkeit halben; denn durch Würze, Spezerei und desgleichen, ohn welche wohl gelebt würde, nit ein kleiner Abgang zeitlicher Güter in die Land kommen ist und täglich kommt. Zum andern wären die überschwängliche Kost der Kleidung, damit so viel Gut umgebracht und doch nur der Welt und dem Fleisch gedienet wird. Zum dritten vertreiben den wucher-

bitte ich meine hochsinnigen dieselben Lieben, daß sie mir gnädig wollten sein; denn ich fürwahr die Zeit nit hab, daß ich möge sehen, was der Drucker für Bild, Buchstaben, Tinte oder Papier nimmt und ist mir vor nie geschehen, hab's mich auch nit versehen, daß man von mir solches begehren würde. Sie schreien auch, wie Böhmen bei mir gewesen und Schrift zu mir gethan. Es ist mir aber im Herzen leid, daß die Böhmen nit getrost zu mir kommen und schreiben, ich wollt sie fröhlich und freundlich empfangen, dasselbe wollt ich auch Juden, Türken und Heiden, ja auch ihnen selbst, meinen Feinden thun. Ich hofft, daß ich wohl dran thät und wollt ihren vergiftigen Argwohn mich nit um ein Haar lassen anfechten. Ja wenn ich so gelehrt und heilig wäre, als die lieben Gänsegucker sich lassen dünken, wollt ich persönlich hinein in Böhmen, versuchen, ob ich ihrer einsteils möchte unter die Einigkeit Römischen Stuhls und zum Haufen bringen und wollt dasselb nit mit hässigen, spitzen Scheltworten, Ketzern, Lästern, Fluchen angreifen, wie wir sie bisher haben angegriffen zu bekehren."

Wenn übrigens für die heutzutage wieder verbreitete römische Verleumdung, Luthers Vater habe einen Mord auf dem Gewissen gehabt, die geringste Thatsache als Nachweis zu erbringen wäre, so hätten Luthers Feinde ohne Zweifel damals davon den ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

In denselben Tagen, als Luthers „Verklärung" ausging, ließ der Bischof von Meißen, Johann von Schleinitz, durch Herzog Georg veranlaßt, in einem Anschlag an den Kirchen seines Bistums ein Dekret unter dem Siegel des Offizials zu Stolpen bekannt geben, welches den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt durch die Laien in den stärksten Ausdrücken verdammte. Damit stellte sich der kurzsichtige Bischof offen über die heilige Schrift und, was in dem Kampfe noch verhängnisvoller war, erklärte sich für römischer als Rom selbst. Hatte Luther auf jenes Gerede nicht geschwiegen, sondern mit jener humorvollen „Verklärung" dasselbe widerlegt, so mußte er auf dieses bischöfliche offizielle Schriftstück, diese „Ausgeburt des Hasses und der Unwissenheit", wie er es nennt, gleichfalls antworten. Er that es sofort in seiner „Antwort auf die Zettel, so unter des Offizials zu Stolpen Siegel ist ausgegangen". Zorn und Spott haben ihm die Feder geführt. Er giebt vor, es nicht für möglich halten zu können, daß der „gelehrte und fromme" Bischof „solch ungegründet, schimpflich, böswillige Schrift, mit vielen öffentlichen Lügen und Lästerung versiegelt" habe ausgehen lassen. Er erklärt dieselbe für eine Fälschung und schlägt nun weidlich und wuchtig auf den „Zettelschreiber" los, ohne daß ihn jemand der

Unehrerbietigkeit gegen den Prälaten zeihen kann. Der Humor in Luthers Entgegnung hat selbst bei den Feinden seine Wirkung nicht verfehlt. Kein anderer als Karl von Miltitz gab davon Kunde. In einem Schreiben an Friedrich den Weisen erzählt er: „Nach dem Abendessen sind wir ganz leichtsinnig beim Trunk gewest, ist meines gnädigsten Herrn von Mainz Sekretarius Licentiat Reisch von Pirna kommen ums Seigers neun in der Nacht und hat D. Martini Responsum gebracht, so hat Seine Gnade solch Respons von Stund an gelesen in meiner und des Offizials Gegenwärtigkeit, welcher der Offizial ganz übel zufrieden war, und je sehr der Offizial fluchte, je sehrer ich lachte.“ Tags darauf brachte Miltitz Luthers Antwort nach Dresden und übergab sie Herzog Georg, der gleichfalls über dieselbe „zur Maßen gelacht“.

Der Kurfürst freilich hätte es lieber gesehen, wenn Luther, statt den Kampf immer weiter greifen zu lassen, den Frieden gesucht hätte. Auf Friedrichs des Weisen Veranlassung richtete Luther an den Erzbischof Albrecht von Mainz und an den Bischof Adolf von Merseburg Zuschriften, in denen er sich über die Verleumdungen, die ihm widerfahren, und daß man ihn verdamme, ohne ihn gehört zu haben, beklagt, sich bereit erklärt, Belehrung anzunehmen, und bittet, seine Schriften zu lesen und seine Sache zu prüfen. Beide antworteten in nicht unfreundlichem Tone. Der Erzbischof hatte freilich Luthers Schriften überhaupt noch nicht, auch nicht einmal oberflächlich gelesen. Der Bischof hoffte, einmal mündlich mit Luther verhandeln zu können. Beide rieten ihm, „die harten, hässigen Stiche“ in seinen Schriften zu vermeiden, vergaßen aber, daß diese „Stiche“ Luthers nur die der Feinde abwehrten, und hatten kein Verständnis für die Hauptsache, daß es sich um das Heil der Seelen handelte und daß Luther bezeugen durfte: „Ich rufe an Jesum Christum, der unser Aller Richter ist, zum Zeugen auf meine Seele, daß ich mir anders nicht bewußt bin, denn daß ich gelehrt habe, das dem Wort Christi und Gottes Geboten gemäß ist.“

Die Gegner, nicht Luther, sorgten für die Fortsetzung des Streites. Von dem Kampfe gegen den Leipziger Franziskaner Alveld hörten wir bereits. Während jener spielte, erhielt Luther Kenntnis von einem neuen Angriff seines alten römischen Feindes Silvester Prierias, der gegen ihn und seine Irrtümer die Erhabenheit des die höchste Autorität bildenden Papstes, von dem nicht an ein Konzil appelliert werden könne, nachzuweisen suchte. In einer „Epitome“ hatte Prierias die vermeintlich bewiesenen Sätze zusammengestellt. Luthers Antwort bestand in der Herausgabe dieser

„Epitome“ nebst einem kurzen Vor- und Nachwort. An Schärfe lassen diese allerdings nichts zu wünschen übrig. Offen droht Luther den Bruch nicht nur mit dem Papste, sondern auch mit der ihm unterstehenden Kirche: „O selig ist Griechenland, selig ist Böhmerland, selig sind alle, die sich von der Römischen Kirche abgesondert haben und aus dieser Babel gegangen! Verflucht aber sind alle, die mit ihr Gemeinschaft haben! Und ich für meine Person will mit dieser Schrift bekannt und bezeugt haben, wo der Papst und die Kardinäle dieses unverschämte Lästermaul des Satans nicht schweigen und zu einem Widerruf dringen, daß ich's hinfort mit der Römischen Kirche nicht halten will, sondern sie übergeben und verleugnen samt dem Papst und Kardinälen als den Greuel der Verwüstung, der da stehet an der heiligen Stätte Matth. 24 (V. 15). — Nun fahre hin, du unseliges, verdammtes und lästerliches Rom! Der Zorn Gottes ist endlich über dich gekommen, wie du verdient hast, weil du durch so viel Gebete, die so lange Zeit für dich geschehen sind, ohne Unterlaß getrachtet hast, nur ärger zu werden. — Ich bin entschuldigt, sage und schließe frei aus diesen Worten Christi und Petri (Matth. 18, 15—17; 2. Petri 2, 2. 3): So Fürsten, Bischöfe und andere Christgläubige, sie seien, wer sie wollen, den irrenden Papst nicht ermahnen, strafen, beschuldigen und für einen Heiden halten, daß sie alle Lästerer des Wegs der Wahrheit und Verleugner Christi sind, die ewig samt dem Papst verdammt sollen werden.“

5. „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“.

Das deutsche Nationalbewußtsein erwachte endlich bei Beginn des 16. Jahrhunderts, und zwar insbesondere gegenüber den Welschen. Lange hatte es geschlafen. Der „dumme Deutsche“ war gut genug dazu, daß er mit seinem Gelde die Kassen Roms füllte. „Wir haben des Reichs Namen,“ so lautete eine Klage, „aber der Papst hat unser Geld, Ehre, Leib und Leben und Alles, was wir haben.“ Ein Drang nach Freiheit erfüllte die Nation, nicht etwa nur auf kirchlichem Gebiete. Kirche und Politik waren mit einander verquickt. Die Unterordnung unter den Papst war nicht nur von kirchlicher Bedeutung, sondern griff tief in die gesamte Politik und die päpstliche Politik war durchaus keine deutschfreundliche.

Deutschen Prälaten schwebte die Zukunftsgestalt einer deutschen von Rom unabhängigen Kirche vor. Darum finden wir bei ihnen trotz des

Gegensatzes gegen Luther, der das Ablaßgeschäft verdirbt und aus der behaglichen Ruhe aufscheucht, doch eine ganz andere Stellung ihm gegenüber als bei den Italienern. Die Trennung von Rom, die man jenseits der Alpen um der Beeinträchtigung des Geldzuflusses willen fürchtete und mit dem Bannstrahl bedrohte, war in Deutschland durchaus nicht unwillkommen. Am Hofe Albrechts von Mainz lebte Ulrich von Hutten — und kaum hat einer damals vom nationalen Standpunkt aus in schärferer Weise seine Stimme gegen Rom erhoben als er! Den Breslauer Bischof Johann von Thurzo nannte Luther selbst „den besten aller Bischöfe dieses Jahrhunderts".

Besonders waren es die deutschen Humanisten, die das Nationalbewußtsein pflegten und weckten. Und je mehr in ihnen auch der Hunger nach dem wahren Heil und in Luther die bewußte Liebe zu seinem deutschen Volke erwachte, um so mehr erwuchs der Reformation auch von jener Seite her eine von Luther mit Freuden begrüßte Förderung. Vor allem sei hier des Crotus Rubianus (eigentlich Johann Jäger), des treuen Jugendfreundes Luthers, gedacht! Im Oktober 1519 schrieb dieser an Luther aus Bologna: „Ich pflege Dich, mein Martin, gar oft, wenn über Dich ein Gespräch beginnt, den Vater des Vaterlandes zu nennen, würdig einer goldenen Bildsäule und jährlicher Feste, da Du es gewagt, das Volk des Herrn von schädlichen Irrtümern frei zu machen und wahre Frömmigkeit zu verteidigen. Fahre fort, wie Du begonnen! Hinterlaß den Nachkommen ein Beispiel; denn Du thust es nicht ohne Gottes Willen. Darauf deutete die göttliche Vorsehung, als Dich bei Deiner Rückkehr von den Eltern ein Blitz des Himmels vor der Stadt Erfurt wie einen zweiten Paulus zur Erde streckte und Dich in die Mauern des Augustinerklosters trieb, hinaus aus unserer Gemeinschaft, die wir über Deinen Weggang sehr betrübt waren. Obwohl nach dieser Zeit ein trautes Beisammensein nur selten war, blieb doch mein Herz Dein Eigentum. — Bis hierher bist Du viel heimgesucht worden und hast an Leib und Ehre vieles erdulden müssen; aber Großes wird einmal nicht ohne schwere Mühseligkeit zu Ende gebracht. Wenn das Ende der Übel kommen wird, so wirst Du Dich der Erinnerung freuen und sagen: Ich bin durch Wasser und Feuer gegangen und gerettet worden. Dann wird Deutschland sein Antlitz Dir zuwenden und das Wort Gottes mit Verwunderung von Dir hören."

Vom Humanismus und seinen nationalen Gedanken wurden edle Vertreter des deutschen Adels beeinflußt, die machtvoll und mutig ihre

Stimme gegen Rom erhoben und zum Abwerfen des verhaßten und erniedrigenden Joches aufforderten. Unter ihnen werden die Namen Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und Silveſter von Schaumburg unvergeſſen bleiben. Ulrich von Hutten, um fünf Jahre jünger als Luther, einem fränkiſchen Rittergeſchlecht entſtammend, hatte eine abenteuerliche Jugend hinter ſich. Aus dem Kloſter, in dem er eine ſtumpfſinnige Verſorgung finden ſollte, entflohen, hatte er ſich den humaniſtiſchen Studien gewidmet. In vielen Drangſalen hatte er ſeine Ideale nicht verloren, ſondern befeſtigt: „Halb Ritter, halb Gelehrter, im ganzen ein Mann von guten Anlagen und gutem Beſtreben, der immer etwas zu thun, zu ſchüren, zu ſtreiten haben mußte und gern von ſich reden hörte, bei all ſeinen Fehlern doch eine groß angelegte Natur.“ Seines Weſens Grundzug war die Liebe zum deutſchen Vaterlande und der Haß gegen alle, die dasſelbe verkleinerten, ſchändeten oder bedrückten. Aus Italien hatte er einen heiligen Zorn gegen Rom, wo man über die ehrlichen, in falſcher Demut leider oft ſich ſelbſt erniedrigenden Deutſchen ſpottete, und gegen den Papſt Julius II. „dieſe Peſt des Menſchengeſchlechts, den Ablaß- und Bullenhändler, deſſen Arbeit der Tod, deſſen Erholung die ſchändlichſte Aus-

Franz von Sickingen.

schweifung“ war, mitgebracht. Im Jahre 1517 hatte er die Schrift des päpstlichen Sekretärs Lorenzo della Valle (Laurentius Valla, geboren 1407, gestorben 1455) „von der fälschlich geglaubten und erlogenen Schenkung Constantins“ herausgegeben. Jener scharfsinnige Humanist hatte die Schenkung Constantins, auf der die weltlichen Machtansprüche des Papsttums beruhten, als eine Fälschung nachgewiesen und auf Grund seines Beweises gefordert, daß der Papst seines weltlichen Besitzes enthoben werde, um ausschließlich als rechter Vertreter Christi der gläubigen Christenheit dienen zu können. Die Zeit Vallas war nicht reif für seine Schrift. Jetzt zog sie Hutten gänzlich außer Zusammenhang mit Luther im Jahre des Thesenanschlags ans Tageslicht. Erst im Jahre 1520 kam sie in Luthers Hände. „Ich habe in Händen,“ schreibt er damals an Spalatin, „die Schrift des Laurentius Valla wider die Schenkung Constantins, von Hutten herausgegeben. Guter Gott, welche Finsternisse und Nichtswürdigkeiten der Römlinge! Und daß man sich über Gottes Gericht wundern muß: so viele Jahrhunderte hindurch haben diese schmutzigen, groben, unverschämten Lügen nicht nur Bestand gehabt, sondern so gar geherrscht und als kirchliches Gesetz gegolten, ja, was das Ungeheuerste ist an der Ungeheuerlichkeit, unter den Artikeln des Glaubens ihre Stelle gefunden. Ich bin so geängstet, daß ich nachgerade nicht mehr zweifle, der Papst sei recht eigentlich jener Antichrist, den die Welt erwartet: so sehr stimmt hierzu sein ganzes Leben, Thun, Reden und Beschließen.“

Ulrich von Hutten.

Schon ehe Luther Huttens Ausgabe der Schrift Vallas in die Hände bekam, hatte Hutten, der im Jahre 1518 dem Augsburger Reichstag bei-

gewohnt, eine Annäherung an Luther gesucht und ihm durch Melanchthon den Schutz Franz von Sickingens, der bereits ritterlich für Reuchlin eingetreten war, angeboten. Das erste in dieser Angelegenheit abgesandte Schreiben war nicht an den Adressaten gelangt. Unter dem 4. Juni 1520 wandte sich nun Hutten unmittelbar an Luther: „Christus sei mit uns! Christus helfe! Denn seine Vorschriften verfechten wir; seine durch den Dunst der päpstlichen Satzungen verdunkelte Lehre bringen wir wieder ans Licht: Du glücklicher, ich nach Kräften. — Es heißt, Du seist in den Bann gethan. Wie groß bist Du, o Luther, wenn das wahr ist! — Doch siehe Dich vor und halte Augen und Sinn auf sie (die Feinde) gerichtet! Du siehst, welch ein Schaden das für die gemeinsame Sache wäre, wenn Du jetzt fielest. Denn für Dich, weiß ich, bist Du so gesinnt, daß Du lieber also sterben willst als ungewiß leben. — N. (Franz von Sickingen) läßt Dir sagen, zu ihm zu kommen, falls Du dort (in Wittenberg) nicht gehörig sicher bist. Er wird Dich Deiner Würde gemäß ehrlich halten und gegen allerlei Feinde mannhaft verteidigen. Das hat er mich schon drei- oder viermal geheißen Dir zu schreiben.“ Acht Tage später schrieb der Amtmann von Münnerstadt (bei Kissingen), Silvester von Schaumburg an Luther, ihn zu warnen, daß er nötigenfalls bei den Böhmen Zuflucht und Sicherheit suche: „Denn ich und sonst, meines Versehens, hundert vom Adel, die ich (ob Gott will!) aufbringen will, Euch redlich zu halten und gegen Eure Widerwärtigen vor Gefahr schützen wollen, so lang bis Eure Wohlmeinung durch gemeine christliche Berufung und Versammlung oder unverdächtige, verständige Rechtsprecher unwidertrieben und unwiderlegt und Ihr besser unterrichtet würdet.“

Luther hat den ihm angebotenen Schutz nicht angenommen. Er freute sich der Zustimmung aus diesen Kreisen. Aber man verkennt die wahre Sachlage, wenn man meint, daß diese Zustimmungen ihm erst den Mut zu weiterem Vorgehen gegeben hätten, oder gar, daß er sich auf die Ritter nunmehr gestützt hätte. Seine Kühnheit hatte er bereits genugsam bewiesen. Er würde sich schwach vorgekommen sein, wenn er bei Menschen Schutz gesucht hätte. Das war eben seine Größe, daß er bekennen konnte: „Ich verachte solchen Schutz nicht, doch stützen will ich mich allein auf Christus.“ Mochten die Ritter das Wort Gottes und die heilige Sache gegen Menschen verteidigen: sie mußte verteidigt werden in einem viel heißeren Kampfe gegen den Satan. Da konnte kein Ritterschwert, sondern allein Christus helfen. Er sah den Satan selbst sich gegen die Wahrheit erheben. Bei einem Studentenaufruhr zu Wittenberg während des Sommers 1520 er-

blickte er gleichfalls „den Satan fein im Spiel“. „Hier fürchte ich mich wirklich sehr,“ schrieb er an Spalatin, „und zittere ernstlich. Ich habe seit drei Jahren alle Jahre eine besondere Gefahr ausgestanden. Erst zu Augsburg, dann zu Leipzig, nun zu Wittenberg. Es wird also nicht Klugheit oder Waffengewalt nötig sein, sondern demütiges Gebet und starker Glaube, damit wir Christum für uns gewinnen. Sonst ist's wahrhaftig verloren, wenn wir uns auf unsere Kräfte stützen. Darum suche mit mir Zuflucht im Gebet, damit nicht der böse Geist des Herrn aus diesem Funken ein Feuer anfache!“ Nicht als ob sich Luther gegen jene Stimmen aus dem deutschen Adel ablehnend verhalten hätte: er wollte die große Bewegung, die er hier beobachtete, und die Kräfte, die sich hier regten und in erster Linie auf eine nationale Befreiung zustrebten, dem Erringen religiöser Freiheit, der Reformation dienstbar machen. Auch darin hat er sich als den „deutschen Propheten“ bewiesen, daß er die nationale Freiheit erst als die Frucht der errungenen religiösen Freiheit ansah. Ein wichtiger Fingerzeig für Deutschland auf alle Zeiten, so lange es nicht das ultramontane Joch ein für allemal abgeworfen und zertrümmert hat!

Als den „Vater des Vaterlands“ hatte Crotus Rubianus Luther begrüßt. Alle deutschen Männer, die die Freiheit erstrebten, scharten sich um Luther. Er war bereits der populärste Deutsche, als er an einer Schrift arbeitete, die wie ein „Trompetenstoß zum Angriff“ die deutsche Nation, das heißt den Kaiser, „das edle junge Blut“ Karl V. und den Adel aufrufen sollte, Rom die Spitze zu bieten.

Schon seit längerer Zeit hegte Luther den Gedanken, eine derartige Schrift ausgehen zu lassen und die „Könige, Fürsten und allen Adel“ zu ermahnen, daß sie „dazu griffen, daß den Buben von Rom die Straße niedergelegt würde“. Die „Epitome“ des Silvester Prierias und das Zureden seiner Freunde veranlaßten ihn, den Plan auszuführen. Anfang Juni 1520 ging er ans Werk, für das er sorgfältig alle ihm bekannten Schriften benutzte, die von dem päpstlichen Hofe, von den Beschwerden über Rom und von Vorschlägen über kirchliche Reformen handelten. Ausführlich über das Treiben am Hofe des Stellvertreters Christi unterrichtete ihn damals Johann von der Wick, der längere Zeit in Rom als Sachwalter Reuchlins gelebt hatte.

Mitte August erschien die Schrift, von der Leopold von Ranke sagt: „Es sind ein paar Bogen von welthistorischem, zukünftige Entwicklungen zugleich vorbereitendem und vorausjagendem Inhalt“: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“. Binnen

wenigen Tagen war eine für damalige Zeit unerhört hohe Auflage von 4000 Exemplaren vergriffen. Kurz darauf erschien eine zweite um einige Zusätze vermehrte Auflage.

„Die Zeit des Schweigens ist vergangen" — so beginnt die Zuschrift an Nikolaus von Amsdorf, „und die Zeit zu reden ist gekommen, wie der Prediger Salomonis sagt. Ich habe unserem Vornehmen nach etliche Stücke zusammengetragen, christlichen Standes Besserung belangend, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzulegen, ob Gott doch durch den Laienstand seiner Kirche helfen wollte; sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührt, ganz unachtsam geworden ist. Sende das alles Euer Würden, dasselbe zu richten und, wo es Not ist, zu bessern. Ich bedenke wohl, daß es mir nicht unverwiesen bleiben wird, als vermesse ich mich zu hoch, daß ich verachteter, untergeordneter Mensch solche hohe und große Stände in so trefflichen, großen Sachen wage anzureden, als wäre sonst niemand in der Welt denn Doktor Luther, der sich des christlichen Standes annehme und so hochverständigen Leuten Rat gebe. — Gott helfe uns, daß wir nicht unsere, sondern allein seine Ehre suchen!" Sodann wendet er sich an die „allerdurchlauchtigste, großmächtigste Kaiserliche Majestät und christlichen Adel deutscher Nation" und weist auf „die Not und Beschwerung" hin, „die alle Stände der Christenheit, zuvörderst in deutschen Landen drückt". Menschenlist habe verhindert, was auf den Konzilien vorgebracht worden sei. Nun wolle er jener Leute „Tücke und Bosheit durchleuchten, auf daß sie, erkannt, hinfort nicht mehr so hinderlich und schädlich sein möchten. Gott hat uns ein junges edles Blut zum Haupte gegeben und damit viele Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt." Freilich gälte es nicht Menschen, sondern dem Fürsten der Hölle entgegenzutreten. Darum sei nicht mit Gewalt, sondern „in demütigem Vertrauen auf Gott die Sache anzugreifen und mit ernstlichem Gebet Hülfe bei Gott zu suchen".

Die Kirche hat sich bisher durch drei Mauern gegen jede Reformation geschützt. „Zum ersten, wenn man auf sie gedrungen hat mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern umgekehrt, geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift strafen wollen, setzen sie dagegen: es gebühre niemand die Schrift auszulegen denn dem Papst. Zum dritten, droht man ihnen mit einem Konzilium, so erdichten sie, es könne niemand ein Konzilium berufen denn der Papst!"

„Nun helfe uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos umgeworfen wurden, daß wir diese strohernen und

papiernen Mauern auch umblasen!“ Die erste Mauer samt dem Unterschied von Priestern und Laien stößt das Schriftwort 1. Petri 2, 9 um: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum“. „Christus hat nicht zwei noch zweierlei Art Körper, einen weltlich, den andern geistlich. Ein Haupt ist und einen Körper hat er. Gleichwie nun die, so man jetzt geistlich heißt oder Priester, Bischöfe oder Päpste, von den anderen Christen nicht weiter noch würdiger geschieden sind; denn daß sie das Wort Gottes und die Sakramente handeln sollen, das ist ihr Werk und Amt: also hat die weltliche Obrigkeit das Schwert und die Rute in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher hat seines Handwerks Amt und Werk, und doch sind alle gleich geweihte Priester und Bischöfe; und ein jeglicher soll mit seinem Amt und Werk dem andern nützlich und dienstlich sein, daß also vielerlei Werke alle für eine Gemeinde gerichtet sind, Leib und Seele zu fördern, gleichwie die Gliedmaßen des Körpers alle eins dem andern dienen.“ Die zweite Mauer fällt, weil von der Unfehlbarkeit des Papstes nichts in der Bibel steht. Vielmehr „sind wir alle Priester, haben alle einen Glauben, ein Evangelium, wie sollten wir dann nicht auch Macht haben, zu schmecken und zu urteilen, was da recht oder unrecht im Glauben wäre?“ Die dritte Mauer fällt mit den ersten beiden. „Auch das berühmteste Konzilium, zu Nicäa (325), hat der Bischof zu Rom weder berufen noch bestätigt, sondern der Kaiser Constantin und nach ihm haben viele andere Kaiser desselben gleichen gethan. — Wo es die Not fordert und der Papst der Christenheit ärgerlich ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treues Glied des ganzen Körpers, daß ein rechtes freies Konzilium werde. Dieses vermag niemand so wohl als das weltliche Schwert, sonderlich weil sie nun auch Mitchristen sind, Mitpriester, mitgeistlich, mitmächtig in allen Dingen und sollen ihr Amt und Werk, das sie von Gott über jedermann haben, frei gehen lassen, wo es not und nütze ist zu gehen. Wäre das nicht ein unnatürliches Vornehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufginge und jedermann sollte still stehen und lassen fort und fort brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten oder das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters Hause anhübe! Ist hier nicht ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und zu berufen? Wie viel mehr soll das in der geistlichen Stadt Christi geschehen, so ein Feuer des Ärgernisses sich erhebt, es sei an des Papstes Regiment oder wo es wolle. Desselben gleichen geschieht es auch, so die Feinde eine Stadt überfielen, da verdient der Ehre

und Dank, der die andern am ersten aufbringt: warum sollte denn der nicht Ehre verdienen, der die hölliſchen Feinde auskundet und die Christen erweckt und beruft?“

Im zweiten Abschnitte zeigt Luther „die Stücke, die man billig in den Konzilien verhandeln sollte“, ohne sich zu kümmern um des Papstes „Bannen oder Donnern“. „Lasset uns aufwachen, liebe Deutsche, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nicht des Schicksals aller armen Seelen teilhaftig werden, die so kläglich durch das schändliche, teufliſche Regiment der Römer verloren werden, wo täglich mehr und mehr der Teufel zunimmt, so es anders möglich wäre, daß solches hölliſche Regiment ärger werden möchte, was ich doch nicht begreifen noch glauben kann!“ „Zum ersten ist es greulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Stellvertreter und St. Peters Nachfolger rühmt, so weltlich und prächtig fährt, daß ihn darinnen kein König, kein Kaiser erreichen und gleich werden kann, und in dem, der sich Allerheiligster und Geistlicher nennen läßt, weltlicheres Wesen ist, denn die Welt selber ist. Er trägt eine dreifältige Krone, wo die höchsten Könige nur eine Krone tragen: gleicht sich das mit dem armen Christus und St. Peter, so ist es ein neues Gleichen. — Ich halte aber, wenn er mit Thränen vor Gott beten sollte, er müßte solche Krone ablegen, dieweil unser Gott keine Hoffart leiden mag. Nun sollte sein Amt nichts anderes sein denn täglich weinen und beten für die Christenheit und ein Exempel aller Demut vortragen.“ — „Zum andern: Wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißt die Kardinäle? Das will ich Dir sagen. Welschland und Deutschland haben viele reiche Klöster, Stifter, Lehen und Pfarren. Die hat man nicht besser gen Rom zu bringen gewußt, denn daß man Kardinäle machte und denselben die Bistümer, Klöster, Prälaturen zu eigen gäbe und Gottes Dienst also zu Boden stieße. — Kein Türke hätte Welschland so verderben und Gottes Dienst niederlegen können. Nun Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins deutsche Land, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu, Deutschland soll bald dem welschen gleich werden.“ — „Ich rate aber, daß man der Kardinäle weniger mache oder den Papst sie von seinem Gut ernähren lasse. — Wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solche Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Papst leiden müssen?“ — „Und wenn schon kein Kardinal wäre, die Kirche würde dennoch nicht versinken.“ — „Zum dritten: Wenn man von des Papstes Hofe den hundertsten Teil bleiben ließe und neunundneunzig Teile abthäte, so wäre er dennoch groß genug, Antwort zu geben in des Glaubens Sachen.“ Und nun

schildert Luther die „römische Praktik“, die den Deutschen, die doch „nicht so ganz grobe Narren sind“, das Geld aus der Tasche zu ziehen weiß, und fordert die Obrigkeit auf, „solche Dieberei und Räuberei zu strafen oder zu wehren“. Nur ein Beispiel aus diesem Abschnitt! „Wenn man wider die Türken zu streiten vorgiebt, so senden sie Botschaft heraus, Geld zu sammeln. Vielmals wird auch Ablaß herausgeschickt eben mit derselben Farbe, wider den Türken zu streiten; denn sie meinen, die tollen Deutschen sollen unendlich Tod-Stock-Narren bleiben, nur immer Geld geben, ihrem unaussprechlichen Geiz genug thun, ob wir gleich öffentlich sehen, daß weder Annaten (die Hälfte der Zinsen des ersten Jahres von jedem neu verliehenen Lehen) noch Ablaßgeld noch alles andere ein Heller wider die Türken, sondern allzumal in den Sack kommt, dem der Boden aus ist. Sie lügen und trügen, setzen und machen mit uns Bündnisse, deren sie nicht ein Haar breit zu halten gedenken. Das muß darnach der heilige Name Christi und St. Petri alles gethan haben.“ Der Abschnitt schließt mit den Worten: „Dieweil denn solches teuflisches Regiment nicht allein eine öffentliche Räuberei, Trügerei und Tyrannei der hölliſchen Pforte ist, sondern auch die Christenheit an Leib und Seele verdirbt, sind wir hier schuldig, allen Fleiß anzuwenden, solchem Jammer und Zerstörung der Christenheit zu wehren. Wollen wir wider die Türken streiten, so lasset uns hier anheben, da sie am allerärgsten sind. Henken wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber, warum sollten wir den römischen Geiz frei lassen, der der größte Dieb und Räuber ist, der auf Erden gekommen ist oder kommen mag?“

Im letzten Teile seiner Schrift macht Luther bestimmte Vorschläge, zunächst in Beziehung auf die geistlichen, dann auf die weltlichen Gebrechen. Die „Annaten“ sollen abgethan, kein Lehen mehr nach Rom gegeben, kein Bischofsmantel oder irgendwelche Bestätigung in einer kirchlichen Würde hinfort aus Rom geholt, keine weltliche Sache vor ein römisches Gericht gebracht werden u. s. w. Der Papst soll alle Ansprüche auf weltliche Herrschaft fahren lassen, der Kaiser ihm „dafür die Bibel und Betbücher anzeigen, daß er predige und bete“. Abgeschafft werden soll „das Fußküssen des Papstes“ und, „daß er sich von Menschen als ein Abgott mit unerhörter Pracht läßt tragen“. „Helfe Gott einem freien Konzil, daß es den Papst lehre, wie er auch ein Mensch sei und nicht mehr denn Gott, wie er sich unterſteht zu sein.“ Die Wallfahrten nach Rom sind einzustellen, der Bau neuer Bettelklöster ist zu verbieten; „man schlage zehn oder wie viel ihrer not ist, auf einen Haufen und mache eines daraus, das genugsam versorgt nicht betteln dürfe“! Neue Orden darf der Papst nicht

bestätigen, vielmehr soll er ihre Zahl vermindern. Niemand soll gezwungen werden im Kloster zu bleiben. Stifte und Klöster sollen wieder „christliche Schulen“ werden, „darinnen man Schrift und Zucht nach christlicher Weise lehrte“. Den Priestern soll man nicht mehr das Gelübde der Ehelosigkeit abfordern dürfen. „Also sollte es zugehen in der Christenheit, daß eine jegliche Stadt aus der Gemeinde einen gelehrten, frommen Bürger erwählte, demselben das Pfarramt beföhle und ihn von der Gemeinde ernährte, ihm freie Willkür ließe, ehelich zu werden oder nicht, der neben sich mehrere Priester oder Diakonen hätte, auch ehelich oder wie sie wollten, die den Haufen und Gemeinde regieren hälfen mit Predigen und Sakramenten.“ Dann greift Luther in allerlei Mißbräuche des geistlichen Rechtes und fordert die Aufhebung der Heiligenfeste: „wollte man aber ja Unserer Frauen und der großen Heiligen Feste halten, daß sie alle auf den Sonntag verlegt würden oder nur des Morgens zur Messe gehalten und daß man darnach den ganzen Tag Werkeltag sein ließe“. „Die wilden Kapellen und Feldkirchen, als da sind, da die neuen Wallfahrten hingehen“, sollen zerstört und keine neuen Heiligen erhoben werden. „Jeglicher bleibe in seiner Pfarre, da er mehr findet denn in allen Wallkirchen, wenn sie gleich alle eine Wallkirche wären. Hier findet man Taufe, Sakrament, Predigt und seinen Nächsten, welches größere Dinge sind denn alle Heiligen im Himmel.“

Wie gegen die Bettelorden so geht Luther gegen die Bettelei überhaupt vor. „Es ist wohl der größten Nöte eine, daß alle Bettelei abgethan würde in aller Christenheit. Es sollte doch niemand unter den Christen betteln gehen. Es wäre auch eine leichte Ordnung darob zu machen, wenn wir den Mut und Ernst dazu thäten, nämlich, daß eine jegliche Stadt ihre armen Leute versorgte und keinen fremden Bettler zuließe, sie hießen, wie sie wollten, es wären Wallbrüder oder Bettelorden. Es könnte ja eine jegliche Stadt die Ihren ernähren. — So könnte man auch wissen, welche wahrhaftig arm wären oder nicht. So müßte da sein ein Verweser oder Vormund, der alle die Armen kennt und, was ihnen not wäre, dem Rat oder Pfarrer ansagt oder, wie das aufs Beste verordnet werden möchte.“

In den vielen Messen für Lebendige und Tote erblickt Luther keinen Segen, „sintemal man sieht, wie sie nur als Opfer und gute Werke gehalten werden, so sie doch Sakramente sind gleichwie die Taufe und Buße, welche nicht für andere, sondern allein dem, der sie empfängt, nütze sind. — Doch dies ist vielleicht noch ein zu frisches und ungehörtes Ding, sonderlich denen, die durch solcher Messen Abgang besorgen, es werde ihnen ihr Handwerk und Nahrung niedergelegt; darum muß ich weiter davon zu sagen mir

sparen, bis daß wieder rechtes Verständnis aufkomme, was und wozu die Messe gut sei. Es ist leider nun viele Jahre ein Handwerk zeitlicher Nahrung daraus geworden, daß ich hinfort raten wollte, eher ein Hirte oder sonst ein Werkmann, denn ein Priester oder Mönch zu werden, er wisse denn vorher wohl, was Messehalten sei".

Zum Fluche über Rom und zum Gebet zu Christus wird Luthers Schrift, wo sie von den „Brüderschaften, Ablaßbriefen, Butterbriefen, Meßbriefen, Dispensationen" redet. „Was des Dinges gleich ist, nur Alles ersäuft und umgebracht!" Luther ist empört darüber, daß der Papst „Eide, Gelübde und Bünde", die vor Gott gelten, auflöst. So wird „Treue und Glauben" zerrissen „und so verkaufen sie uns teuflische Lehre, nehmen Geld dafür, daß sie uns Sünden lehren und zur Hölle führen". „Hörst du es, Papst, nicht der Allerheiligste, sondern der Allersündigste? Daß Gott deinen Stuhl vom Himmel aufs Schierste zerstöre und in den Abgrund der Hölle senke! Wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und zu lösen, das er geboten hat, und die Christen, sonderlich die deutsche Nation, die als von edler Natur, als beständig und treu in allen Historien gelobt ist, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräter, Bösewichte, treulos zu sein? Gott hat geboten, man soll Eid und Treue halten auch den Feinden, und du unterwindest dich, solches Gebot zu lösen; — durch deinen Hals und deine Feder lügt der böse Satan, wie er noch nie gelogen hat. — Ach, Christus, mein Herr, sieh herab, laß hereinbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom! Hier sitzt der Mensch, davon Paulus gesagt hat, der sich über dich erheben soll und in deiner Kirche sitzen, sich stellen als ein Gott, der Mensch der Sünden und der Sohn der Verdammnis! Was ist päpstliche Gewalt anders denn nur Sünde und Bosheit lehren und mehren, nur Seelen zur Verdammnis führen unter deinem Namen und Schein!"

Auch von den „Böhmen" handelt Luther in seiner Schrift. „Daß Johann Huß und Hieronymus von Prag zu Konstanz wider päpstliches, christliches, kaiserliches Geleit und Eid verbrannt sind, womit wider Gottes Gebot geschehen und die Böhmen hoch zur Bitterkeit verursacht sind", müsse zugegeben werden. Jenes Verfahren zu billigen, dürfe man unmöglich von den „Böhmen" verlangen, „oder wir kommen sonst nimmermehr zur Einigkeit". „Etliche fromme, verständige Bischöfe und Gelehrte" „sollten bei den Böhmen erkunden, wie es um ihren Glauben stünde, ob es möglich wäre alle ihre Sekten in eine zu bringen". Auch sollte man es ihnen gestatten, aus ihrer Mitte sich selbst einen Erzbischof zu Prag zu wählen. Die

beiderlei Gestalt des Abendmahls solle man ihnen nicht nehmen; „doch, daß der neue Bischof darob sei, daß nicht Uneinigkeit um solche Weise sich erhebe". „Was mehr an Irrtum und Zwiespältigkeit in Böhmen erfunden würde, sollte man dulden, bis der Erzbischof wieder eingesessen sei und mit der Zeit den Haufen wieder zusammenbrächte in einträchtiger Lehre."

Auch „die Universitäten bedürften wohl einer guten, starken Reformation". Aristoteles ist beiseite zu drängen, das päpstliche geistliche Recht zu beseitigen, das weltliche Recht ist „eine Wildnis geworden". „Vernünftige Regenten neben der heiligen Schrift wären übrig genug Recht. — Wollte Gott, daß, wie ein jegliches Land seine eigene Art und Gaben hat, es also auch mit eigenen kurzen Rechten regiert würde, wie sie regiert gewesen sind, ehe solche Rechte erfunden wurden, und noch ohne sie viele Lande regiert werden!" Die Theologen sollen zur Bibel greifen und die „Lehrer der heiligen Schrift" in Wahrheit sein, was ihr Titel besagt. „Die Schrift ist allein unser Weingarten, darinnen wir alle uns üben und arbeiten sollen."

Mit besonderem Eifer empfiehlt Luther sich der religiösen Unterweisung der Jugend anzunehmen. „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die vornehmste und allgemeinste Lektion die heilige Schrift sein und für die jungen Knaben das Evangelium. Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen des Tages die Mägdlein eine Stunde das Evangelium hörten, es wäre auf deutsch oder lateinisch. — Sollte nicht billig ein jeglicher Christenmensch bei seinen neun oder zehn Jahren das ganze heilige Evangelium wissen, darinnen sein Name und Leben steht? Lehrt doch eine Spinnerin und Nähterin ihre Tochter dasselbe Handwerk in jungen Jahren. — Diesen elenden Jammer sehen wir nicht, wie auch jetzt das junge Volk in der Christenheit verschmachtet und erbärmlich verdirbt, weil ihm das Evangelium gebricht, das man mit ihnen immer treiben und üben sollte."

Zuletzt weist Luther noch auf einige weltliche Gebrechen. Er geißelt „den überschwenglichen Überfluß und die Kostbarkeit der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns wie andern Landen genug gegeben Wolle, Haar, Flachs und alles, das zu ziemlicher, ehrlicher Kleidung einem jeglichen Stand redlich dient, daß wir nicht bedürften, so greulichen, großen Schatz für Seide, Sammet, Goldstoff und was der ausländischen Ware ist, so zu vergeuden und zu verschütten." Auch die Einfuhr von Spezereien, gleichfalls „der großen Schiffe eins, darinnen das Geld aus deutschen Landen geführt wird", solle vermindert werden. Zu beseitigen ist der „Zinskauf" und die großen Handelsgesellschaften, die

unermeßliche Reichtümer aufhäufen. Endlich soll die Obrigkeit dem „Fressen und Saufen", das dem Deutschen bei andern Völkern zur Unehre gereiche, sowie der bisher geduldeten öffentlichen Unzucht entgegentreten.

Der Abschnitt, den Luther der zweiten Ausgabe seiner Schrift beigefügt hat, handelt vom „heiligen römischen Reich". Der Papst rühme sich, dasselbe den Deutschen überwiesen zu haben. Auch damit habe das Papsttum „unsere Einfältigkeit gemißbraucht". „Wir sind damit des Papstes Knechte geworden." Der deutsche Kaiser „soll römischer Kaiser sein und dennoch Rom nicht innehaben, dazu allezeit in des Papstes und der Seinen Mutwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und sie das Land und die Städte." — Wir Deutsche „haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Gewalt und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern und wir spielen mit den ledigen Schalen. So helfe uns Gott, der solches Reich uns durch listige Tyrannen zugeworfen und zu regieren befohlen hat, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun und unsere Freiheit erretten und die Römer einmal sehen lassen, was wir durch sie von Gott empfangen haben!"

Es war durchaus nicht Alles neu, was Luther in seiner Schrift sagte. Neu aber war es, daß er Alles nicht nur vom nationalen, sondern auch vom religiösen Standpunkt aus beleuchtet! Er hat sein ganzes deutsches Herz in dieses Büchlein gelegt. Darum ergreift es auch noch heute das Herz eines jeden deutschen Lesers. Wie ein gewaltiger Prophet, der gern bereit ist, für die Wahrheit auch das Leben zu lassen, steht er vor uns! Bald sind vier Jahrhunderte dahin, seit seine Schrift ausging. Sie weist noch über unsere Zeit hinaus. Man nahm dem Papste seinen weltlichen Besitz — er wird nie seine irrigen Ansprüche preisgeben. Rom will auch heute Deutschland fest, fester denn je unter seine Gewalt bringen, und in vielen Stücken ist es unter Roms Gewalt. „Laßt den deutschen Kaiser recht und frei Kaiser sein und nicht seine Gewalt noch Schwert niederdrücken durch solches blindes Vorgeben päpstlicher Heuchler, als sollten sie vom Schwerte ausgenommen in allen Dingen regieren!" Dieses Wort Luthers gilt noch der Gegenwart.

„Ich achte wohl," so schließt Luther seinen herrlichen Aufruf, „daß ich hoch gesungen habe, viele Dinge vorgegeben, was als unmöglich angesehen wird, viele Stücke zu scharf angegriffen. Wie soll ich ihm aber thun? Ich bin es schuldig zu *sagen*; könnte ich, so wollte ich auch also *thun*. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir denn Gott; man wird mir ja nicht mehr denn das Leben nehmen können. Ich habe bisher viel-

mal meinen Widerſachern Frieden angeboten. Aber wie ich ſehe, Gott hat mich durch ſie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun und ihnen, weil ſie nicht müßig ſind, zu reden, bellen, ſchreien und ſchreiben genug gegeben. Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen: juckt ſie das Ohr, ich will's ihnen auch ſingen und die Noten aufs Höchſte ſtimmen. Verſtehſt mich wohl, liebes Rom, was ich meine!

Auch hab ich mein Schreiben vielmal auf Erkenntnis und Verhör erboten, das alles nit geholfen, wiewohl auch ich weiß, ſo meine Sache recht iſt, daß ſie auf Erden muß verdammt und allein von Chriſto im Himmel gerechtfertigt werden; denn das iſt die ganze Schrift, daß der Chriſten und der Chriſtenheit Sache allein von Gott muß gerichtet werden, iſt auch noch nie eine von Menſchen auf Erden gerechtfertigt, ſondern iſt allzeit Widerpart zu groß und ſtark geweſen. Es iſt auch meine allergrößte Sorge und Furcht, daß meine Sache möchte unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennen würde, daß ſie Gott noch nit gefalle. Darum laß nur friſch einhergehn, es ſei Papſt, Biſchof, Pfaff, Mönch oder Gelehrte, ſie ſind das rechte Volk, die da ſollen die Wahrheit verfolgen, wie ſie allzeit gethan haben. Gott gebe uns allen einen chriſtlichen Verſtand und ſonderlich dem chriſtlichen Adel deutſcher Nation einen rechten geiſtlichen Mut, der armen Kirche das Beſte zu thun! Amen."

Zwei weitere Schriften hatte Luther bereits in ſeinem Sendſchreiben „An den chriſtlichen Adel" in Ausſicht geſtellt, eine Schrift über die Meſſe und ein „Liedlein von Rom". Noch ehe jenes Sendſchreiben die Preſſe verließ, ging bereits die Schrift über die Meſſe aus. Sie trug den Titel „Ein Sermon von dem Neuen Teſtament, das iſt von der heiligen Meſſe." Hier führt er die Meſſe wieder auf Chriſti Einſetzung zurück und bezeichnet als ihr „Weſen, Werk, Nutzen und Frucht" die Vergebung der Sünden. Auch fordert er für ſie die deutſche Sprache: „Wollt Gott, daß wir Deutſchen Meſſe zu deutſch läſen und die heimlichſten Worte aufs allerhöchſte ſängen! Warum ſollten wir Deutſchen nicht Meſſe leſen auf unſere Sprache, ſo die Lateiniſchen, Griechen und viele andere auf ihre Sprache Meſſe halten!"

Sofort nach Erſcheinen der Schrift „An den chriſtlichen Adel" ſang Luther jenes „Liedlein von Rom". Eben hatte der Leipziger Franziskaner Alveld die Kelchentziehung im Abendmahl verteidigt und ein Italiener hatte einen „Widerruf Luthers an den Papſt" veröffentlicht. Beides mochte Luther veranlaßt haben, ſeine Feder raſch laufen zu laſſen. Anfang Oktober erſchien das „Liedlein von Rom" unter dem Titel: „Ein Vorſpiel von der Babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche". Nicht an das Volk, ſondern

an die Theologen wollte er ſich wenden. Darum faßte er die Schrift in lateiniſcher Sprache ab. Er will zur Befreiung aufrufen aus der Tyrannei, in der die Papſtkirche die Chriſtenheit mit der Entſtellung der von Chriſtus eingeſetzten und mit der Aufſtellung neuer, in der Bibel unbegründeter Sakramente gefangen hielt. Offen bekennt er, ſeinen Gegnern Dank ſchuldig zu ſein, daß ſie ihn immer tiefer in die Erkenntnis der Schäden der Kirche geführt haben, und wünſcht, daß man alles, was er früher über den Ablaß und das Papſttum geſchrieben habe, verbrenne und ſtatt des dort Geſagten die beiden Sätze lerne: „Abläſſe ſind eine nichtsnutzige Erfindung der römiſchen Schmeichler“ und „das Papſttum iſt das wilde Jagen des römiſchen Biſchofs“. Entſprechend ſeinem „Sermon von dem Neuen Teſtament“ befreit er das Abendmahl von allen römiſchen Zuthaten und Verzerrungen, führt es auf ſeinen Grund zurück, verwirft die Kelchentziehung, ſowie die Forderung, daß man an die Verwandlung der Elemente glauben müſſe, und den Mißbrauch der Meſſe als eines guten Werkes und eines Opfers. Auch den Wert der Taufe leitet er aus den Einſetzungsworten ab und weiſt ihre Bedeutung für das ganze Leben nach: „Alles, was wir leben, ſoll Taufe ſein und der Taufe Zeichen (nämlich das Untertauchen unter das Waſſer und das Wiederherauskommen) zur Erfüllung bringen, indem wir von allem anderen frei (nämlich von allen päpſtlichen Satzungen) ganz nur der Taufe, das iſt dem Sterben (nämlich nach dem alten Menſchen) und Auferſtehen (des neuen Menſchen) uns hingeben.“ Die Buße läßt Luther nur noch in bedingter Weiſe als Sakrament gelten, da ſie zwar auf göttlicher Stiftung beruhe, aber des äußeren Zeichens entbehre. Unbedingt, weil bibliſch unbegründet, werden verworfen die übrigen vier Sakramente der römiſchen Kirche: Firmelung, Ehe, Prieſterweihe und letzte Ölung. Die Schrift ſchließt mit den Worten: „Den Gottloſen und denen, die uns ſtatt der göttlichen Lehren ihre eigenen in hartnäckiger Tyrannei aufdrängen, ſetze ich zuverſichtlich und freimütig dieſe meine Schrift entgegen, ohne mich an ihren unverſtändigen Zorneseifer zu kehren. Doch wünſche ich auch ihnen geſunde Sinne und will ihre Schriften nicht verachten, ſondern will ſie nur von den rechten und echten Chriſten unterſcheiden. Denn ich höre ein Gerücht, daß ſchon wieder päpſtliche Bullen und Verwünſchungen wider mich im Anzuge ſind, durch die ich zum Widerruf gezwungen oder für einen Ketzer erklärt werden ſoll. Iſt das wahr, ſo will ich, daß dies mein Büchlein ein Stück meines künftigen Widerrufs ſein ſoll, damit ſie ſich nicht beſchweren, ſie hätten ihre Tyrannei vergeblich in Atem gebracht; den übrigen Teil will ich mit

Christi Gnade allernächstens veröffentlichen, und zwar einen solchen, wie ihn der römische Stuhl bisher weder zu sehen noch zu hören bekommen hat; da will ich meine Unterthänigkeit vollauf bezeugen. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Amen.

Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr,
Daß uns geborn kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich!"

Luthers Schrift „von der Babylonischen Gefangenschaft" rief selbst einen König auf den Kampfplatz für Rom und Papst. Heinrich VIII. von England griff, nachdem er Kaiser Karl V. vor dem Schluß des Wormser Reichstags (1521) zu entschiedenem, gewaltsamem Vorgehen gegen Luther aufgefordert hatte, zur Feder, um, sicherlich durch verschiedene humanistische, der Reformation feindliche Kräfte unterstützt, Luther zu widerlegen. Offenbar meinte er, mit roher Beschimpfung und gemeinem Spott sei die Widerlegung vollbracht. Der Papst hatte seine helle Freude an dem königlichen Machwerk, verlieh dem streitbaren Schriftsteller den Titel eines „Beschützers des Glaubens" und verhieß allen, die sein Werk lesen würden, einen zehntägigen Ablaß. Auch Luther las es und gab eine gebührende Antwort. Sie erschien erst lateinisch, dann deutsch — Herzog Georg von Sachsen hatte des Königs lateinische Schrift ins Deutsche übersetzen lassen — unter dem Titel: „Antwort deutsch Martin Luthers auf König Heinrichs von England Buch. Lügen thun mir nicht, Wahrheit scheu ich nicht." Die Schrift entsprach in ihrem heftigen und groben Ton durchaus der Herausforderung. „Ihr Papisten," so schließt sie, „sollt's nicht enden, das ihr vorhabt. Thut, was ihr wollt! Es soll diesem Evangelium, das ich, Martinus Luther, gepredigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischof, Pfaffen, Mönch, Könige, Fürsten, Teufel, Tod, Sünde und alles, was nicht Christus und in Christo ist. Davor soll sie nichts helfen."

6. Die Bannbulle.

Fast genau in denselben Tagen, als Luther mit jener Schrift gegen Prierias (s. o. S. 164) seinen Absagebrief an das „unselige, verdammte und lästerliche Rom" schrieb, wurde — am 15. Juni 1520 — in Rom die vornehmlich unter Ecks, Kajetans und Prierias' Mitwirkung aufgesetzte Bulle unterzeichnet, die das endgiltige Urteil über den Ketzer fällte und

ihn aus der Kirche ausstieß. Man ahnte in Rom wohl kaum, daß dies jetzt bereits viel zu spät kam und daß man in Deutschland einer päpstlichen Bannbulle wenig Achtung entgegenbrachte. Trotzdem ist das Schriftstück zu wichtig, als daß es unser deutsches Volk als das amtliche, im Laufe der Zeiten oft genug wiederholte Urteil Roms über unsern Reformator vergessen dürfte.

„Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache," so beginnt die Bulle, „gedenke der Schmach, die dir von den Thoren widerfährt den ganzen Tag; neige dein Ohr zu unserer Bitte! Denn es sind Füchse aufgestanden, die deinen Weinberg verwüsten wollen, deß Kelter du allein getreten hast und hast bei deiner Auffahrt zum Vater desselben Weinbergs Fürsorge, Regiment und Verwaltung dem Petrus übergeben als einem Haupte und deinem Statthalter, sowie seinen Nachfolgern, entsprechend der triumphierenden Kirche. Ein Eber aus dem Walde will ihn verwüsten, ein sonderlich wildes Tier weidet ihn ab." — „Denn es ist uns vor kurzem, was wir vor Kummer und Betrübnis des Herzens kaum auszusagen vermögen, durch glaubwürdigen Bericht und öffentliches Gerücht zu Ohren gekommen, ja wir haben es, o Schmerz! mit unsern Augen gesehen und gelesen, daß viele und mannigfaltige Irrtümer, nämlich solche, die schon durch die Konzilien und die Erlasse unserer Vorfahren verdammt worden, offenkundige Wiederholungen der griechischen und böhmischen Ketzerei — von neuem wieder erweckt und unlängst bei etlichen leichtfertigen Menschen in der berühmten deutschen Nation ausgesät worden sind. Das schmerzt uns um so mehr, da wir und unsere Vorfahren dieselbe Nation immer in einem Herzen voll Liebe getragen haben. Denn nach der Zuwendung des Kaisertums von den Griechen durch die römische Kirche an dieselben Deutschen haben dieselben unsere Vorfahren und wir der römischen Kirche Vögte und Beschützer allezeit aus ihnen genommen. Auch sind die Deutschen wahrlich Brüder der christlichen Wahrheit, allezeit die allerernsthaftesten Ausrotter der Ketzereien gewesen. — Demnach können wir aus Sorgfältigkeit unseres durch die göttliche Gnade uns anvertrauten Hirtenamtes das pestilenzialische Gift besagter Irrtümer ohne Versündigung gegen die christliche Religion und den rechten Glauben nicht länger tragen oder übersehen. So haben wir denn für angezeigt gehalten, etliche dieser Irrtümer hier anzuführen, wie sie folgendermaßen lauten."

Die Bulle bringt hierauf 41 Sätze, unter ihnen: „Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß giebt, sind nicht die Verdienste Christi und der Heiligen." — „Man soll die Christen lehren den Bann mehr zu

lieben denn zu fürchten." — „Die Ketzer zu verbrennen ist wider den Willen des Heiligen Geistes." — „Die geistlichen Prälaten und weltlichen Fürsten thäten nicht übel, wenn sie alle Bettelsäcke abthäten." Da nun „benannte Irrtümer und viel andere mehr in den Büchlein oder Schriften eines Martin Luthers enthalten sind, verdammen, verlegen und verwerfen wir gänzlich genannte Büchlein und alle Schriften oder Predigten des berührten Martin" und gebieten „allen und jeden beider Geschlecht Christgläubigen, sich in keinem Wege zu unterwinden, solche Schriften, Büchlein, Predigten oder Zettel — zu lesen, sagen, predigen, loben, denken, an Tag geben oder verteidigen — öffentlich oder heimlich in ihren oder andern Häusern — zu halten", vielmehr sollen dieselben ausgeforscht, zusammengebracht und „öffentlich und feierlich in Gegenwart der Geistlichkeit und der Laien" verbrannt werden.

Daß man also mit Luther verfahren müsse, habe er selbst verschuldet. Denn „guter Gott! was haben wir unterlassen, was nicht gethan, was versäumt an väterlicher Liebe, um ihn von solchen Irrtümern abzubringen? Wir hatten ihn vorgeladen, um ihn milder zu behandeln, wir haben ihn in verschiedenen mündlichen Besprechungen mit unserm Legaten sowie brieflich ermahnt, von besagten Irrtümern abzustehen oder ohne jegliche Furcht, die vor vollkommener Liebe hätte schwinden müssen, zu uns zu kommen, wozu wir ihm auch frei Geleit und das nötige Reisegeld angeboten", — „aber er kam nicht und hat es dadurch versäumt, sich von seinen Irrtümern und der Unfehlbarkeit der römischen Päpste überzeugen zu lassen. Statt dessen hat er in seinem Irrtum ungehorsam beharrt und verdient nunmehr, nachdem er an ein allgemeines Konzil appelliert hat, gar keine Nachsicht mehr. Trotzdem wird ihm Gnade verheißen, wenn er binnen sechzig Tagen vom Anheften der Bulle im Brandenburger, Meißner und Merseburger Bistum an gerechnet den Widerruf leistet. Geschieht das nicht, so wird er verdammt mit allen, die ihm anhängen. Man soll ihn gegen eine Belohnung festnehmen und nach Rom bringen, zum mindesten aber aus dem Lande jagen; das Land, das ihn beherbergt, soll dem Interdikt verfallen sein."

Hier spricht klar und deutlich der mittelalterliche Geist Roms, an dem sich bis heute nichts geändert hat! Und sind hier und da die Worte andere, in denen er sich kund thut, seine Grundsätze und seine Beurteilung der evangelischen Lehre und Kirche ist genau dieselbe geblieben.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Bannbulle, von der man schon hörte, selbst nach Deutschland kam. Trotz der Meldung, daß sie unterwegs

sei, blieb Friedrich der Weise fest auf seinem Standpunkt, daß man Luther erst hören müsse, ehe man ihn verurteilen dürfe, und warnte vor der Beunruhigung, die ein anderes Verfahren zur sicheren Folge haben würde. Auf die Weisung des klugen Fürsten hin richtete Luther ganz in jenem Sinne gegen Ende August an Kaiser Karl V. ein „Erbieten" — es erschien deutsch und lateinisch im Druck, auch der handschriftliche Entwurf, schärfer gehalten als der Druck, ist uns bekannt —, bessere Meinung hören und annehmen zu wollen: „Ich bitte männiglich um Gottes willen, es dafür zu halten, daß ich nochmals meines vorigen Willens und Erbietens bin, und sich zu bewahren vor frevelm Urteil und Fährlichkeit des Hasses und Neids, und ob ich bisher zuweilen ihres Bedünkens zu ernstlich oder schimpflich geschrieben hätte oder aber auch hinfür schreiben würde, mir das freundlich zu verzeihen, in Ansehung, daß es alles allein der christlichen Wahrheit und nicht meinem Lob oder Genuß zu Gut geschehen ist und noch geschieht, und daß ich so hoch und merklich durch vielfältiges, schmähliches, ungegründetes, unschickliches, unchristliches, gotteslästerliches Schreiben meiner Gegenteil dazu verursacht werde."

Ein Augustinerkonvent, der in denselben Tagen zu Eisleben stattfand und das Ordensvikariat Luthers Freunde, Wenzeslaus Link, übertrug, während Staupitz, besorgt um den Ausgang der immer heißer werdenden Kämpfe, sein Vorsteheramt über die deutschen Klöster niederlegte, ließ auf den Wunsch des Kämmerers Miltitz, der immer noch an einen Erfolg seines Mittleramtes zu glauben wagte, durch Staupitz und Link an Luther die Bitte richten, er möge in einem Schreiben an den Papst erklären, daß er bei seinen Angriffen auf die Kirche niemals dessen Person im Auge gehabt habe. Es war das letzte Mal, daß Staupitz und Luther persönlich zusammen kamen. Damals hörte Luther auch von einem päpstlichen Befehl an den Erzbischof von Mainz, daß Hutten gebunden nach Rom geführt, seine Bücher verboten und vor ähnlichen Schriften unter Androhung des Banns gewarnt werden sollte. Es war gewiß nicht unberechtigt, wenn er unter den „ähnlichen Schriften" die eigenen verstand. „Wenn mich der Papst auch mit Namen gehandelt hätte," schrieb er am 11. September an Spalatin, „so will ich auch meinen Geist zum Geiste Huttens fügen und mich so verantworten, daß es den Bischof in Mainz nicht erfreuen wird."

Wenige Tage darauf, am 21. September, kam Eck, der stolz darauf war, als päpstlicher Nuntius die Bulle nach Deutschland bringen zu dürfen, mit derselben nach Meißen, am 25. nach Merseburg, am 29. September nach Brandenburg. Von da ab sollte die Frist der letzten Entscheidung

gerechnet werden: die größte Verrechnung, die die Weltgeschichte gesehen hat! Eck hatte übrigens sein hohes Amt zu mancherlei persönlicher Rache benutzt. Der Papst hatte ihn ermächtigt, einige Genossen Luthers nach eigener Wahl mit auf die Bulle zu setzen. So wurden denn mit Luther auch Karlstadt, der Zwickauer Prediger Johann Wildenauer (Egranus), Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler in Nürnberg und andere offenkundige Anhänger Luthers und Feinde Ecks als Ketzer gebrandmarkt und mit dem Bann bedroht. Am 6. Oktober erschien Luthers „Vorspiel von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche". Erst einige Tage später kam die Bulle in die Hände des Gebannten.

Wie nahm sie Luther auf? Zeit hatte er wahrlich genug gehabt, sich auf ihre Ankunft vorzubereiten. Mit Freuden begrüßte er sie als den Beweis der Wahrheit seiner Sache, die ja der Antichrist nur verdammen konnte und mußte! „Endlich ist die römische Bulle mit Eck angekommen," schreibt er am 11. Oktober an Spalatin, „ich verlache sie nur und greife sie jetzt als gottlos und lügenhaft, ganz Eckianisch an. Ihr seht, daß Christus selbst darin verdammt wird. Und doch wird keine Ursache angegeben. Ingleichen, daß ich nicht zum Verhör, sondern zum Widerruf gefordert werde: daß Du sehen kannst, wie sie ganz toll und blind sind und nichts erkennen noch bedenken. Ich will aber doch so handeln, daß ich des Papstes Namen verschweige, und sie für eine erlogene und erdichtete Bulle halten, ob ich wohl glaube, daß sie wahrhaftig von ihm herkomme. Ach! daß doch Kaiser Karl ein Mann wäre und sich für Christum über diese Satans hermachte! Ich bin meiner Person wegen unbesorgt: es geschehe, was Gott will! Ich weiß auch nicht, was der Fürst hier thun soll. Das Beste ist wohl, daß er sich stelle, als wüßte er nichts drum. Denn sowohl zu Leipzig als allenthalben ist die Bulle und Eck ganz verachtet. Darum möchten wir, wenn wir zu sehr sorgten und in Kummer wären, sie ansehnlicher machen als sie ist, die bald für sich zu nichts werden wird. Ich schicke ihr Exemplar, daß Du die römischen Ungeheuer siehst. Wenn die herrschen sollten, wäre es um Glaube und Kirche geschehen. Ich freue mich aber doch von ganzem Herzen, daß mir um der besten Sache willen Böses widerfährt, und bin solcher heiligen Plage nicht wert. Schon bin ich viel freier, endlich deß gewiß, daß der Papst als der Antichrist und des Satans Stuhl handgreiflich erfunden worden ist."

Denselben Tag reiste Luther noch nach Lichtenberg ab zu einer neuen Zusammenkunft mit Miltitz, an der auch Melanchthon teilnahm. Auch jetzt noch hoffte Miltitz auf eine friedliche Beilegung. Er erwartete viel

davon, daß Luther jener Bitte des Augustinerkonvents, an den Papst zu schreiben, entsprach. Luther hatte das noch nicht gethan, weil die Nachricht, die Bulle gegen ihn sei unterwegs, ihm einen derartigen Brief als völlig zwecklos erscheinen ließ. Jetzt wurde der Brief geschrieben und auf des Kämmerers Wunsch auf den 6. September zurückdatiert, weil damals bereits an Luther jenes Verlangen gestellt worden war und von jenem Datum aus Luther noch nicht als ein Gebannter schrieb. Mit gutem Gewissen konnte er erklären, daß er die Person Leos niemals angegriffen habe, und die Bitte aussprechen: „Du wolleſt, heiliger Vater, Dir diese meine Entschuldigung gefallen lassen und mich gewiß für den halten, der wider Deine Person nie nichts Böses habe vorgenommen und also gesinnt sei, daß er Dir wünsche und gönne das Allerbeste, der auch keinen Handel noch Gezänk mit jemand haben wolle um jemands bösen Lebens willen, sondern allein um der Wahrheit göttlichen Wortes willen; in allen Dingen will ich jedermann gern weichen, das Wort Gottes will ich und kann ich nicht verlassen noch verleugnen.“ Was aber den Kampf gegen unchristliche Lehren und gegen Rom, diese „Mordgrube über alle Mordgruben“ betreffe, so reue ihn seine „Emsigkeit und Schärfe“ nicht. Dem Papste selbst, der „wie ein Schaf unter den Wölfen und wie Daniel unter den Löwen“ sitze, hätte er gegönnt, zu besseren Zeiten Papst zu sein; jetzt wünsche er ihm, daß er sich seiner Würde entledige und „etwa von einer Pfründe oder dem väterlichen Erbe sich erhalten“ könnte. „O Du allerunseligster Leo, der Du sitzeſt in dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sag Dir die Wahrheit; denn ich gönn Dir Gutes!“ Schon, so schreibt Luther, habe er selbst auf den Kampf gegen Rom als fruchtlos verzichtet gehabt, „einen Urlaubbrief geschenkt und gesagt: Ade, liebes Rom, stinke fortan, was da stinkt, und bleibe unrein für und für, was unrein ist; habe mich also begeben in das stille geruhige Studieren der heiligen Schrift, damit ich förderlich wäre denen, bei denen ich wohne“. Da habe ihn Eck aus seiner Stille gerissen. Seitdem sei der Kampf immer heißer geworden und „nicht ein kleines Teil des römischen unchristlichen Wesens an den Tag gekommen“. Die wahren Feinde des Papstes seien seine „Schmeichler“, in erster Linie Eck. Nun habe Miltitz „vermeinend, es sei die Sache noch nicht in Abgrund verloren und verzweifelt“, ihn ersucht, „mit unterthäniger Schrift“ des Papstes und seine eigene „Unschuld zu entschuldigen“. Das thue er hiermit: „dieweil ich allezeit habe Frieden angeboten und begehrt, auf daß ich stillen und bessern Studierens warten möchte, ist mir das eine liebe, fröhliche Botschaft gewesen, hab sie mit Dank aufgenommen und mich aufs willigste lenken

lassen und für eine besondere Gnade erkannt, so es also, wie wir hoffen, geschehen möchte." „Daß ich aber sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus; darf's sich auch niemand vornehmen, er wollte denn die Sache in ein großes Gewirre treiben. Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maß, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehrt, nicht soll noch muß gefangen sein. Wo mir diese zwei Stück bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reizen; ich will aber auch ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, will ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein." Noch einmal warnt Luther in herzlichen Worten — er will dem Vorbild St. Bernhards folgen, der noch von seinem Sterbebette aus dem Papst Eugen III. das Papsttum, wie es sein soll und wie es in Wirklichkeit damals war, vor die Seele hielt —: „Du wolleſt, mein heiliger Vater, ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die da sagen, Du seiest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirst's auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes und in einem gefährlicheren, elenderen Stand denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seiest ein Herr der Welt; die niemand wollen lassen Christen sein, er sei denn Dir unterworfen; die da schwätzen, Du habest Gewalt in den Himmel, in die Hölle und ins Fegfeuer. Sie sind Deine Feinde und suchen Deine Seele zu verderben." „Am Ende," so schließt der Brief, „daß ich nicht leer komme vor Deine Heiligkeit, so bring ich mit mir ein Büchlein unter Deinem Namen ausgegangen zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und guter Hoffnung, daraus Deine Heiligkeit schmecken mag, mit was für Geschäften ich gerne wollte und auch fruchtbarlich möchte umgehen, wenn mir's vor Deinen unchristlichen Schmeichlern möglich wäre. Es ist ein klein Büchlein, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summe eines christlichen Lebens drinnen begriffen, so der Sinn verstanden wird. Ich bin arm, habe nichts anderes, damit ich meinen Dienst erzeige."

Das „Büchlein", das Luther mit seinem Briefe dem Papste übersandte, war die dritte seiner großen Reformationsschriften: „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Sie erschien ebenso wie der Brief an Leo in lateinischer und deutscher Sprache. Die deutsche Bearbeitung der Schrift widmete Luther dem Zwickauer Bürgermeister Hermann Mülpfort, dessen „Liebe und Lust zur heiligen Schrift" ihm Johann Wildenauer (s. o. S. 184) ge-

rühmt hatte. In diesem köstlichen „Büchlein“ weht nunmehr wieder durchaus der Geist des Friedens. Es ist die große, grundlegende Erbauungsschrift der Reformation, enthaltend in der That, wie Luther selbst sagt, „die ganze Summe eines christlichen Lebens“, zugleich ein herrliches Zeugnis des Friedens, von dem die gottinnige Seele des Reformators erfüllt war, gerade während die heftigsten Stürme ihn umtobten. Keinen besseren Beweis seiner durchaus friedlichen Zwecke hätte Luther dem Papst geben können. Nur irrte er sich in der Erwartung, daß Leo „den Sinn verstehen“, überhaupt ein Verständnis haben würde für solche Gedanken wahren, innigen, glaubensfreudigen und liebestarken Christentums.

Zwei Sätze stellt Luther auf Grund von 1. Cor. 9, 19: „Wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht“ an die Spitze: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan.“ Darnach zerfällt die Schrift in zwei Teile. Zuerst handelt Luther von dem „inwendigen, geistlichen Menschen, zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein frommer, freier Christenmensch sei und heiße“. Zu dieser Frömmigkeit und Freiheit kann kein äußerliches Ding verhelfen, sondern allein das Evangelium. „So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele alles Dinges entbehren kann ausgenommen das Wort Gottes und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding geholfen. Wo sie aber das Wort hat, so bedarf sie auch keines andern Dinges mehr, sondern sie hat in dem Worte genug: Speise, Freude, Friede, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwenglich.“ Das Wort Gottes aber ergreift der, der zuerst an sich selbst verzweifelt und dann Zuversicht gewinnt zu der ihm im Worte angebotenen Gnade. „Daß du aus dir und von dir, das ist aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt er dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und läßt dir durch sein lebendiges, tröstliches Wort sagen, du sollst in denselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch auf ihn vertrauen. So sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünden vergeben, all dein Verderben überwunden sein und du gerecht, wahrhaftig, befriedigt, fromm und alle Gebote erfüllt sein und du von allen Dingen frei sein.“ — „Darum sollte es billig aller Christen einziges Werk und Übung sein, daß sie das Wort und Christum wohl in sich bildeten, solchen Glauben stetig übten und stärkten.“ Die heilige Schrift enthält Gebote und Verheißungen Gottes, Gesetz und Evangelium. „Die Gebote lehren und schreiben uns mancherlei gute Werke vor, aber damit sind sie noch nicht

geschehen. Sie weisen wohl, aber sie helfen nicht; lehren, was man thun soll, geben aber keine Stärke dazu. Darum sind sie nur dazu geordnet, daß der Mensch darinnen sehe sein Unvermögen zu dem Guten und lerne an sich selbst verzweifeln." — „Dann kommt das andere Wort, die göttliche Verheißung und Zusagung, und spricht: Willst du alle Gebote erfüllen, deiner bösen Begierde und Sünde los werden, wie die Gebote zwingen und fordern, siehe da, glaube an Christum, in welchem ich dir zusage alle Gnade, Gerechtigkeit, Friede und Freiheit; glaubst du, so hast du, glaubst du nicht, so hast du nicht. Denn was dir unmöglich ist mit allen Werken der Gebote, deren viele sind und doch keines nütze, das wird dir leicht und kurz durch den Glauben. Denn ich habe kurz in den Glauben gestellt alle Dinge, daß, wer ihn hat, alle Dinge haben und selig sein soll; wer ihn nicht hat, soll nichts haben. Also geben die Zusagungen Gottes, was die Gebote erfordern, und vollbringen, was die Gebote heißen, auf daß es alles Gottes eigen sei, Gebot und Erfüllung."

Aber der Christ ist auch ein „leiblicher, äußerlicher Mensch" und „bleibt noch in diesem leiblichen Leben auf Erden und muß seinen eigenen Leib regieren und mit Leuten umgehen. Da heben nun die Werke an: hier muß er nicht müßig gehen; da muß fürwahr der Leib mit Fasten, Wachen, Arbeiten und mit aller mäßigen Zucht getrieben und geübt sein, daß er dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde, nicht hindere noch widerstrebe, wie seine Art ist, wo er nicht gezwungen wird". Im Anschlusse hieran erörtert Luther das Verhältnis der Werke zum Herzen des Menschen und stellt den Grundsatz auf, daß nicht die Werke das Herz fromm und gut machen, sondern daß das Herz den Werken ihren Charakter aufprägt. „Darum sind die zwei Sprüche wahr: Gute, fromme Werke machen nimmermehr einen guten, frommen Mann, sondern ein guter, frommer Mann macht gute, fromme Werke. Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann macht böse Werke. Also daß allewege die Person zuvor gut und fromm sein muß vor allen guten Werken und gute Werke folgen und ausgehen von der frommen, guten Person; gleichwie Christus sagt: Ein böser Baum trägt keine gute Frucht, ein guter Baum trägt keine böse Frucht. Nun ist es offenbar, daß die Früchte nicht den Baum tragen, es wachsen auch die Bäume nicht auf den Früchten, sondern wiederum die Bäume tragen die Früchte und die Früchte wachsen auf den Bäumen. Wie nun die Bäume eher sein müssen denn die Früchte und die Früchte nicht die Bäume weder gut noch böse machen, sondern die Bäume machen die

Früchte, also muß der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werke thut. Und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gute oder böse Werke. Desgleichen sehen wir in allen Handwerken: ein gutes oder böses Haus macht keinen guten oder bösen Zimmermann, sondern ein guter oder böser Zimmermann macht ein böses oder gutes Haus. Kein Werk macht einen Meister, darnach das Werk ist, sondern wie der Meister ist, darnach ist sein Werk auch. Also sind die Werke des Menschen auch; wie es mit ihm steht im Glauben oder Unglauben, darnach sind seine Werke gut oder böse. Und nicht wiederum wie seine Werke stehen, darnach sei er fromm oder gläubig; die Werke, gleichwie sie nicht gläubig machen, so machen sie auch nicht fromm. Aber der Glaube, gleichwie er fromm macht, so macht er auch gute Werke." Für unser gesamtes Verhalten aber dem Nächsten gegenüber hat Paulus Philipp. 2, 1 ff. Christum als Vorbild aufgestellt. „Da hat Paulus klärlich ein christliches Leben dahin gestellt, daß alle Werke sollen gerichtet sein dem Nächsten zu gut, dieweil ein jeglicher für sich selbst an seinem Glauben genug hat und alle andern Werke und Leben ihm übrig sind, seinem Nächsten damit aus freier Liebe zu dienen." — „Aus dem Glauben fließt die Liebe und Lust zu Gott und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten umsonst zu dienen." — „Aus dem allen folgt der Beschluß, daß ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe, gleichwie Christus sagt (Joh. 1, 51): Ihr werdet noch sehen den Himmel offen stehen und die Engel auf- und absteigen über den Sohn des Menschen. Siehe das ist die rechte geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andere Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde. Diese gebe uns Gott recht zu verstehen und zu behalten! Amen."

Freundliche Aufnahme hatte Eck mit seiner Bulle in Deutschland nicht gefunden. Zu seinem Schrecken erfuhr er, daß sich die Stimmung gewaltig geändert hatte und daß das Volk in seiner großen Mehrheit auf Seiten Luthers stand. In Erfurt nahm man ihm die Drucke der Bulle ab und warf sie ins Wasser. Die Universität verweigerte ihre Veröffentlichung. In Leipzig, wo man ihn das Jahr zuvor noch mit solcher Auszeichnung im Gegensatz zu Luther aufgenommen hatte, war er seines Lebens nicht sicher. Man schlug Drohbriefe gegen ihn an und schickte ihm ins Dominikanerkloster,

wo er sich versteckt hielt, Fehdebriefe. Auf der Gasse sang man Spottlieder. Eine große Menge Studenten waren von Wittenberg herüber gekommen und trugen sicher nicht zur Beruhigung bei. Zu nächtlicher Stunde flüchtete Eck nach Freiberg. Herzog Georg zweifelte an der Echtheit der Bulle und überließ das Weitere den Bischöfen zu Merseburg und zu Meißen, die sich mit der Veröffentlichung derselben nicht gerade beeilten. Erst gegen Ende Januar 1521 wurde sie in Merseburg, im Februar in Leipzig still d. h. ohne Prozession und Glockengeläute vollzogen. In Leipzig erging es ihr wie in Torgau und Döbeln: man riß sie herab und bewarf sie mit Kot. Inzwischen hatten bereits Leute, die in Glaubenssachen durchaus nicht auf Luthers Seite standen, rechtliche Bedenken gegen die Bulle geäußert. Der kaiserliche Rat Hieronymus von Enndorf hatte im Januar 1521 darauf hingewiesen, daß mit ihr dem Kaiser ins Schwert gegriffen werde, da sie alle Anhänger Luthers mit dem Verluste ihrer Lehen bedrohe. Auch dürfe der Kaiser das Verbot der Appellation an ein Konzil nicht dulden: „denn was wär ein Konzil, so man nichts oder allein das, was den Päpsten gefiel, vorbringen dürfe?“ „Unsers Herrn Apostel und die lieben Heiligen,“ sagt er zutreffend, „machten die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stummen redend, die Hinkenden, Krummen und Lahmen gerade und in Summa die Kranken gesund, auch die Toten erweckten sie. Aber unsere jetzigen Apostel und lebendigen Heiligen hin und wieder machen uns mit sehenden Augen blind, daß wir auch nur hören müssen, was sie wollen, stumm, taub und Narren sein müssen, machen mehr krank denn gesund, töten vielleicht auch mehr und vor allem sehen sie viele Leute gern sterben von der Seelgerät (d. h. Vermächtnisse an die Kirche zum Heil der Seele) wegen.“

Für Wittenberg schob die Entscheidung über die Bulle Herzog Johann in Vertretung des abwesenden Kurfürsten der Universität zu. Diese riet von der Veröffentlichung der Bulle ab, da man noch nicht vollgiltige Beweise ihrer Echtheit habe, leicht ein Aufruhr unter dem Volke entstehen könne, auch Luther zuvor vernommen werden müsse. Die Römlinge aber versuchten, unmittelbar Friedrich den Weisen für ihre Zwecke gewinnen zu können. Anfang November weilte der Kurfürst in Köln. Podagra verhinderte ihn, weiter nach Aachen zur Krönung Karls zu reisen. Als er am 4. November im Barfüßerkloster an der Messe teilnahm, traten die päpstlichen Legaten Caraccioli und Aleander während des Gottesdienstes an ihn heran, überreichten ihm ein Schreiben des Papstes und forderten, „darob zu sein, daß die Bulle möchte vollzogen und Doktor Martinus'

Bücher verbrannt werden, sowie daß er ihn strafen wollte oder gefänglich annehmen und halten oder päpstlicher Heiligkeit übersenden". Ehe der bedächtige Kurfürst eine Antwort gab, besprach er sich mit Erasmus, der damals in Köln weilte. „In zwei Stücken," erklärte dieser, „hat Luther gesündigt: er hat dem Papst an die Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen." Nachdem Erasmus des weiteren in einigen Sätzen sein Urteil über das Verfahren Roms abgegeben hatte, ließ der Kurfürst den päpstlichen Legaten seine Antwort übermitteln. Jede Gemeinschaft mit Luthers Person und Sache ablehnend fordert er, wie er es stets gethan, daß man Luther durch unverdächtige, gelehrte und fromme Richter verhören und seine Bücher „nicht unverhört und unüberwunden verbrennen" lasse. Er unterließ es übrigens nicht, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß Eck nach eigenem Ermessen neben Luther noch andere Männer in der Bulle benannt habe.

An einigen Orten wurden thatsächlich Luthers Bücher auf den Scheiterhaufen geworfen, so in Löwen, Köln und Mainz. In Mainz ging die Verbrennung, die Aleander für das einzige Mittel erklärte „Luthers Lehre zu bekämpfen, wenn dieser Schurke sich nicht zum Widerruf bewegen" lasse, nicht ganz glatt ab. Hier weigerte sich der Henker, die schon aufgeschichteten Bücher Luthers zu verbrennen; er fragte vom Scheiterhaufen herab das umstehende Volk, ob dieselben rechtmäßig verurteilt seien, und als das verneint wurde, sprang er herab: er verbrenne nur, was nach den Gesetzen verdammt sei. In dem nun entstehenden Tumult wäre Aleander fast gesteinigt worden. Der Erzbischof von Mainz aber ordnete an, so erzählt Aleander selbst, „daß am folgenden Morgen in der ganzen Stadt die Verdammung der Bücher unter Trompetenschall bekannt gemacht und das Volk zur öffentlichen Verbrennung derselben eingeladen werde. Und obwohl der Kardinal die ganze Nacht von zudringlichen Edelleuten belästigt wurde, die ihm die Verbrennung der Bücher widerrieten und ihn nicht zum Schlafen kommen ließen, ist doch alles glücklich von statten gegangen. — Eine solche aus päpstlicher und kaiserlicher Gewalt geschehene Urteilsvollstreckung macht auf das Volk, das angesteckt ist durch die Predigten und Flugschriften dieses Ketzers, so tiefen Eindruck, daß viele sich von der Schlechtigkeit der verdammten Schriften überzeugen und dieselben in Menge freiwillig den Flammen übergeben."

Von den Männern, deren Namen Eck mit auf die Bulle gesetzt hatte, besaßen nicht alle den Mut, männlich auf ihrem Standpunkt zu beharren. Die beiden Nürnberger Pirkheimer und Spengler beugten sich, letzterer aller-

dings nur auf kurze Zeit. Standhaft blieb unter anderen der Zwickauer Prediger Johann Wildenauer, dessen uns noch handschriftlich erhaltene Predigten manch kräftiges Wort gegen Rom aufweisen. Staupitz konnte es auf der einen Seite nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, eine Erklärung gegen Luthers Lehre abzugeben, auf der andern Seite gewann er nicht den Mut zu einem offenen Bekenntnis für Luther, der ihm unter dem 14. Januar 1521 nach Salzburg schrieb: „Da wir zu Augsburg waren, so sagtest Du zu mir: Lieber Bruder, gedenke, daß Du dies im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen: welches Wort ich nicht als von Dir, sondern durch Dich [d. h. wie eine Stimme Gottes] gesagt annahm und wohl im Gedächtnis bewahrt habe. Also bitte ich Dich nun mit Deinem eigenen Worte: gedenke auch Du, daß Du solch Wort zu mir gesagt hast. Bisher ist in der Sache nur gescherzt worden, jetzt wird es Ernst. Und, wie Du gesagt hast: Wenn es Gott nicht vollbringt, kann es unmöglich vollbracht werden, so ist es ganz offenbar in Gottes Hand, daß es niemand leugnen kann."

Während Hutten des Papstes Bulle mit zahlreichen bissigen und spöttischen Bemerkungen herausgab, hatte sich Luther, wie wir bereits oben hörten, vorgenommen, dieselbe zunächst als ein betrügerisches Machwerk Ecks anzusehen, um desto weniger Rücksicht auf den Papst selbst zu nehmen zu brauchen. Das erleichterte ihm Ecks eigenes Vorgehen. Mit der Bulle hatte er der Universität Wittenberg eine Schrift zugehen lassen, in der er das Konzil zu Konstanz gegen Luthers Vorwurf verteidigte, es habe Huß und Hieronymus von Prag „wider päpstlich, christlich, kaiserlich Geleit und Eid verbrannt". Auch beschäftigte sich die Schrift mit manchen in der Bulle verworfenen Sätzen Luthers, z. B. dem, daß „die Ketzer Verbrennen wider den Willen des heiligen Geistes" sei. Somit war die Absicht Ecks leicht zu erkennen: er wollte mit seiner Schrift die Bulle einführen und ihr die Wege ebnen. Sofort antwortete Luther in einer kurzen Erwiderung „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" seinem Gegner, „der alles lügt und trügt, was er redet, schreibt und thut", aber jetzt nach seiner „redlichen Romfahrt" sich vorgenommen hat, „sich selbst mit Lügen zu überwinden". Schlagfertig, völlig rücksichtslos gegen Ecks Person und Schwächen, nicht ohne Humor zieht er gegen den Feind ins Feld. „Daß ich nit gern sehe die Ketzer verbrennen, spricht Eck, ich fürcht der Haut. Ei warum kreucht denn der freie Held jetzt ins Kloster zu Leipzig, der sich vor niemand fürchtet, auch vor allen Teufeln nit sich zu fürchten berühmt mit Schriften und Schreien? Ich halt, daß Ketzer verbrennen daher komm,

daß ſie fürchten, ſie könnten ſie mit Schriften nit überwinden.“ Am Schluſſe ſeiner Schrift kommt Luther auf die Bulle ſelbſt zu ſprechen: „Ich höre auch ſagen, Doktor Eck hab eine Bulle mit ſich von Rom wider mich gebracht, die ihm ſo ähnlich ſei, daß ſie wohl möchte auch Doktor Eck heißen, ſo voll Lügen und Irrtum ſoll ſie ſein, und er gebe vor, den Leuten das Maul zu ſchmieren, ſie ſollen glauben, es ſei des Papſtes Werk, ſo es ſein Lügenſpiel iſt. — Es iſt ſo gemein worden mit falſchen Briefen aus Rom zu hantieren, daß gar ſelten einer rechtſchaffen erfunden wird. Darum will ich der Bulle Blei, Wachs, Schnur, Signatur, Klauſel und alles mit Augen ſehen oder nit ein Haarbreit geben auf alle andere Geplärre. Es darf auch niemand klagen, er möge nit ſicher nach Wittenberg kommen oder wandeln: wir haben ſo einen frommen, redlichen Landsfürſten und Amtleute, daß die Entſchuldigung keinen Behelf haben mag, wo man mit Recht handeln will. — Es muß noch alles viel ein andre Naſe gewinnen, ſoll es recht hinausgehen: geht aber Gewalt vor, dazu noch viel mehr gehören will, ſo walt es Gott, ich will es fröhlich wagen in dem Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti. Amen.“

Bald darauf, Anfang November 1520, erſchien Luthers Schrift „Wider die Bulle des Endchriſts“, lateiniſch und in freier Bearbeitung auch deutſch. Luther will nunmehr offen den Papſt als verantwortlich für die Bulle anſehend, beweiſen, daß dieſe „Bulle verdienet, daß alle wahrhaftige Chriſten ſie mit Füßen treten und dem Römiſchen Endchriſt und Doktor Eck, ſeinem Apoſtel, mit Schwefel und Feuer heimſenden. Ich acht wohl, daß ich nit würdig bin den Tod oder ander Leid zu leiden über der verfluchten Bulle, was möcht mir ſonſt beſſeres begegnen? Darum will ich hiermit jedermann verwahret und verwarnet haben, daß er ſich vor ſolchen Teufeln vorſehe, und will ein Zeichen geben, nämlich das: Wird der Papſt dieſe Bulle nit widerrufen und verdammen, dazu Doktor Eck mit ſeinen Geſellen, ſolcher Bullen Folger, ſtrafen, ſo ſoll niemand dran zweifeln, der Papſt ſei Gottes Feind, Chriſti Verfolger, der Chriſtenheit Verſtörer und der rechte Endchriſt; denn bisher iſt's noch nie gehört, daß jemand den chriſtlichen Glauben, öffentlich bekannt, verdammt habe, wie dieſe hölliſche, verfluchte Bulle thut.“

Gleichfalls lateiniſch und deutſch ließ Luther ſeine „Appellation oder Berufung an ein chriſtlich frei Concilium von dem Papſt Leo und ſeinem unrechten Frevel verneuert und repetiert“ ausgehen. Am 17. November hatte er ſeine Appellation (ſ. o. S. 130) vor Notarien nach den Formen des Rechts wiederholt.

Dem Wunsche des Kurfürsten folgend ging Luther jetzt daran, die in der Bulle verdammten Sätze in einer ausführlichen Schrift, die lateinisch und deutsch erscheinen sollte, zu erläutern und zu verteidigen. Aber noch eine andere Antwort wollte er geben, als er von der Verbrennung seiner Bücher hörte. Am Morgen des 10. Dezember war an der Stadtkirche folgender, von Melanchthon herrührender Anschlag zu lesen: „Jeder, der von Eifer für die evangelische Wahrheit ergriffen ist, der sei um neun Uhr außerhalb der Stadtmauer bei der Kirche zum heil. Kreuz, wo nach altem, apostolischem Brauch die gottlosen Bücher der päpstlichen Konstitutionen und der scholastischen Theologie verbrannt werden sollen; denn soweit ist die Verwegenheit der Feinde des Evangeliums fortgeschritten, daß sie die frommen und evangelischen Bücher Luthers verbrannt hat. Wohlan denn, du fromme studierende Jugend, tritt zusammen zu diesem frommen und religiösen Schauspiel; vielleicht ist jetzt die Zeit, in der der Antichrist offenbar werden soll.“ Nicht weit vom Elsterthor, dort, wo man die Kleider der an der Pest Verstorbenen zu verbrennen pflegte, war ein Scheiterhaufen errichtet. Eine zahlreiche Menge, insbesondere Studenten, versammelten sich zur festgesetzten Stunde. Als Luther die päpstlichen Rechtsbücher auf den Holzstoß gelegt hatte, zündete ein Magister die Scheite an. In die lodernden Flammen warf Luther die Bannbulle mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Mark. 1, 24) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“ Dann verließ Luther „mit vielen Doktoren, Magistern und Studenten“ den Platz. An dem, was ferner diesen Tag geschah, blieb er durchaus unbeteiligt. Die Studenten aber benutzten die willkommene Gelegenheit, in ihrer Weise auch des weiteren ihrer Stimmung Ausdruck zu geben. Sie stimmten Leichengesänge auf die verbrannten Bücher und Spottlieder auf den Papst an. Am Nachmittag luden sie eine Menge papistischer Schriften auf einen Leiterwagen, schmückten diesen mit einer ellenlangen Bulle als Fahne und fuhren ihre Ladung hinaus zu dem noch immer lodernden Brande.

Luther wußte, was er hatte thun wollen und was er gethan hatte. Es war ihm voller Ernst. Das „Schauspiel“ hatte kein Schauspiel, sondern eine That sein sollen. Er hatte die letzte Brücke zwischen sich und Rom zerbrochen. In schärferer Weise hätte er seine Selbständigkeit Rom gegenüber nicht zum Ausdruck bringen können. Tags darauf sprach er sich im Anschluß an seine Psaltervorlesung über das an der Bulle vollzogene Urteil aus: „Daß die Dekretalen verbrannt, wäre nur ein Kinderspiel; hoch vonnöten wäre es, daß der Papst, das ist: der Römische Stuhl selbst, samt

aller seiner Lehre und Greueln verbrannt werde. Wo ihr nicht von ganzem Herzen des Papstes lästerlichem Regiment widersprecht, könnt ihr nicht selig werden. Denn des Papstes Reich ist sogar dem Reich Christi und christlichem Leben zuwider, daß besser und sicherer wäre, in einer Einöde, da kein Mensch zu sehen, zu leben, denn in und unter dem antichristlichen Reich zu wohnen."

Auch in einer öffentlichen Schrift rechtfertigte Luther seine That: „Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher von Doktor Martin Luther verbrannt sind" und fügte derselben bei einige „Artikel und Irrtum in des geistlichen Rechts und Päpstlichen Büchern, darum sie billig zu verbrennen und zu meiden sind". Mitte Januar 1521 erschien jene Erklärung und Verteidigung seiner in der Bulle verdammten Sätze (s. o. S. 181) in lateinischer, Anfang März in deutscher Sprache und in volkstümlicherer Form unter dem Titel „Grund und Ursach aller Artikel D. Martin Luthers, so durch römische Bulle unrechtlich verdammt sind". „So will ich," heißt es darin, „unangesehen den Papst mit seinem großen Haufen die Artikel, so in der Bulle verdammt, mit Freuden, so viel mir Gott Gnade giebt, erretten und schützen, traue sie von Gottes Gnaden vor Unrecht wohl zu erhalten, vor Gewalt aber ist nit mehr hie denn ein armer Körper. Den befehle ich Gott und seiner heiligen und durch den Papst verdammten Wahrheit. Amen."

Staunend stand die Mitwelt vor solchem Manne, die einen bewundernd seine Heldengröße, wohl wenige darunter glaubend an seinen Sieg, die andern in blindem Haß nach Mitteln suchend, ihn zu beseitigen, der die Welt des Mittelalters aus den Angeln zu heben drohte, manche unter ihnen noch hoffend, mit Gewalt seiner Herr zu werden — er selbst, ablehnend jeden menschlichen Schutz, verzichtend auf jede irdische Hilfe und jeden Genossen im Streite — „laßt mich allein gehen und fortgerissen werden!" — nicht um sich, sondern nur über sich schauend, einzig und allein bauend auf Jesum Christum, dessen Sache zu verfechten er gewiß war, und auf Gottes Wort, in dem er mehr als Himmel und Erde erblickte, bereit sein Leben für die Wahrheit zu lassen und doch triumphierend, daß die Wahrheit bleibe, auch wenn er falle — das war des Helden Stärke, das sollte sein Sieg werden!

7. Vor Kaiser und Reich.

Selten wohl hat man einem mächtigen, nach seinem Charakter und seinen Zielen noch völlig unbekannten Herrscher mehr freudige, hoffende

O Carle/ Keyſer lobeſan/
greiff du die ſach zům erſten an/
Gott würts mit dir on zweyfel han.

Kaiſer Karl V. (Nach einem gleichzeitigen Holzſchnitt.)

Zuversicht entgegengebracht als Karl V. und selten hat solche Zuversicht eine herbere Enttäuschung erfahren als durch ihn. Einen Deutschen hoffte man in ihm zu finden; aber nicht Deutschland oder seinen deutschen Besitzungen, sondern Spanien galt sein Interesse. Der deutsche Kaiser war nicht einmal der deutschen Sprache mächtig. Den religiösen Fragen, die das deutsche Volk bewegten, brachte Karl V. kein Verständnis entgegen. Von seiner geisteskranken Mutter hatte er eine Neigung zum Trübsinn ererbt. Diese paßte ganz zu dem streng gesetzlichen, finstern, römischen Christentum, in dem er erzogen war, aber nicht zu dem nach dem Lichte strebenden Evangelium, das, wie der Name sagt, Freude bringt. Zudem war ihm die „neue Lehre" als staatsgefährlich, darum ohne weiteres verwerflich geschildert worden. Trotzdem behütete eine kluge Politik den jungen, kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Fürsten, dem Papsttum als ein williges Werkzeug zu dienen. Die romfeindliche Bewegung in Deutschland und über Deutschland hinaus ließ sich ja gegebenenfalls gegen den Papst benutzen. Förderte oder duldete man sie, so schüchterte man damit Rom ein; stellte man sich ihr entgegen, so verpflichtete man sich den Träger der dreifachen Krone. Ein schroffes Vorgehen gegen die Anhänger Luthers verbot übrigens die Rücksicht auf die evangelisch gerichteten Fürsten, auf deren Hilfe Karl in manchen wichtigen Angelegenheiten angewiesen war. Daß mancherlei Beschwerden über römische Übergriffe und Gelderpressungen durch die Kurie Rechnung getragen werden mußte, davon war auch Karl V. wie viele sonst gut römisch Gesinnte auf deutschem Boden überzeugt.

Derjenige Fürst, auf dessen Einfluß vor allem Rücksicht zu nehmen geboten war, war Friedrich der Weise. Ende November 1520 hatte der Kaiser ihm den Wunsch ausgesprochen, er möge Luther mit auf den nächsten Reichstag bringen, aber dafür Sorge tragen, daß derselbe inzwischen nichts Feindliches gegen Rom unternehme. Als Luther gefragt wurde, wie er sich zu diesem kaiserlichen Wunsche verhalte, antwortete er (unter dem 21. Dezember) an Spalatin: „Ich will, wenn ich gerufen werde, so viel an mir ist, hinziehen und wenn ich gesund nicht kommen könnte, will ich mich krank hinführen lassen. Denn da wäre es unrecht zu zweifeln, daß Gott mich ruft, wenn mich der Kaiser ruft. Wenn sie es aber mit Gewalt angreifen, wie es wahrscheinlich ist — denn sie werden mich nicht rufen lassen, daß sie belehrt werden wollen — so ist die Sache Gott zu befehlen. Denn es lebt und regiert noch derselbe, der die drei Knaben in des babylonischen Königs Ofen erhalten hat. Will er aber nicht erhalten, so ist's ein Geringes um meinen Kopf, wenn es gegen Christum gehalten

wird, der mit großer Schmach, zu aller Ärgernis und vieler Verderben getötet worden. Denn hier muß man weder nach Gefahr noch Wohlfahrt fragen und vielmehr sorgen, daß wir nicht das Evangelium, welches wir einmal angefangen haben, den Gottlosen zum Spott lassen oder den Widersachern Anlaß geben zu rühmen wider uns, als hätten wir nicht das Herz zu bekennen, was wir gelehrt haben, und fürchteten uns, unser Blut dafür zu vergießen. Der barmherzige Jesus wolle solche Feigheit bei uns und solche Ruhmredigkeit bei jenen verhüten. — Hier hast Du meinen Rat und Meinung. Alles erwarte von mir, nur nicht Flucht und Widerruf: fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. So stärke mich dazu der Herr Jesus!" Inzwischen hatte der Kurfürst jedoch unter Hinweis auf die bereits auf Grund kaiserlicher Anordnung stattgefundene Verbrennung der Bücher Luthers, in der er mit Recht eine ausgesprochene Stellungnahme gegen Luther erblickte, es abgelehnt, den kaiserlichen Wunsch zu erfüllen. Darin kam er den Bestrebungen der römischen Partei, an deren Spitze Aleander stand, entgegen.

Wie dieser Mann gegen Luther, den „Basilisken", „Hund", „Satan", „Spitzbuben" und „Mordgesellen", „Schurken" und „falschen Propheten", und gegen den Kurfürsten von Sachsen, den „Fuchs", gesinnt war und in welchem Geiste er den Kampf gegen die immer wachsende Bewegung führte, lassen aufs deutlichste seine „unter dem unmittelbaren Eindruck der großen Ereignisse, mitten in der Aufregung und Spannung des Kampfes mit der rückhaltlosesten Offenheit in Beurteilung von Personen und Verhältnissen geschriebenen Berichte" erkennen. Hier „läßt er seiner redseligen Zunge die Zügel schießen und offenbart gleich unbefangen die Eingebungen seines rücksichtslosen Witzes, wie die Regungen seines fanatischen Hasses und die kleinlichen Einflüsterungen der Selbstsucht, der verletzten Eitelkeit, der Feigheit und Bosheit". Einige Proben aus seinen Berichten von Mitte Dezember 1520 bis Anfang Februar 1521 mögen das beweisen.

„Ich hatte eine Unterredung mit dem Großkanzler, der immer noch die wunderliche Idee verfocht, daß es angezeigt sei, Luther auf den Reichstag kommen zu lassen. Ich erklärte, daß auch ich damit einverstanden sei, vorausgesetzt, daß er widerrufe, was er jedoch, so viel ich sehe, bei der Größe seines Hochmutes und Ehrgeizes in aller Ewigkeit nicht thun wird; wenn er nun aber nicht widerriefe und wegen seines Geleitsbriefs nicht bestraft werden könnte, so würde das sittliche Urteil der Welt verwirrt und jeder zu der Meinung verführt werden, daß er mit seiner gottlosen Lehre im Rechte geblieben sei. Darum eben wünschen die Lutheraner sehnlichst

das Erscheinen ihres Mahomet und predigen schon von allen Dächern, daß er kommen werde und Wunder thun." — „Der Sachse ist sicher ein tüchtiger Fürst, aber von seinen Räten, die alle Schüler Luthers sind, irregeleitet. — Gegen diesen Sachsen werden wir übrigens auf dem angehenden Reichstag mit Hilfe des Kaisers und anderer Fürsten jedes Mittel versuchen und ich denke, daß uns etwas Rechtes gelingen soll." — „Alle Bischöfe sind zuverlässig, schaden uns aber nur durch Beibehaltung ihrer üppigen Lebensweise und ihres prunkvollen Auftretens, wodurch sie den Haß der Deutschen gegen die gesamte Geistlichkeit beständig steigern, da doch dieses Volk ohnehin schon seit alten Zeiten wie von Natur mit der grimmigsten Feindschaft gegen den Klerus erfüllt gewesen ist." — „Gegen uns erhebt sich eine Legion armer deutscher Edelleute, die nach dem Blute des Klerus dürstend unter Huttens Führung am liebsten gleich über uns herfielen. — Ich bin geradezu von allen Deutschen geächtet; ja selbst meine ehemaligen Schüler kehren mir den Rücken und fliehen mich wie einen Gebannten: ich mache mir nichts daraus. Andere wollen mit mir disputieren, um Luther zu verteidigen: sie zu überführen wäre eine leichte Sache, aber sie sind nicht zum Widerruf zu bringen. — Mehr Sorge bereitet mir das allgemein verbreitete Gerücht, daß Hutten und seine Freunde sich verschworen haben, mich zu ermorden. So rieten mir denn meine Freunde, so rieten mir erst kürzlich einige Fürsten, ich möchte ja auf meiner Hut sein, wenn ich Deutschland lebendig verlassen wollte." — „Das Volk bessert sich zusehends infolge der Predigten und Bücherverbrennungen und wird in der Advents- und Fastenzeit noch besser werden; gegen die übrigen wird der Reichstag mit Hilfe Gottes und durch die Güte des Kaisers uns schon Mittel an die Hand geben." — „Da Luther in seinem letzen Buche (Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche) offenbar darauf ausgehe, allen Gehorsam zunächst gegen die geistlichen, sodann aber insgeheim auch gegen die weltlichen Fürsten zu ertöten, so müsse die Folge seiner Lehre, wenn dieselbe bei der Entzweiung des Kaisers und des Papstes weitere Verbreitung fände, der allgemeine Ruin sein. Dieser Nachweis hat unserer Sache viel genützt." — „So groß ist die Verehrung dieser Schurken (im Vorhergehenden ist von dem „Basilisk", dem Kurfürsten von Sachsen, die Rede) für Luther, daß einige in öffentlicher Disputation mit einem Spanier vor allem Volke auf dem Markte zu sagen wagten, daß Luther ohne Sünde sei und nie geirrt habe, daß er deshalb hoch über St. Augustin zu stellen sei. So hat man ihn denn auch neuerdings mit dem Sinnbild des heiligen Geistes über dem Haupte (siehe S. 208) und mit dem Kreuze oder auf einem andern Blatt mit der Strahlen-

krone dargestellt: und das kaufen sie, küssen es und tragen es selbst in die kaiserliche Pfalz. Das ist nicht mehr das katholische Deutschland von ehemals! Gebe Gott, daß es nicht noch schlimmer wird!" – „Jetzt ist ganz Deutschland in hellem Aufruhr; neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei: Luther! und für das übrige Zehntel, falls ihm Luther gleichgiltig ist, lautet die Losung wenigstens: Tod dem römischen Hofe! Alle aber haben die Forderung eines Konzils auf ihre Fahne geschrieben, welches in Deutschland abgehalten werden soll." — „Es wird hier gar nichts anderes verkauft als Schriften Luthers, und selbst am kaiserlichen Hofe; denn die Leute halten ganz erstaunlich zusammen und haben Geld in Menge." — „Nun geraten wir noch dadurch in die größte Verlegenheit, daß die heimkehrenden Romfahrer überall erzählen, in Rom mache man sich lustig über Luther und lege seiner Sache nicht die geringste Bedeutung bei." — (In Bezug auf ein Gespräch mit Erasmus:) „Ich heuchelte ganz geschickt und erfand einige verbindliche Lügen, wie ich im Interesse des Glaubens und meines Auftrags gar nicht anders thun konnte." — „So weit ist es mit der Welt gekommen, daß diese Deutschen sich in blinder Verehrung um diese beiden Schurken (Luther und Hutten) drängen und sie bei Lebzeiten anbeten, die schamlos genug waren, eine solche Kirchenspaltung hervorzurufen, deren Worte der Nächstenliebe und dem Gebote des Evangeliums ins Gesicht schlagen und die den ungenähten Rock Christi zerreißen." — „Die Gefahr ist so groß, daß, wenn der gute Kaiser, ganz davon zu schweigen, daß er uns Hindernisse bereiten könnte, nur die geringste Nachgiebigkeit zeigte, ganz Deutschland vom römischen Stuhle abfallen würde."

Ganz zu diesen Gesinnungen stimmt ein mehrfach bezeugtes Wort, das Aleander damals gesprochen hat: „Mögt ihr Deutschen, die ihr dem Papst zu Rom das allerwenigste Geld zahlt, auch das Joch römischer Knechtschaft abschütteln, so werden wir dennoch dafür sorgen, daß ihr euch unter einander mordet und im eigenen Blute untergeht!" Die Geschichte Deutschlands hat den furchtbaren Ernst dieser entsetzlichen Drohung zur Genüge gezeigt!

Am 3. Januar 1521 hatte der Papst die Bannbulle gegen Luther, der die Frist zum Widerruf hatte verstreichen lassen, erneuert. Er glaubte jetzt vom Kaiser ein entschiedenes und rasches Vorgehen gegen den Ketzer erwarten zu dürfen, umsomehr als er selbst sich in Bezug auf die spanische Inquisition dem Kaiser willfährig gezeigt hatte. In der Reichstagsversammlung am 13. Februar wurde dem Kaiser das Breve überreicht, welches des Papstes Wünsche enthielt. In dreistündiger Rede rechtfertigte

Aleander dieſelben. Es kam ihm vor allem darauf an, Luther als Aufrührer und Empörer zu verdächtigen, der nichts anderes als den allgemeinen Zuſammenſturz beabſichtige. Nachdem der Papſt das Seine gethan, die drohende Gefahr zu beſeitigen, habe der Kaiſer ſeines Amtes zu walten. Die Gefährlichkeit Luthers bewies Aleander aus einer Reihe von Artikeln, den letzten Schriften Luthers entnommen, „die allein würdig wären, daß man hunderttauſend Ketzer darum verbrenne“. Es ſei Teufelstrug, daß Luther ſich auf die Schrift berufe und äußerlich als ein frommer Mann erſcheine. Er wolle ſich nicht weiſen laſſen. Darum ſei es zwecklos und vergebens, ihn vor den Reichstag zu rufen. „Zur Stärkung ſeines Mutwillens und aufrühreriſchen Vornehmens“ habe er an ein Konzil appelliert. Aber er habe ja ſelbſt die Autorität der Konzilien verworfen und mit ſeinem Angriff auf das Konzil zu Konſtanz die geſamte deutſche Nation mit ihrem Oberhaupt, dem Kaiſer, beleidigt. Aleander hatte viel gelernt.

Martin Luther. (Nach Kranach 1521.)

„So ſprach ich,“ ſchreibt er ſelbſt über ſeine Rede, „mit Gottes Hilfe ohne Furcht und Scheu, wie wenn ich zwanzig Schulbuben eine Lektion zu erteilen gehabt hätte, obwohl viele lutheriſche Fürſten böſe Geſichter dazu machten.“ Schlau hatte er ſich auf den Standpunkt der deutſchen Nation geſtellt, das Schreckgeſpenſt der Revolution an die Wand gemalt, Luther zum Hochverräter gemacht, ihm, der nur die Verbrennung der beiden Böhmen Huß und Hieronymus als unchriſtlich bezeichnet, die Verdammung

des Kostnitzer Konzils überhaupt vorgeworfen, die Deutschen vor dem, was an Luther gut erschien, als verlockendem Teufelsspuk gewarnt, geschwiegen aber von allem, was die Deutschen hätte reizen können. Und solch eine Advokatenrede führte dieser Mann auf „die Gnade Gottes, die Macht der gerechten Sache und die furchtbaren Ungeheuerlichkeiten Luthers" zurück und wagte es in seinem Bericht nach Rom von den „richtigen Lutheranern" als „Bestien" zu reden, „die immer neue schamlose Lügen ersinnen müssen".

Aleander schien wirklich gewonnen Spiel zu haben. Der Kaiser ließ den Ständen ein Edikt vorlegen, in dem Luthers Berufung für unnötig erklärt und die Stände zur Vollziehung der Bannbulle d. h. zur Verbrennung der Lutherschen Schriften und zur Gefangennahme des Ketzers und Empörers bei Strafe der Acht aufgefordert wurden. Die Stände waren freilich nicht gewillt, sofort dem kaiserlichen Edikt zuzustimmen. Hatte der Kaiser bereits früher seine Meinung geändert, so war eine nochmalige Änderung nicht unmöglich. Friedrich der Weise ließ durch seinen Kanzler Dr. Brück den kaiserlichen Beichtvater Johann Glapio, der großen Einfluß auf Karl hatte, ausforschen. Man durfte hiernach hoffen, daß der Kaiser noch nicht sein letztes Wort in der Sache gesprochen haben würde. Am 19. Februar gaben die Stände ihre Antwort ab, in der sie rieten, Martin Luther möge unter sicherem Geleite nach Worms bestellt werden, nicht, damit man mit ihm disputiere, sondern damit er eine Erklärung über die gegen den christlichen Glauben gerichteten Sätze seiner Schriften abgebe. Widerrufe er seine Irrtümer, so solle man ihn über die andern Punkte hören. Damit meinte man offenbar Luthers Angriffe gegen das äußere Verderben der Kirche und die Bedrückungen der deutschen Nation. Der Kaiser war nicht abgeneigt, auf diese Vorschläge einzugehen. Umsonst bemühte sich Aleander, die Pläne der Stände zu hintertreiben. Eine Kundgebung des kaiserlichen Willens mit den schärfsten Ausdrücken über Luther, die diesen bewegen sollten, nicht zu erscheinen, wurde, trotzdem Aleander es eifrig wünschte, jetzt nicht veröffentlicht. Statt dessen lud der Kaiser den von Rom tödlich gehaßten „Ketzer" mit folgendem Schreiben nach Worms vor:

„Ehrsamer, Lieber, Andächtiger! Nachdem wir und des heiligen Reichs Stände, jetzt hier versammelt, vorgenommen und entschlossen, der Lehren und Bücher halben, so eine Zeit her von Dir ausgegangen sind, Erkundigung von Dir zu empfangen, haben wir Dir herzukommen und von dannen wiederum an Dein sicher Gewahrsam unser und des Reichs frei, gestrack Sicherheit und Geleit gegeben, das wir Dir hieneben zusenden, mit Begehr, Du wollest Dich förderlich erheben, also daß Du in den einund-

zwanzigsten Tagen, zu solchem unsern Geleit bestimmt, gewißlich hier bei uns seiest und nit ausbleibest, Dich auch keines Gewalts oder Unrechts besorgen. Denn wir Dich bei dem obgemeldten unsern Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solch Deine Zukunft endlich verlassen und Du thust daran unsere ernstliche Meinung. Gegeben in unserer und des Reichs Stadt Worms am 6. Tag des Mondes März Anno 1512, unsers Reichs im andern Jahr."

In der That muß man sich nach allem, was vorangegangen, über den Ton dieses Schreibens wundern. Am meisten wunderte sich Aleander selbst, der es erst zehn Tage später zu sehen bekam: „Diesen Titel (nämlich: Ehrsamer u. s. w.) giebt man einem offenkundigen Ketzer gegen Gott und alle Vernunft. Auf meine Beschwerde erwiderte man, das sei einmal der Stil und wenn man eine schroffe Fassung hätte wählen wollen, so hätte das einfach geheißen, er solle nicht kommen." Wir verstehen seinen, nach ihm von Rom wohl oft wiederholten Seufzer: „Wollte Gott, es wäre in Ewigkeit nicht mehr von Luther die Rede!" Wie aber war die Wendung des Kaisers zu erklären? Die Zeit war gekommen, daß sich Luther gegen den Papst ausspielen ließ. Der Kaiser vermutete, daß hinter einem seiner Vasallen, Robert de la Mark, der in Luxemburg eingefallen war, der König von Frankreich und der Papst ständen. „Sorgt nur dafür, daß euer Papst nicht immer unsere Pläne durchkreuzt, so soll Seine Heiligkeit alles erhalten, was er von uns verlangen kann," mußte Aleander damals hören, „widrigenfalls man ihn in solche Verlegenheiten stürzen wird, daß er Mühe haben soll sich herauszufinden." Sobald der Kaiser sicher war, daß er in seinem Verdacht gegen den Papst sich getäuscht hatte, änderte er seine Stellung abermals, wie wir im folgenden hören werden.

Inzwischen arbeitete Luther fleißig trotz der Stürme, die sich ringsumher erhoben, und trotzdem, daß das endgiltige Urteil über ihn nahe bevorzustehen schien. Von seinem Kampfe gegen Hieronymus Emser und von seiner Rechtfertigungsschrift der durch die Bulle verdammten Sätze hörten wir bereits. Der Eifer, mit dem die Priester im Beichtstuhl nach Luthers Schriften forschten, und die Gewissenspein, in die die Beichtenden hierdurch gerieten, veranlaßten ihn Mitte Februar 1521 einen „Unterricht der Beichtkinder über die verbotenen Bücher D. Martin Luthers" ausgehen zu lassen. Er rät darin, die forschenden Fragen der Priester abzuweisen, selbst wenn diese die Bulle vorhielten und die Absolution und das Abendmahl verweigerten: „Die Sakramente mag man uns nehmen, versagen und verbieten, aber die Kraft und Gnade der Sakramente müssen sie uns un-

gebunden und ungenommen lassen. Gott hat nit in ihre Gewalt und Mutwillen, sondern in unsern Glauben gestellt unser Heil und Gnade." Die Priester aber warnt Luther davor, mit Gewalt vorzugehen und die Gewissen zu martern.

Während aller Orten Luther neue Anhänger zufielen, waren ihm auch neue Gegner erstanden. Ende des Jahres 1520 veröffentlichte der auch sonst aus der deutschen Litteratur bekannte Thomas Murner eine Entgegnung auf Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" „wider den Zerstörer des Glaubens Christi Martinum Luther, einen Verführer der einfältigen Christen". Im Jahre 1521 gab er in der Absicht, Luther vor dem Volke als einen Empörer erscheinen zu lassen, dessen Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" in deutscher Sprache heraus und 1522 — wir dürfen das hier vorausnehmen — erschien seine satyrische Schrift „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat". Luther hat diesen Gegner keiner Antwort gewürdigt.

Mitte Februar 1521 war in Worms eine Streitschrift eingetroffen, in der der Dominikaner Ambrosius Catharinus Luthers „gottlose und höchst pestilenzialische" Sätze gegen das Papsttum angriff und dessen Göttlichkeit verteidigte. Aleander begrüßte die Schrift mit Freuden, Glapio, des Kaisers Beichtvater, fürchtete, daß Luther energisch antworten werde. Das that er auch, und zwar umgehend in seiner „Offenbarung des Endchrists aus dem Propheten Daniel wider Catharinum". Im Papst und seinem Reiche erblickt Luther den Antichrist nach Daniel 8, 23 ff. und 2. Thess. 2, 4 ff. Nicht die Laien werden diesen vernichten; das wäre eine zu gelinde Strafe. Vielmehr wird er aufbehalten bis zum jüngsten Gericht und dann durch Christum selbst beseitigt werden. „Ich weiß aber," so schließt Luther am 1. April seine Schrift, also kurz vor dem Aufbruch nach Worms, „und bin gewiß, daß unser Herr Jesus Christus noch lebt und regieret; auf dieses Wissen und auf den Trost trotz ich also, daß ich noch tausend Päpste nicht fürchten will. Denn der in uns ist, ist größer und mächtiger, denn der in der Welt ist (1. Joh. 4, 4). Deshalb laßt uns bitten, daß Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns wieder einmal heimsuchen wolle mit allen seinen Wunderwerken und uns zeigen den Tag der herrlichen Ankunft seines Sohnes, damit dieser Schalk verstört und zerbrochen werde, der da ist der Mensch der Sünde und der Sohn des Verderbens (2. Thess. 2, 1) und mache einmal ein Ende mit den gewaltigen Irrtümern des Teufels, durch welche alle Augenblick viel tausend Seelen verderbet und in die Hölle gerissen werden."

In die weitesten Kreise des Volkes trugen diesen Gedanken, daß der Papst der Antichrist sei, illustrierte Flugschriften, insbesondere aber das „Passional Christi und Antichristi“, in dem Lukas Kranach je dreizehn Bilder aus dem Leben Christi und des Antichrists (des Papstes) einander gegenübergestellt hat. Luther hat ihn dabei beraten, ihm auch — sicher wenigstens für die ersten Darstellungen — die Unterschriften geliefert. Die Reise nach Worms hat ihn genötigt, die Arbeit abzubrechen, die Melanchthon für ihn zu Ende führte. Erst Mitte Mai, somit zur Zeit, als Luther bereits auf der Wartburg weilte, erschien das Büchlein, „im Grunde doch Luthers geistiges Eigentum“.

Lukas Kranach.

Luthers Kampf wie seine friedliche Arbeit auf Kanzel und Katheder und am Schreibtisch wurde durch den Ruf nach Worms unterbrochen. Noch ehe ihm die Vorladung eingehändigt wurde, erfuhr er von Spalatin, was ihm bevorstehe und welche Artikel er widerrufen solle. „Zweifle nicht,“ so schrieb er, „daß ich nichts widerrufen werde, da ich sehe, daß sie auf keinen andern Grund sich stützen, als daß ich gegen die Gepflogenheit einer von ihnen erdichteten Kirche geschrieben habe. Ich werde also Kaiser Karl antworten, daß ich allein des Widerrufs wegen geladen nicht kommen

Paſſional Chriſti vnd

Chriſtus.
Sich an /dein konigk kompt dir demütigk vff einem iungē eſel Mathei 21. Alßo iſt Chriſtus kommen reytende vffim frembden eſell amm vnd ſanfftmütigk vñ reyde nicht zu regiren ſonder vns allen zu eynem ſeligen tode Johannis 12.

„Paſſional Chriſti und Antichriſti." (Nach Kranach.)

Antichristi.

Antichristi.

Die geystlichen seint alle konnige vnnd das betzeygt die platten vffim kopffe. duo 12 q. 1.

Der Bapst magk gleych wie der keysser reytten vñ der keyßer ist seyn thrabant vff das bischofflicher wirdē gehalt nicht gemindert werde c. constantinus 10. c. 6. dis.

Der Bapst ist allen volckern vnd reychen vorgesatzter vag sup gentes Johannis 22.

C ij.

„Passional Christi und Antichristi." (Nach Kranach.)

Martin Luther. (Vergl. Seite 199.)

werde, da es ja dann ganz dasſelbe iſt, als wäre ich gekommen und bereits wieder zurückgekehrt. Widerrufen könnte ich auch hier, wenn es allein

darauf ankäme. Will er mich aber vorladen, damit ich getötet werde, und mich wegen solcher Antwort für einen Feind des Reichs halten, so werde ich mich erbieten zu kommen. Denn fliehen oder das Wort im Stiche lassen werde ich, so Christus Gnade giebt, nicht. Das aber weiß ich ganz genau, daß jene Blutdürstigen nicht ruhen werden, bis sie mich getötet haben." Wenige Tage später schreibt er: „Das wird mein Widerruf sein: früher habe ich gesagt, daß der Papst Christi Stellvertreter ist; jetzt widerrufe ich und sage: der Papst ist Christi Widersacher und der Apostel des Teufels."

Am 26. März, am Dienstag in der Karwoche, erschien der kaiserliche Herold, Kaspar Storm, genannt Deutschland, mit dem Vorladungsschreiben in Wittenberg. Von der innern Ruhe, die Luther beseelte, legen seine uns noch erhaltenen Predigten aus jenen Tagen Zeugnis ab. Er predigte am Gründonnerstag, Karfreitag und den drei Osterfeiertagen, am ersten früh und nachmittags. Am Ostersonntag schickte er die Auslegung des Lobgesangs der Maria, soweit sie gedruckt war, an Herzog Johann Friedrich: das Übrige „muß ich verzogen lassen werden bis auf meine Wiederfahrt; denn Euer Fürstlich Gnaden sieht, wie ich, auf den Reichstag gefordert, alles muß liegen lassen. Hilft mir Gott wieder zu Hause, soll es Euer Fürstlich Gnaden gar schnell haben". Am Montag beendete Luther die oben erwähnte Schrift gegen Ambrosius Catharinus. Da er nachweislich am Dienstag noch gepredigt hat, ist wohl anzunehmen, daß er erst Mittwoch, den 3. April, die Reise antrat. Manches Auge mag in Thränen gestanden haben, als sich der „behangene" Wagen, für dessen Bespannung der Wittenberger Rat gesorgt hatte, mit Luther, Amsdorf, dem pommerschen Edelmann Peter Swaven und dem Augustiner Johann Pezensteiner, geführt von Kaspar Storm, in Bewegung setzte. Ob man den unerschrockenen Helden wiedersehen würde? Möge Gott ihn geleiten!

Vielleicht noch am 4. April kam man durch Leipzig. Daß der Rat den Wittenbergern den üblichen Ehrentrunk gespendet hat, besagt die Stadtkassenrechnung aus der Osterwoche: „Röm. Kaiserl. Majestät Geschickten und Doktori Martino Luther geschenkt 3 halb Stobichen Rheinfall vor 24 Gr. und 3 halb Stobichen Rheinisch Wein vor 12 Gr., facit 36 Gr." Am Sonnabend, den 6. April, erreichte man Erfurt. Immer mehr glich die Reise einem „Triumphzug". Aleander schob die Schuld dem „schurkischen Herold" zu. „Dieser Herold ist ein übermütiger Narr und Tölpel, ein grimmiger Feind des Klerus und gerade der rechte Mann, um dem Martin ein auf der Reise geschehenes Wunder oder eine Erscheinung des heiligen

Geistes über seinem Haupte, wie er ja schon abgebildet wird (vgl. S. 199, 208), anzudichten. Und obwohl er als weltbekannter Lügner gar keinen Glauben verdiente, so ist das Volk doch von einer so tollen Leidenschaft für Luther besessen, daß sie dem Teufel selbst, der sie übrigens schon alle reitet, glaubten, wenn er nur von diesem nichtswürdigen Luther Gutes spräche." Dem herzlosen Italiener blieb es verborgen, daß das Herz des Volkes seinem mutigen Befreier zujubelte. Begeistert und mit den größten Ehren von Volk und Universität begrüßt, predigte er am Sonntag „aus Bitt Vortrefflicher und viel Gelehrter" über das Evangelium (Joh. 20, 19 ff.). Mit scharfer Polemik gegen Rom, gegen die Philosophie und gegen die „Fabeln" auf den Kanzeln betonte er den Kern des Christentums: den Glauben an Christum auf Grund des Wortes Gottes. Zwar spricht Luther nicht von seinem ernsten Wege, auch nicht von der begeisterten Aufnahme, die er unterwegs gefunden, aber auch in dieser Predigt spiegelt sich der unwandelbare Bekennermut des Reformators wieder: „Ich weiß wohl, daß man's nicht gern hört. Noch so will ich sagen die Wahrheit und muß es thun, sollt mir es zwanzig Hälse kosten." Der Andrang zu der Predigt war ungeheuer. Ein Augenzeuge, der spätere Dresdener Superintendent Daniel Greser, schreibt darüber: „Allda zu Erfurt habe ich Lutherum in der Kappen hören predigen und war die Kirche so voller Leute, daß die Porkirche krachte und jedermann meinte, sie würde einfallen, drum auch etliche die Fenster ausschlugen und hinaus auf den Kirchhof gesprungen wären, wenn nicht Luther sie getröstet und gesagt hätte, sie sollten still stehen, der Teufel machte sein Gespenst, sollten nur still stehen, es würde nichts übels geschehen, wie denn auch kein Unfall geschah."

Über Gotha und Eisenach, wo Luther gleichfalls gepredigt hat, traf man am 14. April in Frankfurt ein, wo man im Gasthaus zum Strauß am Kornmarkt abstieg. Trotzdem, daß Luther unterwegs vielfach mit Krankheit zu kämpfen hatte, war er in den Herbergen fröhlich und schlug selbst die Laute. Noch während des letzten Teils der Reise schien es, als könnte Luthers Erscheinen in Worms vereitelt werden. Als Kaiser Karl sich überzeugt hatte, daß der Papst mit jenem Einfall Roberts de la Mark nichts zu thun gehabt, hatte er das bis dahin zurückgehaltene Edikt veröffentlichen lassen, in dem die Auslieferung der vom Papste verdammten Schriften Luthers gefordert wurde. Der kaiserliche Herold wurde bedenklich, als man aller Orten das Edikt angeschlagen fand. Luther zitterte wohl einen Augenblick. In seinem Entschlusse aber wurde er nicht wankend: „Ich will hineinziehen, wenn gleich so viel Teufel darin wären als Ziegel

auf den Dächern," erklärte er. Schließlich hatten die Römlinge noch einen ſchlauen Plan erſonnen, Luther vom Reichstage fern zu halten. Man wußte Sickingen und Hutten von der großen Gefahr zu überzeugen, die Luther in Worms drohte, und ſie zu bewegen, Luther auf die Ebernburg einzuladen, wo des Kaiſers Beichtvater Glapio mit ihm perſönlich ſich beſprechen wollte. Wäre Luther auf dieſen Plan eingegangen, ſo hätte er die ihm gewährte Friſt überſchritten, ſich des kaiſerlichen Schutzes begeben und ſelbſt ſein Erſcheinen in Worms unmöglich gemacht. Er lehnte auch dieſen Vorſchlag ab. Im Bewußtſein des Rechtes und der Wahrheit und im Vertrauen auf Chriſtus wollte er nur gerade Wege gehen: „Chriſtus lebt und wir werden nach Worms kommen allen Pforten der Hölle und allen Mächten der Luft zum Trotz."

Worms zur Zeit Luthers.

Mit unverhohlenem Groll erkannte Aleander, daß Luther nicht von Worms fern zu halten war. „Fürſten und Völker" will er aufgerufen wiſſen, „zur Vernichtung Luthers", wenn derſelbe nach Hauſe zurückgekehrt ſein würde. Er zweifelt an der Möglichkeit, daß der Schade überhaupt noch zu heilen ſei: „ſo frech erhebt der ſächſiſche Drache (Friedrich der Weiſe) ſein Haupt, ſo furchtbar haben ſich die lutheriſchen Baſilisken vervielfältigt". Er hofft, daß man Luther nur „möglichſt unbemerkt die Stadt betreten laſſe, daß der Kaiſer ihm eine Wohnung in ſeinem Palaſte anweiſe, wo kein Verdächtiger mit ihm verkehren könne".

Freilich ganz anders ſollte es kommen. Gewiß war es abſichtlich ſo eingerichtet, daß Luther gerade zur Zeit des Mittagsmahls, das man damals um zehn Uhr einzunehmen pflegte, in Worms einzog. Aber als der Turmwächter vom Dom her das Nahen des Zuges — eine Anzahl angeſehener Leute, insbeſondere auch vom Hofe des ſächſiſchen Kurfürſten

waren Luther entgegengeritten — durch Trompetenstöße verkündete, füllten sich bald die Straßen mit einer ungeheuren Menschenmenge. Auch Aleander „entnahm aus dem hastigen Rennen des Volkes, daß der große Ketzeroberste seinen Einzug hielt. Ich schickte," so berichtet er selbst, „einen meiner Leute aus, der mir hinterbrachte, daß ihm gegen hundert Reisige, vermutlich die Sickingens, bis an das Stadtthor das Geleit gaben; mit drei Genossen in einem Wagen sitzend zog er in die Stadt ein, umgeben von etwa acht Berittenen und nahm seine Herberge in der Nähe seines sächsischen Fürsten; beim Verlassen des Wagens schloß ihn ein Priester in seine Arme, rührte dreimal sein Gewand an und berühmte sich im Weggehen, als hätte er eine Reliquie des größten Heiligen in Händen gehabt. Ich vermute, es wird bald von ihm heißen, er thue Wunder. Dieser Luther, als er vom Wagen stieg, blickte mit seinen dämonischen Augen im Kreise umher und sagte: Gott wird mit mir sein. Dann trat er in eine Stube, wo ihn viele Herren aufsuchten, mit deren zehn oder zwölf er auch speiste, und nach der Mahlzeit lief alle Welt hin, ihn zu sehen."

Georg von Frundsberg.

Raſch verbreitete ſich das Gerücht, daß Luther ſchon tags darauf vor den Reichstag berufen werden würde. Er war auf Nachmittag vier Uhr geladen worden. Eine dicht gedrängte Menge beſetzte die Straßen, die von dem Johanniterhofe nach dem biſchöflichen Palais, wo der Kaiſer Wohnung genommen hatte, führten. Als man hörte, daß Luther durch den Johanniter-garten und auf Seitenwegen geleitet werden würde, drängte die Menge auch dorthin. Selbſt die Dächer wurden von Schauluſtigen beſetzt. Zwei Stunden vergingen, ehe man Luther vorließ. Draußen vor dem Saale ſtand der berühmte Landsknechtoberſte Georg von Frundsberg, der alle Achtung vor dem kühnen, an Mut dem tapferſten Ritter gleichſtehenden Mönch hatte. „Mönchlein, Mönchlein," ſprach er und klopfte ihm auf die Schulter; „du gehſt jetzt einen Gang, einen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſern allerernſteſten Schlachtordnungen nicht gethan haben; biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſei nur getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen!"

Zum erſtenmale in ſeinem Leben trat Luther vor eine ſolche Ver-ſammlung. Zu ſeiner Überraſchung wurde ihm von dem Offizial des Erzbiſchofs von Trier, Johann Eck, erſt lateiniſch, dann deutſch die kurze Frage vorgelegt, ob er die vorliegenden Bücher — Aleander hatte dieſelben zuſammengetragen — als die ſeinigen anerkenne und ob er ſie widerrufen wolle. Hieronymus Schurf, Luthers Rechtsbeiſtand, forderte, daß man die Titel vorleſen ſollte. Das geſchah und es ſtellte ſich heraus, daß Aleander auch erbauliche Schriften vorgelegt hatte. Luther gab „mit faſt niederer, gelaſſener Stimme, daß man ihn auch in der Nähe nicht wohl hören mochte, und als ob er erſchrocken und entſetzt wäre", ſeine Antwort. Die erſte Frage bejahte er. Bei der andern handle es ſich um den Glauben, die Seligkeit und Gottes Wort, alſo um die höchſten Dinge. Hier könne er nicht ohne vorhergehende Überlegung antworten und erbitte ſich Bedenkzeit. Sie wurde ihm gewährt. Tags darauf ſollte er vor dem Reichstag ſeine Antwort kundgeben.

In aller Schlichtheit, gewiß auch befangen durch die ungewohnte Umgebung, deren Glanz und Macht er nicht nur äußerlich in ſchärfſtem Gegenſatz als ſchlichter Mönch, ſondern mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit und ſeinem ganzen Denken gegenüberſtand, hatte Luther geredet. Der Kaiſer mochte ſich ein durchaus anderes Bild von ihm gemacht haben: er wollte es nicht glauben, daß dieſer Mönch ſolche Bücher geſchrieben und einen derartigen Brand angefacht habe. Der wird mich nicht zum Ketzer

machen, soll er damals gesagt haben. „Jedenfalls hat Luther in jeder Hinsicht viel von seinem früheren Ansehen eingebüßt," berichtete Aleander noch denselbigen Abend nach Italien.

Luther war nicht im mindesten zweifelhaft, was er zu thun habe. „Ich werde nicht einen Strich widerrufen, so Christus mir gnädig ist!" schrieb er unmittelbar nach der Rückkehr in seine Wohnung. Aber er wußte, daß bei seiner Erwiderung vor Kaiser und Reich jedes Wort überlegt sein wollte. Mancher Freund und mancher vornehme Ritter sprach diesen Abend bei ihm vor, ihn zu ermutigen. Luther aber holte sich Rat und Mut bei seinem Gott. Diesen Abend ist es wohl gewesen, da er mit ganzer Inbrunst laut in seiner Kammer gebetet hat: „Allmächtiger ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet sie so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle zu, dahin die Gottlosen gehören, und sieht nur an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefällt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott! Du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue du es, du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab ich doch für meine Person allhie nichts zu schaffen und mit diesen großen Herrn der Welt zu thun. Wollt ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sach, Herr, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. Gott, o Gott! Höreſt du nicht, mein Gott? Biſt du tot? Nein, du kannſt nicht ſterben, du verbirgſt dich nur. Haſt du mich dazu erwählt? ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß; ei ſo walt es Gott! Denn ich mein Lebenlang nie wider ſolche große Herrn gedacht zu ſein, habe es mir auch nie vorgenommen. Ei, Gott, ſo ſtehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti, der mein Schutz und Schirm ſein ſoll, ja meine feſte Burg durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geiſtes. Herr, wo bleibſt du? Du, mein Gott, wo biſt du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu laſſen, geduldig, wie ein Lämmlein. Denn gerecht iſt die Sache und dein; ſo will ich mich von dir nicht abſondern ewiglich.

Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Und ist auch nur um den Leib zu thun; die Seel ist dein und gehört dir zu und bleibet auch bei dir ewig. Amen. Gott helf mir! Amen." Schon sind es die Siegestöne des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott", die uns in diesem Gebete entgegenklingen!

Donnerstag, den 18. April, wiederum gegen sechs Uhr abends — schon dunkelte es und der Versammlungssaal war mit Fackeln erleuchtet — stand Luther, hinter ihm eine dichtgedrängte Schar, zum zweitenmale vor dem Reichstag. Eck frug ihn: „Wollt Ihr die Bücher, die Ihr für die Eurigen anerkannt habt, alle verteidigen oder wollt Ihr etwas zurücknehmen?" Mit lauter, im ganzen Saal vernehmbarer Stimme hat Luther darauf folgende weltgeschichtlich bedeutsame Antwort, erst lateinisch, dann, trotzdem es ihm sichtlich heiß geworden war, auf Verlangen auch deutsch gegeben:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser, Durchlauchtigste Fürsten, Gnädigste und Gnädige Herren! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des gestrigen Abends angestellt und ernannt, erschein ich als der Gehorsame und bitt durch die Barmherzigkeit Gottes, Euer Kaiserliche Majestät und Gnaden geruhen, als ich hoffe, diese Sachen der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädiglich anzuhören. Und so ich von wegen meiner Unerfahrung jemand entweder seine gebührenden Titel nit geben würde oder aber mit einigen Geberden und Weise wider die höflichen Sitten handeln, mir solches gnädiglich zu verzeihen als einem, der nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in Mönchswinkeln aufgekommen und erwachsen, welcher ich von mir nichts andres anzeigen kann, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüts geschrieben und gelehrt habe, daß ich auch auf Erden nichts anders denn Gottes Ehre und die unentgänzte Unterweisung der Christgläubigen gesucht habe.

Allergnädigster Kaiser, Gnädigste und Gnädige Kurfürsten, Fürsten und Herren! Auf die zwei Artikel, gestern von Euer Kaiserlichen Majestät und Euern Gnaden mir vorgelegt, als nämlich: ob ich die erzählten Büchlein und in meinem Namen ausgegangen für die meinen bekennte und dieselben zu vertreten beharren wollte oder aber dieselben widerrufen, darauf ich meine bereite und klare Antwort gegeben habe auf den ersten Artikel, darauf ich nochmals bestehe und ewiglich bestehen will, als nämlich: daß

dieſelben Bücher mein ſind und daß ſie in meinem Namen an den Tag gegeben ſind, es hätte ſich denn mittlerzeit begeben, daß durch meiner Mißgünſtigen entweder Betrug oder aber unfügliche Weisheit etwas darin verändert oder verkehrlich ausgezogen wäre. Denn ich bekenne mich zu nichts anderm denn das mein allein oder aber von mir allein geſchrieben iſt ohne alle aller andern Sorgfältigkeit, Auslegung und Deutung.

Weil ich aber auf den andern Artikel Antwort geben ſoll, bitte Euer Kaiſerliche Majeſtät und Gnaden ich unterthäniglich, ſie wollen ein fleißiges Aufachten haben, daß meine Bücher nicht einerlei Art ſind. Denn es ſind etliche, in welchen ich die Güte des Glaubens und der Sitten ſo evangeliſch und ſchlechtlich gehandelt habe, daß auch meine Widerwärtigen müſſen bekennen für nutzbar und unſchädlich und allenthalben würdig, daß ſie von chriſtlichen Leuten geleſen werden. Es macht auch die Bulle, wiewohl ſonſt an ſich ſchwind und grimmig, etliche meiner Bücher unſchädlich, wiewohl ſie auch dieſelben durch ein widernatürlich Urteil verdammet. Wenn ich nun dieſelben anhöbe zu widerrufen, was thäte ich anders, denn daß ich allein unter allen Menſchen die Wahrheit verdammte, welche die Freunde und Feinde zugleich bekennen und ich allein dem gemeinen und einträchtigen Bekenntnis entgegen wäre?

Die andere Art meiner Bücher iſt, ſo wider das Papſttum und der Päpſtiſchen Vornehmen und Handlung geht, als wider die, ſo mit ihren allerböſeſten Lehren und Exempeln die chriſtliche Welt mit beiden Übeln des Geiſtes und Leibes verheert, verwüſtet und verderbt haben. Denn dies mag niemand weder verneinen noch verhehlen, weil die Erfahrung aller Menſchen und die Klage allermänniglich Zeugen ſind, daß durch die Geſetze des Papſtes und Lehre der Menſchen die Gewiſſen der Chriſtgläubigen aufs Allerjämmerlichſte gefangen, beſchwert, gemartert und gepeinigt ſind, auch die Güter und Habe bevor in dieſer hochrühmlichen deutſchen Nation durch unglaubliche Tyrannei verſchlungen und erſchöpft und nachmals ohn Ende verſchlungen werden. — — Wenn ich nun dieſelben auch widerrufen würde, ſo würde ich nichts anders thun denn dieſe Tyrannei ſtärken und einem ſo großen unchriſtlichen Weſen nicht allein die Fenſter, ſondern Thür aufthun, die weiter und freier toben und ſchaden wird, denn ſie ſich bisher je hat dürfen unterſtehen und würde durch das Zeugnis dieſes meines Widerſpruchs das Reich ihrer allerfrechſten und allerunſträflichſten Bosheit dem armen elenden Volk aufs Allerunleidlichſte werden und dennoch beſtätigt und befeſtet werden, zuvor wenn man ſagen würde, daß dies aus Macht und Geſchäft Euer Kaiſerlichen Majeſtät und des ganzen Römiſchen Reichs

geschehen sei. Mein lieber Gott, wie ein groß Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich sein!

Die dritte Art ist der Bücher, welche ich wider etliche sonderliche und ungemeine Personen geschrieben habe, als nämlich wider die, so sich unterwunden haben, die Römische Tyrannei zu beschützen und den göttlichen Dienst, so ich gelernt, zu vertilgen; wider dieselben bekenne ich mich heftiger gewest sein, denn dem christlichen Wesen und Stand geziemt. Denn ich mach mich nicht zu einem Heiligen, ich disputiere auch nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Ich kann dieselben Bücher auch nicht widerrufen darum, daß aus demselben meinen Widerspruch erfolgen würde, daß ihr tyrannisch, grimmig und wüterlich Regiment durch meinen Schutz, Handhabung und Rückhaltung regieren und herrschen würde und das Volk Gottes ungütlich und unbarmherziglich handeln würden und viel geschwinder denn sie bisher regiert und geherrscht haben.

Dieweil aber ich ein Mensch und nicht Gott bin, so mag ich meine Büchlein durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Jesus Christus seine eigene Lehre unterhalten hat, welcher, als er von Hannas von seiner Lehre gefragt und vom Diener an einem Backen geschlagen war, sagt er: Hab ich übel geredet, so gieb mir Zeugnis von dem Übel! Weil der Herr selbst, der da gewußt hat, daß er nicht könnte irren, sich dennoch nit geweigert hat, anzuhören Zeugnis wider seine Lehre auch von dem allerschnödesten Knecht, wie vielmehr ich Hefe, die nichts anders vermag denn irren, soll begehren und erwarten, ob mir jemand Zeugnis wollt geben wider meine Lehre! Derhalben ich bitt durch die Barmherzigkeit Gottes Euer Kaiserliche Majestät und Gnaden oder alle andere von den Höchsten oder Niedersten wollen mir das Zeugnis geben, die Irrtümer erweisen, mich mit evangelischen und prophetischen Schriften überwinden. Denn ich will aufs Allerbereiteste und Willigste sein, so ich deß unterwiesen werde, alle Irrtümer zu widerrufen und der Allererste sein, der meine Bücher in das Feuer werfen will.

Aus welchem Allen, ich meine, offenbar werde, daß ich genugsam bedacht, bewogen und ermessen habe die Gefahr, Besorglichkeit, Zwietracht, Aufruhr und Empörung von wegen meiner Lehr in der Welt erwachsen, davon ich gestern ernstlich und festiglich bin erinnert worden. Wahrlich mir ist das das Allerlästigste, zu sehen, daß von wegen des göttlichen Worts Parteien, Mißhellung und Uneinigkeit werden. Denn das ist der Lauf, Fall und Ausgang des göttlichen Worts, wie der Herr selbst sagt: Ich bin nicht kommen, den Frieden, sondern das Schwert zu senden; denn ich bin

kommen, den Menschen abzusondern wider seinen Vater. Derhalben zu bedenken ist, wie wunderlich und erschrecklich Gott in seinen Räten, Vornehmen und Anschlägen ist, damit nicht vielleicht das, so die Parteien und Uneinigkeit hinzulegen vorgewandt wird, wenn wir anheben an der Verdammung des Worts Gottes, es werde gereichen zu einer Sintflut unerleidlicher Übel, und daß man zu besorgen hat, damit nicht dieses allerfrömmsten Jünglings Kaiser Karls (in dem nächst Gott eine große Hoffnung ist) kaiserlich Regiment eines unglückseligen Anfangs sei.

Ich mocht mit viel Exempeln der heiligen Schrift von dem Pharao, vom König zu Babylon und den Königen zu Israel erklären und anzeigen, daß sie sich die Zeit am allermeisten verderbt haben, als sie mit den allerklügsten Räten und Anschlägen ihre Königreiche zu befrieden und befesten sich unterstanden und beflissen haben. Denn er ist der, so die Argliſtigen in ihrer eignen Listigkeit fängt und die Berge umkehrt, ehe sie es inne werden, also daß man der Furcht Gottes bedarf. Ich sag dies nicht darum, daß so großen Häuptern meine Lehre oder Ermahnung von Nöten sei, sondern daß ich meiner Heimat, deutschen Landen meinen Dienst nit hab sollen und wollen entziehen. Und hiermit befehle Euer Kaiserlichen Majestät und Gnaden ich mich unterthäniglich, in Demut bittend, sie wollen nit gestatten, mich gegen sie durch meiner Abgünstigen Übelmeinung verunglimpfen und in Ungnaden bringen."

So forderte denn Luther wie stets bisher auch jetzt den Nachweis seiner Irrtümer. Das aber war es gerade, worauf man keinesfalls eingehen wollte und konnte. Eck antwortete ihm „ähnlich einem, der einen strafen wollte", seine Sätze seien bereits verdammt und bedürften keiner weiteren Erörterung, und forderte ihn auf eine „ungehörnte und unbemäntelte" Antwort zu geben. Diese Antwort lautete also: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Eure Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine Antwort ohne Hörner und Zähne geben diesermaßen: es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, dieweil am Tage liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist."

Nochmals wurde ihm die Frage vorgelegt, ob er bei seiner Behauptung bleibe, daß die Concilien geirrt hätten. „Als ein harter Fels" erwiderte er:

„Es mögen (d. i. vermögen, können) die Concilien irren und haben geirrt, das liegt am Tag und will's beweisen.“ In dem zunehmenden Tumult sind die Worte, mit denen Luther schloß, nicht überall gehört worden. Es waren die ehernen Worte — ob sie in dieser Reihenfolge gesagt worden sind, bleibt eine offene Frage —: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ Das war der Höhepunkt der Entscheidung. Einzig und allein seinem Gewissen folgend tritt Luther der ganzen Welt, Kaiser und Papst, entgegen. Betend blickt er auf zu seinem Gott. Gläubig sieht sein Auge das Amen göttlicher Erhörung und müßte auch die eigene schwache Person kämpfend darüber zu Grunde gehen.

Mit einem freudigen „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“ trat Luther, den eine Schutzwache durch die dichtgedrängte Menge vorbei an zischenden und höhnenden Spaniern geleitet hatte, gegen acht Uhr wieder in seine Herberge. Dabei „reckte er die Hand in die Höhe, wie die deutschen Landsknechte pflegen, wenn sie im Kampfspiel über einen wohlgelungenen Hieb frohlocken“. Noch auf dem Hofe des Bischofspalastes hatte ihn Herzog Erich von Braunschweig mit einem Trunk Eimbecker Biers erquickt. Den Abend ward Luthers Zimmer von Besuchern nicht leer. Er selbst fühlte sich wunderbar erhoben. Es war ihm, als wäre eine ungeheure Last von ihm genommen. Die Standhaftigkeit, die er bewiesen, erschien ihm als eine Gabe von oben her und ein neuer Beweis der Wahrheit seiner Lehre. „Und wenn ich tausend Köpfe hätte, wollte ich sie mir eher alle abhauen lassen denn einen Widerruf thun,“ sagte er an jenem Abend. An Zustimmungen schriftlich und mündlich fehlte es Luther nicht. „Wohl hat der Pater, Doktor Martinus,“ sagte noch denselben Tag Friedrich der Weise zu Spalatin, „geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“ Zweimal schrieb Hutten in jenen Tagen an Luther. „Viele sind zu mir gekommen,“ heißt es in dem zweiten Brief (vom 20. April), „und haben aus gutem Eifer und Kummer für Euch also geredet: Wenn er doch nicht wankte! Wenn er doch standhaft antwortete! Wenn er sich doch durch keinen Schrecken niederwerfen ließe! Hartnäckig versicherte ich, Du werdest ein Luther sein, und meine Zuversicht hat mich nicht getäuscht. Denn, wie ich sehe, hast Du eine solche Antwort gegeben, daß uns nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber beharret bis ans Ende!“

Dem Kaiser und der päpstlichen Partei galt Luthers Sache nunmehr für beschlossen und sein Schicksal für besiegelt. Der kaiserlichen Zusage entsprechend war Luther nach Wittenberg zurückzubringen und dann als Ketzer

zu behandeln. Trotzdem entsprach Karl dem Wunsche vieler Reichsstände, daß eine besondere Kommission noch einen letzten Versuch machen solle, Luther zum Widerruf zu bewegen. Am 24. April früh 6 Uhr stand Luther im Hause des Deutschritterordens vor dieser Kommission, an deren Spitze der Kurfürst und Erzbischof von Trier berufen worden war. Er blieb trotz der freundlichsten Zurede bei seiner Forderung, daß man ihm seine Irrtümer durch die heilige Schrift oder „helle Gründe" nachweise. Auch den nächsten Tag verhandelte man mit ihm, ohne etwas Anderes zu erreichen „Ich kann nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will!" lauteten seine Worte. Noch denselben Tag, am 25. April, abends gegen 6 Uhr wurde ihm unter Zusicherung freien Geleites für 21 Tage des Kaisers Befehl angekündigt, daß er Worms nunmehr zu verlassen und sich „an seinen Ort" zu begeben habe, jedoch unterwegs nicht predigen dürfe. Luther dankte dem Kaiser, daß er ihm das Geleite treulich gehalten habe und versicherte ihn seiner Unterthänigkeit; nur behalte er sich vor, daß man ihm Gottes Wort für Rede und Schrift ungebunden lasse.

Luther wußte, daß er Wittenberg nicht erreichen würde. Man hatte ihn noch am Abend vor seiner Abreise in den Plan des sächsischen Hofes eingeweiht, ihn unterwegs aufzuheben und vor der Welt verschwinden zu lassen. Die kurfürstlichen Räte sollten das Einzelne anordnen. Weder der Kurfürst selbst noch sein Bruder Herzog Johann wollten Genaueres darüber wissen, um gegebenenfalls mit gutem Gewissen Unkenntnis vorschützen zu können.

Am Morgen des 26. April reiste Luther mit denselben Begleitern, mit denen er gekommen war, von Worms ab. „So ist denn der ehrwürdige Schurke," schrieb Aleander Tags darauf, „gestern drei Stunden vor Mittag mit zwei Wagen abgereist, nachdem er sich eigenhändig in Gegenwart vieler Personen viele Brotschnitten geröstet und manches Glas Malvasier, den er außerordentlich liebt, getrunken; vor dem Thore empfingen ihn zwanzig Reiter, die ihm vermutlich Sickingen auf Huttens Betrieb geschickt hatte. — Da dieser Schurke nun einmal nicht Vernunft annehmen wollte, so möge Gott wenigstens Fürsten und Völker auf dem rechten Wege des Glaubens erhalten. Wir werden unser Bestes thun." Erst in Oppenheim holte der kaiserliche Herold Luther ein. Am Sonntag darauf, am 28. April, schrieb Luther von Frankfurt aus an seinen Freund Lukas Kranach: „Ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht, wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten bis zu seiner Zeit. — Ich meinte, Kaiserliche Majestät sollte

einen Doktor oder fünfzig haben versammelt und den Mönch redlich überwunden: so ist nichts mehr gehandelt denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willst du sie widerrufen oder nicht? Nein. So heb dich! O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren! — Ade, hiermit allesamt Gott befohlen, der behüt euer Aller Verstand und Glauben in Christo vor den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang. Amen." An demselben Tag erreichte man noch Friedberg, von wo aus Luther einen Brief an den Kaiser und die Stände richtete, in dem er sich nochmals bereit erklärte, behufs ernster Prüfung seiner Sache sich vor kundigen Richtern zu stellen und zu widerrufen, wenn man ihn aus der heiligen Schrift „oder durch helle und klare Ursache unterwiese". „In zeitlichen Sachen," so schreibt er, „das Gotteswort und ewige Dinge nicht betreffend sind wir schuldig, unter einander zu vertrauen, angesehen, daß derselben Dinge Begeben (Preisgeben), Gefahr und Verlust, die wir doch zuletzt müssen fahren lassen, zu der Seligkeit unschädlich sind. Aber in Gottes und ewigen Dingen kann und will Gott nicht leiden, daß man sich frei begebe und erwege auf einen oder viele Menschen, sondern allein auf ihn selbst. — Allein das heilige, freie, lautere und klare Wort Gottes soll billig obschweben und aller Menschen Richter bleiben."

Über Hersfeld, wo er am 1. Mai früh fünf Uhr in dem altehrwürdigen Benediktinerkloster predigte, und Berka langte Luther am 2. Mai abends in Eisenach an. Auch hier hat er vieler Freunde Wünsche erfüllend gepredigt. Zwanzig Jahre zuvor war er, „ein hurtiger Geselle", von hier ausgezogen. Als ein Mann, gebannt vom Papste, ausgestoßen aus dessen Kirche, aber umjubelt vom deutschen Volke kehrte er jetzt zurück! Es lag für ihn nahe, seine Verwandten in der Umgegend, insbesondere in Möhra zu besuchen. Amsdorf und Pezensteiner begleiteten ihn nach dem Stammorte seiner Väter. Am Vormittag des 4. Mai predigte er in Möhra und fuhr dann mit seinen Gefährten nach Waltershausen zu weiter. Der Abend war bereits hereingebrochen und es dunkelte, als der Wagen in der Nähe von Altenstein von einem Haufen bewaffneter Reiter zum Stehen gebracht wurde. Bruder Pezensteiner ergriff schleunigst die Flucht (er ist übrigens später Pfarrer zu Roßwein in Sachsen gewesen). Amsdorf, zuvor in den Plan eingeweiht, erging sich, um seinen Fuhrmann zu täuschen, in Schmähungen über die frechen Straßenräuber. Diese aber führten Luther in den Wald, setzten ihn dann auf ein Pferd und lieferten ihn gegen elf Uhr nachts auf der Wartburg ab.

Inzwiſchen waren Aleander und ſeine Leute in Worms nicht unthätig geweſen. Die Lage der Verhältniſſe war für ſie günſtig. Kaiſer und Papſt ſchloſſen ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Aleander wurde beauftragt, das Achtedikt gegen Luther ſelbſt zu entwerfen — eine Aufgabe, in der dieſer Römling mit den ſchönſten Lohn für ſein, wie er meinte, höchſt erfolgreiches Wirken erblickte. Erſt am 26. Mai, alſo zu einer Zeit da bereits viele Stände den Reichstag verlaſſen, Luther aber längſt auf der Wartburg eine ſichere Zuflucht gefunden hatte, unterzeichnete der Kaiſer das Edikt. Man verſah es jedoch mit dem Datum des 8. Mai, um den Schein zu erwecken, als wäre es auf einen vollgiltigen Reichstagsbeſchluß zurückzuführen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Aleander nicht mit zarten Worten von dem Ketzer redet, der „ſich unterſteht Irrungen und Ketzereien einzuführen, daß dadurch die ganze deutſche Nation und nachmals alle anderen Nationen in eine unmenſchliche Zertrennung und erbärmlichen Abfall guter Sitten, des Friedens und chriſtlichen Glaubens kommen würden“. Wie ſchon mehrfach geſchehen war und wie noch heute dort geſchieht, wo der Name Luther ein neues Leben und friſche Begeiſterung für das Evangelium weckt, ſo wurde Luther auch in Aleanders Machwerk vorgeworfen, daß er „gänzlich Gehorſam und Regierung hinweg nimmt und gar nichts anders ſchreibt, als was zu Aufruhr, Zertrennung, Krieg, Totſchlag, Räuberei und zu ganzem Abfall vom chriſtlichen Glauben gereicht und dient“. Rom urteilt heute noch nicht anders über unſern Luther, als es Aleander damals gethan hat: „Nicht als ein Menſch, ſondern als der böſe Feind in Geſtalt eines Menſchen mit angenommener Mönchskutte hat Luther mancher Ketzer aufs höchſte verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen geblieben ſind, in eine ſtinkende Pfütze verſammelt und ſelbſt etliche von neuem erdacht, giebt vor, er predige den Glauben, damit er den wahren rechten Glauben zerſtöre und unter dem Namen und Schein der evangeliſchen Lehre allen evangeliſchen Frieden und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung und den allerſchönſten Stand der Chriſtenheit umkehre und unterdrücke.“ So muß denn jedermann einſehen, daß es nur heilſam und billig iſt, gegen ſolchen „mit dem böſen Geiſte Beſeſſenen“ mit allen Machtmitteln vorzugehen und „den gedachten Martin Luther als ein von Gottes Kirche abgeſondertes Glied, einen verſtockten Zertrenner und offenbaren Ketzer“ zu erklären. So wird denn Luther vom 14. Mai ab für vogelfrei erklärt, d. h. allen „ſämtlich und ſonderlich“ geboten, „daß ihr Luther nicht hauſet, höfet, äzet, tränket noch enthaltet noch ihm mit Worten oder Werken heimlich oder öffentlich, keinerlei Hilfe, Anhang, Beiſtand oder Fürſchub beweiſet, ſondern, wo ihr

ihn alsdann ankommt und betretet und deß mächtig sein mögt, ihn gefangen nehmt und Uns wohlbewahrt zusendet oder das zu thun bestellet oder Uns zum wenigsten, so er zu Handen gebracht wird, solches unverzüglich verkündet und anzeigt und ihn dazwischen also gefangen haltet, bis euch von Uns Bescheid gegeben wird, was ihr ferner nach Ordnung der Rechte gegen ihn handeln sollt, für welches heilige Werk, auch eure Mühen und Unkosten ihr ziemliche Ergötzlichkeit empfangen werdet." Luthers Anhänger aber soll man „niederwerfen und fangen und ihre Güter nehmen und sie im eignen Nutzen verwenden und behalten". Auch wird befohlen, „Luthers vergiftete Schriften und Bücher, als welche zu großem Auflauf, Schaden und Ketzerei in Gottes Kirche dienen, mit Feuer zu verbrennen und in dem und anderm Wege gänzlich abzuthun, zu vernichten und zu vertilgen". Endlich wird überhaupt die Freiheit des Druckes aufgehoben und alles, was unter die Presse kommen soll, dem Urteil der kirchlichen Behörde unterworfen.

„Ich schäme mich allmählich meines Vaterlandes," schrieb Hutten in jenen Tagen noch vor dem Erlaß dieses Ediktes aus der Seele jedes echten Deutschen heraus. Wie bitter hatte Karl V. die Erwartungen getäuscht, die man in ihn setzte! „Ich verspreche Euch," sagte er am 10. Mai zu seinem Beichtvater, „daß, wenn erst das neue Mandat zustande gekommen und veröffentlicht ist, ich den ersten, bei dem eine Schrift oder ein Bildnis Luthers gefunden wird, an diesem Fenster aufknüpfen lasse." Eine Schmach, daß ein Römling, nachweislich einer der wütendsten Feinde eines freien Deutschlands, unter dem Namen des Kaisers und unter dem allerdings betrügerischerweise gebrauchten Namen der deutschen Reichsversammlung so über Deutschlands größten Sohn hat schreiben dürfen, wie Aleander in jenem Achtedikt geschrieben hat, andererseits aber auch ein Trost, daß es kein Deutscher war, der sich mit solchem Schriftstück besudelt hat!

In Worms erschien es auffällig, daß Luther schon in Friedberg den kaiserlichen Herold mit einer schriftlichen Quittung über sein Geleite entlassen hatte. Aleander vermutete, er habe sich auf Sickingens Burg begeben, um von dort aus einen Aufstand anzufachen. Bald hörte er, Luther weile vier Tagereisen von Worms entfernt auf einer Burg. Für den Fall, daß Luther, wie ein anderes Gerücht zu erzählen wußte, sich nach Dänemark wenden würde, wollte der Kaiser mit dem König von Dänemark verhandeln und hoffte, „ihn dann schon gehörig zu treffen". Aleander ahnte das Richtige, wenn er am 11. Mai schrieb: „Ich glaube, daß Luther in Wittenberg oder wenigstens mit Vorwissen des Kurfürsten auf der Burg

eines seiner adeligen Anhänger bleiben wird.“ Tags darauf kam nach Worms die Botschaft, Luther sei in der Nähe von Eisenach aufgegriffen worden. Aleander wurde als der Anstifter des meuchlerischen Überfalls angesehen und „schwebte“, wie er selbst schreibt, „in der größten Gefahr“. Ein Gerücht löste das andere ab. Ein fränkischer Ritter, der dem Kurfürsten von Sachsen Fehde angesagt habe, sollte Luther gefangen genommen haben. Selbstverständlich hoffte Aleander, er werde den Kaiser bestimmen können, von jenem die Auslieferung des Geächteten zu fordern. „Durchbohrt mit einem Stoßdegen“ sollte Luther „tot in einer Silbermine aufgefunden“ worden sein. Am 5. Mai, so wußte man zu erzählen, sei er in Leipzig „unter großem Zulauf des Volkes feierlichst empfangen worden“.

Luthers Schicksal war das Tagesgespräch in Deutschland und über Deutschland hinaus, ungeheuer die Erregung des Volkes, das an einen Meuchelmord glaubte. „Luther haben wir,“ schrieb ein Römling damals an Albrecht von Mainz, „wie wir wollten, verloren, aber so ist das Volk erregt, daß ich vermute, wir werden kaum unser Leben retten, wenn wir ihn nicht mit angezündeten Laternen überall suchen und zurückrufen.“ Der berühmte Nürnberger Maler Albrecht Dürer, der seit mehreren Jahren aus Luthers Schriften die Erkenntnis des lauteren Evangeliums gewonnen hatte und nach seinem eigenen Bekenntnis dadurch „aus großen Ängsten“ gerissen worden war, befand sich damals in den Niederlanden. Als er von Luthers Verschwinden hörte, schrieb er in sein Tagebuch: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und weil er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze und auch darum, daß wir unseres Blutes und Schweißes also beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schändlich von müßiggehendem Volk lästerlich verzehrt wird. — O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätte er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen neuen erleuchteten Mann sende!“

B. Das Wartburgjahr.

1. Luther auf der Wartburg.

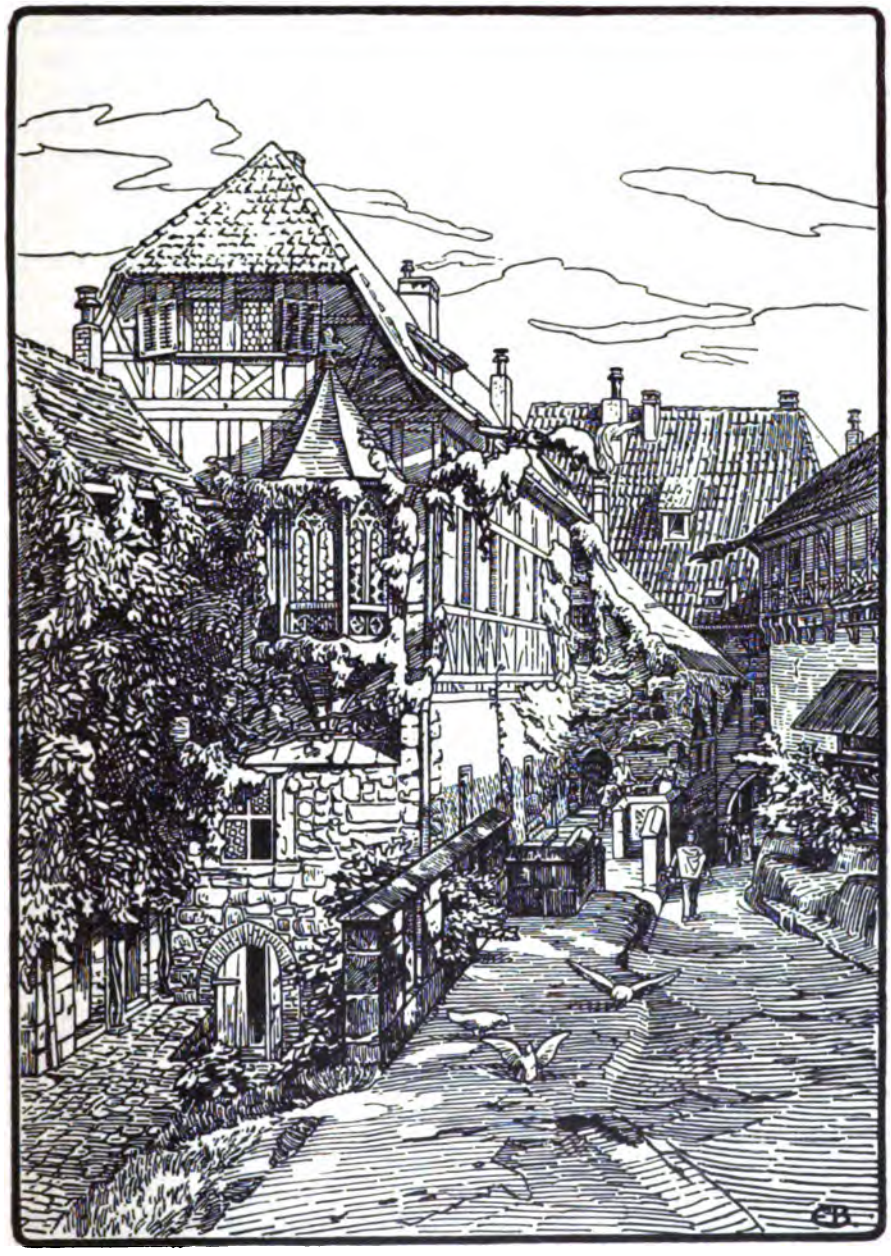
Manche deutsche Burg grüßt von weitschauender Bergeshöhe erzählend aus längst vergangenen Tagen. Keine Burg aber ist dem deutschen Volke so lieb als die sagenumwobene Wartburg im waldesgrünen Thüringerlande. Dort stritten vor Landgraf Ludwig der deutschen Sänger Edelste um die Palme, ein Walther von der Vogelweide, ein Wolfram von Eschenbach, ein Heinrich von Ofterdingen. Da erklang auch manches Lied von dem Höchsten, was ein deutsches Herz bewegt, und frühzeitig mischte sich in deutschen Sang die Klage über welsches Wesen. Dort oben erblühte Elisabeth, die „fleischgewordene Barmherzigkeit“, zur Jungfrau. Von der Wartburg stieg sie hinunter zu den Hütten der Armen, ein Engel helfender Liebe. Vor dem forschenden Blicke des Gatten wandelte sich die Gabe ihrer Milde in blühende Rosen. Der Heiligenschein, den das mittelalterliche Rom ihr verliehen, verklärte ein dessen würdiges Haupt. Mag es immerdar das deutsche Volk dem edlen Fürsten aus dem Wettinerstamme danken, der jene Stätte ihm erhielt oder in ihrer alten Gestalt mit feinem Verständnis neu erstehen ließ!

Sinnend hatte einst ein Knabe hinaufgeschaut zu den Zinnen der Burg. Andächtig in der Erinnerung an die fromme Elisabeth mag er auch durch den grünen Wald oft zu der altehrwürdigen Stätte gewandert sein. Zwanzig Jahre waren seitdem dahingegangen. Der Knabe war ein Mann geworden und sein Name war nicht nur auf den Lippen, sondern stand auch im Herzen des deutschen Volkes. In heißem Kampfe hatte er sich den Frieden der Seele errungen. Was keine „Möncherei“ ihm gegeben, was er vergeblich im „heiligen“ Rom gesucht, das hatte ihm frei die Gnade Gottes in Christo Jesu durch den Glauben gewährt, das sollte keine Macht der Welt ihm wieder rauben.

Dieser Mann war als „Junker Jörg“ der Gast der Wartburg geworden. Sorgsam wachte der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch, daß das Geheimnis der Person des fremden „Ritters“ bewahrt bleibe. Eine goldene Kette schmückte die Brust. Bald umrahmte ein stattlicher Vollbart das Antlitz. Fast erkennt man Luther auf diesem Bild, das wir Kranachs Meisterhand verdanken, nicht wieder. Bedeckt man aber den Bart, so hat man die wohlbekannten Züge des Reformators vor sich. Bei Wanderungen in die Umgebung, beim Ausritt in die Wälder, auf dem Wege nach der

Stadt begleitete ihn, der dann das Schwert an der Seite trug, ein vertrauter Knecht, während oben auf der Burg ein Edelknabe ihm aufwartete.

Welch eine Veränderung! Mitten aus dem Kampfe war Luther in den Frieden versetzt. Wie ein Traum mußte ihm die Gegenwart oder das, was hinter ihm lag, erscheinen. Seit Langem fand Luther einmal Zeit, über sich selbst nachzudenken. Jetzt erst mag er sich ganz vergegenwärtigt haben, was es hieß, ganz allein, ohne eines Menschen Hilfe der Welt, ihrem Geiste und ihrer Macht gegenüberstehen. Die bange Frage: Bist du wirklich gewiß, daß du die Wahrheit hast? Wird das begonnene Werk auch fortschreiten, nun du den Schauplatz verlassen hast? wurde die Veranlassung zu mancher heißen inneren Anfechtung, die körperliche Leiden erhöhten. Aber siegreich ging er aus solchen Anfechtungen hervor, gestärkt in seiner Zuversicht, in der Freudigkeit des Glaubens, der sich freute auf neuen Kampf und neuen Sieg: Was du vertrittst, ist die Wahrheit und die Sache Gottes; die muß siegen auch ohne deine schwache Person. So verachtete er auch den Teufelsspuk, unter dem er nach seinem eignen Bericht mancherlei auf der Wartburg zu leiden hatte. „Sie hatten mir," so erzählte Luther noch kurz vor seinem Tode in Eisleben, „einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselbigen in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bett ging, zog ich mich in der Stube aus, that das Licht auch aus und ging in die Kammer, legte mich ins Bett. Da kommt mir's über die Haselnüsse, hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette; aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebt an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppen hinab; so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahrt, daß niemand hinauf konnte; dennoch fielen so viel Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei; da war die Treppe zu. Da sprach ich: Bist du es, so sei es! Und befahl mich dem Herrn Christo und legte mich wieder ins Bett." Die bekannte Geschichte, daß Luther einst das Tintenfaß nach dem Teufel geworfen habe, beruht nicht auf Wahrheit. Von der Wartburg aus ist Luther auch mit auf die Jagd gezogen, freilich, ohne Vergnügen an dieser „wichtigen Verrichtung müßiger Leute" zu finden. Er findet darin ein Bild des Teufels, „der mit seinen listigen Nachstellungen und seinen Hunden, nämlich gottlosen Lehrern, Bischöfen und Schriftgelehrten, die unschuldigen Tierlein jaget und verfolget, dabei ich mit tiefem Nachdenken an die einfältigen und redlichen Seelen gedacht. Überdies vermehrte sich mein Nachdenken. Ich

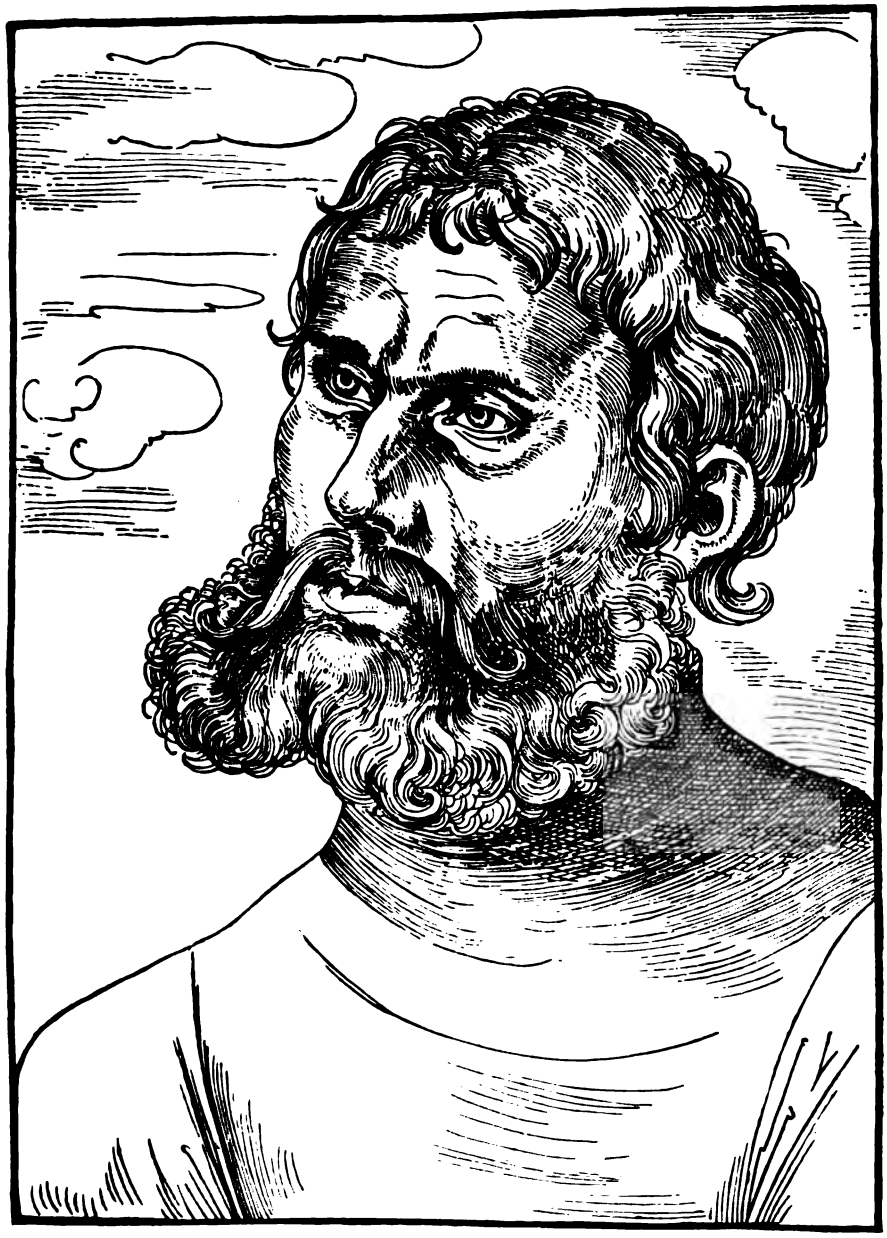


Die Wartburg zur Zeit Luthers.

hatte mit vieler Mühe ein junges Häschen beim Leben erhalten und mit großer Sorgfalt in meinen Reiserock eingewickelt. Den hatten die Hunde, als ich nur ein wenig davon gegangen, doch ausgespürt, ihm durch den Rock den rechten Lauf zerbissen und endlich gar erwürget. Eben so wütend ist der Papst und der Teufel, daß sie die sich rettenden Seelen verderben und sich nicht an die Mühe und Arbeit kehren, die ich an sie gewandt. Ich bin dieser Jagd satt und halte die für angenehmer, da mit Spießen und Pfeilen Bären, Wölfe, wilde Schweine, Füchse und dergleichen erlegt werden. Und sehe ich das als etwas Sonderbares an, daß die Hasen und andere unschuldige Tierlein lieber wollen von Menschen gefangen werden als von Bären, Wölfen, raubgierigen Stoßvögeln und dergleichen Bischöfen und Geistlichen. Denn diese werden von der Hölle, jene aber vom Himmel aufgenommen werden."

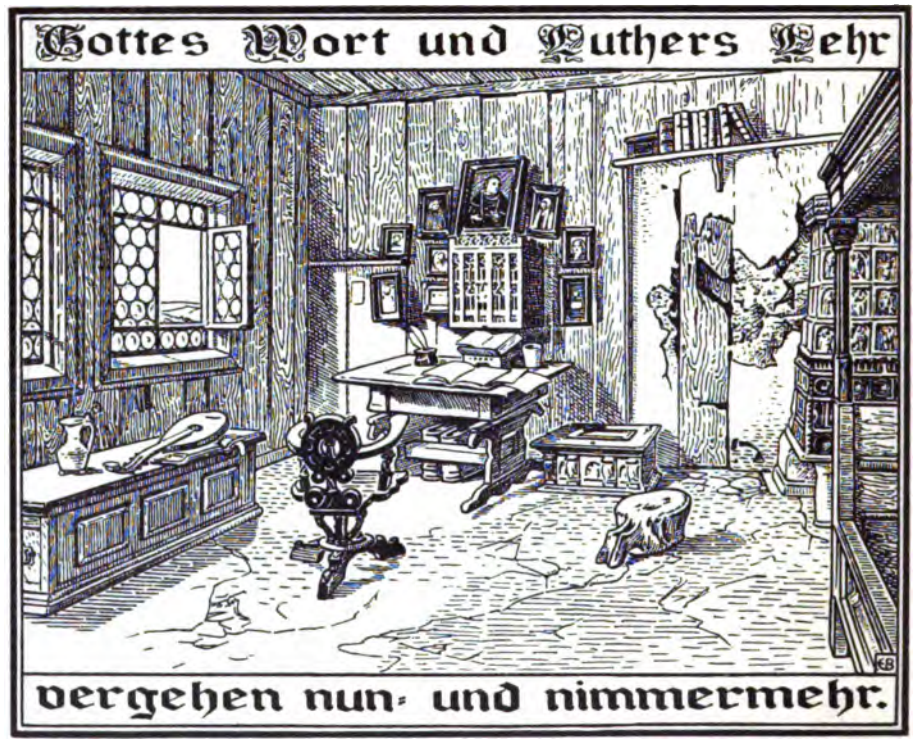
Es bedurfte einiger Zeit, bis sich Luther in die neuen Verhältnisse und in die Stille der Wartburg einlebte. „Ich bin ein wunderbarer Gefangener," schreibt er am 12. Mai nach Wittenberg; „denn mit Willen und wider Willen sitze ich hier: mit Willen, weil's der Herr so will; wider Willen, weil ich lieber öffentlich für das Wort eintreten möchte, aber ich bin's nicht wert gewesen." Bald sehnte sich Junker Jörg auf seinem „Berge", „in der Region der Luft", „im Lande der Vögel", „inmitten der Vögel, die von ihren Zweigen lieblich singen und Gott mit allen Kräften preisen bei Tag und Nacht", in seinem „Patmos" — das waren die Bezeichnungen, wie er sie in seinen Briefen für seinen Aufenthaltsort benutzte — nach seinen Büchern. Zunächst wollte er die Arbeiten fortsetzen, die seine Wormsreise unterbrochen hatte. Im Geiste weilte Luther bei seinen Wittenberger Freunden und bei seiner Gemeinde. Er ist besorgt um die Katechismuspredigt, der er mit größtem Eifer sich gewidmet hatte. Seinem Freunde Johann Agrikola, der sie übernommen und dem jetzt ein Kindlein geboren worden war, schickt er einen Goldgulden für die Mutter, die zu ihrer Stärkung Wein trinken soll, und einen zweiten für das Kind: denn, „wäre ich dort, so müßte ich doch Pate sein".

„Inzwischen wird des Kurfürsten von Sachsen Schule an der Universität Wittenberg sich immer weiter entwickeln," hatte Aleander, oft wider Willen Prophet, geschrieben, als er die Kunde von Luthers Verschwinden vernommen. Dafür daß Aleanders Wort sich erfüllte, sorgten Luthers Wittenberger Freunde, insbesondere Melanchthon, Justus Jonas und Johann Bugenhagen. Wohl war Melanchthon stets voller Sorge um den teuren Freund, stets sehnsüchtigen Verlangens nach seiner Rückkehr. „Noch immer,"



Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.

klagt er im Herbſt 1521, „iſt unſer Elias weg von uns; wir harren und hoffen auf ihn; mich quält täglich das Verlangen nach ihm.“ Aber Luther tröſtet ihn: „Wenn ich zu Grunde gehe, verliert das Evangelium nichts; denn Du übertriffſt mich jetzt darin und folgſt als ein Eliſa mit zwiefachem Maße des Geiſtes auf Elias.“ Juſtus Jonas war Propſt an der Schloßkirche geworden und hielt außerdem Vorleſungen an der Univerſität. An



Das Zimmer Luthers auf der Wartburg.

ihre Seite war Johann Bugenhagen getreten, der bald in das wichtige Amt des Pfarrers an der Stadtkirche zu Wittenberg berufen werden ſollte. Auch für den Unterricht in der hebräiſchen Sprache hatte die Univerſität in Matthäus Aurogallus eine tüchtige Kraft gewonnen.

Bald ging Luther an die gewohnte, ihm zum Lebenselement gewordene Arbeit an der heiligen Schrift. Was dem Tier die Weide, dem Menſchen das Haus, dem Vogel das Neſt, der Gemſe der Fels, dem Fiſche der Strom

ist, das ist die heilige Schrift den gläubigen Seelen, so lautete sein schönes Bekenntnis. Am Himmelfahrtstage und am Pfingstfeste bildeten Worte aus dem 68. Psalm Bestandteile der Liturgie, am Himmelfahrtstage V. 18. 19: „Der Herr ist unter ihnen im heiligen Sinai. Du bist in die Höhe gefahren und hast das Gefängnis gefangen," und am Pfingstfest der Eingang: „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden, und die ihn hassen, vor ihm fliehen." Das veranlaßte Luther zu seiner ersten Arbeit auf der Wartburg. Am 26. Mai schickte er eine „deutsche Auslegung" des 68. Psalm, die er „vor langer Weile, aller Bücher entbehrend, ausgearbeitet", an Melanchthon, dessen Ermessen die Drucklegung überlassend. Im August verließ das Schriftchen die Presse. Dann vollendete Luther die Auslegung des Magnifikat (Luk. 1, 46 ff.). Noch hat er sich nicht gänzlich von der mittelalterlichen Marienverehrung frei gemacht, aber seine Schrift zeigt bereits eine echt evangelische und deutsche Anschauung von der Mutter unseres Heilands. Dem Evangelium gemäß preist er ihre Demut: „wer sie recht ehren will, muß sie vor Gott und fern unter Gott stellen, ihre Nichtigkeit, wie sie selbst sagt, ansehen." Echt deutsch — genau dem Bilde Albrecht Dürers in seinem „Marienleben" entsprechend — ist es, wenn Luther die Maria, an der unleugbar unser Volk mit großer Liebe und Innigkeit hing, in ihrem häuslichen Leben schildert: „Sie schafft im Hause wie vorhin, milkt die Kühe, kocht, wäscht Schüssel, kehret, thut wie eine Hausmagd oder Hausmutter thun soll, in geringen verachteten Werken."

Die Kapelle auf der Wartburg.

In seiner großen lateinischen Erklärung der Psalmen fuhr Luther gleichfalls auf der Wartburg fort, indem er noch im Juni eine umfängliche Auslegung des 22. Psalm hinzufügte. Seine Gemeinde, das „arme Häuflein Christi zu Wittenberg" erfreute Luther im August mit einer Trostschrift in Gestalt einer Erklärung des 37. Psalm. „Daß ich wieder auf die Bahn komme," schreibt er, „weil ihr armer Haufe mit mir die Marter unseres Namens von den hochberühmten und hochgelehrten Hasenmännern tragen müßt und ihr nicht alle gleich starken Gemütes seid, hab ich vorgenommen ein Trostbrieflein zu schreiben, daß ihr euch vor den Hasenpanieren nicht

entsetzt, ob ich nicht bei euch sei. — Wir stehen von Gottes Gnaden bei der Schrift und haben ihren Verstand, vor welchem jene sich fürchten, scheuen, fliehen und doch mutwillig die Wahrheit lästern. — Ich lehre sie: so lästern sie mich. Ich bitte sie: so spotten sie mein. Ich schelte sie: so zürnen sie. Ich bitte für sie: so verwerfen sie es. Ich vergebe ihnen ihre Übelthat: so wollen sie es nicht. Ich bin bereit, mich selbst für sie zu geben: so vermaledeien sie es. — Es ist auf Erden kein klareres Buch geschrieben denn die heilige Schrift, die ist gegen alle andern Bücher gleichwie die Sonne gegen alle Lichter. Laßt euch je nicht von und aus der Schrift führen, wie großen Fleiß sie daran kehren! Denn, wo ihr da heraustretet, so seid ihr verloren, so führen sie euch, wie sie wollen. Bleibt ihr aber drinnen, so habt ihr gewonnen. — Ich bin von Gottes Gnaden noch so mutig und trotzig, als ich je gewesen bin. — Seid getrost und fürchtet niemand. Gottes Gnade sei mit euch!" In einer weiteren Schrift „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten", Franz von Sickingen gewidmet, rät Luther der Gemeinde, sich frei zu machen von dem römischen Beichtzwang und lieber nach der Anweisung Christi Matth. 18, 18ff. sich bei seinem Nächsten Trost zu holen. Begreiflicherweise erregte diese Schrift gewaltiges Aufsehen. Von römischer Seite hielt man Herzog Johann von Sachsen als Beweis gegen Luther die Stelle Luk. 17, 14: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern!" aus der Geschichte von der Heilung der zehn Aussätzigen vor. Auf Veranlassung des Herzogs gab Luther nunmehr eine ausführliche Auslegung jener Perikope, des Evangeliums für den 14. Trinitatissonntag heraus. So weit war Luther mit seiner „Postille", von der wir noch hören werden, damals freilich noch nicht gekommen, aber gern erfüllte er des Herzogs Wunsch, „seinen lieben Deutschen die Postille mitten aus dem Faß kredenzend". Drei adeligen Freunden widmet er die Schrift, der es nicht an beißendem Spotte fehlt. „Ich armer Bruder," so beginnt sie, „hab abermals ein neu Feuer angezündet, o ein groß Loch in der Papisten Taschen gebissen, daß ich die Beicht hab angegriffen. Wo will ich nun bleiben? Und wo wollen sie nun Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden, den giftigen Ketzer zu pulvern? Nun muß man gewißlich die Kirchenfenster ausbrechen, da etlich heilige Väter und geistliche Herren predigen, daß sie Luft haben mögen das Evangelium auszurufen, das ist: über den Luther zu lästern, Mord schreien und sprühen?"

2. Der streitbare Held der Wartburg.

Wie schon oft, so sorgten die Feinde auch jetzt dafür, daß Luther nicht zum Schweigen kam. Wie gern hätte er nur friedlicher Arbeit die friedliche Muße der Wartburg geweiht! Aber der Kampf nahm kein Ende. Der römische Theolog Latomus hatte nachzuweisen versucht, daß seine Universität Löwen Luthers Lehre mit Recht verdammt hätte. Auch Emser war wieder auf dem Plan erschienen. Wie die Löwener so sprach jetzt die Pariser Universität über Luther ihr Verdammungsurteil. Frisch und fröhlich entgegnete der „Junker Jörg“ ihnen allen. Am schärfsten aber wandte er sich unmittelbar gegen den Papst, der unter den Ketzern, die am Gründonnerstag öffentlich als solche gebrandmarkt zu werden pflegten, zum ersten Male auch „Martin Luther, neulich durch uns verdammt, samt allen seinen Anhängern und die ihm Gunst erzeigen, daß er nicht kann gestraft werden, wer sie auch sind“, genannt hatte. So wie Hutten die gegen Luther gerichtete Bannbulle mit Randbemerkungen in deutscher Sprache herausgegeben hatte, übersetzte jetzt Luther die „Nachtmahlsbulle“ oder, wie er sie nennt, „die Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn des Papstes“ ins Deutsche, setzte zahlreiche Bemerkungen hinzu und ließ sie mit einem Widmungsbriefe an den Papst, sowie einer Auslegung des zehnten Psalm, in dem er ein Bild des Papstes fand, bei Melchior Lotter in Wittenberg drucken.

Gleiche Schärfe zeigte sicherlich eine nicht im Drucke erschienene Schrift, in der Luther den Erzbischof Albrecht von Mainz angriff. Dieser infolge seiner verschwenderischen Hofhaltung nie aus Geldverlegenheiten kommende Kirchenfürst hatte gehofft, die Zeit, da Luther vermeintlich dem Kampfplatz fern stand, benutzen zu dürfen, den alten Ablaßhandel mit dem reichen Reliquienkram in Halle von neuem aufzuthun und seine leere Tasche zu füllen. Selbst dadurch hatte er seine Einnahmen zu erhöhen versucht, daß er um Geld Priester seines Sprengels vom Keuschheitsgelübde entband, während er solche, die in den Ehestand traten, verfolgte. Als bekannt wurde, daß Luther „wider den Abgott zu Halle“ schreiben wolle, geschah von seiten Albrechts, wie von seiten Kurfürst Friedrichs Alles, diese Schrift gegen den entschiedenen Willen Luthers zu unterdrücken. „Ich werde es nicht über mich gewinnen können,“ schrieb dieser Anfang Oktober an Spalatin, „nicht gegen den Mainzer Abgott samt seinem Hallischen Schandhaus privatim und öffentlich vorzugehen,“ gab aber dann doch zu, daß die Herausgabe der Schrift zunächst aufgeschoben wurde. Das hielt ihn aber nicht ab, sich brieflich an den Kardinal zu wenden. Er that es unter dem 1. Dezember.

„Es hat jetzt Euer Kurfürstlich Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt; damit frei öffentlich bekannt, wie alle ungeschickten Tadel, durch den Tetzel geschehen, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Mutwill gewesen sind, der auch, unangesehen mein Verschonen, sich das allein zumessen will. Es denkt vielleicht Euer Kurfürstlich Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein und durch die Kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen, aber noch soll Euer Kurfürstlich Gnaden wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die hölliſchen Pforten, schweige denn Ungelehrte, Päpste, Kardinäle und Bischöfe. — — Ist deshalb an Euer Kurfürstlich Gnaden meine unterthänige Bitte, Euer Kurfürstlich Gnaden wollte das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich als einen Bischof, nicht als einen Wolf erzeigen. Es ist lautbar genug worden, wie Ablaß lauter Büberei und Trügerei sei und allein Christus dem Volke soll gepredigt werden, daß Euer Kurfürstlich Gnaden nicht mag durch Unwissenheit entschuldigt werden. Euer Kurfürstlich Gnaden wollten eingedenk sein des Anfangs, welch ein greulich Feuer aus dem kleinen, verachteten Fünklein worden ist, davor alle Welt so sicher war und meinte, der einige arme Bettler wäre dem Papst unermeßlich zu gering und nehme unmöglich Ding vor. Dennoch hat Gott das Urteil getroffen, dem Papst mit alle den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider und über aller Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß es dem Papst schwerlich wiederzubringen ist, wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werk hierin zu preisen vermag. Derselbige Gott lebt noch, daran zweifle nur niemand, kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenn gleich vier Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonder Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaonen zu demütigen. Denselbigen, bitte ich, wollt Euer Kurfürstlich Gnaden nicht versuchen noch verachten, seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß. Euer Kurfürstlich Gnaden denken nur nicht, daß Luther tot sei. Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, deß sich nicht viel versehen. — — Darum sei Euer Kurfürstlich Gnaden endlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut mir das lassen eine nötige, dringende und unvermeidliche Ursache sein, Euer Kurfürstlich Gnaden wie den Papst öffentlich anzutasten, solchem Vornehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Greuel des Tetzels auf den Bischof zu

Mainz treiben und aller Welt anzeigen Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf. Darnach mag sich Euer Kurfürstlich Gnaden wissen zu richten und zu halten. Werde ich verachtet, so wird einer kommen, der den Verächter wieder verachte, wie Jesaias (33, 1) sagt. — Schweigen werde ich nicht, und ob mir's nicht würde gelingen, hoffe ich doch, ihr Bischöfe sollt euer Liedlein nicht mit Freuden hinaus singen. Ihr habt sie noch nicht alle vertilgt, die Christus wider eure abgöttische Tyrannei erweckt hat. Hierauf bitte und warte ich Euer Kurfürstlich Gnaden richtige schleunige Antwort inwendig vierzehn Tagen; denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort."

Wie erhaben steht mit diesem Briefe der Gebannte und Geächtete über dem ersten Fürsten des Reichs! Und wie tief hat sich dieser vor jenem gedemütigt. Erst am 11. Dezember ging durch Melanchthons Vermittelung Luthers Brief an den Erzbischof ab und schon zehn Tage später antwortete dieser, selbst noch entschuldigend, warum er so spät erwidert, folgendermaßen: „Lieber Herr Doktor! Ich hab Euern Brief, welchs Datum stehet am Sonntag nach Katharinä, empfangen und verlesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so Euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, als weil mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleiht, darum ich auch treulich bitte und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag und bekenne mich, daß ich bin nötig der Gnaden Gottes, wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündiget und irret, leugne ich nicht; ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Guts an mir ist und so wohl ein unnützer stinkender Kot bin als irgend ein anderer, wo nicht mehr. Das habe ich auf Euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen; denn Euch Gnad und Guts um Christus willen zu erzeigen bin ich williger denn willig. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden. Hoffe, der barmherzige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in dem und anderem zu leben."

Luthers Schrift „Wider den Abgott zu Halle" ist nie im Drucke erschienen. Anderes trat damals in den Vordergrund. Vielleicht kommt sie doch noch einmal aus der Verborgenheit irgend eines Archivs oder einer Bibliothek ans Tageslicht.

Wir aber wenden uns zu friedlicheren Arbeiten des fleißigen Mannes

auf der Wartburg, zu zwei Arbeiten, die von unermeßlichem Segen für die damalige wie für alle Zeiten geworden sind, zu Luthers deutscher Kirchenpostille und zu der Übersetzung des Neuen Testaments.

3. Die Wartburg wird zur deutschen Kanzel.

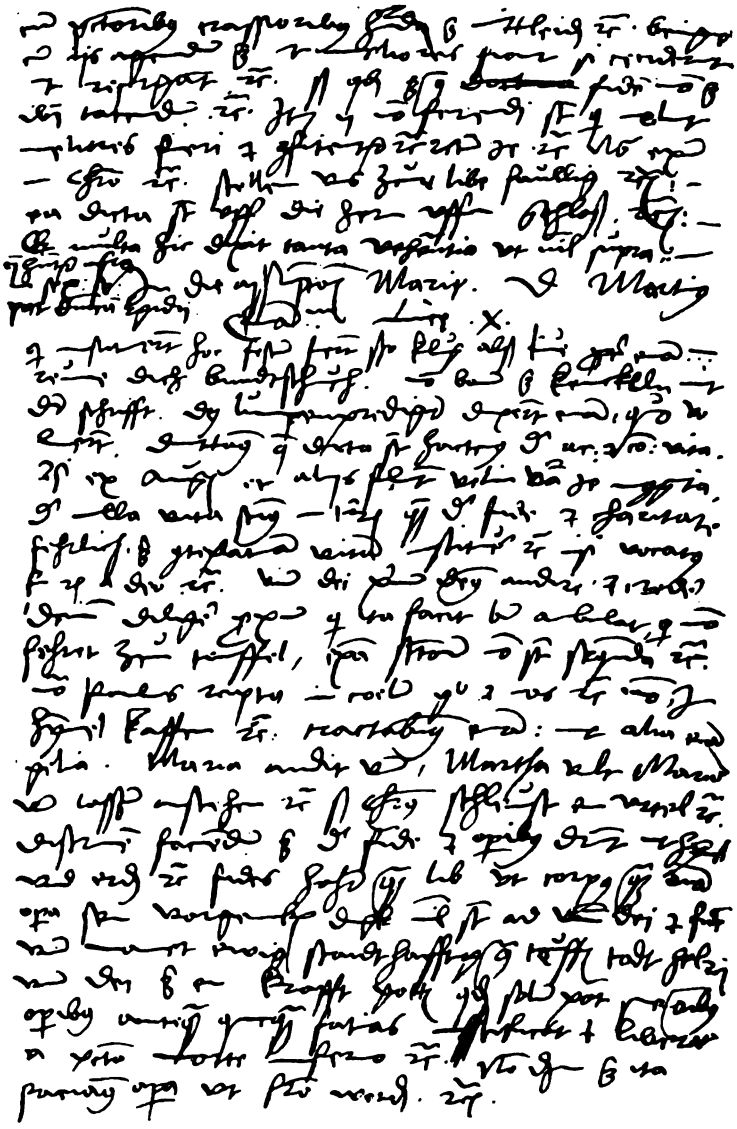
Nicht nur ein streitbarer Held, sondern auch ein wackerer Prediger ist Luther auf der Wartburg gewesen. Durch alle Jahrhunderte, so lange es eine evangelische deutsche Christenheit giebt, predigt er noch von der Wartburg aus. Wenn Luther auf seiner Wittenberger Kanzel stand, schrieb mancher Student, so gut er konnte, seine Predigt nach. Zahlreiche solche Nachschriften sind uns noch erhalten. Leicht zu entziffern sind sie nicht. Man hatte noch keine regelrechte Stenographie, wohl aber mancherlei Abkürzungen insbesondere für die lateinische Sprache. Um sie verwenden zu können, übersetzte sich rasch der Nachschreiber das deutsche Wort Luthers in ein lateinisches. So kommt es, daß diese Nachschriften oft ein ganz wunderbares Gemisch deutscher und lateinischer Worte zeigen. Der Leser sieht es an der beigegebenen Probe (S. 238 f.).

Die Predigt war damals herzlich schlecht bestellt (s. o. S. 14). Unter Luthers Kanzel und unter seinem und Melanchthons Katheder bildeten sich erst evangelische Prediger. Jetzt war es eine wichtige Aufgabe, eine „Postille" — so nennt man eine Sammlung von Predigten für alle Sonn- und Festtage eines Kirchenjahrs — zu schaffen, deren Predigten dem Prediger als Vorlage dienen oder, wie sie waren, auf der Kanzel vorgelesen werden konnten. Eine lateinische Postille hatte Luther bereits im Jahre 1520 in Angriff genommen. Bald erkannte er aber, daß auch die Postille deutsch reden mußte, wollte sie dem deutschen Volke dienen. So übersetzte er denn, was er in lateinischer Sprache fertig hatte, ins Deutsche und setzte dann die Arbeit deutsch fort. Freilich nur langsam ging das Werk vorwärts. Luther war es ja auch bisher gewohnt gewesen, nicht Predigten zu schreiben, sondern zu halten, und jeder Prediger weiß, daß ihm oft die besten Gedanken erst aus dem lebendigen Verkehr mit der Gemeinde der Großen, wie der Kinder erwachsen. Das Stück der Postille, das Luther auf der Wartburg vollendete, umfaßte nur die Zeit vom Advent bis zum Erscheinungsfeste. Er widmete diese 24 Predigten, je zwölf über die Episteln und die Evangelien, seinem „Landesherrn", dem Grafen Albrecht von Mansfeld. „Ich bin," so schreibt er in dem Widmungsbriefe, „von Gottes Gnaden in des Papstes Bann und allerhöchsten Ungnaden, dazu in großem

Vermaledeien und Haß seiner lieben Jünger, daß ich hoffe, es stehe mir nicht übel an, dieses verachtete, kleine, geringe Buch des Evangeliums von dem kleinsten, verachtetsten Kind Gottes zu handeln und die großen, langen Bücher des dreikrönigen Königs zu Rom zu lassen. Und ob mir's schon nicht wohl anstände, sintemal doch alle hohen Schulen, Stifte und Klöster an den drei Kronen hangen und das jüngste, kleinste Buch, das Evangelium, liegen lassen, fordert und zwingt die Not, daß zum wenigsten einer des ungekrönten, verachteten Gottessohns Buch angreife, es gelinge ihm wohl oder übel." Echt evangelisch ist der „kleine Unterricht, was man in den Evangelien suchen und gewarten solle", von Luther jenen Predigten beigefügt. „Das Hauptstück und Grund des Evangeliums," sagt er darin, „ist, daß du Christum aufnehmest und erkennest als eine Gabe und Geschenk, das dir von Gott gegeben und dein eigen sei, also daß, wenn du ihm zusiehst oder höreſt, daß er etwas thut oder leidet, daß du nicht zweifelst, er selbst, Christus, mit solchem Thun oder Leiden sei dein, darauf du dich nicht weniger mögest verlassen, denn als hättest du es gethan. — Das ist das große Feuer der Liebe Gottes zu uns, davon wird das Herz und Gewissen froh, sicher und zufrieden. Das heißt den christlichen Glauben predigen. Davon heißt solche Predigt Evangelium, das lautet auf Deutsch so viel als eine fröhliche, gute, tröstliche Botschaft. — Wenn du nun Christum also hast zum Grund und Hauptgut deiner Seligkeit, dann folgt das andere Stück, daß du ihn auch zum Exempel fassest, ergebest dich auch also, deinem Nächsten zu dienen, wie du siehst, daß er sich dir ergeben hat. Siehe da geht denn Glaub und Liebe im Schwang, ist Gottes Gebot erfüllt, der Mensch fröhlich und unerschrocken zu thun und zu leiden alle Ding. — O wollt Gott, daß bei den Christen doch das lautere Evangelium bekannt wäre und diese meine Arbeit nur aufs Schierste keinem nutz noch not würde, so wäre gewiß Hoffnung, daß auch die heilige Schrift wieder hervorkäme in ihre Würdigkeit."

Erst in späteren Jahren ist diese Postille fortgesetzt worden. Luthers Freunde haben sie dann aus Nachschriften seiner Predigten vollendet. Man hat diese Postille die „Kirchenpostille" genannt zum Unterschied von der „Hauspostille", von der wir später hören werden. Die „Kirchenpostille" war zum Gebrauch in der Kirche bestimmt, aber bald fand sie ihren Weg auch in die Häuser. Sie ist noch heute die verbreitetste Postille der evangelischen Christenheit.

Aber zu den Quellen selbst wollte Luther sein deutsches Volk führen, zur heiligen Schrift. Es ist und bleibt sein größtes Werk, daß er die Bibel deutsch, echt deutsch reden lehrte.



Eine Seite der Nachschrift einer Predigt Luthers von der Hand Stephan Roths.
(Original in der Ratsschulbibliothek zu Zwickau.)

cum peccatoribus crassioribus habendum est mittleiden etc. benigne
cum eis agendum est, ut meliores fiant, si ceciderint
ut resurgant etc. sed quod est contra ⟨doctrina⟩ fidem, non est
ibi tacendum etc. Item ii non ferendi sunt qui nolunt
meliores fieri et confitentur etc. rectum esse etc. Nota exemplum
in Christo etc. ſtellen vns zcur libe faullig etc. —
ea dicta sunt vff die hern vffm Schloß. etc. —
Et multa hic dixit tanta vehementia vt nihil supra. —

quae habentur infra in sex: se: post dominicam Egidij

In die assumptionis Mariae. D Martinus
Euangelium Lucae. X.

qui instituerunt hoc festum fuerunt ßo klug alß kue propter euangelium
reume dich bundtſchuch. non bonum est keucken mit
der ſchrifft. Dy lumpenprediger duxerunt euangelium quo vo-
luerunt. Dimittamus quae dicta sunt hactenus de ac[tiva] et con[templativa] vita.
etsi ex Augustino et aliis fluunt velim verba esse incognita,
de nulla vita scimus in terris quam de fide et charitate
fehrlich est contemplativam vitam instituere etc. nisi vocatus
fueris a deo etc. verbum dei primum debemus audire et credere
deinde diligere proximum, qui ita facit, bene ambulat, qui non
fehret zcum teuffel, exempla sanctorum non sunt sequenda etc.
nota Paulus raptus in coelum, ergo et nos etc. non in
hymmel kaffen etc. tractabimus euangelium ut alia euan-
gelia. Maria audit verbum, Martha vult Mariam
verbum laſſen anſtehen etc. sed Christus ſchleuſt ein vrtel etc.
discrimen faciendum est de fide et operibus, differunt ut hymel
vnd erden etc. fides hoher quam lib ut corpus quam omnia
opera ſein vorgenklich dingk, nihil sunt ad verbum dei et fidem
verbum manet ewig ſtandthafftig contra teuffel, todt, hel etc.
verbum dei est ein krafft gottes quod solum potest sine omnibus
operibus antequam quicquam fatias, iustificat et liberat
a peccato, morte, inferno etc. Non dicendum est: ita
faciamus opera vt from werden etc.

Übertragung der nebenſtehenden Seite.

Eine Bibel iſt das älteſte Denkmal deutſchen Schrifttums, die uns nur noch in Bruchſtücken erhaltene gotiſche Bibel des Biſchofs Ulfilas (geſt. 383). Wie innig das deutſche Volk an der Bibel hing und wie es insbeſondere ſich in das Neue Teſtament hineinzuverſetzen oder — könnte man auch ſagen — das Neue Teſtament auf deutſchen Boden zu verſetzen wußte, zeigt der dem neunten Jahrhundert entſtammende „Heliand“, die „edelſte Meſſiade aller Zeiten und Völker“. Demſelben Jahrhundert gehört das „Evangelienbuch“ des Mönches Otfried an, ein deutſches Leben Jeſu in Verſen. Nie, auch im dunkelſten Mittelalter nicht, hat das deutſche Volk ſeine Bibel vergeſſen. Nicht nur einzelne Teile, ſondern auch eine ganze deutſche Bibel iſt etwa hundert Jahre vor Luthers Geburt ſchon verbreitet geweſen. Die junge Buchdruckerkunſt widmete ſich ſofort der heiligen Schrift. Aus der Zeit von 1466 bis 1518 kennt man vierzehn hochdeutſche und von etwa 1470 bis 1522 vier niederdeutſche Bibelausgaben. Aber, wird man da fragen, war dann nicht Luthers Arbeit überflüſſig? Durchaus nicht! Alle jene Überſetzungen folgten der lateiniſchen Bibel des Mittelalters, der ſogenannten Vulgata. Da der Überſetzer jedoch des Lateins nicht genügend kundig war, hier und da flüchtig gearbeitet hatte, aber auch die Mutterſprache nicht in dem Maße beherrſchte, um die Gedanken der heiligen Schrift in echt deutſche Form umzugießen, ſo war ſein Werk nach mehr als einer Seite hin unvollkommen. Ein Reformator mußte über die mittelalterliche lateiniſche Bibel hinweg auf den Grundtext zurückgehen können, mit der heiligen Schrift in ihrer Geſamtheit durchaus vertraut und dazu befähigt ſein, nicht eine deutſche Überſetzung der Bibel, ſondern eine deutſche Bibel zu ſchaffen. Dieſe unbedingt nötige ſprachliche Rüſtung, dieſe Kenntnis der bibliſchen Gedanken und die glühende Liebe zu ſeinem deutſchen Volke, die ihm das Köſtlichſte in die Hand geben will, finden wir einzigartig vereint in unſerm Luther. „Ich kann weder Griechiſch noch Hebräiſch,“ ſagt er einmal beim Rückblick auf ſeine Bibelüberſetzung, „ich will aber dennoch einem Hebräer und Griechen ziemlich begegnen. Aber die Sprachen machen für ſich ſelbſt keinen Theologen, ſondern ſind nur eine Hilfe. Denn, ſoll einer von einem Dinge *reden*, ſo muß er die *Sache* zuvor wiſſen und verſtehen.“

Nachdem im Herbſt des Jahres 1521 jenes Stück der Poſtille vollendet war, widmete ſich Luther faſt ausſchließlich der Überſetzung des Neuen Teſtaments. Doppelt empfand er die Schwierigkeit des Werkes, da ihm auf der Wartburg nicht nur mancherlei Hilfsmittel, ſondern vor allem auch die Möglichkeit der Ausſprache mit ſeinen Freunden fehlte. Am liebſten

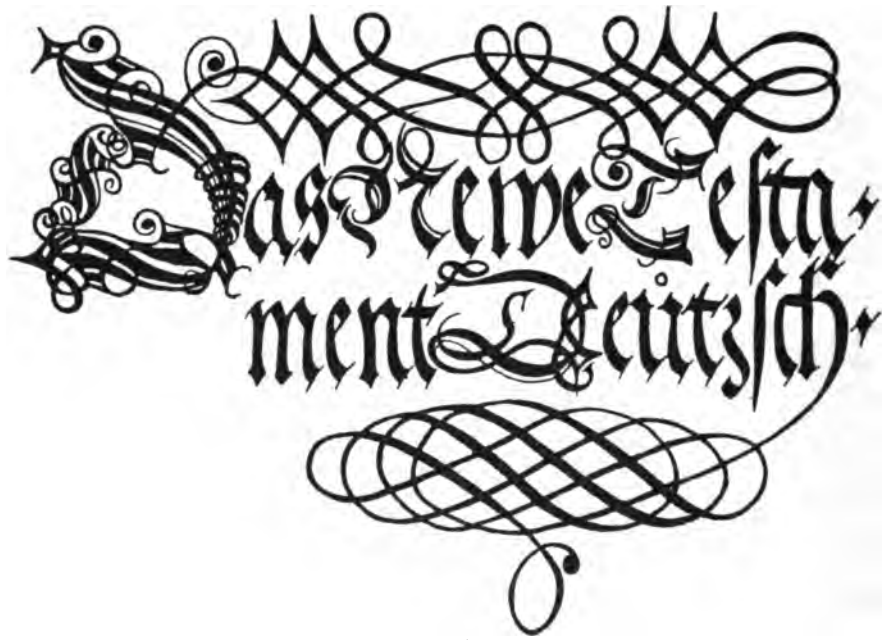
hätte er bereits jetzt sein „Patmos“ verlassen und hätte an einem stillen, versteckten Orte in Wittenberg die Arbeit weitergeführt. Auch hat er einmal den Gedanken gehabt, die Übersetzungsarbeit zu teilen, so daß der eine Matthäus, der andere Lukas u. s. w. übertrüge. Es ist gut, daß es nicht dazu kam. Unsere deutsche Bibel würde sonst nicht das einheitliche Gepräge des Lutherschen Geistes tragen.

Echt Deutsch wollte Luther die Bibel reden lassen. Obwohl er, ein Kind des Volkes, des Volkes Sprache kannte, ward er nicht müde, dieselbe weiter zu studieren und dem Volke abzulauschen: „Ich habe Deutsch, nicht Lateinisch noch Griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. — Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet.“

Das Deutsch, das Luther für seine Übersetzung wählte, war aber nicht die Mundart eines einzelnen Stammes, sondern das Deutsch, das bereits damals in gewissem Sinne ein Einheitsband um alle Stämme bildete. „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen,“ sagt er, „sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgen; alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Das Steife, Schwerfällige und Schwülstige jener Schriftsprache hat Luther vermieden. Die Sprache seiner Bibel — und auch seine Schriften redeten diese Sprache — verbreitete sich mit der Bibel durch Kirche, Schule und Haus über das ganze deutsche Volk. In Zeiten des Niedergangs der deutschen Sprache blieb als ehernes Denkmal Luthers Bibelübersetzung bestehen. Der Reformator ist zugleich der deutsche „Klassiker“ geworden. Er schuf nicht eine neue Sprache, aber erhob durch seine Bibel eine über den Mundarten stehende, volkstümlich gestaltete Sprache zur Einheitssprache — auch darin der Prophet künftiger Einheit des deutschen Volkes auf Grund der heiligen Schrift und des evangelischen Glaubens.

In drei Monaten ist Luther mit der Übersetzung des Neuen Testaments fertig geworden. Mit Melanchthons und Spalatins Hilfe hat er nach

ſeiner Rückkehr von der Wartburg noch daran gefeilt. In der zweiten Hälfte des September 1522 hat Melchior Lotter in Wittenberg auf drei Preſſen gleichzeitig arbeitend den Druck, den Lukas Kranachs Meiſterhand mit trefflichen Holzſchnitten geſchmückt hatte, vollendet. Auf dem Titel ſtanden nur die Worte: „Das Newe Teſtament Deutzſch. Vuittemberg“. Weder Überſetzer noch Drucker waren genannt. „Es wäre wohl recht und billig, daß dies Buch ohn alle Vorrede und fremden Namen ausginge und



Vom Titelblatt der erſten Ausgabe der Überſetzung des Neuen Teſtaments.

nur ſein ſelbs eigen Namen und Rede führte,“ ſagt Luther; „aber dieweil durch manche wilde Deutung und Vorrede der Chriſten Sinn dahin vertrieben iſt, daß man ſchier nicht mehr weiß, was Evangelium oder Geſetz, neu oder alt Teſtament heiße,“ hat er durch Vorreden zu einzelnen Büchern und mancherlei Randbemerkungen das Verſtändnis zu fördern geſucht. Trotz der ungewöhnlichen Höhe der Auflage (5000 Exemplare) und trotz des hohen Preiſes (anderthalb Gulden, alſo etwa 25 Mark nach heutigem Geldwert) war die „Septemberbibel“ innerhalb dreier Monate vergriffen. Ein Beweis, daß das deutſche Volk von wahrem Heißhunger nach geſunder Speiſe erfüllt war!

Luthers Feinde mögen es uns selbst bezeugen, welch ungeheuren Eindruck „Das Newe Testament Deutzsch“ gemacht hat. „Luthers Neu Testament,“ berichtet Kochläus, „war in so großer Anzahl ausgesprengt, daß auch Schneider und Schuster, ja auch Weiber und andere Einfältige, soviel deren dieses neue Lutherische Evangelium angenommen, die auch nur etwas weniges Deutsch lesen gelernt, dasselbe gleich als einen Brunnen aller Wahrheit mit höchster Begier lasen. Etliche trugen dasselbe mit sich im Busen herum und lernten es auswendig.“ Herzog Georg der Bärtige, die unheimliche Macht des lauteren, schlichten Gotteswortes ahnend, erließ sechs Wochen nach dem Erscheinen des Neuen Testaments einen strengen Befehl gegen dasselbe: „Es gelangt an uns, daß jetzo zu Wittenberg das Neue Testament durch Martin Luther, dafür es männiglich achtet, verdeutscht, mit sonderlichen Postillen auf dem Rande, auch mit etlichen schmählichen Figuren, Päpstlicher Heiligkeit zu Hohn und Spott und zu Bekräftigung seiner Lehre in Druck gebracht und ausgegangen, daß sich auch viele unserer Unterthanen und anderswo in unsern Landen und Fürstentümern angezeigt Neu Testament zu kaufen unterstehen (so doch beide, Alt und Neu Testament ohne das vormals genugsamlich verdeutscht), welches alles vorbestimmter Päpstlicher Heiligkeit, Kaiserlicher Majestät und unserm Gebot zu sonderlicher Verachtung und Gehorsam gereicht und auch solches in keinem Wege zu gedulden leidlich.“ Der Herzog fordert, daß jeder, der ein solches Buch besitze, es an die nächste Amtsstelle gegen Erstattung des Kaufpreises abgebe. Viel Erfolg hatte sein Mandat nicht. In ganz Leipzig z. B. sind nur vier Exemplare ausgeliefert worden. Übrigens hat derselbe Herzog bekennen müssen: „Wenn doch der Mönch die Bibel vollends verdeutschte und ginge hernach dahin, wohin er wollte!“

Außer jener Septemberausgabe, der sofort ein Basler Nachdruck und im Dezember eine gleichfalls bei Lotter gedruckte neue, vielfach verbesserte Auflage, in welcher einige Bilder kleine Veränderungen erfuhren, folgte, sind bis zum Jahre 1534 in Wittenberg noch siebzehn Ausgaben und außerdem in Basel, Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Zürich noch 52 verschiedene Nachdrucke des Lutherschen Neuen Testaments erschienen. Es wurde wahr, was Johann Eberlein von Günzburg im Jahre 1523 an die „Christen zu Ulm“ schrieb: „Ein heilsam Ding wäre, daß jeglicher Christ eine Biblia im Hause hielte, wer lesen wüßte, täglich eine Zeit lang oder kurz darin läse, sein Herz dadurch zu Gott richtete, seine Sitten gegen den Nächsten, und anderer Bücher müssig stände, so viel möglich wäre. Gott gebe, daß wir den selben Tag erleben!“

4. Was inzwischen in Wittenberg vorging.

Die Zeit war gekommen, da man die bisher ausgesprochenen und durchgefochtenen reformatorischen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen begann. Fehlte dabei der bedächtige Rat, die nie ohne Not das Alte beseitigende, allem Gewaltsamen widerstrebende Hand Luthers und wurde das Geistliche mit Fleischlichem vermischt, so lag darin eine große Gefahr. Dann konnte aus der begonnenen Reformation eine Revolution werden und über der Unterdrückung der Revolution konnte die Reformation zu Grunde gehen.

Mehrere Geistliche, nicht nur in Wittenberg, traten jetzt in den Ehestand. Karlstadt forderte sogar, ein geistliches Amt dürfe nur jemand erhalten, der Weib und Kind habe, und verlangte, daß auch die Mönche von ihrem Gelübde der Ehelosigkeit entbunden würden. In Bezug hierauf war Luther zuerst noch zweifelhaft. Man führte als Grund für die Befreiung von jenem Gelübde an, daß es doch niemand zu halten vermöge. Dürfe man Gelübde auflösen, meinte Luther, weil man sie nicht zu halten imstande sei, so könne man auch Gottes Gebote auflösen. Sorgfältig erwog er, wie mit gutem Gewissen jenes Joch auch von den Mönchen genommen werden könnte. Er kam zu dem Ergebnis, daß das Gelübde der Ehelosigkeit selbst Sünde sei, weil man sich damit den Himmel verdienen wolle, statt allein auf Christus und die durch ihn erworbene Vergebung der Sünde zu bauen. Man hat Luther von römischer Seite oft vorgeworfen, er habe die römischen Gelübde nur deshalb aufgelöst, weil er selbst habe das Kloster verlassen und in den Ehestand treten wollen. Das ist durchaus unwahr. Er dachte damals nicht daran, ehelich zu werden. „Mir werden sie kein Eheweib aufdringen," schrieb er an Spalatin.

Wie Karlstadt forderte, nur einer, der Weib und Kind habe, dürfte ein geistliches Amt übernehmen, so erklärte der einäugige, beredte Augustinerpater Gabriel Zwilling (Didymus) auf der Wittenberger Klosterkanzel, in der Mönchskutte könne niemand selig werden, die Mönche seien zu vertreiben und die Klöster zu zerstören. Das klang schon wie offener Aufruhr. Anfang November verließen wirklich von den vierzig Wittenberger Augustinern dreizehn ihr Kloster. Jetzt griff Luther, der mit einem tumultuarischen Verlassen des Klosters keineswegs einverstanden war, zur Feder, um den Austritt aus dem Kloster zu rechtfertigen und jene Mönche in ihrem Gewissen zu festigen. Er widmete die zunächst in lateinischer Sprache erschienene, bald aber von Justus Jonas ins Deutsche übersetzte Schrift „Von

den Klostergelübden" seinem Vater, öffentlich bekennend, daß sein Eintritt ins Kloster aus Ungehorsam gegen Gottes Gebot erfolgt, aber doch eine Fügung des barmherzigen Gottes gewesen sei: „Ich hoffe, der Herr habe Dir den einen Sohn dazu entrissen, um jetzt vielen andern seiner Söhne durch mich Rat zu schaffen, was Du nicht nur gern tragen, sondern worüber Du Dich hoch freuen sollst."

Auch den Gottesdienst begann man in Wittenberg in evangelischem Sinne umzugestalten. Die Neuerung setzte beim Abendmahl und bei der Messe ein. Schon Ende September wurde in der Stadtkirche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht. Den Standpunkt Karlstadts, der es geradezu für Sünde erklärte, das Abendmahl ohne den Kelch zu genießen, hat Luther nicht geteilt, aber er begrüßte den Schritt mit Freuden. Viel wichtiger war für ihn die Beseitigung der Messe als Opfer und die Wiederherstellung des christlichen Gottesdienstes in seinem Wesen, der Verkündigung des göttlichen Wortes. Auch nach dieser Seite hin ging Didymus rücksichtslos vorwärts. Der Prior des Augustinerklosters sah sich genötigt, zunächst überhaupt jede Abendmahlsfeier, somit auch jede Messe in der Klosterkirche zu untersagen. Nur Predigten fanden weiterhin statt. Eine gemeinsame Reform des Gottesdienstes in der gesamten Wittenberger Gemeinde scheiterte jetzt noch daran, daß der Kurfürst dem gegenüber äußerst bedenklich war. Spalatin nahm denselben Standpunkt ein. Auch in dieser so wichtigen Frage gab Luther, der bei aller Entschiedenheit nichts unbedacht oder ohne Nötigung des Gewissens geschehen lassen wollte, sein Gutachten ab. Er widmete seine Schrift „Vom Mißbrauch der Messe" den Wittenberger Klosterbrüdern „zur Stärkung und zum Trost derjenigen, welche vielleicht noch nicht die Kraft besäßen, um die Angriffe der äußeren Feinde und des eigenen Herzens zu bestehen". Noch vor Mitte November sandte er das Manuskript an Spalatin in der Hoffnung, daß die Drucklegung sofort erfolgen werde. Bald sollte er erfahren, daß diese Schrift, ebenso wie die „von den Klostergelübden" und „wider den Abgott zu Halle" von dem vorsichtigen Spalatin zurückgehalten wurde.

Gegen Ende November muß Luther ernste Nachrichten aus Wittenberg erhalten haben. Er hielt es für nötig, insgeheim die Stadt zu besuchen und aus eigner Anschauung sowie aus dem persönlichen Verkehr mit den Freunden die Lage der Dinge kennen zu lernen.

Anfang Dezember führte er seine Absicht aus. Am 3. Dezember kam er durch Leipzig. Hier stieg er bei dem Schänkwirt Hans Wagner auf dem Brühl ab und speiste zu Mittag. Als man später davon erzählte, Luther

sei heimlich in Leipzig gewesen und habe „allda oft sein Unterschleif", ließ Herzog Georg nachforschen, wo er geherbergt habe. Da hat denn jener Hans Wagner vor dem Rate ausgesagt, „daß D. Martinus wissentlich nie bei ihm gewest, er kenne ihn auch nicht. Es sei wohl in Vigilia Barbarae verschienen (d. h. am Abend vor dem letzten Barbaratag — also Dienstag, den 3. Dezember) zu Mittag ein Reitender mit einem Knechte in grauen Reiterskleidern in sein Haus kommen, derselbig hab ein Bart gehabt und ein rot Barretlein, wie itzo gewöhnlich, unter dem Hute, dasselbige Barret hab er nicht wollen abthun, sondern fest aufgezogen, und als er weg wollen ziehen, habe er die Reiterskappe im Stalle angethan, sei also nach gehaltener Mahlzeit wieder weggeritten. Er wisse aber nicht, halte es auch noch nicht dafür, daß es D. Martinus gewest sei. Desselbigen Tages sei ein Freiweib in seinem Hause zu Biere gewest, die hab gesagt, es sei gewißlich D. Martinus, sie kenne ihn wohl, er habe aber auf dieser leichtfertigen Person Rede keine Achtung gegeben. Darnach ungefährlich über acht Tage sei derselbige Reisende mit dem Knechte abermals wiederkommen, zu Mittag gegessen und darnach wieder von dannen geritten. Er sei aber keine Nacht bei ihm blieben."

An demselben Tage, als Luther das erste Mal in Leipzig war, kam es in Wittenberg zum Tumult. Priester, die Messe lesen wollten, wurden aus der Kirche gejagt. Mehreren Domherren des Allerheiligenstifts warf man die Fenster ein. Man befürchtete einen Sturm aufs Kloster. Studenten aus Erfurt sind vermutlich die Anstifter gewesen.

Drei Tage weilte Luther in Wittenberg. Er wohnte bei Nikolaus Amsdorf. Manche der Freunde erkannten den bärtigen Ritter kaum wieder. Lukas Kranach hat seine Erscheinung im Bilde festgehalten. Als sich das Gerücht verbreitete, Luther sei da, kehrte er schleunigst eben so still wie er gekommen, nach der Wartburg zurück.

Dort war es seine erste Arbeit, durch eine Schrift den aufrührerischen Geist, der sich an mehr als einem Orte zu zeigen begann, zu dämpfen. Im Januar erschien dieselbe unter dem Titel „Eine treue Vermahnung Martin Luthers zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung". In völliger Klarheit und Bestimmtheit weist er hier der Reformation als das einzige Mittel sich durchzusetzen das Wort Gottes zu.

Inzwischen wurden auf Karlstadts Betreiben in Wittenberg weitere Reformen des Gottesdienstes und des Gemeindelebens durchgeführt, die zum Teil in den umliegenden Städten bald Nachahmung fanden. Karlstadt reichte zu Weihnachten in der Schloßkirche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und zwar ohne vorhergehende Beichte jedem, der es begehrte. Die

Meßstiftungen sollten hinfort dazu dienen, das Betteln zu beseitigen und Arme in zweckmäßiger Weise zu unterstützen. Im Kloster wurden die Bilder verbrannt und die Nebenaltäre beseitigt. Auch in der Pfarrkirche riß man die Bilder herunter. Immer mehr geriet man in die bloße Verneinung der bisher geübten römischen gottesdienstlichen Formen. Bedenklicher noch als dies war der unklare, unstete und schwärmerische Geist, der die Wissenschaften und die Schule verachtete und von einer unmittelbaren Wirksamkeit Gottes gerade auf die Unmündigen träumte. Bereits löste man die städtische Schule auf. Auch die Universität mußte in Gefahr geraten. Wie weit hatte man sich von Luthers Geist entfernt! — Es sollte noch ganz anders kommen.

Männer ähnlichen Geistes trieben seit einiger Zeit in Zwickau ihr Wesen. Dort hatte der Prediger Thomas Münzer insbesondere unter den Tuchmachern eine schwärmerische Bewegung angefacht und aus seinen angeblich vom heiligen Geiste erleuchteten Anhängern 12 Apostel und 72 Jünger erwählt. Schon Ende April 1521 war der Rat gegen Münzer und seine Rotte eingeschritten. 55 Tuchknappen wurden in die Türme gesetzt. Münzer entkam nach Böhmen. Aber erst nach dessen Flucht war des „Propheten" böse Saat recht aufgegangen. Niklas Storch trat an die Spitze der zurückgebliebenen Münzerianer. Sein Anhang wuchs in bedenklichem Grade. Der Stadtpfarrer, Luthers Freund Nikolaus Hausmann, konnte zu ihrem Gebaren nicht länger thatenlos zusehen. Gegen Ende Dezember 1521 bestellte er „die Storchischen und ihre Anhänger, als des Münzers Jünger auf die Pfarr, allda wegen etlicher irrigen Stück, die Taufe und den Ehestand belangend, Rechenschaft zu geben". Dabei stellte sich heraus, „wie etliche gezweifelt, ob der Glaube der Paten dem Kinde zur Taufe hilflich; item, etliche vermeinten, ohne die Taufe selig zu werden; item, etliche gaben an, als wäre die göttliche Schrift zur Lehre der Menschen unkräftig, vielmehr müßte der Mensch durch den Geist gelehrt werden; denn hätte Gott den Menschen wollen durch die Schrift gelehrt haben, so hätte er uns vom Himmel herab eine Bibel gesandt; item für die Toten wäre nicht zu bitten". Die Irrlehren der Zwickauer „Schwarmgeister" gipfelten also in dem Vierfachen: Man braucht keine Bibel; denn Gottes Geist redet unmittelbar mit uns — braucht man keine Bibel und keine Predigt, so braucht man auch keinen Geistlichenstand — Kindertaufe ist wertlos — die „Schwärmer" sind die sichtbare Gemeinde der Heiligen.

Einer der auf die Zwickauer Pfarre Geladenen war Niklas Storch: „er ist aber nicht erschienen, sondern sang ein Liedlein, das heißt: drehe dich

aus! es möcht dir sonst übel bekommen.“ Storch hatte sich mit Marks Thomä, der einst in Wittenberg studiert und zu Melanchthons Füßen gesessen hatte, und einem andern Zwickauer Tuchmacher nach Wittenberg begeben. Thomä bahnte seinen Genossen den Weg zu Melanchthon. Durch dessen Vermittlung hoffte man Gehör beim Kurfürsten und bei Luther zu finden. Melanchthon fehlte Luthers scharfer Blick, der die Geister unterschied. Über seine Begegnung mit den Zwickauern berichtete er dem Kurfürsten unter dem 27. Dezember 1521: „Wunderbar ist's, was sie von sich aussagen: Gott habe sie mit deutlicher Stimme berufen, zu lehren und zu predigen; sie hätten mit Gott vertraute Gespräche; sie schauten das Zukünftige; kurz, sie seien prophetische und apostolische Männer. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich davon bewegt worden bin. Jedenfalls bestimmen mich gewichtige Gründe, daß ich sie nicht verachtet sehen will. Denn aus vielem geht klar hervor, daß ein gewisser Geist in ihnen lebt. Aber wer kann über diesen Geist gleich urteilen außer Martinus! Es handelt sich hier um des Evangeliums Gefahr, um der Kirche Frieden und Ehre. Darum muß auf alle Weise ermöglicht werden, daß diese Leute mit Martinus zusammenkommen. Denn zu ihm wollen sie. Ich würde Euer Kurfürstlich Gnaden nicht damit behelligen, wenn nicht die Wichtigkeit der Sache einen schnellen Rat forderte. Man muß sich da vor zwei Übeln hüten — nämlich, daß man nicht den Geist Gottes unterdrückt und zugleich, daß man sich nicht vom Satan überwinden läßt.“

Auch an Luther hatte Melanchthon geschrieben. Dessen scharfes Auge aber erkannte sehr bald das Richtige. Er drang in seiner Antwort vor allem darauf, er solle ihren Beruf erforschen: „Denn Gott hat niemals einen gesendet, der nicht entweder durch Menschen berufen oder durch Wunderzeichen erwiesen war, nicht einmal seinen eigenen Sohn.“ Dann spricht er von der Kindertaufe: „Sollen nicht auch die Kinder der Wohlthaten Christi teilhaftig sein? Zur Taufe tragen ist ja nichts anderes als zu Christo tragen, der da auf Erden gegenwärtig ist und seine Gnadenhände aufthut. Und hat derselbe in allem, was die Schrift von ihm erzählt, gezeigt, daß er annimmt, was zu ihm gebracht wird. Was zweifeln wir also?“

Die ganze Schwärmerei sah Luther als ein Satanswerk an, das jedoch Christus bald zu nichte machen werde. Darum bedürfe es zu dessen Unterdrückung auch keiner menschlichen Gewalt. Ausdrücklich legte er es einige Tage später Spalatin ans Herz: „Trage Sorge, daß unser Fürst nicht seine Hände beflecke mit dem Blute jener neuen Zwickauischen Propheten!“

Die Feinde Luthers hätten damals jubeln können. Wie leicht war es für sie, jene bedenklichen Erscheinungen als die Folge der Lehre Luthers hinzustellen! War es nicht höchste Zeit, endlich mit Gewalt vorzugehen, ehe diese unklaren, aber fanatischen und sich auf die Menge stützenden Leute das Bestehende umstürzten! Schon befaßte sich das Reichsregiment zu Nürnberg mit der Sache. Insbesondere bemühte sich Herzog Georg ein ernstes Einschreiten gegen die Ketzerei zu veranlassen. Kurfürst Friedrich ward zu strenger Bestrafung der Neuerer aufgefordert. Wir verstehen es wohl, daß Luther zumal angesichts des Treibens Karlstadts in Wittenberg selbst mit der größten Sorge erfüllt wurde. Es war Zeit, daß er mitten in die Bewegung sprang. Ein Sendbrief, eine christliche Ermahnung genügte nicht mehr. Er arbeitete an einer solchen Ende Februar. Aber statt sie abzusenden, kam er selbst. Sie blieb ein Bruchstück. Wir erkennen aber daraus, was er seinen Wittenbergern sagen wollte und mußte. „Man hat diese Neuerung eingeführt," schreibt er, „mit den Messen, Bilden, Sakrament angreifen (d. h. daß man die Hostie und den Kelch in die Hand nahm gemäß den Worten Christi: Nehmet hin!) und anderen liederlichen Dingen, daran nichts gelegen ist, den Glauben und Liebe aber fahren lassen; gleich als hätte alle Welt, die umher liegt, dieser Dinge einen großen Verstand, das doch nicht ist, und gemacht, daß viel frommer Leute hinan gereizt, welches des Teufels rechtes Werk ist. Es wäre wohl ein gut Ding, daß man solche Sachen anfing, wenn wir alle zugleich Glauben hätten und es der ganzen Gemeinde wohlgefiel, dermaßen, daß sich niemand dran ärgerte. — — Nu hat man diesen Handel schnell purdi, purdi angefangen und mit Fäusten hineingetrieben. Das gefällt mir gar nicht, daß ihr's wisset; und wenn's dazu kommt, so will ich in diesem Handel auch nicht bei euch stehen. Ihr habt's ohne mich angefangen, so sehet, daß ihr's ohne mich hinausführen möget. Es ist nicht recht, was ihr gethan habt, und wenn's noch einmal Karlstadt und Gabriel gesagt hätte. Ihr habt viel elender Gewissen hineingeführt, die das Sakrament genommen und angegriffen haben, Bild niedergerissen, Eier und Fleisch gegessen. Wenn sie in ihrem Sterben oder in einer Anfechtung sollten dem Teufel Rechnung darum geben, so wüßten sie kein Haar breit drum. Deß Verderbnis bist du eine Ursach gewesen, daß du so unvorsichtig hinein geplumpt hast und willst noch den Ruhm davon haben, als seiest du ein Christ und besser denn ein anderer. Da hast du weit gefehlt: Du willst Gott damit dienen, weißt nicht, daß du eben des Teufels Vorläufer bist. Glaube mir, ich kenne den Teufel wohl und fast wohl; er hat's allein darum angefangen, daß er das angegangene Wort

schänden wollte. Er hat dich auf das kleine Narrenwerk geführt, das Sakrament anzugreifen, Eier und Fleisch zu essen, daß du dieweil des Glaubens und der Liebe vergessest. Und sieht mich gleich an, als hätten diejenigen, so dieses Spiel angefangen haben, ihren Ruhm gesucht; so hat ihnen auch der Teufel ihren Lohn gegeben."

Gleichzeitig schrieb Luther an den Kurfürsten, der in Gefahr stand in Zweifel zu geraten und jetzt vor allem des Trostes und der Stärkung bedurfte. Sein Brief, in dem er an des Kurfürsten Eifer, Heiligtümer d. i. Reliquien zu sammeln, anspielt, lautet: „Gnade und Glück von Gott dem Vater zum neuen Heiligtum! Solchen Gruß schreibe ich nun, mein gnädigster Herr, anstatt meiner Erbietung. Euer Fürstlich Gnaden hat nun lange Jahre nach Heiligtum in alle Lande bewerben lassen; aber nun hat Gott Euer Fürstlich Gnaden Begierd erhört und heimgeschickt ohn alle Kost und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. Ich sage abermal: Gnade und Glück von Gott zum neuen Heiligtum! Euer Fürstlich Gnaden erschrecke nur nicht, ja strecke die Arme getrost aus und laß die Nägel tief eingehen, ja danke und sei fröhlich! Also muß und soll es gehen, wer Gottes Wort haben will, daß auch nicht allein Hannas und Kaiphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei und Satanas unter den Kindern Gottes. Euer Fürstlich Gnaden sei nur klug und weise und richte nicht nach Vernunft und Ansehen des Wesens, zage nur nicht! Es ist noch nicht dahin, dahin Satanas will. Euer Fürstlich Gnaden glaube mir Narren doch auch ein klein wenig! Ich kenne nämlich diese und dergleichen Griffe Satanä, darum fürchte ich mich auch nicht. Das thut ihm wehe. Es ist noch alles das Anfangen. Laßt Welt schreien und urteilen, laß fallen, wer da fällt, auch St. Peter und die Apostel! Sie werden wohl wieder kommen am dritten Tage, wenn Christus wieder aufsteht. Es muß das auch an uns erfüllt werden 2. Cor. 6 (V. 4): Lasset uns beweisen als die Kinder Gottes in Aufruhren. Euer Fürstlich Gnaden wollt für gut haben! Vor großer Eile hat die Feder müssen laufen, ich habe nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier da sein. Euer Fürstlich Gnaden nehme sich mein nur nichts an!"

Der Kurfürst ließ Luther umgehend erklären, es erschiene ihm gefährlich, „wenn er sich in diesen Läuften würde öffentlich sehen lassen". „Aber des Gemüts wäre Seine Kurfürstlich Gnade wohl, wenn seine Gnade eigentlich und gründlich wüßte, was in dem Gottes Willen recht und gut wäre, darob zu leiden, erdulden und lassen, was Seine Gnaden sollt, deß hätte Seiner Kurfürstlich Gnaden für seine Person keine Beschwerde. Denn wenn

das sollt das rechte Kreuz und Heiligtum von Gott sein, so hätten Seine Kurfürstlich Gnaden keine Entsetzung davor, sondern weil Gott gesagt hätte, sein Joch wäre süß und seine Bürde leicht, so wollte Seine Kurfürstlich Gnaden das Kreuz, so sie wüßten, daß es von Gott sein sollte, gern tragen, ungezweifelt, Gott werde Seiner Kurfürstlich Gnaden Hilfe und Stärkung dazu verleihen. Sie machten es aber zu Wittenberg so wunderlich und mancherlei, daß so viel Sekten daraus wurden, daß männiglich irre darüber würde, und niemand wüßte, wer Koch oder Kellermeister wäre." Schließlich aber wollte es der Kurfürst ganz in Luthers Ermessen gestellt wissen, ob er auf der Wartburg bleibe oder zurückkehre.

5. Luther verläßt die Wartburg.

Am Abend des 28. Februar erhielt Luther des Kurfürsten „gnädiges Bedenken". Es konnte ihn in seiner Absicht nicht mehr wankend machen. Für den nächsten Morgen war die Abreise festgesetzt. Am 3. März weilte er im „Schwarzen Bären" zu Jena. Über seine äußere Erscheinung und über sein Auftreten besitzen wir einen ganz köstlichen Bericht aus der Feder eines Schweizer Studenten, Johann Keßler, der mit seinem Genossen Johann Reutiner das Glück hatte, dort mit Luther zusammenzutreffen.

Im schwarzen Bären zu Jena, so erzählt er, „fanden wir einen Mann bei dem Tische allein sitzend und ein Büchlein vor ihm liegend. Der grüßt uns freundlich, hieß uns herfürkommen und zu ihm an den Tisch setzen. Denn unsere Schuhe waren — mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Wust, daß wir vor Scham nicht durften fröhlich hinfür in die Stube treten; schmiegten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Holdseligkeit vernommen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, bestellten auch ein Maß Wein aufzutragen, damit wir von Ehren wegen ihm wiederum zu trinken böten. Vermeinten aber nicht anders, denn er wäre ein Reiter. So saß er da nach Landes Gewohnheit in einem roten Schläpli ohne Rüstung, blos in Hosen und Wams, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangend.

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir bürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: Ihr seid Schweizer. Von wannen seid ihr aus dem Schweizerland? Antworten wir: Von St. Gallen. Sprach er: Wenn ihr denn, wie ich höre, gen Wittenberg wollt, so findet ihr dort gute Lands-

leut, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin. Wir sagten: Wir haben Briefe an sie. Da fragten wir ihn wieder: Mein Herr, wüßtet Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martin Luther jetzo zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei? Antwortet er: Ich hab gewissen Bericht, daß der Luther jetzt gerade nicht in Wittenberg ist; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da; er lehret die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. Ich wollt euch in Treuen raten, die beiden zu studieren; denn sie sind zuvor notwendig, um die heilige Schrift zu verstehen. Sprachen wir: Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristen wird, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann (Luther) sehen und hören werden. Denn von seinetwegen haben wir unsere Fahrt unternommen, da wir vernommen, wie er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir denn von Jugend auf dazu von unsern Eltern erzogen und verordnet sind, daß wir Priester werden sollen, möchten wir gern hören, was er uns für Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solch Fürnehmen will zu Wege bringen.

Nach solchen Worten sagte er: Wo habt ihr vormals gestudieret? Antwort: Zu Basel. Sagt er: Wie stehet es zu Basel? Ist Erasmus von Rotterdam noch daselbst? Was thut er? Mein Herr, sprachen wir, wir wissen es nicht anders, denn daß es wohl steht. Was er aber handelt, ist jedermann unbekannt und verborgen: denn er verhält sich ganz still und heimlich.

Diese Worte dünkten uns gar fremd an dem Reiter, daß er von den Brüdern Schurf, Philippus und Erasmus, desgleichen von der Notdurft beider, griechischer und hebräischer Zunge, wußte zu reden. Zu dem redete er inzwischen etliche lateinische Worte, daß uns wollt bedünken, es wäre eine andere Person denn ein gemeiner Reiter.

Lieber, fragt er uns, was hält man von dem Lutherus im Schweizerland? Mein Herr, antwortet ich, es sind wie allenthalben mancherlei Meinungen. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat; etliche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und zumal die Geistlichen. Sprach er: Ich versehe mich deß wohl; es sind die Pfaffen. Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchlein, so vor ihm lag, aufhob und aufsperrte. Das war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin und der Reiter nahm's zu sich.

Aus dem kam uns noch mehr Zweifel, wer er doch wäre. Und sprach mein Gesell: Ich wollt einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde. Antwortet er: Ihr möget sie wohl begreifen, wo ihr anders wollet Fleiß anwenden; denn ich begehre auch sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darinnen.

Als nun der Tag gar hinunterging und es sehr dunkel wurde, kam der Wirt an den Tisch. Wie er verstanden unser hoch Verlangen und Begierde nach dem Martin Luther, sprach er: Liebe Gesellen, euch wär's gelungen, wo ihr vor zwei Tagen wäret hier gewesen. Denn hier ist er an dem Tisch gesessen. Und zeigte mit dem Finger den Ort an. Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hätten, ließen den Zorn an dem wüsten und schlechten Weg aus, der uns am Gehen verhindert hatte, und sprachen: Es freut uns doch, daß wir in dem Hause, an dem Tische sind, da er gesessen. Deß mußte der Wirt wohl lachen und ging damit zur Thüre hinaus.

Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt zur Stubenthür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Da erschrak ich und bedachte, was ich Unschickliches gethan oder weß ich unschuldig verdacht wurde. Da sprach der Wirt zu mir: Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treuen zu hören und zu sehen begehrt, der ist's, der bei euch sitzt. Die Worte nahm ich für Gespött und sprach: Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begierde mit des Luthers Wahn ersättigen. Antwortet er: Er ist's gewißlich. Doch thu nicht desgleichen, als ob du ihn dafür halteſt und erkenneſt. Ich ließ dem Wirte Recht, konnte es aber nicht glauben und ging wieder in die Stube, setzte mich zu dem Tisch, hätt es auch meinem Gesellen gern gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Ich wandte mich darum gegen die Thür und gegen ihn zu, raunte heimlich: der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther. Er wollt es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und haſt ihn nicht recht verstanden. Dieweil mich nun die Ritterkleidung mehr an den Hutten denn an den Luther als einen Mönch vermahnte, ließ ich mich also bereden, der Wirt hätte gesprochen: Es ist der Hutten. Denn der Anfang beider Namen schien zusammenzuklingen. Derhalben, was ich redete, geschah, als wenn ich mit Herrn Ulrich von Hutten redete.

In dem allen kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda übernachten wollten, und nachdem sie sich entledigt und entsport, legte einer neben sich ein ungebunden Büchlein. Da fragte Martinus, was es für ein Büchlein wäre. Sprach er: Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher

Evangelien und Episteln, die erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen? Sprach Martinus: Sie sollen mir auch bald zukommen. Da sprach der Wirt: Nun füget euch zu Tisch! Wir wollen essen. Wir aber sprachen und baten den Wirt, er wolle sich mit uns leiden und uns Besonderes geben. Sprach der Wirt: Liebe Gesellen, setzt euch nur zu den Herren an den Tisch, ich will euch ziemlich halten. Da es Martinus hörte, sprach er: Kommet herzu! Ich will die Zehrung mit dem Wirt wohl abtragen.

Unter dem Essen that Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten und mehr seiner Worte denn aller Speisen wahrnahmen. — — Darnach redeten die Kaufleute auch ihre gute Meinung und sprach der Ältere: Ich bin ein einfältiger, schlechter Lai, versteh mich auf die Händel nicht besonders. Das sag ich aber: Wie mich die Sach ansieht, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel sein oder ein Teufel aus der Hölle. — — [Schließlich] stand Martinus auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Urlaub, bot uns seine Hand und sprach: Wenn ihr gen Wittenberg kommt, grüßet mir den Doktor Hieronymus Schurf! Sprachen wir: Wollen es gern und willig thun.. Aber wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe? Sprach er: Saget ihm nicht mehr als das: Der da kommen soll, läßt Euch grüßen, so verstehet er die Worte bald. Also schied er von uns und ging zu seiner Ruh. — — Am Samstag darnach, dem Tag vor dem ersten Sonntag in den Fasten, — es war der 8. März — sind wir bei dem Doktor Hieronymus Schurf eingekehrt, auch unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe da finden wir Martinus gleichermaßen wie zu Jena, mit Philippus Melanchthon, Justus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Doktor Augustin Schurf, die ihm erzählen, was sich in seinem Abwesen zu Wittenberg ereignet habe. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe. Wie ich Martinus Anno 1522 gesehen hab, war er einer natürlichen, ziemlichen Feiste, eines aufrechten Gangs, da er sich mehr nach hinten denn nach vorn neigte, mit aufgehobenem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen schwarzen Augen und Brauen, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden."

Am 5. März kam Luther nach Borna, wo er bei dem ihm befreundeten kurfürstlichen Geleitsmann Michael von der Straßen abstieg. Erst hier gewann er Zeit an den Kurfürsten zu schreiben. Dieser Brief ist wohl der majestätischste und berühmteste unter allen Briefen des Reformators.

Es ist gerechtfertigt, dieses „bewunderungswürdige Denkmal seines hohen Glaubensmutes“ unverkürzt hier mitzuteilen:

„Euer Kurfürstlich Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir zugekommen auf Freitag zu Abend, als ich auf morgen, Sonnabend, wollte ausreiten. Und daß es Euer Kurfürstlich Gnaden aufs allerbest meine, bedarf freilich bei mir weder Bekenntnis noch Zeugnis; denn ich mich deß, so viel menschliche Erkundung giebt, gewiß achte. Wiederum aber, daß ich's auch gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus höherer denn aus menschlicher Erkundigung. Damit aber ist nichts gethan.

Ich hab mich aber lassen ansehen Euer Kurfürstlich Gnaden Schrift, als hätte meine Schrift Euer Kurfürstlich Gnaden ein wenig bewegt, damit daß ich schrieb, Euer Kurfürstlich Gnaden sollte weise sein. Doch wider solchen Wahn hat mich meine große Zuversicht beschieden, daß Euer Kurfürstlich Gnaden mein Herz wohl besser erkennet, denn daß ich mit solcher Art Worten Euer Kurfürstlich Gnaden hochberühmte Vernunft stockern sollte. Denn ich hoffe, es sei mein Herz je an dem, daß ich aus Grund ohn alles Heucheln eine Lust und Gefallen allezeit an Euer Kurfürstlich Gnaden vor allen Fürsten und Oberkeiten gehabt. Was ich aber geschrieben habe, ist aus Sorgen geschehen, daß ich Euer Kurfürstlich Gnaden wollt trösten: nicht meiner Sach halben, davon ich dazumal keinen Gedanken hatte, sondern des ungeschickten Handels halben, nämlich zu Wittenberg zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern entstanden. Da war mir Angst, Euer Kurfürstlich Gnaden würden deß eine große Beschwerung tragen. Denn mich auch selbst der Jammer also hat zerrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, hätte ich verzagt an der Sache. Alles was bisher mir zu Leide gethan ist in dieser Sache, ist Schimpf (d. h. nur Scherz) und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte können sein, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wir's weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können; und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe. Darum, gnädigster Herr, erstreckt sich meine Schrift nicht weiter denn auf derjenigen und nicht auf meinen Handel, daß Euer Kurfürstlich Gnaden sollten nicht ansehen das gegenwärtige Bild des Teufels in diesem Spiel. Und solche Ermahnung, ob sie Euer Kurfürstlich Gnaden nicht not wäre, ist sie doch mir nötlich zu thun gewesen.

Von meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich also. Euer Kurfürstlich Gnaden weiß oder, weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiermit

kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran zweifelte, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zuviel Demut gelangen will zur Niedrigung des Evangelii und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu thun. Ich hab Euer Kurfürstlich Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin, Euer Kurfürstlich Gnaden zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan hab. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß soviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium hat gemacht zu freudigen Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: Herzliebster Vater, kann Euer Kurfürstlich Gnaden selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgens Zorn sind. Das weiß ich je von mir wohl, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein reiten, wenn's gleich (Euer Kurfürstlich Gnaden verzeihe mir mein närrisch Reden!) neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wütender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Euer Kurfürstlich Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg habe nicht nur einmal gebeten und geweint, daß ihn Gott wollte erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. Und bitte, Euer Kurfürstlich Gnaden wollte auch helfen bitten und bitten lassen, ob wir das Urteil könnten von ihm wenden, das (ach Herr Gott!) auf ihn dringt ohn Unterlaß. Ich wollt Herzog Georg schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgerichtet.

Solches sei Euer Kurfürstlich Gnaden geschrieben der Meinung, daß Euer Kurfürstlich Gnaden wisse: ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn

von Euer Kurfürstlich Gnaden Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wollte Euer Kurfürstlich Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Euer Kurfürstlich Gnaden könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert raten oder helfen: Gott muß sie allein schaffen ohn alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Euer Kurfürstlich Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Euer Kurfürstlich Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Daß nun Euer Kurfürstlich Gnaden begehrt zu wissen, was sie thun solle in diesen Sachen, sintemal sie es achtet, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich: Euer Kurfürstlich Gnaden hat schon allzuviel gethan und sollt gar nichts thun; denn Gott will und kann nicht leiden Euer Kurfürstlich Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, deß und kein anderes; da mag sich Euer Kurfürstlich Gnaden nach richten. Glaubt Euer Kurfürstlich Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben: glaubt sie nicht, so glaube doch ich und muß Euer Kurfürstlich Gnaden Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will Euer Kurfürstlich Gnaden folgen, so ist Euer Kurfürstlich Gnaden vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor Menschen soll Euer Kurfürstlich Gnaden also sich halten: nämlich der Oberkeit als ein Kurfürst gehorsam sein und Kaiserliche Majestät lassen walten in Euer Kurfürstlich Gnaden Städten und Ländern an Leib und Gut, wie sich's gebührt nach Reichsordnung und ja nicht wehren noch widersetzen noch Widersatz oder irgend ein Hindernis begehren der Gewalt, so sie mich fangen oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen noch widerstehen denn allein der, der sie eingesetzt hat; sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoff aber, sie werden der Vernunft brauchen, daß sie Euer Kurfürstlich Gnaden erkennen werden als in einer höhern Wiege geboren, denn daß sie selbst Stockmeister über mir werden. Wenn Euer Kurfürstlich Gnaden die Thore offen läßt und das frei Kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten: so hat Euer Kurfürstlich Gnaden dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nicht Höheres von Euer Kurfürstlich Gnaden fordern, denn daß sie den Luther wollen bei Euer Kurfürstlich Gnaden wissen. Und das soll geschehen ohne Euer Kurfürstlich Gnaden Sorgen, Thun und einige Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt

mit eines andern Schaden ein Christ sein. Werden sie aber je so unvernünftig sein und gebieten, daß Euer Kurfürstlich Gnaden selbst die Hand an mich lege, will ich Euer Kurfürstlich Gnaden alsdann sagen, was zu thun ist. Ich will Euer Kurfürstlich Gnaden Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sache halben, es glaube Euer Kurfürstlich Gnaden oder glaub's nicht.

Hiermit befehl ich Euer Kurfürstlich Gnaden in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir aufs schierst reden, so es not ist. Denn diese Schrift hab ich eilend abgefertigt, daß nicht Euer Kurfürstlich Gnaden Betrübnis anführe von dem Gehöre meiner Zukunft (d. h. Ankunft); denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennt mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Euer Kurfürstlich Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen."

Am Abend des 6. März, es war ein Donnerstag, traf Luther wieder in Wittenberg ein — gerade ein Jahr, nachdem der Kaiser Luthers Vorladung und Geleitsbrief nach Worms unterzeichnet hatte! Jetzt brauchte Luther keinen kaiserlichen Geleitsbrief mehr! Sein Glaube ist seine Stärke und sein Schutz. Sein Glaube sollte auch der Sieg sein über die Feinde, die dem Evangelium auf dem Acker evangelischer Saat selbst erwachsen waren.

C. Der Aufbau des Neuen.

1. Wie Luther durch Gottes Wort den Sturm stillt.

Nur Eine Macht, aber die größte Macht der Welt hatte Luther jenen finsteren Mächten entgegenzusetzen, die das lautere Evangelium und den stillen Fortschritt der Reformation bedrohten: Gottes Wort. „Allein durch Gottes Wort," so schrieb er damals an seinen Zwickauer Freund, den Pfarrer Nikolaus Hausmann, „muß widerfochten, durch das Wort muß umgestoßen, durch das Wort muß abgethan werden, was die Unsern, vom Satan getrieben, allhier sich unterstanden haben, mit Gewalt in der ersten Brunst hinauszuführen."

Am Sonntag Invocavit, den 9. März, betrat Luther die Kanzel der Stadtkirche. Acht Tage nach einander hat er täglich von hier aus gepredigt. In dem Mangel an Liebe und Geduld den Schwachen gegenüber erblickt er die Wurzel des Unkrauts, das während seiner Abwesenheit aufgegangen war. Jede seiner Predigten atmet treue, seelsorgerliche Liebe, die stets beflissen ist das Gemeinsame hervorzuheben und das Trennende zu überbrücken. Wohl redet er mit tiefem Ernste, aber nicht als harter, strenger Richter, der verdammt und verstößt, sondern als ein freundlicher Vater, der seinem verlorenen, aber nun wiedergefundenen Kinde schon vergeben hat und nun ihm zum Heile noch einmal im Geiste die Irrwege durchwandelt, die es beinahe ins Verderben geführt hätten. Er trauert um der Gemeinde willen darüber, daß sie seinen Rat nicht rechtzeitig eingeholt: „Ich bin ja so ferne nicht von euch gewesen, ihr hättet mich ja mit Schriften können erreichen.“ Jene acht Predigten sind für alle Zeiten ein Muster seelsorgerlicher, echt evangelischer Predigt.

Zunächst prägt Luther der Gemeinde ein, daß es bei der ganzen Sache, um die es sich handelt, auf das Gewissen und die Überzeugung ankomme. Die Überzeugung sei nur durch das Wort zu erreichen und das Gewissen könne weder durch Gewalt noch ein Gebot genötigt werden. Er billigt im Grunde das, was geschehen ist, aber es habe nicht mit Gewalt durchgesetzt werden dürfen, sondern allein durch Gottes Wort: „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge; das muß es thun und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum: Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, dringen mit der Gewalt will ich niemand; denn der Glaube will willig, ungenötigt angezogen werden. Nehmt ein Exempel von mir! Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben; sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippus (Melanchthon) und Amsdorf getrunken hab, also viel gethan, daß das Papsttum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab nichts gethan: das Wort hat es alles gehandelt und ausgerichtet. Wenn ich hätt wollen mit Ungemach fahren, ich wollt Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben; ja ich wollt wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nit sicher wäre gewesen. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Ich hab nichts gemacht: ich hab das Wort lassen handeln. Was meint ihr wohl, was der Teufel gedenkt, wenn man das Ding will mit Rumor

ausrichten? Er sitzt hinter der Höllen und gedenkt: O wie sollen nu die Narren so ein feins Spiel machen! Aber dann so geschieht ihm Leid, wenn wir allein das Wort treiben und das allein wirken lassen. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so muß das Werk hernach von sich selbst zufallen. — Man soll keinen mit den Haaren davon oder dazu thun; denn ich kann keinen gen Himmel treiben oder mit Knitteln dazu schlagen."

Ob Priester in den Ehestand treten, ob Mönche das Kloster verlassen, ob Bilder in den Kirchen hängen, ob man faste, ob man das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genieße oder nicht — das müsse dem Einzelnen als Gewissensache zur freien Entscheidung überlassen bleiben.

Insbesondere lag es Luther daran, der Gemeinde zu würdigem, gesegneten Genuß und zur rechten Frucht des heiligen Abendmahls zu verhelfen. Zum Abendmahl soll nur gehen, wer darnach ein Verlangen hat und sich nach Vergebung der Sünden sehnt: „Dies Brot ist ein Trost der Betrübten, eine Arzenei der Kranken, ein Leben der Sterbenden, eine Speise aller Hungrigen und ein reicher Schatz aller Armen und Dürftigen. — Die Frucht dieses Sakraments ist die Liebe, daß wir uns also lassen finden gegen unsern Nächsten, wie es von Gott geschehen ist. Nun haben wir von Gott eitel Liebe und Wohlthat empfangen; denn Christus hat für uns gesetzt und gegeben Gerechtigkeit und alles, was er hat, alle seine Güter über uns ausgeschüttet, welche niemand ermessen kann. Kein Engel kann sie begreifen noch ergründen; denn Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, die da reichet von der Erde bis an den Himmel. Die Liebe, sag ich, ist eine Frucht dieses Sakraments; die spür ich noch nit unter euch allhie zu Wittenberg. — Ihr wollt von Gott all sein Gut im Sakrament nehmen und wollt sie nit in die Liebe wieder ausgießen. Keiner will dem andern die Hand reichen; keiner nimmt sich des andern ernstlich an, sondern ein jeder hat auf sich selber Achtung, was ihm förderlich ist, und sucht das Seine, läßt gehn, was da geht; wem da geholfen ist, dem sei geholfen. Niemand sieht auf die Armen, wie ihnen von euch geholfen werde. Das ist zu erbarmen! Das ist euch fast lang gepredigt; es sind auch alle meine Bücher dahin gerichtet und voll, den Glauben und Liebe zu treiben. Und werdet ihr nicht einander lieb haben, so wird Gott eine große Plage über euch lassen gehen; darnach richtet euch! Denn Gott will nicht vergebens sein Wort geoffenbart haben und gepredigt. Ihr versucht Gott allzuhart, meine Freunde; denn wer das Wort unseren Vorfahren vor etlichen Zeiten geprediget hätte, sie hätten sich vielleicht wohl anders hierinnen gehalten."

Zuletzt empfiehlt Luther die Beichte, die während seiner Abwesenheit abgeschafft worden war: „Ihr sehet, daß die Beichte nit zu verachten, sondern ein tröstlich Ding sei! Dieweil wir denn viel Absolution benötigt sind und Tröstung, so wir wider den Teufel, Tod, Hölle und Sünde streiten müssen, so müssen wir uns keine Waffen nehmen lassen, sondern Harnisch und Rüstung ganz lassen, so uns von Gott wider unsern Feind gegeben, unverrückt bleiben. Denn ihr wißt noch nit, was es Müh kostet, mit dem Teufel zu streiten und überwinden. Ich weiß es aber wohl; denn ich wohl ein Stück Salz oder zwei mit ihm gegessen hab. Ich kenn ihn wohl, er kennt mich auch wohl. Wenn ihr ihn hättet erkannt, ihr würdet mir die Beichte nit also zurückschlagen."

Gottes Wort und Wahrheit in Ernst und Liebe durch Luthers Mund verkündet that Wunder. Binnen kurzem glätteten sich die Wogen, die eben noch so hoch gegangen waren. Weit über Wittenberg hinaus hat dieser Erfolg Luthers Bewunderung geweckt.

Aber auch an andern Orten war ähnlich wie in Wittenberg die junge Saat des Evangeliums bedroht. Zu ihrer Rettung griff Luther zur Feder. Die Gedanken, die er auf seiner Wittenberger Kanzel ausgesprochen hatte, predigte er weiteren Kreisen in seiner Schrift: „Von beider Gestalt des Sakraments zu nehmen und anderer Neuerung." „Vorhin hat uns der Teufel allzu päpstisch gemacht," sagt er darin ganz bezeichnend, „nun will er uns allzu evangelisch machen." Nach dem unruhigen Erfurt, wo man besonders gegen den Heiligendienst eiferte, richtete er im Juli eine „Epistel oder Unterricht von den Heiligen".

Aber es war anderwärts genau so wie in Wittenberg: Luthers persönliches Erscheinen und mündliche Predigt war nötig, sollte die Ruhe wieder hergestellt werden. So finden wir ihn denn gleich nach Ostern in Borna, dann in Altenburg und Zwickau. In allen drei Städten hat er gepredigt. Besonders bedurfte die aufgeregte Stadt Zwickau seines beruhigenden Wortes. Am 28. April traf er hier ein. Bei dem Bürgermeister Mülpfort, dem er zwei Jahre vorher seine Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" gewidmet hatte, stieg er ab. Viermal hat Luther damals in Zwickau gepredigt: zuerst am 30. April vormittags und nachmittags in der Marienkirche vom Glauben, von der Vorsehung, vom Ehestande und von den guten Werken.

Luther in Zwickau! Wie ein Lauffeuer mag solche Kunde damals durch das Gebirge gegangen sein. Was laufen und daheim abkommen konnte, machte sich auf, den wunderbaren Mann zu sehen und zu hören.

Immer mehr Leute aus der Umgegend, von Schneeberg, ja von Annaberg her, strömten hier zusammen. Und sie sollten nicht umsonst gekommen sein. Am 1. Mai predigte Luther zu einem Fenster des Rathauses heraus. 14000 Menschen sollen ihn damals auf dem Zwickauer Marktplatz gehört haben, der übrigens zum Teil nicht einmal unbehindert betreten werden konnte, da zum Wiederaufbau des Gewandhauses bereits große Massen von Steinen zusammengefahren worden waren. Dort machten sich die Zwickauer Bettelmönche zu schaffen, um durch Lärmen die Predigt zu stören. „Ohne Zweifel," schreibt der Chronist, „ist's des Teufels Werk gewesen, welcher nicht gern gesehen, daß ihm in seinem Reiche Abbruch geschehen." Zum letztenmale predigte Luther tags darauf auf dem Schlosse. Am Abend desselben Tages gab ihm zu Ehren der Rat auf dem Rathause eine Festlichkeit. Noch dieselbe Nacht trat Luther über Borna und Eilenburg die Heimreise an. Unbekümmert um Herzog Georgs Feindschaft ritt er durch dessen Gebiet, nur das geistliche mit einem weltlichen Gewand vertauschend. Im September besuchte er die Stadt Leisnig, um der Gemeinde behufs Errichtung eines „gemeinen Kastens" mit seinem Rate beizustehen. Was er damals mit den Leisnigern besprochen, haben diese dann in eine feste Form gebracht. Luther gab dieselbe noch vor Juli 1523 unter dem Titel „Ordnung eines gemeinen Kastens" mit einem Widmungsbrief an die Christen zu Leisnig heraus.

Im Oktober 1522 ist Luther auch nach Erfurt gekommen und hat daselbst mehrmals, einmal in der St. Michaeliskirche gepredigt. Auf dem Hinwege sowohl wie auf der Rückreise nahm er Aufenthalt in Weimar, wo er sechs Predigten teils auf dem Schlosse teils in der Stadtkirche gehalten hat.

Bei dem allen aber hat Luther nicht den Kampf gegen Rom vergessen. In seiner Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe" schildert er, wie deren Wesen in allen Stücken der heiligen Schrift widerspreche und kündigt ihnen seine stete Feindschaft an: „Lebe ich, so sollt ihr vor mir keinen Frieden haben; tötet ihr mich, so sollt ihr zehnmal weniger Frieden haben." Als „Menschenlehre" wies er mit zehn Gründen heiliger Schrift des Papstes Satzungen in einem Büchlein „Von Menschenlehren zu meiden," zurück „zu Trost und Errettung der armen Gewissen, so in Klöstern oder Stiften durch Menschengesetz gefangen liegen, damit sie sich rüsten und stärken können, durch das Wort Gottes zu bestehen in Todesnöten und anderen Anstößen".

Es war Luther gelungen, die Ruhe wieder herzustellen und die Führung der reformatorischen Bewegung wieder in seine Hand zu nehmen. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, in besonnener Weise auch den Gottesdienst aus seiner römischen Verzerrung zu befreien und als einen wahrhaft evangelischen neu zu gestalten.

2. Luther ordnet den evangelischen Gottesdienst.

Das Mittelalter hatte den, der Gottes Willen vollkommen erfüllen wollte, aus der Welt und aus seinem irdischen Beruf in den Priesterstand oder ins Kloster gewiesen. Dort allein, sagte man, könne der Mensch Gott recht dienen. Da ist es Luther gewesen, der im Gegensatz dazu gerade das Leben in der Welt und die Arbeit im Beruf als einen Gottesdienst hinstellte. „Unser äußerlich Leben, Stand und Wesen, in Gottes Wort gefaßt und durch das Wort geheiligt, ist ein rechter Gottesdienst.“ „Man soll die jungen Herzen gewöhnen, daß sie Gottes Wort und Befehl in ihrem Stand und Beruf groß achten und Gott in seinem Worte fürchten lernen, daß sie wissen, was das heiße: Gott dienen, nämlich Gottes Wort und Befehl gehorsam sein, daß ein jeglicher sein befohlen Amt treulich und fleißig ausrichte und seinen Nächsten liebe.“ „Siehe nur auf einen Menschen, der an Christum glaubt und gottesfürchtig ist und frage nicht darnach, ob er Schneider oder Schuster, Bauer oder Bürger, edel oder unedel sei. Glaubet er an Christum und ist gottesfürchtig, so ist er ein lebendiger Heiliger.“ „Wo Gottesdienst ist, da ist der Himmel. Wenn ich nun meinem Nächsten diene, so bin ich schon im Himmel; denn ich diene Gott.“

Gottes Willen erkennt man und in Glaube und Liebe wird man gefördert und erhalten durch Gottes Wort. Wohl könnte auch der Einzelne für sich aus Gottes Wort schöpfen; aber um der Masse der unwissenden und durch die römische Kirche irregeleiteten Christen willen bedarf es einer regelmäßigen, öffentlichen Verkündigung des göttlichen Wortes. So wird denn nach Luthers Anschauung der „Gottesdienst“ in seinem Grunde etwas ganz anderes als in der Kirche Roms. Dort meinte man durch den mit aller erdenklichen Pracht ausgestatteten Gottesdienst Gott einen Dienst zu thun. Hier heißt eine solche Versammlung „Gottesdienst“, weil Gott den Versammelten dient mit seinem Wort. „Wo Gottes Wort ist,“ sagt Luther, „da ist ein Haus Gottes, da wohnt Gott, und wo Gott wohnt, da ist auch sein Wort, nicht um des Dienstes willen, der da Gott geschieht, nicht um der Werke willen, die man vermeint Gott allda zu

thun, sondern allein von dem Wort Gottes, damit er uns in dem Hause dient".

So hat denn Luther das Wort Gottes als die Hauptsache und das Wesentliche in den Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes gestellt. Bei aller Anlehnung an die hergebrachten Formen des Gottesdienstes mußte er in der Neuordnung desselben alles beseitigen, was als ein Dienst Gott gethan erscheinen konnte, und dem Worte Gottes, also der Predigt, die Hauptstelle einräumen. Da es sich um Belehrung des Volkes handelte, mußte die deutsche Sprache im Gottesdienst die herrschende werden.

Das war keine leichte Aufgabe. Luther hat die Schwierigkeiten auch voll erkannt und nur langsam die Lösung gewagt, trotzdem man aller Orten auf sein Beispiel und Vorbild wartete. Als die Leisniger ihm im Dezember 1522 ihre „Ordnung eines gemeinen Kastens" vorlegten, ließen sie ihm zugleich zwei Bitten unterbreiten: er möge ihnen „das Pfarramt mit Schrift befestigen", d. h. auf Grund der Schrift das Recht der Gemeinde, sich selbst einen Pfarrer zu wählen, nachweisen, und ihnen „eine Ordnung stellen zu singen und beten und lesen", d. h. eine Anweisung für den rechten evangelischen Gottesdienst geben.

Beide Bitten erfüllte Luther, erstere durch das Büchlein „Daß eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursach aus der Schrift", die andere durch das Schriftchen „Von Ordnung Gottesdienstes in der Gemeine". Darin spiegelt sich wieder, wie damals in Wittenberg der Gottesdienst gestaltet war. Zugleich sollten andere Gemeinden in der „Ordnung" eine Anleitung finden, ihre Gottesdienste evangelisch zu gestalten. Das Schriftchen ist somit von größter Bedeutung und hervorragendem Einfluß gewesen. Darum sei es hier unverkürzt mitgeteilt:

„Der Gottesdienst, der jetzt allenthalben geht, hat eine christliche feine Ankunft gleichwie auch das Predigtamt. Aber gleichwie das Predigtamt verderbt ist durch die geistlichen Tyrannen, also ist auch der Gottesdienst verderbt durch die Heuchler. Wie wir nun das Predigtamt nicht abthun, sondern wieder in seinen rechten Stand begehren zu bringen, so ist auch nicht unsere Meinung, den Gottesdienst aufzuheben, sondern wieder in rechten Schwang zu bringen.

Drei große Mißbräuche sind in den Gottesdienst gefallen. Der erste, daß man Gottes Wort geschwiegen hat und allein gelesen und gesungen in den Kirchen. Das ist der ärgste Mißbrauch. Der andere: da Gottes Wort geschwiegen gewesen ist, sind nebeneingekommen so viel unchristlicher Fabeln

und Lügen, beide in Legenden, Gesang und Predigen, daß es greulich ist zu sehen. Der dritte: daß man solchen Gottesdienst als ein Werk gethan hat, damit Gottes Gnade und Seligkeit zu erwerben. Da ist der Glaube untergegangen und hat jedermann zur Kirche geben, stiften, Pfaff, Mönch und Nonne werden wollen.

Nun, diese Mißbräuche abzuthun, ist aufs erste zu wissen, daß die christliche Gemeine nimmer soll zusammenkommen, es werde denn daselbst Gottes Wort gepredigt und gebetet, es sei auch aufs Kürzeste. Wie Psalm 102 (V. 23): Wenn die Könige und das Volk zusammenkommt, Gott zu dienen, sollen sie Gottes Namen und Lob verkündigen. Und Paulus 1. Cor. 14 (V. 31) spricht, daß in der Gemeine soll geweisſagt, gelehrt und ermahnet werden. Darum wo nicht Gottes Wort gepredigt wird, ist's besser, daß man weder singe noch lese noch zusammenkomme.

Also ist's aber zugegangen unter den Christen zur Zeit der Apostel und sollte auch noch so zugehen, daß man täglich des Morgens eine Stunde früh um vier oder fünf zusammenkäme und daselbst lesen ließe, es seien Schüler oder Priester oder wer es sei, gleichwie man jetzt noch die Lektion in der Metten liest. Das sollen thun einer oder zwei oder einer um den andern oder ein Chor um den andern, wie das am besten gefällt.

Darnach soll der Prediger oder welchem es befohlen wird, hervortreten und dieselbe Lektion ein Stück auslegen, daß es die andern alle verstehen, lernen und ermahnet werden. Das erste Werk heißt Paulus 1. Cor. 14 (V. 26): mit Zungen reden. Und wo dies nicht geschieht, so ist die Gemeine der Lektion nichts gebessert, wie bisher in Klöstern und Stiften geschehen, da sie nur die Wände haben angeblehet.

Diese Lektion soll aber sein aus dem alten Testament, nämlich daß man ein Buch vor sich nehme und ein Kapitel oder zwei oder ein halbes lese, bis es aus sei, darnach ein anderes vornehmen und so fort an, bis die ganze Biblia ausgelesen werde, und wo man sie nicht verstehe, daß man vorüberfahre und Gott ehre, also daß durch tägliche Übung der Schrift die Christen in der Schrift verständig, läuftig und kundig werden. Denn daher wurden vor Zeiten gar feine Christen, Jungfrauen und Märtyrer und sollten wohl auch noch werden.

Wenn nun die Lektion und Auslegung eine halbe Stunde oder länger gewähret hat, soll man drauf ingemein Gott danken, loben und bitten um Frucht des Worts u. s. w. Dazu soll man brauchen der Psalmen und etlicher guter Responsoria, Antiphon (das sind: Wechselgesänge), kurz also, daß es alles in einer Stunde ausgerichtet werde oder wie lange sie wollen;

denn man muß die Seelen nicht überschütten, daß sie nicht müde und überdrüssig werden, wie bisher in Klöstern und Stiften sie sich mit Esels Arbeit beladen haben.

Desselben gleichen an dem Abend um sechs oder fünf wieder also zusammen. Und hier sollte abermals aus dem alten Testament ein Buch nach dem andern vorgenommen werden, nämlich die Propheten, gleichwie am Morgen Moses und die Historien. Aber weil nun das neue Testament auch ein Buch ist, laß ich das alte Testament dem Morgen und das neue dem Abend oder wiederum und gleich also auslegen, loben, singen und beten, wie am Morgen, auch eine Stunde lang. Denn es ist alles zu thun um Gottes Wort, daß dasselbe im Schwang gehe und die Seelen immer aufrichte und erquicke, daß sie nicht laß werden.

Will man nun solche Versammlung des Tags noch einmal halten nach Essens, das stehe in freier Willkür.

Auch ob solches täglichen Gottesdiensts vielleicht nicht die ganze Versammlung gewarten könnte, sollen doch die Priester und Schüler und zuvor diejenigen, so man verhofft gute Prediger und Seelsorger aus zu werden, solchs thun. Und daß man sie ermahne, solches frei, nicht aus Zwang oder Unlust, nicht um Lohn zeitlich noch ewig, sondern allein Gott zu ehren, dem Nächsten zu Nutz zu thun.

Des Sonntags aber soll solch Versammlung für die ganze Gemeine geschehen über das tägliche Versammeln des kleinern Haufen und daselbst, wie bisher gewohnet, Meß und Vesper singen, also daß man zu beider Zeit predige der ganzen Gemeine, des Morgens das gewöhnliche Evangelium, des Abends die Epistel, oder stehe bei dem Prediger, ob er auch ein Buch für sich nehme oder zwei, wie ihm dünkt das Nützeste zu sein.

Will nun jemand alsdann das Sakrament empfangen, dem laß man's geben, wie man das alles wohl kann untereinander nach Gelegenheit der Zeit und Person schicken.

Die täglichen Messen sollen absein allerdinge; denn es am Wort und nicht an der Messe liegt. Doch ob etliche außer dem Sonntag begehrten das Sakrament, so halte man Messe, wie das die Andacht und Zeit giebt; denn hier kann man kein Gesetz noch Ziel setzen.

Das Gesänge in den Sonntagsmessen und Vesper laß man bleiben; denn sie sind fast gut und aus der Schrift gezogen; doch mag man's wenigern oder mehren. Aber das Gesänge und Psalmen täglich des Morgens und Abends zu stellen soll des Pfarrers und Predigers Amt sein, daß sie auf einen jeglichen Morgen einen Psalmen, ein fein Responsorium

oder Antiphon mit einer Kollekte ordnen. Des Abends auch also nach der Lektion und Auslegung öffentlich zu lesen und zu singen. Aber die Antiphone und Responsorien und Kollekten, Legenden von den Heiligen und vom Kreuz laß man noch eine Zeit stille liegen, bis sie gefegt werden; denn es ist greulich viel Unflats drinnen.

Aller Heiligen Feste sollten ab sein oder, wo eine gute christliche Legende wäre, auf den Sonntag nach dem Evangelium zum Exempel mit eingeführt werden. Doch das Fest Purificationis (Mariä Reinigung), Annunciationis Mariä (Mariä Verkündigung) ließ ich bleiben, Assumptionis (Himmelfahrt Mariä) und Nativitatis (Geburt Mariä) muß man noch eine Zeitlang bleiben lassen, wiewohl der Gesang drinnen nicht lauter ist. Johannis Baptistä (des Täufers) Fest ist auch rein. Der Apostellegenden ist keine rein, außer St. Pauli, drum mag man sie auf die Sonntage ziehen oder, so es gefällt, sonderlich feiern.

Anderes mehr wird sich mit der Zeit selbst geben, wenn es angeht. Aber die Summa sei die, daß es ja alles geschehe, daß das Wort im Schwang gehe und nicht wiederum ein Loren (Heulen) und Tönen draus werde, wie bisher gewesen ist. Es ist alles besser nachgelassen denn das Wort und ist nichts besser getrieben denn das Wort. Denn daß dasselbe sollte im Schwange unter den Christen gehen, zeigt die ganze Schrift an und Christus auch selbst sagt Luk. 10 (V. 42): Eins ist vonnöten, nämlich daß Maria zu Christi Füßen sitze und höre sein Wort täglich. Das ist das beste Teil, das zu erwählen ist und nimmer weggenommen wird. Es ist ein ewig Wort. Das andere muß alles vergehen, wie viel es auch der Martha zu schaffen giebt. Dazu helfe uns Gott! Amen."

Langsam arbeitete Luther an der großen, wichtigen Aufgabe weiter. Zunächst galt es die Messe von allem unevangelischen Wesen zu reinigen. Das that er; in einer lateinischen, aber sofort von zwei verschiedenen Übersetzern ins Deutsche übertragenen Schrift „Eine Weise, christliche Messe zu halten und zum Tisch Gottes zu gehen". Schon schwebt ihm der Gedanke vor, die „christliche" Messe nun auch zu einem durchaus deutschen Gottesdienst zu gestalten. Dazu aber gehörten vor allem deutsche Lieder, deren Mangel Luther tief beklagt. „Ich wollte auch," schreibt er, „daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe sänge. — Aber es fehlt uns an deutschen Dichtern und Musikern, oder sie sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge machen könnten, die es wert wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte. Indes lasse ich mir gefallen, daß man singe, während das Volk das hoch-

würdige Sakrament empfängt: Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset. — Zudem so ist auch dies ein schön christlich Lied: Nu bitten wir den heiligen Geist, desgleichen: Ein Kindelein so löbelich. Denn man findet ihrer nicht viel, die etwa einen Geschmack oder einen rechtschaffenen Geist hätten. Das rede ich derhalb, daß, so irgend deutsche Dichter wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen."

Schneller als in Wittenberg begann man anderwärts die Messe in deutscher Sprache zu halten, bereits 1522 in Basel, Pforzheim und Nördlingen, 1523 in Allstädt, 1524 in Nürnberg, Reutlingen, Königsberg, Leisnig, Herzberg und an anderen Orten. Von verschiedenen Seiten wurde Luther gebeten, behufs einer allgemeinen, möglichst einheitlichen Ordnung eine „deutsche Messe" herauszugeben. Er empfand aber ganz richtig, daß eine Übersetzung der lateinischen Messe ins Deutsche noch längst keine „deutsche" Messe wäre, ebensowenig wie eine wörtliche Übersetzung der lateinischen Bibel noch keine deutsche Bibel war. „Ich wollt heute gern eine deutsche Messe haben," erklärt er gegen Ende des Jahres 1524, „ich gehe auch damit um, aber ich wollt ja gern, daß sie eine rechte deutsche Art hätte. Denn daß man den lateinischen Text verdollmetscht und lateinischen Ton und Noten behält, lasse ich geschehen; aber es lautet nicht artig noch rechtschaffen. Es muß beides, Text und Noten, Accent, Weise und Gebärde aus rechter Muttersprache und Stimme kommen; sonst ist alles ein Nachahmen wie die Affen thun." Von vielen Seiten gedrängt widmete sich Luther eifrig dieser Arbeit, in deren musikalischem Teile ihn die kurfürstlichen Sangmeister Konrad Rupff und Johann Walther unterstützten.

Am 20. Trinitatissonntag, es war der 29. Oktober, 1525 wurde zum erstenmale in der Pfarrkirche zu Wittenberg die Messe, wie sie Luther in „rechte deutsche Art" gebracht hatte, gehalten. Wir wohnen derselben im Geiste bei.

Bereits früh sechs Uhr hat heute, am Sonntag, ein Gottesdienst stattgefunden. Da hat zumeist das Gesinde, das später schwer abkommen kann, die Gemeinde gebildet, einige deutsche Psalmen gesungen und die Epistel des Sonntags auslegen hören. Mit Vaterunser, Kollekte und Segen war die kurze Feier beschlossen worden.

Jetzt ist es neun Uhr. Die Glocken haben ausgeläutet. Eine zahlreiche Gemeinde drängt sich in die Pfarrkirche. Mit einem „geistlichen Lied oder einem deutschen Psalm", von der Gemeinde gesungen, beginnt der Gottesdienst. Dann tritt der Diakonus Magister Georg Rörer — er hat es selbst aufgezeichnet, daß er an diesem Tage zum erstenmale die deutsche

Messe sang — angethan mit dem Meßgewand an den in Kerzenlicht erstrahlenden Altar, singt ein dreimaliges Kyrie Eleison (Herr, erbarme dich!), sowie die Kollekte: „Allmächtiger Gott, der du bist ein Beschützer aller, die auf dich hoffen, ohne welches Gnade niemand etwas vermag noch etwas vor dir gilt, lasse deine Barmherzigkeit uns reichlich widerfahren, auf daß wir durch dein heiliges Eingeben denken, was recht ist, und durch deine Kraft auch dasselbige vollbringen um Jesus Christus, unsers Herrn, willen. Amen.“ Hierauf wendet er — vielleicht teilte sich auch ein anderer seiner Amtsbrüder mit ihm in diesen kirchlichen Dienst — sich dem Volke zu und trägt ähnlich wie die Kollekte in singendem Tone die Epistel des Sonntags vor. Vom Chor begleitet erklingt sodann das Gemeindelied durch die Hallen des Gotteshauses:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir fahren aus diesem Elende.

Du wertes Licht, gieb uns deinen Schein,
Lern uns Jesum Christ kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns g'bracht hat zum rechten Vaterland.

Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst,
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir uns von Herzen einander lieben
Und im Frieden auf Einem Sinn bleiben.

Du höchster Tröster in aller Not,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen.

Diesem Liede folgt der Vortrag des Evangeliums. Hatte früher hierauf der Priester das Nicänische Glaubensbekenntnis gesungen, so bekannte jetzt die Gemeinde ihren Glauben in Gestalt des bekannten Liedes Luthers: „Wir glauben all an Einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden.“

Nun besteigt D. Martin Luther die Kanzel, um über das Evangelium des Sonntags Joh. 4, 47—54, die Geschichte von der Heilung des Sohnes eines Königischen zu Kapernaum, zu predigen. Am Schlusse seiner Predigt, die Diakonus Rörer gewissenhaft nachschrieb, weist Luther die Gemeinde auf die neue Ordnung des Gottesdienstes hin. „Wir haben angefangen,“ so lauten seine Worte, „zu versuchen eine deutsche Messe anzurichten. Ihr

wißt, daß die Messe ist das vornehmlichste äußerliche Amt, das da verordnet ist zu Trost den rechten Christen. Darum bitt ich euch Christen, ihr wollt Gott bitten und anrufen, daß er ihm das lasse wohlgefallen. Ihr habt oft gehört, daß man nicht lehren solle, man wisse denn, daß es Gottes Wort sei. Also soll man nichts ordnen und anheben, man wisse denn, daß es Gott gefalle. Man soll auch nicht mit der Vernunft darein fallen; denn so es nicht selber anfängt, so wird nichts daraus. Darum habe ich mich auch so lange gewehrt mit der deutschen Messe, daß ich nicht Ursach gäbe den Rottengeistern, die hineinplumpen unbesonnen, achten nicht, ob es Gott haben wolle. Nun aber, so mich so viel bitten aus allen Landen mit Geschrift und Briefen und mich die weltliche Gewalt dazu dringt, konnten wir uns nicht wohl entschuldigen und ausreden, sondern müssen dafür achten und halten, es sei der Wille Gottes. Wo nun da etwas geht, das unser ist, das soll untergehen und stinken, wenn es gleich ein schön und groß Ansehen hat. Ist es aber aus Gott, so muß es fortgehen, ob es sich gleich närrisch läßt ansehen. Also alle Dinge, die Gott thut, wenn's gleich niemand gefällt, muß es fort. Darum bitt ich euch, daß ihr den Herrn bittet, wenn es eine rechtschaffene Messe sei, daß sie ihm zu Lob und Ehren fortgehe."

Zahlreiche Gemeindeglieder, die sich vor dem Gottesdienst hierzu gemeldet haben, — schon seit 1523 war die Beichte in Wittenberg wieder eingeführt worden — begehren hierauf zum heiligen Abendmahl zu gehen. An sie wendet sich jetzt der Geistliche mit folgenden Worten:

„Lieben Freunde Christi! Weil wir hier versammelt sind in dem Namen des Herrn, sein heiliges Testament zu empfangen, so vermahne ich euch aufs erste, daß ihr euer Herz zu Gott erhebt, mit mir zu beten das Vaterunser, wie uns Christus unser Herr gelehret und Erhörung tröstlich zugesagt hat:

Daß Gott unser Vater im Himmel uns, seine elenden Kinder auf Erden, barmherziglich ansehen wollte und Gnade verleihen, daß sein heiliger Name unter uns und in aller Welt geheiligt werde durch reine, rechtschaffene Lehre seines Worts und durch brünstige Liebe unsers Lebens, wollte gnädiglich abwenden alle falsche Lehre und böses Leben, darin sein werter Name gelästert und geschändet wird.

Daß auch sein Reich zukomme und gemehret werde, alle Sünder, Verblendete und vom Teufel in sein Reich Gefangene zur Erkenntnis des rechten Glaubens an Jesum Christ, seinen Sohn bringen und die Zahl der Christen groß machen. Daß wir auch mit seinem Geist gestärkt werden,

ſeinen Willen zu thun und zu leiden, beides: im Leben und Sterben, im Guten und Böſen allzeit unſern Willen brechen, opfern und töten.

Wollt uns auch unſer täglich Brot geben, vor Geiz und Sorge des Bauchs behüten, ſondern uns alles Guts genug zu ihm verſehen laſſen.

Wollt auch uns unſere Schuld vergeben, wie wir denn unſern Schuldigern vergeben, daß unſer Herz ein ſicher fröhlich Gewiſſen vor ihm habe und vor keiner Sünde uns nimmer fürchten noch erſchrecken.

Wollt uns nicht einführen in Anfechtung, ſondern helfe uns durch ſeinen Geiſt das Fleiſch zwingen, die Welt mit ihrem Weſen verachten und den Teufel mit allen ſeinen Tücken überwinden.

Und zuletzt uns wollt erlöſen von dem Übel, beides: leiblich und geiſtlich, zeitlich und ewiglich. Welche das alles mit Ernſt begehren, ſprechen von Herzen: Amen, ohn allen Zweifel glaubend, es ſei Ja und erhöret im Himmel, wie uns Chriſtus zuſagt: Was ihr bittet, glaubt, daß ihr's haben werdet, ſo ſoll's geſchehen. — Amen.

Zum andern vermahne ich euch in Chriſto, daß ihr mit rechtem Glauben des Teſtaments Chriſti wahrnehmt und allermeiſt die Worte, darinnen uns Chriſtus ſeinen Leib und Blut zur Vergebung ſchenkt, im Herzen feſt faſſet, daß ihr gedenkt und dankt der grundloſen Liebe, die er uns bewieſen hat, da er uns durch ſein Blut von Gottes Zorn, Sünde, Tod und Hölle erlöſt hat, und darauf äußerlich das Brot und Wein, das iſt: ſeinen Leib und Blut zur Sicherung und Pfand zu euch nehmt. Demnach wollen wir in ſeinem Namen und aus ſeinem Befehl durch ſeine eigenen Worte das Teſtament alſo handeln und brauchen."

Nach dieſer „Vermahnung" wendet ſich der Geiſtliche zum Altar und ſingt die deutſchen Einſetzungsworte des heiligen Abendmahls, ſo weit ſie das Brot betreffen. Dann treten die Abendmahlsgäſte, erſt die Männer, dann die Frauen heran und empfangen die Hoſtie, während die Gemeinde das „deutſche Sanktus" anſtimmt, welches Luther aus Jeſaia 6, 1 ff. infolgende Verſe gebracht hatte:

„Jeſaia dem Propheten das geſchah,
Daß er im Geiſt den Herren ſitzen ſah
Auf einem hohen Thron in hellem Glanz,
Seines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es ſtanden zwei Seraph bei ihm daran,
Sechs Flügel ſah er einen jeden han,
Mit zwei verbargen ſie ihr Antlitz klar,
Mit zwei bedeckten ſie die Füße gar,
Und mit den andern zwei ſie flogen frei,
Gen ander riefen ſie mit großem Schrei:

Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth,
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth,
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth,
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat!
Von dem Schrei zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebel war."

Nunmehr singt der Geistliche den Schluß der Einsetzungsworte. Es folgt die Ausspendung des Kelches, während deren die Gemeinde das „deutsche Agnus": „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!" singt. Der Gottesdienst schließt mit der noch heute gebrauchten Kollekte: „Wir danken dir, allmächtiger Herrgott, daß du uns durch diese heilsame Gabe hast erquickt und bitten deine Barmherzigkeit, daß du uns solches gedeihen lassest zu starkem Glauben gegen dir und zu brünstiger Liebe unter uns allen um Jesus Christus unsers Herrn willen. Amen" und mit dem Segen.

Auch am Nachmittag findet noch ein Gottesdienst statt, in dem das Alte Testament ausgelegt wird.

Mit welchem Hunger die Gemeinde damals nach Gottes Wort verlangte, geht daraus hervor, daß selbst für alle Wochentage kurze Predigtgottesdienste eingerichtet wurden. Montag und Dienstag früh wurde der Katechismus, also die zehn Gebote, Glaube, Vaterunser, Taufe und Abendmahl erklärt, Mittwoch früh das Matthäusevangelium, Donnerstag und Freitag früh die Episteln „und was mehr ist im Neuen Testament", Sonnabend nachmittag das Johannesevangelium ausgelegt.

Sofort nach jenem denkwürdigen 29. Oktober begann der Druck der „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts". Schon vor Weihnachten konnten fertige Exemplare der sehnsüchtig erwarteten Schrift versandt werden.

Nicht ohne Kampf war diese Reformation des Gottesdienstes in Wittenberg durchgesetzt worden. In der Schloßkirche hatte sich noch längere Zeit die alte römische Messe behauptet. Dem Kurfürsten fiel es schwer, das abzuschaffen, was seine Vorfahren gestiftet hatten. Mit Wort und Schrift eiferte Luther wider den „Greuel der Stillmesse", bis dieser zu Weihnachten 1524 beseitigt wurde.

Wie den Gottesdienst, so verdeutschte Luther damals auch die Taufe. Die Taufhandlung sollte für alle Anwesenden verständlich sein. Luther übertrug daher die in dem Magdeburger Sprengel, also auch in Wittenberg gebrauchte Taufliturgie im Jahre 1523 mit geringfügigen Änderungen ins Deutsche. Zwischen Ostern und Pfingsten erschien „das Taufbüchlein ver-

deutscht durch Martin Luther". Nicht weniger als elfmal ist dasselbe noch im Jahre 1523 gedruckt worden. Eine evangelische Neugestaltung der Taufe hatte Luther damit freilich noch nicht gegeben, obgleich er selbst erklärte, daß jene römische Liturgie „nicht genugsam der Taufe Herrlichkeit" erkennen lasse. Andere waren derselben Meinung. Nachdem Luther mit seiner „deutschen Messe" den Gottesdienst von allem unevangelischen Beiwerk gesäubert hatte, that er dasselbe mit der Taufe und ließ im Jahre 1526 „das Taufbüchlein verdeutscht aufs neue zugerichtet" ausgehen. Der Gebrauch von Salz, Speichel und Öl bei der Taufe wurde jetzt abgethan.

Auch eine Art Trauordnung hat Luther verfaßt. Dieselbe, „ein Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn" betitelt, wurde wie das „Taufbüchlein" dem Kleinen Katechismus, von dem wir dann hören werden, beigegeben. Klar scheidet Luther, was bei der Eheschließung Sache der weltlichen Obrigkeit und was Sache der Kirche ist: „So manches Land, so manche Sitte, sagt das gemeine Sprichwort. Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltliches Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und des Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigen's und bieten sie auf auf der Kanzel zwei oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herren und Rat schaffen und machen, wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehrt, vor der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig dasselbige zu thun. Darum habe ich wollen diese Worte und Weise stellen denjenigen, so es nicht besser wissen." Hatte man bisher mit der Einsegnung von Mönchen und Nonnen „so trefflich groß Gepränge getrieben, so doch ihr Stand und Wesen ein ungöttlich und lauter Menschengedicht ist, das keinen Grund in der Schrift hat, wie viel mehr sollen wir diesen göttlichen Stand ehren und mit viel herrlicherer Weise segnen, beten und zieren?"

Die kirchliche Eheschließung teilt Luther in drei Stücke. Das erste ist das Aufgebot auf der Kanzel: „Hans N. und Grete N." — Hans und Grete waren die damals weitaus verbreitetsten Namen; darum wählt sie Luther hier zur Bezeichnung von Mann und Frau überhaupt — „wollen nach göttlicher Ordnung zum heiligen Stande der Ehe greifen, begehren deß ein gemein christliches Gebet für sie, daß sie es in Gottes Namen

anfangen und wohl gerate. Und hätte jemand etwas darein zu sprechen, der thue es bei Zeit oder schweige hernach. Gott gebe ihnen seinen Segen! Amen.“ Am Tage der Eheschließung erfolgt zunächst die Trauung des Paares vor der Kirchenthür. Das war ein Überbleibsel aus dem alten deutschen Rechte, nach dem der Vater oder Vormund der Braut die Brautleute zusammenzugeben hatte. Das geschah in Gegenwart des Priesters, aber als eine weltliche Handlung nicht in, sondern vor der Kirche. Diesen Platz behielt man für sie bei, auch als der Priester dem Vater dieses Amt abgenommen hatte. Luther läßt den Pfarrer diese Handlung mit den Worten vollziehen: „Hans, willst du Grete zum ehelichen Gemahl haben?“ Antwort: Ja. „Grete, willst du Hansen zum ehelichen Gemahl haben?“ Antwort: Ja. „Hier laß sie die Trauringe einander geben und füge ihre beiden rechten Hände zusammen und spreche: Was Gott zusammenfügt, soll kein Mensch scheiden. Weil denn Hans N. und Grete N. einander zur Ehe begehren und solches hier öffentlich vor Gott und der Welt bekennen, darauf sie die Hände und Trauringe einander gegeben haben, so spreche ich sie ehelich zusammen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ Dann erst begeben sich die Getrauten ins Gotteshaus vor den Altar, wo der Geistliche die Schriftstellen, welche den Ehestand als göttliche Stiftung bezeugen, verliest und das Paar mit Gebet einsegnet.

Spätere Zeiten haben die Klarheit des Lutherschen „Traubüchleins“ verwischt und damit den Grund zu mancherlei Verwirrung und Zwist zwischen der Kirche und der weltlichen Obrigkeit gelegt.

Diese Ordnung des Gottesdienstes, der Sakramente und der Trauung war ein hochbedeutsames Werk, grundlegend für alle Zeiten, zu dem spätere Reformen stets wieder zurückkehrten. Aber drei Forderungen, die in der „deutschen Messe“ teils ausgesprochen, teils unausgesprochen lagen, mußten erst noch erfüllt werden. Für den deutschen Gottesdienst brauchte man ein deutsches Gesangbuch, einen deutschen Katechismus und eine ganze deutsche Bibel. Auch diese herrlichen Gaben verdanken wir unserm D. Martin Luther. Wie er sie dem deutschen Volke in die Hand gegeben hat, davon mögen die nächsten Abschnitte erzählen.

3. Der Dichter Luther schenkt seinem Volke das evangelische Gesangbuch.

In mittelalterlicher Nacht, da „Christentum zu Siechhaus lag“, hatte Walther von der Vogelweide wie ein Prophet gesungen: „Kommt Sanges

Tag, so hört man singen noch und sagen.“ Und im Jahre 1523 grüßte Hans Sachs „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall“:

„Wacht auf! Es nahet gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein' wunnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.“

Auch der Nürnberger Dichter ward zum Propheten. Es war in der That eine „Nachtigall“, die er in Luther grüßte. Noch ruhte sein Lied tief in der Brust. Aber noch in demselben Jahre sollte der Liederquell sich öffnen.

Hans Sachs.

Luther war eine durchaus poetische Natur. Sein tiefes Gemüt, sein offenes Auge, sein gläubiges Herz, die sein ganzes Wesen ergreifende Erfahrung, der Gottesfriede aus Gottes Wort und im Gebet errungen, die Freude, die sein Leben trotz aller Stürme des Hasses der Welt ein „Hallelujah“ und „Singen und Springen“ werden läßt, die glühende Begeisterung für das Höchste und Erhabenste, die gottgegebene innere Notwendigkeit, sich zu erschließen und mitzuteilen, machte ihn zum Dichter.

Mit den Augen des Dichters schaut er seine Umgebung an. Sein Weib, früh die Erste an der Arbeit, wird ihm zum „Morgenstern von Wittenberg“, sein Ehestand erscheint ihm als „Gottes allerliebster Würz- oder Rosengarten, da die allerschönsten Röslein und Nelken innen wachsen“. Der Lenz malt ihm ein Bild der Auferstehung. Vor den Vöglein möchte er sein „Hütlein abthun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß je bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge. Des Morgens stehst du

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetz höret vberall.

Ich ſage euch/wa diſe ſchweygē/ſo werden die ſtein ſchreyē Luce. 19

Titelblatt von Hans Sachs' „Die Wittenbergisch Nachtigall".

wieder auf, biſt fröhlich und guter Dinge, ſetzeſt dich auf ein Bäumlein und ſingſt, lobſt und dankſt Gott; darnach ſuchſt du deine Nahrung und findeſt ſie. Pfui, was hab ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich doch ſo viel Urſach dazu habe!“ Bei jedem Schritt in die Natur — und Wittenbergs Umgebung entbehrte der Reize — iſt's ihm, als „rede er mit Bäumen und allem, was auf Erden wächſt, und ſie wieder mit ihm“. Die ſchlichteſte Lebensweisheit wandelt ſich ihm in Reime:

Der Herr muß ſelber ſein der Knecht,
Will er's im Hauſe finden recht.
Die Frau muß ſelber ſein die Magd,
Will ſie im Hauſe ſchaffen Rat.
Geſinde nimmermehr bedenkt,
Was Nutz und Schad im Hauſe bringt;
Es iſt ihn'n nichts gelegen dran,
Weil ſie es nicht für eigen han.

Ein Jeder lerne ſein' Lektion,
So wird es wohl im Hauſe ſtohn.

Wie einer lieſet in der Bibel,
So ſteht am Hauſe ſein Giebel.

Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein Not alleine Gott klag,
An Gott ja nicht verzag,
Dein Glück kommt alle Tag.

Es war der Sieg des Evangeliums, draußen geſchaut und innen erfahren, der der „Wittenbergiſchen Nachtigall“ die erſten Lieder entlockte. Am 1. Juli 1523 waren zwei junge Auguſtinermönche, Heinrich Voes und Johann Eſch um ihres evangeliſchen Bekenntniſſes willen auf dem Marktplatz zu Brüſſel verbrannt worden. Als Luther die Nachricht erhielt, „hat er angefangen innerlich zu weinen und geſagt: Ich vermeint, ich ſollt ja der erſte ſein, der um dieſes heiligen Evangeliums wegen ſollte gemartert werden; aber ich bin deß nicht würdig geweſen.“ In einem „Brief an die Chriſten im Niederland“ pries er, in dem tödlichen Haſſe der Welt und in dem ungebeugten Bekennermut jener Mönche auch einen Beweis für die Wahrheit des Evangeliums erblickend, die Barmherzigkeit Gottes, „der uns zu dieſer Zeit wieder ſehen läßt ſein wunderbares Licht“. Aber was ſein Herz bewegte, ließ er auch im Liede hinausklingen. Ganz die Art des deutſchen geſchichtlichen Volksliedes trifft dieſer erſte Sang des Reformators:

Ein neues Lied wir heben an,
Deß walt Gott, unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Dann erzählt das Lied, was geschehen ist und jubelt am Ende auf, daß die Märtyrer in Wahrheit nicht zu töten sind und ihre Asche von keinem Wasser vernichtet und von keinem Grab behalten werden kann, sondern daß sie nach ihrem Tode aller Orten predigen werden: „Sein Wort ist wiedergekommen“:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.
— — — — — — — —

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blumen gehn herfür!
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Seine eigenste Erfahrung aber, seinen ganzen evangelischen Werdegang hat Luther in seinem zweiten Liede gesungen, in seinem „Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeigt hat“:

Nun freut euch, lieben Christen gemein
Und laßt uns fröhlich springen,
Daß wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen,
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wunderthat,
Gar teur hat er's erworben.

Unvergleichlich schön sind die letzten Strophen, in denen der Dichter den Erlöser redend einführt:

Er sprach zu mir: Halt dich an mich!
Es soll dir jetzt gelingen.
Ich geb mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib, da sollst du sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Vergießen wird er mir mein Blut,
Dazu mein Leben rauben:
Das leid ich alles dir zu gut,
Das halt mit festem Glauben.
Der Tod verschlingt das Leben mein,
Mein Unschuld trägt die Sünden dein,
Da bist du selig worden.

Gen Himmel zu dem Vater mein
Fahr ich von diesem Leben,
Da will ich sein der Meister dein,
Den Geist will ich dir geben,
Der dich in Trübnis trösten soll
Und lernen mich erkennen wohl
Und in der Wahrheit leiten.

Was ich gethan hab und gelehrt,
Das sollst du thun und lehren,
Damit das Reich Gotts werd gemehrt
Zu Lob und seinen Ehren.
Und hüt dich vor der Menschen Satz,
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laß ich dir zur Letze (d. h. zum Abschied).

Dieses Lied war in keiner bestimmten Absicht gedichtet, auch nicht in der, daß es als Gemeindelied diente. Aber wer es gelesen und darin etwas von Luthers Empfinden gespürt, der wird es begreifen, daß es sofort von der Gemeinde mit Freuden aufgenommen und begeistert nachgesungen wurde.

In seiner „Weise christliche Messe zu halten und zum Tische Gottes zu gehen“ hatte Luther deutsche Dichter aufgerufen, die Gemeinde mit evangelischen Liedern zu beschenken (s. o. S. 267). Er ging aber auch sofort selbst an die Arbeit. „Ich bin willens,“ schreibt er in den ersten Tagen des Jahres 1524 an seinen Freund Spalatin, „nach dem Exempel der Propheten und alten Kirchenväter deutsche Psalmen fürs Volk zu machen, das ist: geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen also überall Dichter. Da

Ihr nun der deutschen Sprache so mächtig und so beredt darinnen seid, so bitte ich Euch, daß Ihr hierinnen mit uns Hand anlegt und einen von den Psalmen zu einem Gesang zu machen sucht. — Ich habe nicht die Gabe, daß ich es so machen könnte, wie ich gerne wollte. Drum will ich versuchen, ob Ihr etwa ein Heman, Assaph oder Jedithun (das sind Namen altteſtamentlicher Psalmendichter) seid."

So war also Luther schon damals beschäftigt, Psalmen des alten Teſtaments in christliche Kirchenlieder umzudichten. Als Früchte dieser Arbeit erwuchsen seine Lieder „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" (nach Psalm 130), „Ach Gott vom Himmel sieh darein" (Psalm 12), „Es spricht der Unweisen Mund wohl" (Psalm 14), „Es wollt uns Gott genädig sein" (Psalm 67), „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit" (Psalm 124), „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht" (Psalm 128) und „Ein feste Burg ist unser Gott" (Psalm 46). Wann dieses gewaltige, unerreichte Triumphlied unserer evangelischen Kirche entstanden ist, wird sich mit völliger Bestimmtheit kaum angeben lassen. Die Gedanken, die Luther hier hinausſingt, waren längst das Lied seiner Seele geworden, zumal angesichts der blutigen Verfolgungen, die die Evangelischen erlitten. So war Heinrich von Zütphen im Dezember 1524 ein Märtyrer des jungen evangelischen Glaubens geworden. Vermutlich dichtete Luther jenen herrlichen evangelischen Psalm im Jahre 1527. Wie der Märtyrertod jener jungen Auguſtiner sein erstes Lied weckte, so veranlaßte ihn zu diesem Lied vielleicht der Tod Leonhard Keisers, der am 16. August 1527 zu Schärding den Zeugentod auf dem Scheiterhaufen erlitt und mit den Worten: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig!" starb. „Ich Unglücklicher," schrieb Luther, als er die Kunde vernommen, „wie wenig komme ich unserm Leonhard gleich, ich, der ich mit vielen Worten predige, diesem mutigen Thäter des Worts! Wer wird mich dessen einmal würdig machen, daß ich nicht mit doppelt so großem Geist, sondern nur mit der Hälfte seines Geistes den Satan überwinde und aus diesem Leben scheide?" Um dem neuen Blutzeugen ein Denkmal zu setzen, gab er seine Leidensgeschichte heraus. Sie trägt den Titel: „Von Er Lenhard Keiser in Beyern um des Evangelii willen verbrandt, eine selige Geschicht." Schon Mitte Oktober 1527 arbeitete er daran. In jener Zeit wütete die Pest in Wittenberg. Auch Luthers Haus „begann ein Hospital zu werden". Ringsumher forderte sie ihre Opfer. In Luthers Seelenstimmung läßt uns ein am 1. November — zehn Jahre waren dahin seit dem Anschlag der Theſen — an seinen Freund Amsdorf gerichteter Brief blicken. Darin heißt es am Ende: „So ist draußen Kampf, drinnen

Schrecken, schwer genug, Christus sucht uns heim. Einen Trost haben wir, den wir des Satans Wüten entgegenstellen, daß wir wenigstens Gottes Wort noch besitzen, die Seelen der Gläubigen zu erretten, ob er auch die Leiber verschlingt. Darum empfiehl uns den Brüdern und Dir selbst, daß ihr für uns betet, damit wir tapfer tragen die Hand des Herrn und des Satans Macht und List überwinden, sei es im Tod sei es im Leben. Amen. Wittenberg, am Tage Allerheiligen, im zehnten Jahre des zertretenen Ablasses, in dessen Gedenken wir zu dieser Stunde trinken nach beiden Seiten hin getröstet." Allerdings paßt das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" völlig in diese Gedanken hinein. Im Drucke erschien es, soweit sich bis jetzt nachweisen läßt, zum erstenmale im Jahre 1529.

Auch auf Grund anderer Bibelstellen hat Luther deutsche Lieder gedichtet. Das „deutsche Sanktus" ist bereits oben (S. 271) erwähnt worden. Simeons Lobgesang (Luk. 2, 29—32) wandelte er in sein „Mit Fried und Freud ich fahr dahin" um und nach Offenb. Joh. 12, 1 ff. dichtete er das „Lied von der christlichen Kirche": „Sie ist mir lieb, die werte Magd, und kann ihr nicht vergessen."

Andere Lieder entstanden durch Übertragung und z. T. evangelische Gestaltung mittelalterlicher lateinischer Gesänge, so die Litanei, das große einen Wechselgesang zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde darstellende Kirchengebet, ferner die Lieder „Herr Gott, dich loben wir", „Verleih uns Frieden gnädiglich" und andere. Zu alten, längst gebrauchten kurzen Liedern fügte er weitere Strophen hinzu. So wurde z. B. die erste Strophe von „Gelobet seist du Jesus Christ" schon vor der Reformation gesungen.

Es ist ein reicher Schatz evangelischer Lieder, den wir unserm Luther verdanken. Jedes Hauptstück des Katechismus hat er singbar gemacht: „Dies sind die heilgen zehn Gebot" — „Wir glauben all an Einen Gott" — „Vater unser im Himmelreich" — „Christ unser Herr zum Jordan kam" — „Jesus Christus unser Heiland, der von uns den Zorn Gottes wandt". Fast für alle Zeiten des Kirchenjahres schenkte er der Gemeinde einen Gesang, für den Advent: „Nun komm, der Heiden Heiland," für Weihnacht: „Vom Himmel hoch da komm ich her" und „Vom Himmel kam der Engel Schar", für Epiphanias: „Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr", für Ostern: „Christ lag in Todesbanden" und „Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand", für Pfingsten: „Komm Gott, Schöpfer, heiliger Geist" und „Komm, heiliger Geist, Herre Gott". Des Weihnachtsliedes „Vom Himmel hoch da komm ich her" muß aber noch insonderheit gedacht werden. Luther hat es mit der Überschrift versehen: „Ein Kinderlied auf

die Weihnacht Christi". Am heiligen Abend, der damals zugleich als des Jahres letzter Abend galt, war in manchem Christenhause die Weihnachtsgeschichte im Bilde zu sehen. Eine Krippe war aufgestellt; davor knieten Maria und Joseph, auch Ochse und Esel fehlten nicht. Zur Seite stand der Prophet Micha, die Schriftrolle mit seiner Bethlehemweisſagung in der Hand. Von oben schwebte der Engel umgeben von den himmlischen Heerscharen mit seiner Freudenbotschaft hernieder. Die Kinder aber stimmten dem Christkind in der Krippe ein Wiegenlied an und gaben ihrer Freude springend und tanzend Ausdruck. Nun erst werden wir Luthers Lied, ein kindliches Weihnachtsspiel im kleinen, verstehen:

Zuerst erscheint der Engel:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Er verkündet, wie „ein Kindlein so zart und fein", „der Herr Christ, unser Gott" geboren sei:

Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit't,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippe, Windelein so schlecht,
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Die Kinder folgen der Aufforderung und treten vor die Krippe mit dem Gesang:

Deß laßt uns alle fröhlich sein
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu sehn, was Gott uns hat beschert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Nun bringen sie dem „lieben Jesulein" ihren kindlichen Gruß:

Bis willkommen, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken dir?

Ach, Herr, du Schöpfer aller Ding,
Wie bist du worden so gering,
Daß du da liegst auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Esel aß.

Und wär die Welt vielmal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit't,
So wär sie doch dir viel zu klein,
Zu sein ein enges Wiegelein.

Endlich bilden die Kinder eine Kette und umtanzen singend die Krippe:

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susannine (Wiegenlied) schön,
Mit Herzensluſt den süßen Ton:

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn,
Deß freuen sich der Engel Schar
Und singen uns solchs neues Jahr.

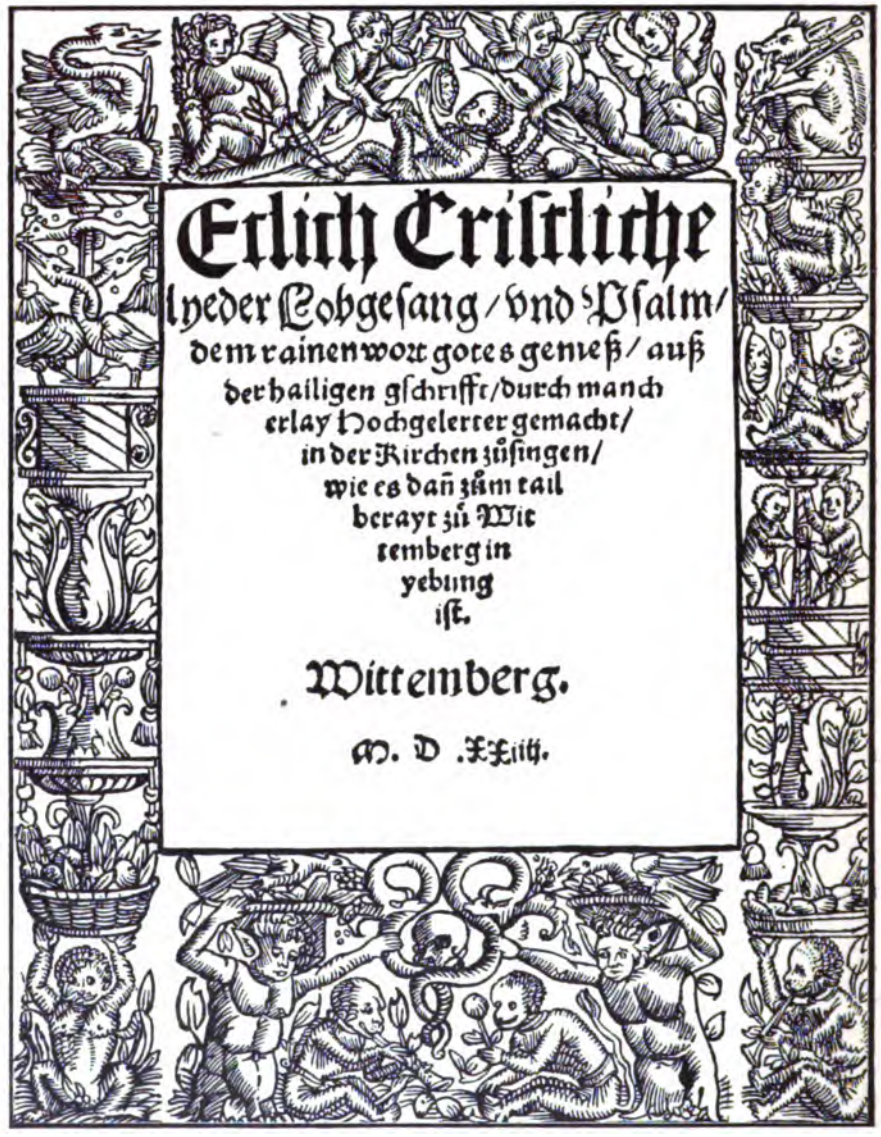
Auch ein anderes „Kinderlied, zu singen wider die zwei Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche, den Papst und Türken" hat Luther gedichtet. Die Chorknaben sollten es in den Gebetsgottesdiensten gegen die Türkengefahr singen:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollten stürzen von deinem Thron.

Ein gewisses Zartgefühl, das die römische Kirche den Evangelischen, am allerwenigsten Luther gegenüber nicht kennt, hat „des Papstes und Türken" in „deiner Feinde" verwandelt.

So ging der fleißige Luther mit bestem Beispiel den Dichtern voran, die er zur Mitarbeit aufgerufen hatte. Bald stimmte einer nach dem andern gleichfalls sein Lied an. Es seien hier nur genannt Paul Speratus mit seinem „Es ist das Heil uns kommen her", Justus Jonas mit seinem „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" und Nikolaus Decius mit seinem „Allein Gott in der Höh sei Ehr".

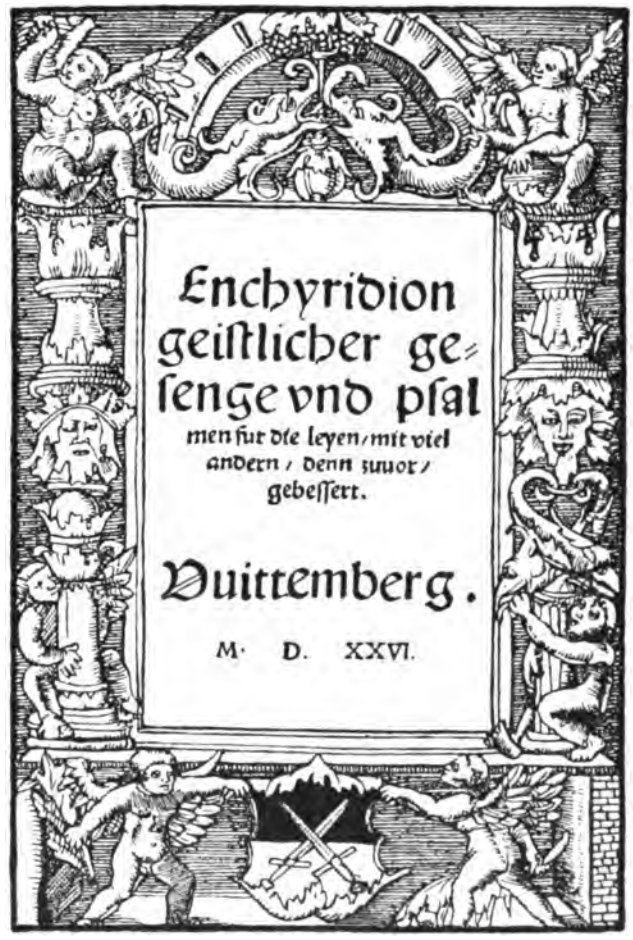
Bereits im Jahre 1524 erschienen Sammlungen evangelischer geistlicher Lieder, die erste, nur acht Lieder enthaltend, vermutlich in Süddeutschland gedruckt, unter dem Titel „Etlich Christliche Lieder, Lobgesang und Psalm, dem reinen Wort Gottes gemäß aus der heiligen Geschrift, durch mancherlei Hochgelehrter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum Teil bereit zu Wittenberg in Übung ist". In Wittenberg selbst wurde in dem gleichen Jahre das „Geistliche Gesangbüchlein", mit 32 deutschen und fünf lateinischen Gesängen, in Erfurt das „Enchiridion oder Handbüchlein",



Titelblatt des ersten evangelischen Gesangbuchs.

25 Lieder enthaltend gedruckt. Aus dem Jahre 1525 kennen wir Gesangbücher von Nürnberg, Zwickau, Breslau u. a. Im Jahre 1526 erschien wiederum in Wittenberg wahrscheinlich bei Melchior Lotter ein 42 Lieder

umfaſſendes Geſangbuch in Kleinoktav unter dem Titel „Enchiridion geiſtlicher Geſänge und Pſalmen für die Laien mit viel andern denn zuvor gebeſſert“. Es iſt erſt vor einigen Jahren ans Licht gezogen worden. Überhaupt gehören dieſe erſten Geſangbücher zu den größten Seltenheiten. Manche ſind uns nur in einem einzigen, zum Teil nicht einmal vollſtändigen Exemplar erhalten. Es waren Bücher nicht für Bibliotheken, ſondern für den täglichen Gebrauch in Haus und Kirche beſtimmt. So ſind ſie wie die erſten Katechismen in buchſtäblichem Sinne aufgebraucht worden.



Titelblatt des Wittenberger Geſangbuchs vom Jahre 1526.

Als das erſte Geſangbuch, das Luther ſelbſt herausgab, iſt das erwähnte „Geiſtliche Geſangbüchlein“, für deſſen muſikaliſchen Teil ihm Johann Walther die trefflichſten Dienſte leiſtete, anzuſehen. Er begleitete es mit einer Vorrede, in der es alſo lautet: „Daß geiſtliche Lieder ſingen gut und Gott angenehm ſei, acht ich, ſei keinem Chriſten verborgen, dieweil jedermann nicht allein das Exempel der Propheten und Könige im Alten Teſtament (die mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenſpiel Gott gelobt haben), ſondern

auch ſolcher Brauch, ſonderlich mit Pſalmen, gemeiner Chriſtenheit von Anfang kund iſt. Ja auch St. Paulus ſolches 1. Cor. 14 (V. 15) einſetzt und zu den Coloſſern gebietet 3 (V. 16) von Herzen dem Herrn ſingen geiſtliche Lieder und Pſalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und chriſtliche Lehre auf allerlei Weiſe getrieben und geübt werde.

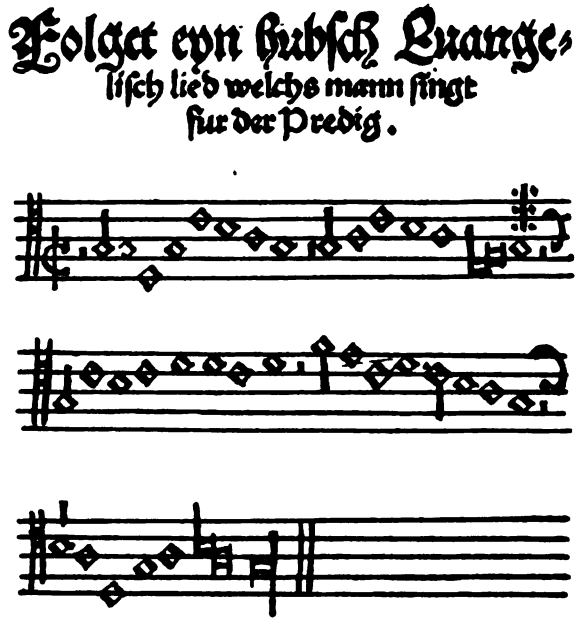
Titelblatt des Zwickauer Geſangbuchs vom Jahre 1525.

Demnach habe ich auch, ſamt etlichen andern zum guten Anfang und Urſache zu geben denen, die es beſſer vermögen, etliche geiſtliche Lieder zuſammengebracht, das heilige Evangelium, ſo jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen iſt, zu treiben und in Schwang zu bringen, daß wir auch uns rühmen möchten, wie Moſes in ſeinem Geſang thut 2. Moſ. 15, daß Chriſtus unſer Lob und Geſang ſei, und nichts wiſſen ſollen zu ſingen noch zu ſagen denn Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, wie Paulus ſagt 1. Cor. 2 (V. 2)."

Mit Recht preiſt man Luther als den Vater des evangeliſchen Kirchenliedes. Dieſes wurde eine Macht, die ebenſo wie ſeine Schriften und ſeine Predigten das Evangelium über die Welt hintrugen.

4. Abermals ſtürmiſche Zeit.

In und um Wittenberg hatte Luther nach ſeiner Rückkehr von der Wartburg die Ruhe wieder hergeſtellt. Karlſtadt aber und Münzer trugen die ſtürmiſche Bewegung weiter. Erſterer war im Herbſt 1523 nach Orlamünde gegangen; die Pfarrei daſelbſt war dem Wittenberger Allerheiligenſtift und zwar deſſen Archidiakonat einverleibt. Karlſtadt hatte alſo als Archidiakonus der Wittenberger Schloßkirche ein gewiſſes Recht, dieſes Pfarramt zu übernehmen, als der Orlamünder Vikar die Gemeinde verlaſſen hatte. Was ſich einſt während Luthers Wartburgzeit in Wittenberg zugetragen hatte, wiederholte ſich jetzt in Orlamünde. In Wort und Schrift bekämpfte Karlſtadt von dort aus Luther, deſſen Lehre vom Abendmahl und von der Kindertaufe er verwarf.



Eine Seite aus dem Zwickauer Geſangbuch vom Jahre 1525.

Weit ſchlimmer trieb es Münzer, der nach mancherlei Irrfahrten Oſtern 1523 Pfarrer in Allſtädt in Thüringen geworden war. Offen forderte er auf, Gewalt zu brauchen gegen die Gottloſen und gegen die Obrigkeit, die ſolches nicht thun oder verhindern wollte. Tauſende ſtrömten trotz, vielleicht auch gerade infolge obrigkeitlichen Verbots herbei, „ſeiner wilden, verwor-

renen, aufreizenden Beredsamkeit zu lauschen". In ganz Thüringen stiftete er geheime Bündnisse gegen die vermeintlichen Bedrücker des Evangeliums. Man versteht es nicht, wie die sächsischen Fürsten geraume Zeit solches dulden konnten. Die Wetterwolken stiegen immer gefahrdrohender herauf. Im April 1524 kam es denn auch zum offenen Aufruhr. Aber erst als im Juli Münzer geradezu in wildestem Fanatismus zur Empörung aufgerufen hatte, lud man ihn nach Weimar, um ihn zu verhören. Er erschien, aber entwich bald darauf von Allstädt und floh nach Mühlhausen.

Zu dieser Zeit war bereits Luthers „Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührischen Geist" erschienen. Münzers — und Luther will in diesem Schriftchen auch Karlstadt treffen, ohne ihn zu nennen — Treiben gilt ihm als ein Satansgriff, das Evangelium zu beseitigen. — „Es muß ein schlechter Geist sein, der seine Frucht nicht anders beweisen kann denn mit Kirchen- und Klösterzerbrechen und Heiligenverbrennen, welches auch wohl thun könnten die allerärgsten Buben auf Erden, sonderlich wo sie sicher sind und ohne Widerstand." Daß hier nichts von Gottes Geist vorhanden ist, beweist ihm auch die Feigheit Münzers, der es nicht wagt sich zu einer öffentlichen Prüfung seines Geistes zu stellen. „Ich bin zu Leipzig gestanden," sagt Luther, „zu disputieren vor der allergefährlichsten Gemeine. Ich bin zu Augsburg ohn Geleit vor meinem höchsten Feind erschienen. Ich bin zu Worms vor dem Kaiser und ganzen Reich gestanden, ob ich wohl zuvor wußte, daß mir das Geleit gebrochen war und wilde, seltsame Tücke und List auf mich gerichtet waren. Wie schwach und arm ich da war, so stand doch mein Herz der Zeit also: Wenn ich gewußt hätte, daß so viel Teufel auf mich gezielt hätten, als Ziegel auf den Dächern waren zu Worms, wäre ich dennoch eingeritten." Als die „Summa" seines Rates empfiehlt Luther den Fürsten: „Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen. — Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unserer recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht noch vor jemand fürchten. Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen. — Wo sie aber wollen mehr thun denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da sollen Euer Fürstlich Gnaden zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: Wir wollen gern leiden und zusehen, daß ihr mit dem Wort fechtet, daß die rechte Lehre bewährt werde, aber die Faust haltet stille; denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande aus! Denn wir, die das Wort Gottes führen, sollen nicht mit der Faust streiten. Es ist ein geistlicher Streit, der die Herzen und Seele dem Teufel

abgewinnt. — Predigen und leiden ist unser Amt, nicht aber mit Fäusten schlagen und sich wehren. — — Hierbei will ich's diesmal lassen bleiben und Euer Fürstlich Gnaden unterthäniglich gebeten haben, daß sie mit Ernst zu solchem Stürmen und Schwärmen thun, auf daß allein mit dem Wort Gottes in diesen Sachen gehandelt werde, wie den Christen gebührt, und Ursach der Aufruhr, dazu sonst Herr Omnes (Herr „Alle", d. h. das gemeine Volk, die Menge) mehr denn zu viel geneigt ist, verhütet werde. Denn es sind nicht Christen, die über das Wort (d. h. außer dem Wort) auch mit Fäusten dran wollen und nicht vielmehr alles zu leiden bereit sind, wenn sie sich gleich zehn heiliger Geist voll und aber voll berühmten."

Zunächst platzten die Geister Karlstadts, der es abgelehnt hatte sich mit Münzer zu verbinden, und Luthers aufeinander. Mit rohen Worten griff Karlstadt Luthers Abendmahlslehre an und erklärte die Wittenberger für „neue Papisten" und „Sakramentsknechte". Als er aber hörte, daß Luther die Orlamünder auf der Kanzel „Ketzer, irrige und schwärmerische Geister" gescholten habe, forderten diese, sicher auf Karlstadts Veranlassung, unter dem 16. August Luther auf zu ihnen behufs einer Besprechung zu kommen. Noch ehe sie diesen Wunsch ausgesprochen hatten, war Luther in Thüringen. Seine Anwesenheit war unbedingt nötig, die Ruhe wieder herzustellen. Am 22. August traf er mit Karlstadt im „Schwarzen Bären" zu Jena zusammen, ohne daß der Streit im mindesten beigelegt worden wäre. Auch eine stürmische Verhandlung mit der Gemeinde zu Orlamünde blieb gänzlich erfolglos und bestärkte Luther nur in der Überzeugung, daß der Aufruhr nicht ausbleiben werde.

Im September mußte Karlstadt auf kurfürstlichen Befehl das Land verlassen. Er wandte sich nach Süddeutschland, dann nach Straßburg und Basel. Zu seinem tiefsten Leidwesen mußte Luther erfahren, daß Karlstadts Anschauungen, die sich mit denen des Schweizer Reformators Ulrich Zwingli nahe berührten, immer mehr Boden gewannen. Die Straßburger wandten sich gegen Ende November — Luther erhielt den Brief durch einen besonderen Boten im Dezember — an ihn mit der Bitte, „ohne Galle und Zorn" Karlstadts Lehre zu widerlegen. Luther erfüllte ihren Wunsch, indem er ihnen sofort in einem kurzen Briefe antwortete und das baldige Erscheinen einer größeren Schrift in Aussicht stellte.

Diese erschien in zwei Teilen, deren erster bereits Ende 1524 im Druck vollendet war, während der zweite in den ersten Wochen des folgenden Jahres die Presse verließ, unter dem Titel „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament". Mit kernigen Worten, nicht

ohne Schärfe und mit voller Klarheit entwickelt Luther darin die „Hauptstücke christlicher Lehre“: „Das erste ist das Gesetz Gottes, welches soll also gepredigt werden, daß man die Sünde dadurch offenbare und erkennen lerne. — Darnach soll man das tröstlich Wort des Evangeliums und Vergebung der Sünden predigen, die Gewissen wieder zu trösten und aufzurichten zur Gnade Gottes. — Das dritte ist das Gericht, das Werk, den alten Menschen zu töten. — Zum vierten sollen nun gehen die Werke der Liebe gegen den Nächsten mit Sanftmut, Geduld, Wohlthat, Lehre, Hülfe und Rat, geistlich und leiblich, frei umsonst, wie uns Christus gethan hat. Zum fünften, daß man auch das Gesetz und seine Werke treibe, nicht für die Christen, sondern für die Rohen und Ungläubigen. — Welcher nicht dieser Ordnung nach lehret, der macht's freilich nicht recht. Aus dem siehest du nun, daß D. Karlstadt und seine Geister das Unterste zu oberst, das Geringste für das Beste, das Letzte für das Erste setzt.“ Dann behandelt Luther die Messe und endlich das Abendmahl. Er ist sein Leben hindurch bei dem geblieben, was er hier über dieses Sakrament gelehrt hat: „Uns ist nicht befohlen zu forschen, wie es zugehe, daß unser Brot Christi Leib wird und sei. Gottes Wort ist da, das sagt's: da bleiben wir bei und glauben's.“

Zu einer neuen Zusammenkunft mit Karlstadt, wie dieser, gedrückt durch die Verbannung, sie nach dem Erscheinen der Schrift Luthers mit diesem wünschte, kam es trotz Luthers Geneigtheit nicht, da seinem Gegner freies Geleit verweigert wurde. Nachdem er aber seine Lehre widerrufen hatte, durfte er im September 1525 nach Sachsen zurückkehren. Ein Amt wurde ihm jedoch hier nicht wieder übertragen. Als dann der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli ausbrach, stellte er sich auf die Seite der Gegner Luthers und verließ Sachsen. Der innerlich unausgeglichene, des Charakters entbehrende Mann kam erst seit dem Jahre 1534 zur Ruhe, als ihm die Basler eine Professur und Pfarrstelle übertrugen. In Basel ist er im Jahre 1541 an der Pest gestorben.

Wir kehren zurück zu Thomas Münzer. Sein Name ist auf's engste mit dem Bauernkrieg verbunden, der dem Werke der Reformation die größte Gefahr gebracht hat. Schon seit langem gärte es im Bauernstande. Dieser hatte ein Recht unzufrieden zu sein und eine Besserung seiner Lage zu fordern. Freie Bauern gab es im deutschen Vaterland nur wenige. Die meisten drückte die Leibeigenschaft, die sie der Menschenwürde beraubte, allerlei Geld- und Naturalleistungen, sowie Frondienste. Die im Mittelalter zahlreich geführten Fehden der Großen vermehrten das Elend der

Bauern, die selbst in friedlichen Zeiten nur mit größter Mühe im Schweiße des Angesichts das tägliche Brot zu erringen vermochten. Auch unter der Kapitalwirtschaft jener Zeit hatte der Bauer schwer zu leiden. Gesellschaften, die im Besitze großer Geldsummen waren, kauften Lebensmittel auf und erhöhten dann deren Preis. Das führte zu weiterer Belastung auch des Bauern. Mußte er Geld borgen, so forderte man unerhört hohe Zinsen. Insbesondere zeichneten sich jüdische Wucherer darin aus. Es lag für Prediger, die ein Herz für die Bauern hatten, nahe, auf diese schreienden Übelstände den Finger zu legen. So hatte Jakob Strauß in Eisenach Zinsnehmen und Zinsgeben für Sünde erklärt. Luther hatte schon im Jahre 1520 wider den Wucher geschrieben. Im Sommer 1524 ließ er seine Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher" ausgehen, „das Interessanteste," sagt ein Kenner der Geschichte der Volkswirtschaft, „was uns in nationalökonomischer Beziehung aus der Reformationsperiode erhalten ist". Gewiß hat Luther für den ungeheuren handelswirtschaftlichen Umschwung in seiner Zeit kein Verständnis gehabt: „er hielt an dem überlieferten mittelalterlichen Standpunkt fest, daß nur die Landwirtschaft und daneben das Handwerk ein wahrhaft gottgefälliger Erwerbsstand sei; gegen den Kaufmanns- und Handelsstand teilte er die weitverbreitete Abneigung; ja, er hegte mit vielen den Argwohn, daß die ungeheure Preissteigerung aller Waren, welche hauptsächlich durch die Vermehrung der Edelmetalle, die Verbilligung des Geldes und die schnellere Geldzirkulation seit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien verursacht war, in der böswilligen Verabredung der Kaufleute ihren Grund habe." Aber seine christlich-sittlichen Grundsätze, die uneigennützige Nächstenliebe, Arbeitsamkeit, Mäßigung beim Gewinn u. s. w. suchen, müssen als durchaus richtig anerkannt werden. Sie klingen uns auch heutzutage bei allen echten Reformbestrebungen auf sozialem Gebiete entgegen.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten sich mehrfach die Bauern erhoben. Zu einem gemeinsamen Aufstand aber kam es erst, als die falsch verstandenen Freiheitsgedanken des Evangeliums die Bauernschaft erfüllten. Die Schwarmgeister der Reformation und die aufrührerischen Bauern schlossen sich zusammen. Erstere hofften, daß des Bauern Faust und Spieß ihrer Sache zum Siege verhelfen werde; die Bauern meinten, daß jene ihnen ihre Forderungen als auf göttlichem Rechte beruhend verbürgten. Die Verquickung des Religiösen und Sozialen, des Geistlichen und Weltlichen finden wir deutlich in den „Zwölf Artikeln", in denen die Bauernschaft ihre Wünsche und Beschwerden zusammenfaßte. Sie forderten freie Predigt des

göttlichen Worts und das Recht, sich ihren Prediger selbst zu wählen, Erleichterung ihrer Lasten, sowie freies Holz, freien Fischfang und freie Jagd. Die Bauern erklärten sich bereit, Belehrung anzunehmen, „sollte einer dieser Artikel Gottes Wort nicht gemäß sein". Unter den Männern, deren Urteil sie hören wollten, stand Luther an erster Stelle.

Mitte April 1525 kamen jene Artikel in seine Hand. Er befand sich mit einigen Freunden in Eisleben, um eine neue Schule einzurichten. Sofort — noch in Eisleben, im Garten des Mansfeldischen Kanzlers Johann Thür soll's gewesen sein — ging er daran, den Bauern seine Antwort zu geben.

Wenn diese auf Luther als auf einen Herold ihrer Sache gehofft hatten, so sollten sie sich bitter enttäuscht sehen. Luther war zum Friedensvermittler in diesem Kampfe durchaus nicht geeignet. Er, der in der Obrigkeit die göttliche, unantastbare Ordnung erblickte, der christliches Leben in Glauben, Lieben und Leiden setzte, der das Evangelium als die alles andere unendlich überragende Hauptsache ansah, hat sicherlich in der Tiefe der Seele den Druck des Bauern mitleidig empfunden, aber die Forderungen der Bauernschaft erschienen ihm unvereinbar mit der von Christus verlangten Selbstverleugnung und ihr gewaltsames Vorgehen widersprach seinem oft ausgesprochenen Grundsatz, daß zuerst die Seelen durch das Wort zu gewinnen, also eine innere Änderung des einzelnen herbeizuführen sei, der die äußere Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft in christlichem Geiste von selbst folgen werde. Erst von hier aus ist der „Bauernsohn" Luther, der dennoch es vermied, in dieser ungeheuren Bewegung sich auf die Seite der Bauern zu stellen, ja ihr mit einem oft fanatisch genannten Eifer entgegentrat, verständlich. In seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" steht Luther noch zwischen den streitenden Parteien und hält Fürsten und Obrigkeit wie Bauern ihr Unrecht vor. Es ist eine weltliche Sache, um die es sich handelt. Mit dem Schwerte in der Hand wird sie niemand entscheiden. Allen zum Heile wird sie geschlichtet werden nur, wenn beide Teile „sich vom Evangelium weisen lassen" und christliche Gesinnung annehmen.

Daß das geschehen würde, wagte Luther nicht mehr zu hoffen. Schon war der Kampf heiß entbrannt. Aus Süddeutschland brauste der Sturm nach Norden. Verbrannte Burgen und zerstörte Klöster bezeichneten den Weg des Aufstandes. Es war eine der furchtbarsten Zeiten, die Deutschland je erlebte.

Der Beweis war geliefert, daß die Bauern sich nicht durch das Wort weisen lassen wollten. Sollte jetzt nicht alles samt dem Evangelium zu

Grunde gehen, so mußte die Obrigkeit ohne Erbarmen das Schwert führen. Dazu ruft Luther auf in seiner von furchtbarem, heiligen Zorn diktierten Schrift „Wider die mördischen und räubischen Rotten der Bauern". „Und ob's gleich geschähe, daß die Bauern oblägen (da Gott vor sei!), denn Gott sind alle Dinge möglich, und wir nicht wissen, ob er vielleicht zum Vorlauf des jüngsten Tages, welcher nicht ferne sein will, wolle durch den Teufel alle Ordnung und Obrigkeit zerstören und die Welt in einen wüsten Haufen werfen, so sterben doch sicher und gehen zu Scheitern mit gutem Gewissen, die in ihrem Schwertamt erfunden werden und lassen dem Teufel das weltliche Reich und nehmen dafür das ewige Reich. Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser denn andere mit Beten. — Darum, lieben Herrn, loset (befreiet) hier, rettet hier, helft hier, erbarmt euch der armen Leute, steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir! Seligliceren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst in Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls Röm. am 13. (V. 4) und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu erretten aus der Höllen und des Teufels Banden. So bitte ich nun, fliehe von den Bauern, wer da kann, als vom Teufel selbst. Die aber nicht fliehen, bitte ich, Gott wollte sie erleuchten und bekehren. Welche aber nicht bekehrt sind, da gebe Gott, daß sie kein Glück noch Gelingen haben müssen. Hier spreche ein jeglicher frommer Christ: Amen. Denn das Gebet ist recht und gut und gefällt Gott wohl, das weiß ich. Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Verstörung zu warten sei."

Rasch brach das Gericht über die Bauern herein. In wildem Fanatismus hatte Münzer die Massen erregt: „Dran, dran, dran," schrieb er an die Mansfelder Bergleute, „weil das Feuer heiß ist! Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut!" Am 15. Mai kam es bei Frankenhausen zur Schlacht. Münzers Weissagung, er werde alle Büchsensteine der Feinde im Ärmel fassen, erfüllte sich nicht. In wilder Flucht stoben die geschlagenen Bauern auseinander. Münzer wurde zu Mühlhausen hingerichtet. Der Aufstand war niedergeworfen. Das Los gefangener Aufrührer war ein entsetzliches.

Das ungeheure Aufsehen, das Luthers Schrift „wider die mördischen und räubischen Bauern" erregte — fast zwanzigmal ist sie im Jahre 1525 gedruckt worden —, der Widerspruch, den sie in vielen Kreisen fand, der Vorwurf der Heuchelei den Fürsten gegenüber, den man aus ihr ableitete, die vom Verfasser unbeabsichtigten Folgerungen, die man hier und da aus

Luthers Worten zog, nötigten ihn ſich zunächſt auf der Kanzel zu verteidigen. Er that das in ſeiner Pfingſtpredigt am 4. Juni. Was er da geſagt hatte,

THOMAS MÜNZER,
STOLBERGENSIS, PASTOR ALSTED.
ARCHIFANATICUS, PATRONUS ET CAPITANEUS
SEDITIOSORUM RUSTICORUM,
DECOLLATUS *Anno* 1525.

Thomas Münzer.

wiederholte er dann in einem öffentlichen „Sendebrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“.

Auf Grund von Mitteilungen, die ihm insbesondere der Mansfelder Rat Johann Rühl hatte zugehen lassen, gab dann Luther „Ein schrecklich Geschicht und Gericht Gottes über Thomas Münzer, darinnen Gott öffentlich desselbigen Geist lügenstraft und verdammt" heraus, „zu warnen, zu schrecken, zu vermahnen alle diejenigen, so jetzt Aufruhr und Unfried treiben, und zu Trost und Stärke aller derer, so solchen Jammer sehen und leiden müssen, auf daß sie greifen und empfinden, wie Gott die Rottengeister und Aufrührer verdammt und willens ist mit Zorn zu strafen". Seine ganze Liebe spricht aus den Schlußworten: „Es hilft kein Predigen, kein Schreiben, Gott allein muß helfen, sonst wird durch unser Thun und Rat des Jammers kein Ende. Es ist nimmer Predigens, sondern Bittens Zeit." Dann ermahnt er die „Herren und Obrigkeit", daß, „wo sie gewinnen und obliegen, sie sich deß ja nicht überheben, sondern Gott fürchten, vor welchem sie auch fast sträflich sind", und bittet sie endlich, „daß sie den Gefangenen und die sich ergeben, wollten gnädig sein, wie Gott jedermann gnädig ist, der sich ergiebt und vor ihm demütigt, auf daß nicht das Wetter sich wende und Gott den Bauern wiederum den Sieg gebe".

Eine bedeutsame Wende hat der Bauernkrieg dem Werke der Reformation gebracht. Luther galt jetzt vielen nicht mehr als der Volksmann, den einst das deutsche Volk jubelnd begrüßt hatte. Das zeigt sich äußerlich auch darin, daß die Flut der erbaulichen kurzen Schriften aufzuhören beginnt. „Die Volksschriftenlitteratur erlischt nach dem Bauernkriege. Die Landesfürsten nehmen die Entscheidung der religiösen Frage in die Hand. An eine einheitliche Lösung derselben für das ganze Reich denkt niemand mehr. Katholische Fürsten weisen auf den Bauernkrieg als auf die „Früchte des lauteren und klaren Evangeliums" hin und leiten daraus ein Recht zu den strengsten, ungerechtesten Maßnahmen gegen ihre evangelischen Unterthanen ab, während evangelische Landesherren in ihren Gebieten die Reformation durchführen."

Jeder unbefangene Beurteiler wird zugeben müssen, daß die Reformation nicht die mindeste Schuld an jener unseligen Erhebung trägt. Die Herde der Revolutionen sind bis heute die Länder geblieben, in denen der römische Glaube herrscht. Landgraf Philipp von Hessen gab dem Herzog Georg von Sachsen, der ihn zur Unterdrückung des nach seiner Meinung zum Aufruhr führenden Evangeliums aufforderte, die durchaus treffende Antwort: „Daß der Aufruhr von den Lutherischen sei hergekommen, ist nimmermehr zu beweisen. Ich habe keine Lutherischen mit dem Schwert gestraft, sondern böse, aufrührerische Leute, die sich an Luthers Lehre nicht

gehalten haben. Das Evangelium bringt keinen Bauernaufruhr, sondern allein Friede und Gehorsam. So ist auch in denen Gebieten, die dem Evangelium, das doch lutherisch genannt wird, weniger Aufruhr und an eins Teils Orten gar keiner, denn in denen, die das Evangelium verfolgen."

Unter den Stürmen des Bauernkriegs hatte Friedrich der Weise auf dem Schlosse zu Lochau (jetzt Annaburg genannt) die Augen geschlossen. Am Morgen des 5. Mai hatte er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Spalatin stand tröstend an seinem Sterbebett. Noch in den letzten Stunden gedachte der Kurfürst Luthers. Man hatte bereits nach diesem geschickt, der unbekümmert um drohende Gefahr in den aufrührerischen Gebieten weilte, um durch die Macht seiner Predigt die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. So war er zu weit entfernt, als daß er seinen Landesherrn noch hätte lebend antreffen können. Es wäre die erste persönliche Begegnung der beiden Männer gewesen. An demselben Tage zwischen fünf und sechs Uhr abends schlummerte der Kurfürst ein. „Er war ein Kind des Friedens," sagte sein Arzt, „darum ist er im Frieden hingegangen."

Am 10. Mai wurde Friedrich der Weise in der Schloßkirche zu Wittenberg feierlich beigesetzt. Luther hat ihm an diesem und am folgenden Tage Gedächtnispredigten auf Grund von 1. Thess. 4, 13—18 gehalten. In diesen beiden Predigten, wie in den Trostbriefen an Friedrichs Bruder und Nachfolger Johann und an dessen Sohn Johann Friedrich hat er dem vollendeten edeln, weise zurückhaltenden, aber gerade dadurch das Evangelium am besten schützenden Fürsten ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit gesetzt.

Durch sein entschiedenes Auftreten den Bauern gegenüber hatte sich Luther manchen zum Gegner gemacht, der bis dahin begeistert auf seiner Seite gestanden. Auch sonst wich mancher von ihm, der, aufgewachsen in der römischen Kirche, einst trauernd über so viele Mißbräuche und Übelstände, dann zujubelnd dem Mönch, der die Hand ans Werk legte, doch so fest an dem Alten hing, insbesondere an der Autorität des Papstes und der Kirche, daß er Luther nicht mehr zu folgen vermochte, als dieser mit heroischer Gewalt jene zertrümmerte. Zu denen, die also von Luthers Gefolgschaft sich lossagten, gehörte der ehrwürdige, von ihm so hoch geschätzte und kindlich geliebte Johann Staupitz. Seit dem Jahre 1522 war dieser Abt des Benediktinerklosters zu Salzburg, ohne je in diesem neuen Amte Frieden zu finden. Seine Seele blieb zwiespältig. Wohl predigte er die Rechtfertigung allein durch den Glauben, aber er verhehlte sich, daß innerhalb des römischen Kirchen- und Lehrgefüges, das er geschont wissen wollte, kein Raum für solche Predigt sei und daß sein Mönchsstand selbst ihr

widerspreche. Offen und ehrlich hatte ihm Luther solchen Widerspruch vorgehalten: „Wunder wird sein, wo Du nicht Christum selbst zu verleugnen in Gefahr stehst. Wir beten und wünschen demnach, daß Du aus solchem tyrannischen Kerker befreit wiederum unser werdest, hoffen auch, daß Du selbst darauf denkest. Denn so viel ich Dich kenne, kann ich diese beide widereinander laufenden Dinge nicht begreifen, daß Du derselbe solltest sein, der Du gewesen bist, wenn Du in diesem Stande bleiben willst, oder daß Du, wenn Du derselbe bist, nicht von dem jetzigen Stande abtreten solltest.“ Fast ein halbes Jahr ließ Staupitz dahingehen, ehe er Luther antwortete. Es ist sein letzter Brief an Luther, der uns erhalten, wohl auch der letzte, der an ihn geschrieben ist: „Mein Glaube an Christus und das Evangelium ist noch unversehrt, obgleich ich das Beten nötig habe, damit Christus meinem Unglauben aufhilft. — Meine Liebe zu Dir ist durchaus beständig, auf immer ungebrochen, selbst über Frauenliebe. Aber schone meiner, wenn ich bisweilen infolge meines langsamen Geistes Deine Sache nicht fasse und darum mit Stillschweigen übergehe. Ihr scheint mir vieles, was lediglich äußerlich ist und mit dem Glauben und der Gerechtigkeit nichts zu thun hat, zu verdammen. Das sind gleichgiltige Dinge, die, wenn sie nur im Glauben an unsern Herrn Jesum Christum gethan werden, das Gewissen nicht im mindesten beschweren. — Wir verdanken Dir viel, mein Martinus, der Du uns von den Trübern zur lebendigen Weide, zum Worte des Heils geführt hast. — Mögen meine unwürdigen Bitten bei euch Gehör finden, der ich einst ein Vorläufer der heiligen evangelischen Lehre gewesen bin und wie noch heute die babylonische Gefangenschaft gehaßt habe.“ Dreiviertel Jahr nach diesem Brief, am 28. Dezember 1524 ist Staupitz gestorben.

Förmlich losgesagt hat sich von Luther Erasmus. Offen und unbedingt hatte er, der für das Hungern und Dürsten einer heilsbegierigen Seele und für die Gewissensnötigung, die erkannte Wahrheit auch zu bekennen, kein Verständnis besaß, sich allerdings nie als einen Anhänger Luthers erklärt. Ängstlich mied er alles, wodurch er in den Handel Luthers hätte hineingezogen werden oder den Ruhm seiner Rechtgläubigkeit verlieren können. Völlig richtig kennzeichnete Luther die Stellung des Humanisten Erasmus mit den Worten: „Erasmus hat gethan, wozu er bestimmt war: er hat die Sprachen eingeführt und uns von den gottlosen Studien weggerufen; vielleicht wird er wie Moses im Lande Moab sterben; denn zu den besseren Studien (wo sich's um die Gottseligkeit handelt) führt er nicht weiter; — ins Land der Verheißung zu führen vermag er nicht.“

Der tiefe Graben zwiſchen Charakter und Anſchauung beider Männer wurde bloß gelegt, als Erasmus gerade durch jenes Wort Luthers und durch anderes herausgefordert zur Feder griff. Umſonſt verſuchte Luther, einen öffentlichen Streit mit Erasmus zu verhindern. „Gott hat Dir nicht,“ ſchrieb er ihm, „die Tapferkeit verliehen, den Ungeheuern, mit denen wir zu thun haben, frei mit uns zu begegnen, und wir wollen Dir nichts zumuten, was über das Dir beſchiedene Maß geht. — Ich bitte Dich, bleibe wenigſtens ein bloßer Zuſchauer unſerer Tragödie, verbünde Dich nicht mit den Widerſachern, namentlich gieb keine Bücher gegen mich heraus, wie ich auch nichts gegen Dich herausgeben werde. Es iſt ſchon genug des Beißens. Wir müſſen uns hüten uns gegenſeitig aufzureiben. Das wäre ein um ſo kläglicheres Schauſpiel, da ja gewißlich kein Teil es mit der Gottſeligkeit übel meint.“ Bereits arbeitete Erasmus an ſeiner Schrift. Mit derſelben wollte er zugleich König Heinrich VIII. von England, der jene grobe Antwort Luthers nicht vergeſſen konnte (vgl. oben S. 180), einen Dienſt erweiſen.

Erasmus von Rotterdam.

Luther machte das Heil jedes Menſchen einzig und allein von der Gnade Gottes abhängig. Spitzfindige Köpfe konnten daraus folgern, daß dann des Menſchen Wille überhaupt nicht in Betracht komme, daß vielmehr Gott alles im Menſchen wirke, ſomit auch das Böſe von ihm ſtamme und jeder Kampf des Menſchen gegen das Böſe umſonſt ſei. Die Frage, wie ſich der Wille des Menſchen zu der alleinſeligmachenden Gnade verhalte, iſt in der That eine der ſchwierigſten. Erasmus war nicht der Mann ſie zu löſen oder zu ihrer Löſung beizutragen. Trotzdem griff er Luther auf dieſem Gebiete an. Er betitelte ſeine Schrift, die im September 1524 erſchien, „Vom freien Willen“. Luther antwortete erſt ein reichliches Jahr ſpäter mit der Gegenſchrift „Vom geknechteten Willen“.

Nicht als eine Frage, an der ein ſpielendes Denken ſich verſuchen dürfe, ſondern als eine, die das Tiefſte berühre, ſah Luther die Streitfrage an. „Wenn Du dieſe Frage als für Chriſten unnötig erklärſt, dann tritt ab vom Kampfplatz! Wir haben nichts miteinander gemein. Ich halte ſie für notwendig,“ rief er Erasmus zu. Luthers ganze Freudigkeit ruhte ja auf der Gewißheit, nicht daß er Gott, ſondern daß Gottes Gnade ihn ergriffen

habe und halte. Das und nicht ein vermeintlich freier Wille oder eine vermeintlich eigene Kraft sah er mit vollem Rechte als seines Heils umwandelbaren Grund an. „Ich bekenne von mir, auch wenn es möglich wäre, möchte ich nicht, daß mir freier Wille gegeben und irgend etwas in meine Hand gestellt würde, womit ich mein Heil erstreben könnte. Denn unter so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren und im Kampfe mit so vielen Teufeln vermöchte ich nicht, zu bestehen und jenes festzuhalten; ist doch schon Ein Teufel mächtiger als alle Menschen. Und auch wenn es gar keine Gefahren und keine Teufel gäbe, müßte ich doch beständig aufs Ungewisse arbeiten und in die Luft fechten; denn lebte ich gleich eine Ewigkeit, so würde doch mein Gewissen nie ruhig werden noch darüber gewiß sein, ob das, was ich gethan, vor Gott genug wäre. Auch bei dem besten Werke würde das Bedenken bleiben, ob es Gott wohlgefalle und ob er nicht noch ein weiteres verlange, wie die Erfahrung aller Werkgerechten beweist und ich unter vielen Schmerzen so mancher Jahre gelernt habe. Nun aber, da Gott meine Seligkeit meiner Entscheidung entnommen und ganz in die seinige gesetzt hat, da er verheißt, nicht nach meinem Laufen und Wirken, sondern nach seinem Erbarmen mich zu erretten, bin ich froh und sicher; denn er ist treu und wird mir nicht lügen, er ist mächtig und stark, daß keine Teufel, keine Widerwärtigkeiten ihn beugen und mich ihm rauben können."

Mit diesem Schriftwechsel schieden sich klar und offen, freilich auch tief Humanismus und Reformation. Die Trennung, die sich zwischen Luther und Erasmus vollzogen, übertrug sich auch auf den beiderseitigen Freundeskreis und wurde eine bleibende. „Die beiden Männer blieben geschieden, von denen einst scheinen konnte, sie seien gemeinsam zur Reformation der Theologie und Kirche berufen, die aber freilich mit ihrer Geistesart einander so entgegengesetzt waren, wie kaum andere unter den damaligen Vorkämpfern einer neuen Zeit."

Ebenso bestimmt schied sich Luther von dem Schweizer Reformator Zwingli. Hier handelte es sich um das heilige Abendmahl. Die Verschiedenheit der Auffassung desselben und das starre Festhalten an dieser Auffassung ist erklärlich aus der Verschiedenheit des Lebensganges und der Persönlichkeit beider Männer. Aus dem Abgrund des Schuldbewußtseins hatte sich Luther, ergriffen von der Liebe Gottes, unter das Kreuz Christi als seines Erlösers und Versöhners geflüchtet. Ihn, den Unendlichen, ergreift er im Sakrament, in dem er sich darbeut mit seiner erbarmenden Liebe. Hier ist Christus, den er braucht, den er haben muß zu seinem

Frieden und zu seinem Heile. Darum Friede und Heil würde man ihm rauben, raubte man ihm die Gegenwart, die Mitteilung Christi im Abendmahl. Ganz anders Zwingli. Seiner Erfahrung fehlt die Tiefe des Lutherschen Schuldbewußtseins. Christus ist ihm in der Hauptsache das hocherhabene Vorbild, der Lehrer, der Hersteller eines neuen Lebens. Die unendliche Majestät Gottes kann mit der Endlichkeit keine Einigung eingehen: die leibliche Gegenwart des zu Gott erhöhten Christus im heiligen Abendmahl erscheint ihm als ein Ding der Unmöglichkeit, diese Lehre als papistisch. Die Worte: „Das ist mein Leib" haben den Sinn von: „Das bedeutet meinen Leib". Das Abendmahl ist ein Bekenntnis der Gemeinde zu dem erhöhten Christus und eine Gedächtnisfeier seines Todes.

Von Anfang an — und das war verhängnisvoll — stellte Luther Zwingli auf gleiche Stufe mit Karlstadt und den Schwarmgeistern. Es betrübte ihn tief, als er sah, wie das Karlstadtsche „Gift" sich weiter und weiter ausbreitete. Von vornherein stand ihm fest, daß eine Einigung auf Grund eines Nachgebens seinerseits unmöglich sei: „Entweder ihr oder wir sind Diener des Satans." Eine ganze Reihe zum Teil recht scharfer Schriften sind in der Abendmahlsfrage zwischen Luther und seinen Anhängern einerseits und Zwingli und den Seinen, insbesondere Ökolampadius andererseits gewechselt worden. Auch auf der Kanzel hat Luther eingehend die Streitfrage behandelt. Ein Nachschreiber hat dafür gesorgt, daß die betreffenden Predigten im Druck erschienen. Sie tragen den Titel: „Sermon von dem Sakramente des Leibs und Bluts Christi wider die Schwarmgeister". Das Jahr darauf, 1527, suchte Luther die Meinung der Gegner zurückzuweisen und die Richtigkeit seiner Anschauung zu begründen in der Schrift „Daß diese Worte Christi (das ist mein Leib) noch fest stehen wider die Schwarmgeister". Sein letztes Wort in dieser Streitfrage wollte er im Jahre 1528 gesprochen haben in seiner Schrift: „Vom Abendmahl Christi Bekenntnis". Den Schluß derselben bildet ein „Bekenntnis", „darauf ich gedenke zu bleiben bis in den Tod, drinnen (daß mir Gott helfe) von dieser Welt zu scheiden und vor unsers Herrn Jesu Christi Richterstuhl zu kommen. Und ob jemand nach meinem Tode würde sagen: Wo der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren und halten; denn er hat ihn nicht genugsam bedacht: dawider sage ich jetzt als dann und dann als jetzt, daß ich von Gottes Gnaden alle diese Artikel habe aufs fleißigste bedacht, durch die Schrift und wider herdurch oftmals gezogen und so gewiß dieselbigen wollte verfechten, als ich jetzt habe das Sakrament des Altars verfochten". Vom Abendmahl — darauf kommt es uns in diesem Zusammen-

hange an — bekennt Luther, „daß daselbst wahrhaftig der Leib und Blut im Brot und Wein werde mündlich gegessen und getrunken, obgleich die Priester, so es reichen, oder die, so es empfangen, nicht glaubten oder sonst mißbrauchten. Denn es stehet nicht auf Menschen Glauben oder Unglauben, sondern auf Gottes Wort und Ordnung. Es wäre denn, daß sie zuvor Gottes Wort und Ordnung ändern und anders denken, wie die jetzigen Sakramentsfeinde thun, welche freilich eitel (ganz gewiß nur) Brot und Wein haben; denn sie haben auch die Worte und eingesetzte Ordnung Gottes nicht, sondern dieselbigen nach ihrem eigenen Dünkel verkehret und verändert". „Das ist mein Glaube," so schließt Luther sein Bekenntnis, „denn also glauben alle rechten Christen, und also lehrt uns die heilige Schrift. Was ich aber hier zu wenig gesagt habe, werden mir meine Büchlein genugsam Zeugen geben, sonderlich die zuletzt sind ausgegangen in vier oder fünf Jahren. Deß bitte ich, alle frommen Herzen wollten mir Zeugen sein und für mich bitten, daß ich in solchem Glauben fest möge bestehen und mein Ende beschließen. Denn (da Gott vor sei!) ob ich aus Anfechtung und Todesnöten etwas anderes würde sagen, so soll es doch nichts sein und will hiermit öffentlich bekannt haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sei. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus, gebenedeiet in Ewigkeit! Amen."

Mit Recht fürchteten viele, daß dieser Streit einen tiefen Riß durch die evangelische Kirche ziehen und daß die Uneinigkeit und Zersplitterung der Evangelischen ihre Schwäche Rom gegenüber sein werde.

5. Luther visitiert Kirche und Schule.

Schon gegenüber den Notständen, wie sie die römische Kirche in den Gemeinden hin und her verschuldet, hatte der Zwickauer Pfarrer Nikolaus Hausmann eine Visitation angeregt. Visitatoren sollten „umherziehen und fragen, was allenthalben wandelbar und gebrechlich" wäre. Durch den Bauernkrieg war die Verwirrung aufs höchste gestiegen. Es war unbedingt nötig, daß die Obrigkeit in ihrer höchsten Spitze, also der Landesherr — die einzig noch vorhandene Ordnung — den Übelständen steuerte.

Unter dem 31. Oktober 1525 wandte sich Luther an den Kurfürsten, ihm die Not schildernd und den Weg zur Abhilfe zeigend: „Die Pfarren liegen allenthalben elend; da giebt niemand, da bezahlt niemand. Opfer- und Seelpfennige sind gefallen, Zinsen sind nicht da oder zu wenig, so achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, daß, wo hier nicht eine

tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen von Euer Kurfürstlich Gnaden, wird in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe, noch Schulen, noch Schüler etwas sein und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen. Derhalben wollt sich Euer Kurfürstlich Gnaden weiter Gott gebrauchen lassen und sein treues Werkzeug sein zu mehrerem Trost, auch Euer Kurfürstlich Gnaden eigen Gewissen, weil sie dazu durch uns und durch die Not selbst, als gewißlich von Gott gebeten und gefordert wird. Euer Kurfürstlich Gnaden wird da wohl Mittel zu finden wissen. Es sind da Klöster, Stifte, Lehen und Spenden und des Dings genug, wo nur Euer Kurfürstlich Gnaden Befehl sich drein begiebt, die zu besehen, rechnen und ordnen. Gott wird dazu seinen Segen und Gedeihen auch geben, daß, ob Gott will, die Ordnung, so die Seelen betrifft, als die hohen Schulen und Gottesdienste, nicht verhindert werde aus Mangel und Verlassung des armen Bauchs (d. h. irdischen Gutes)." Ende November riet Luther dem Landesherrn geradezu, daß er „alle Pfarren im ganzen Fürstentum ließe besehen.

Friedrich der Weise und sein Bruder Johann.

— Solche Besichtigung möchte also geschehen, daß Euer Kurfürstlich Gnaden das Fürstentum in vier oder fünf Teile scheidet und in ein jeglich Teil zwei, etwa von Adel oder Amtleuten, schicket, solches Guts und Pfarren sich zu erkunden und was dem Pfarrer not sein sollt, zu erkennen. — Daneben müßte nun auch auf die alten Pfarrer oder sonst untüchtigen Acht gehabt werden, daß, wo sie sonst fromm wären oder dem Evangelium nicht wider, daß sie entweder die Evangelien mit der Postille selbst zu lesen (wo sie nicht geschickt wären zu predigen) oder lesen lassen, verpflichtet wären: damit dem Volk rechter Dienst im Evangelium geschehe,

so sie ihn nähren sollten. Denn es wäre nicht gut, die bisher gesessen, zu verstoßen, wo sie dem Evangelium nicht feind sind, ohne Erstattung (d. i. Entschädigung)."

Bald darauf wurde in einzelnen Landesteilen mit der Visitation begonnen. So hat z. B. damals Spalatin mit dem kurfürstlichen Geleitsmann Michael von der Straßen die kirchlichen Verhältnisse im Amte Borna untersucht. Die Erfahrungen, die man hier sammelte, bestärkten Luther in seinem Entschluß, eine durchgreifende allgemeine Visitation der Kirchen und Schulen herbeizuführen. Er beantragte sie beim Kurfürsten unter dem 22. November 1526: „Weil uns allen, sonderlich der Obrigkeit geboten ist, vor allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen und zu Gottesfurcht und Zucht halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrer haben. Wollen die Ältern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit und wird dazu das Land voll wilder, loser Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Not zwingt, hierin Wegs vorzuwenden. Nun aber in Euer Kurfürstlich Gnaden Fürstentum päpstlich und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist und alle Klöster und Stifte Euer Kurfürstlich Gnaden als dem obersten Haupt in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflichten und Beschwerden, solches Ding zu ordnen; denn sich's sonst niemand annimmt noch annehmen kann noch soll. Derhalben will es von nöten sein, aufs förderlichste von Euer Kurfürstlich Gnaden, als die Gott in solchem Fall dazu gefordert und mit der That befällt, von vier Personen lassen das Land zu visitieren: zwei, die auf die Zinsen und Güter, zwei, die auf die Lehre und Person verständig sind, daß dieselbigen aus Euer Kurfürstlich Gnaden Befehl die Schulen und Pfarren, wo es not ist, anrichten heißen und sorgen."

Nunmehr begann eine Visitation des Kurkreises, an der unter anderen Melanchthon teilnahm. Dieser arbeitete sodann eine Visitationsordnung aus, die von Luther und Bugenhagen geprüft und von Luther mit einer Vorrede versehen Ende März 1528 unter dem Titel „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen" im Druck erschien. Jetzt sollte eine Visitation gleichzeitig im ganzen Lande stattfinden. Man teilte dasselbe in sechs Kreise ein und bestellte für jeden eine Anzahl Visitatoren, tüchtige Geistliche und Rechtsgelehrte. Die Visitation des Kurkreises mit den Visitationsorten Wittenberg, Schweinitz, Herzberg, Bitterfeld und Belzig, nach denen die Pfarrer der umliegenden Ortschaften vorgeladen wurden, übertrug der Kurfürst Luther, Hans Metzsch, Benedikt Pauli und

Hans von Taubenheim. Im Oktober 1528 ging Luther mit seinen Gefährten an die Arbeit.

Bezüglich der meisten dieser Visitationen sind uns noch die Protokolle erhalten. Sie geben uns ein äußerst wertvolles Bild der kirchlichen Verhältnisse, über die man freilich tief trauern mußte. Konnte man mit Kirche und Schule in den Städten hier und da zufrieden sein, so boten die Landgemeinden um so mehr Grund zur Klage. Da fand sich wenig Hunger nach Gottes Wort. Tägliche Gottesdienste, ja schon zwei in der Woche hielt man für zu viel. Und doch hatten die Leute oft keine Ahnung von den zehn Geboten, vom Glauben, vom Vaterunser und von den Sakramenten. In einem Orte verweigerten die Bauern das Vaterunser zu lernen: es erschien ihnen „zu lang". Kein Wunder, daß die Laien derartige Kenntnisse für zu hoch hielten, wenn es vorkam, daß der Pfarrer selbst kaum das Vaterunser und die drei Artikel ohne Anstoß hersagen konnte. Die sittliche Verwahrlosung war eine entsetzliche. „Henker und Stockmeister," meinten die Visitatoren, müßten kommen, um die gottlosen Leute zum Lande hinauszujagen und ein frommes, gottesfürchtiges Volk herbeizuholen. Von Sonntagsheiligung war wenig zu spüren. Man wagte es selbst den Gottesdienst in rohester Weise zu stören. In einem Orte zogen die Bauern während desselben mit Pauken auf. In einem andern diente die Kirche als Bierkeller.

Ebenso traurig wie mit der Kirche stand es mit der Schule. Nicht einmal in allen Städten war eine Schule zu finden.

Die Visitatoren standen vor einer Riesenaufgabe. Wie sollte der entsetzlichen Unwissenheit der Geistlichen und Lehrer, der Gemeinde und der Jugend abgeholfen werden? Wie waren die Gemeinden zu überzeugen, daß es nötig sei für Kirche und Schule Opfer zu bringen? Woher sollten die Männer genommen werden, die in den Dienst von Kirche und Schule träten?

Was zunächst nötig war, war ein Zweifaches. Es galt alle Kraft einzusetzen, die Schule zu heben, zum Besuch der Schule Lust zu machen und ihn armen, aber befähigten Kindern zu ermöglichen. Es mußte Geistlichen und Lehrern, der Gemeinde und der Jugend ein Buch in die Hand gegeben werden, das über die Grundwahrheiten des Christentums belehrte und deren Predigt erleichterte. Hier war es wiederum Luther, der Hand an's Werk legte.

6. Luther und die Schule.

Reichlich hatte einst Luther selbst die Mühsale und Beschwerden eines Knaben kennen gelernt, der sich trotz seiner Armut den Wissenschaften widmen wollte. Mancher andere wäre dabei an Leib und Seele zu Grunde gegangen oder hätte seine Absicht aufgegeben. Und als eine „Hölle und Fegfeuer“ hatte Luther die Schule kennen gelernt. Hier mußte nach allen Seiten hin Wandel geschaffen werden. Die Schule ist so wichtig wie das Haus. Auf ihr baut sich alles auf. Auf der Jugend ruht die Zukunft des ganzen Volkes. Das hat Luther wohl erkannt. Darum ist er von jeher mit dem größten Eifer für die Schule eingetreten. Man nennt Melanchthon den „Lehrmeister Deutschlands,“ man preist Bugenhagen als den großen Organisator nicht nur der Kirche, sondern auch der Schule der Reformationszeit. Aber Luther ist es gewesen, der Schule, Unterricht und Erziehung evangelisch begründete, der unverdrossen auf die Verpflichtung der Obrigkeit, der Gemeinde und des Hauses hinwies, sich der Jugend anzunehmen, der in allem den Grund legte für eine Reformation des Schulwesens. Luther gründete die deutsche Schule. Er „hat zuerst an Stelle der weltbürgerlichen Bildung die deutsche Erziehung gesetzt. Im Mittelalter trugen die Völker ungeachtet ihrer verschiedenen Begabung, namentlich in den höheren Ständen, ein gleichartiges Gepräge. Für alle war das Latein die Sprache der Bildung und des Gottesdienstes“. Wohl will auch Luther die Sprachen treulich gepflegt wissen, aber zu dem Zwecke, daß durch dieselben dem Volke geholfen werde. Galt ihm doch als die herrlichste Frucht klassischen Sprachstudiums die deutsche Bibel! Luther fordert die deutsche Volksschule, auch für die Mädchen. Nicht nur um die Kirche mit brauchbaren Dienern zu versorgen, dringt Luther auf Reformation oder Gründung von Schulen, sondern auch um des weltlichen Regiments willen, das ohne Schulen nicht erhalten werden kann.

Schon in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ (s. o. S. 164ff.) hatte Luther auf die Notwendigkeit einer Schulreformation hingewiesen. Da unterscheidet er „kleine Schulen“ für die Menge und „hohe Schulen“ für die, welche Gelehrte werden wollen. Dahin sollen „allein die Allergeschicktesten, in den kleinen Schulen zuvor wohl erzogen“ gebracht werden. In der Leisniger Kastenordnung vom Jahre 1523 (s. o. S. 264) werden bereits wichtige Grundsätze für die Schule aufgestellt. Die Schule soll eine Gemeindeschule sein. Die Gemeinde hat die Pflicht, für die Erziehung und Ausbildung armer Kinder

zu sorgen. Das Betteln der Schüler ist keinesfalls weiter zu dulden. Fremde Schüler sollen nur dann zugelassen werden, wenn sie sich Kost und Nahrung selbst verschaffen können. „Innerhalb der Stadt und Dörfer des Kirchspiels“ aber wird verordnet: „Ob unter den Waisen oder armen unvermögender Leute Kindern junge Knaben befunden werden, welche zu der Schule wohl geschickt und begreiflich der freien Künste und Schriften sein würden, die sollen aus dem gemeinen Kasten ernährt und versehen werden und die andern Knaben zur Arbeit, Handwerk und ziemlichen Gewerben gefördert werden“. Als „Schulmeister“ für die „Zuchtschule“ (d. h. eine Schule, in der nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen wird) soll durch die Vorsteher des „gemeinen Kastens“ nach Rat und Gutachten des Pfarrers „ein frommer, untadeliger, wohlgelehrter Mann zu christlicher, ehrlicher und ehrbarer Zucht und Unterweisung der Jugend“ erwählt und aus dem Kasten besoldet werden. Aber auch für die weibliche Jugend wird bereits gesorgt: „Desgleichen soll aus unserm gemeinen Kasten durch die zehn Vorsteher eine ehrliche, betagte, untadelige Weibsperson mit einem Jahrgeld und etlichem Vorrat versehen werden, die jungen Maidlein unter zwölf Jahren in rechter christlicher Zucht, Ehre und Tugend zu unterweisen und deutsch schreiben und lesen lehren etliche namhaftige Stunden bei hellem, lichtem Sonnenschein.“ Nur von fremden Kindern durften Schulmeister und Maidleinlehrerin Schulgeld annehmen.

Die Karlstadtsche Bewegung, welche alle Gelehrsamkeit für schädlich, sündhaft und teuflisch erklärte, hatte der Schule großen Abbruch gethan, und zwar nicht nur in Wittenberg. Vielfach warf man auch das verächtlich gewordene Mönchtum mit wissenschaftlicher Bildung zusammen und wie vom ersteren, so wollte man auch von der letzteren nichts mehr wissen. Ferner „weil der fleischliche Haufe sieht, daß sie ihre Söhne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder mögen in Klöster und Stifter verstoßen und aus dem Hause und Gut weisen und auf fremde Güter setzen, will niemand mehr lassen Kinder lehren noch studieren. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, die nicht Pfaffen, Mönch und Nonnen werden sollen“? Dazu kam, daß der von dem gewaltigen wirtschaftlichen Umschwung beeinflußte Zeitgeist überhaupt keinen Zug zur Wissenschaft, sondern vielmehr zu dem praktischen Leben enthielt. Konnte einer schreiben und rechnen, so erschien das genügend; dann mochte er tüchtig arbeiten und Geld verdienen. Das alles war für Luther Veranlassung genug, zur Feder zu greifen.

Anfang des Jahres 1524 erschien seine Schrift „An die Ratherrn aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und

Titelblatt von Luthers Schrift „An die Ratherrn".

halten ſollen", eine Schrift, die, wie Leopold von Ranke ſagt, „für die Entwicklung der weltlichen Gelehrſamkeit dieſelbe Bedeutung hat, wie das Buch

an den deutschen Adel für den weltlichen Stand überhaupt". Sie ist so wichtig und wurde in ihrer Folge — eine ganze Reihe von Städten gründeten jetzt Schulen — so bedeutsam, daß einige Stellen zu ihrer Kennzeichnung hier mitgeteilt seien:

„Es ist eine ernste, große Sache, da Christo und aller Welt viel an liegt, daß wir dem jungen Volk helfen und raten. Damit ist dann auch uns allen geholfen und geraten. — Muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe, warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige, arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zwei hielte zu Schulmeistern? — Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutsche jetzt gnädiglich heimgesucht und ein rechtes goldenes Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst geziert, welche so wohl Nutz schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in drei Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahr mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekannt haben? — Wahr ist's, ehe ich wollte, daß hohe Schulen und Klöster blieben, so, wie sie bisher gewesen sind, daß keine andere Weise zu lehren und leben sollte für die Jugend gebraucht werden, wollte ich eher, daß kein Knabe nimmer nichts lernte und stumm wäre. Denn es ist meine ernste Meinung, Bitte und Begierde, daß diese Eselsställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versänken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich, so ist Not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er steht vor der Thür: wohl uns, so wir ihm aufthun! Er grüßt uns: selig, der ihm antwortet! Versehen wir's, daß er vorübergeht, wer will ihn wieder holen? Laßt uns unsern vorigen Jammer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewesen sind. Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe, als jetzt; man spürt je nichts in der Historie davon. Lassen wir's dann so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist's zu besorgen, wir werden noch greulichere Finsternis und Plage leiden. Liebe Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Wort und Gnade, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen: Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder

kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland: hin ist auch hin, nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutsche dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greift zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben."

Den Einwand, daß Kinderzucht und Unterricht Sache der Eltern und nicht der Obrigkeit sei, weist Luther damit zurück: Viele Eltern sind „nicht so fromm und redlich", daß sie sich der Kinderzucht annehmen, oder sind zu „ungeschickt" oder haben nicht die Zeit dazu; auch giebt es Waisenkinder, deren sich unbedingt die Obrigkeit annehmen muß. „Darum will's dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge. Ja wo deß viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die könnten darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen."

Dann verteidigt Luther seinen Standpunkt gegen die Frage: „Ja, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist uns aber nutz lateinische, griechische und hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit?" Das Evangelium, sagt Luther, wird nicht erhalten bleiben ohne das Studium der alten Sprachen: „Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man das Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darin man diesen Trank faßt. Sie sind die Kemnat (Zimmer), darin diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darin man Brot und Fische und Brocken behält." Aber auch der Glaube ist nur zu erhalten durch das Mittel der Sprachen. Ein schlichter Prediger kann wohl auf Grund seiner deutschen Bibel „Christum verstehen, lehren und heiliglich leben", aber „die Schrift auszulegen und zu handeln für sich hin und zu

ſtreiten wider die irrigen Einführer der Schrift, iſt er zu gering; das läßt ſich ohne Sprachen nicht thun".

Aber nicht nur um der Kirche und um des Seelenheils willen ſind Schulen aufzurichten, ſondern auch die Welt „bedarf feiner, geſchickter Männer und Frauen: daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Geſinde. Nun ſolche Männer müſſen aus Knaben werden und ſolche Frauen müſſen aus Maidlein werden; darum iſt's zu thun, daß man Knäblein und Maidlein dazu recht lehre und aufziehe. Nun habe ich droben geſagt: der gemeine Mann thut hier nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht, weiß auch nicht. Fürſten und Herren ſollten's thun; aber ſie haben auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und ſind beladen mit hohen, merklichen Geſchäften des Kellers, der Küche und der Kammer. Und ob's etliche gern thäten, müſſen ſie die andern ſcheuen, daß ſie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum will's euch, liebe Ratherrn, allein in der Hand bleiben: ihr habt auch Raum und Fug dazu, beſſer denn Fürſten und Herren."

Außer Sprachen und andern Künſten — unter den ſogenannten „freien" Künſten, die die Schule zu treiben hatte, verſtand man Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie — ſollen auch gelehrt werden „die Geſchichte und Sprüche aller Welt, wie es dieſer Stadt, dieſem Reiche, dieſem Fürſten, dieſem Mann, dieſem Weibe gegangen wäre, und könnten alſo in kurzer Zeit gleichſam der ganzen Welt von Anbeginn Weſen, Leben, Rat und Anſchläge, Gelingen und Ungelingen vor ſich faſſen wie in einem Spiegel. Daraus ſie denn ihren Sinn ſchicken und ſich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus derſelben Hiſtorien, was zu ſuchen und zu meiden wäre in dieſem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regieren". „Wenn ich Kinder hätte," fügt Luther hinzu, „und vermöcht's, ſie müßten mir nicht allein die Sprachen und Hiſtorien hören, ſondern auch ſingen und die Muſika mit der ganzen Mathematika lernen." Überhaupt iſt darnach zu ſtreben, daß die Kinder gern zur Schule kommen und „mit Luſt und Spiel" lernen. „Das junge Volk muß lecken (hüpfen) und ſpringen oder je was zu ſchaffen haben, da es Luſt innen hat, und iſt ihm darin nicht zu wehren, wäre auch nicht gut, daß man's alles wehrte."

Luther will aber nicht, daß die Kinder durch die Schule der häuslichen Arbeit entzogen werden: „Meine Meinung iſt, daß man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei laſſe zu ſolcher Schule gehen und nichtsdeſto-

weniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides miteinander gehe, weil das Volk jung ist und warten kann. — Also kann ein Maidlein ja so viel Zeit haben, daß es des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seines Geschäftes im Hause wohl warte." — „Welche aber der Ausbund darunter wären, deren man sich verhoffte, daß es geschickte Leute sollten werden zu Lehrern und Lehrerinnen, zu Predigern und andern geistlichen Ämtern, die soll man desto mehr und länger dabei lassen oder ganz daselbst zu verordnen."

Angelegentlichst empfiehlt Luther in seiner Schrift auch die Gründung von Bibliotheken.

Der „Visitatorenunterricht" vom Jahre 1528 (s. o. S. 303) enthält einen besonderen Abschnitt „Von Schulen". Hier wird die Schule in drei „Haufen" geteilt. Die Kinder des untersten Haufens sollen lesen lernen, sich aus ihrem „Handbüchlein" das Vaterunser, den Glauben und andere Gebete einprägen, sowie in die Anfangsgründe des Latein eingeführt werden. „Darneben soll man sie lehren schreiben und treiben, daß sie täglich ihre Schrift dem Schulmeister zeigen. Damit sie auch viel lateinischer Wort lernen, soll man ihnen täglich am Abend etliche Wörter zu lernen vorgeben, wie vor Alter diese Weise in den Schulen gewesen ist. Diese Kinder sollen auch zu der Musika gehalten werden und mit den andern singen." Der „andere Haufe" lernt hauptsächlich Latein. Ein Tag der Woche, Mittwoch oder Sonnabend, soll der religiösen Unterweisung gewidmet sein. Einer nach dem andern soll das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote hersagen. Diese Stücke soll der Schulmeister „einfältig und richtig auslegen und soll den Kindern die Stücke einbilden, die not sind recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke. Soll nicht von Hadersachen sagen. Soll auch die Kinder nicht gewöhnen, Mönche oder andere zu schmähen, wie viel ungeschickter Schulmeister pflegen". Auch einige Psalmen sollen die Kinder lernen. Außerdem soll der Schulmeister das Matthäusevangelium und „wo die Knaben erwachsen", auch die Briefe an Timotheus, den ersten Brief Johannis oder die Sprüche Salomonis auslegen. Die „Geschicktesten" des „andern Haufens" gehen in den „dritten Haufen" über, der vor allem Latein weiter treibt. Die Unterrichtssprache soll hier das Latein bilden.

Wohl befolgte manche Stadt den Rat Luthers. Aber die Not — das hatte die Visitation zur Genüge gezeigt — war zu groß, als daß Luther nicht auch weiterhin zur Fürsorge und zum Besuch der Schule hätte aufzufordern brauchen. Von der Coburg, auf der er im Jahre 1530 während des Augsburger Reichstags weilte, ließ er eine „Predigt, daß man Kinder

zur Schule halten solle" ausgehen. Er widmete sie dem Stadtschreiber Lazarus Spengler und dem gesamten Rat zu Nürnberg, der treulich für gute Schulen sorgte. Im Mai 1526 war dort durch Melanchthon, dessen Bild damals Albrecht Dürer in Kupfer gestochen hat, eine neue Schule eingeweiht worden. „Es ist wahrlich ein Zeugnis hoher Weisheit," hatte Melanchthon damals gesagt, „daß ihr, zumal in dieser Zeit, wo wir allenthalben von Gefahren umgeben sind, den von der Menge nicht geahnten Nutzen der Wissenschaften eingesehen und beschlossen habt, sie vom Untergang zu retten. Nichts in der That hat für das Menschengeschlecht höhern Wert als die Wissenschaften. Keine Kunst, kein Gewerbe, keine von der Erde erzeugten Früchte, selbst das Licht der Sonne nicht, sind nötiger als sie." Mit der Widmung seiner Schrift wollte nun auch Luther dem Eifer der Nürnberger ein lobendes Zeugnis ausstellen.

Sie enthält manches köstliche, geradezu klassische Wort von den gelehrten Berufsarten auch außer dem geistlichen Stand, von der Wertschätzung des Gelehrtenstandes überhaupt und von dessen Bedeutung für das gesamte Gemeinwesen. „Gleichwie ein frommer Theologus und rechtschaffener Prediger in Christi Reich Gottes Engel, ein Heiland, Prophet, Priester, Hausknecht und Lehrer heißt, also möchte man einen frommen Juristen und einen treuen Gelehrten im weltlichen Reich des Kaisers wohl Prophet, Priester, Engel und Heiland heißen. — Nun siehst Du, was Nutz ein frommer Rechtskundiger oder Jurist thun kann; ja wer will's oder kann's alles erzählen? Denn was Gottes Werk und Ordnung ist, das schafft immerdar so viel und große Früchte, daß sie nicht zu erzählen noch zu begreifen sind. Erstlich erhält er und hilft fördern mit seinem Buch durch göttliche Ordnung das ganze weltliche Regiment, Kaiser, Fürsten, Herren, Städte, Land und Leute; denn solche alle müssen durch Weisheit und Recht erhalten werden. Wer will aber dieses Werk allein genug preisen? Daraus hast Du denn Schutz und Schirm Deines Leibes und Lebens wider Nachbarn, Feinde, Mörder, darnach Schutz und Friede Deines Weibes, Tochter, Sohns, Haus, Hof, Gesinde, Geld, Gut, Acker und was Du hast; denn das ist alles im Recht verfaßt, bemauert und wohl gehegt. — Hier sollte ich erzählen, wie viel Gelehrte man haben muß in der Arznei und andern freien Künsten, von welchen beiden Stücken wohl ein großes Buch zu schreiben und ein halbes Jahr davon zu predigen wäre. Wo wollten Prediger und Juristen und Ärzte herkommen, wo nicht die Grammatika und andere Redekünste vorhanden wären? Aus diesem Brunnen müssen sie alle herfließen. Aber es will mir jetzt zu lang und zu viel werden. Das sage ich kürzlich:

einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer es ist, der Knaben treulich erzieht und lehrt, den kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Dennoch ist's bei uns so schändlich verachtet, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. — Es meinen wohl etliche, das Schreiberamt (damit meint Luther überhaupt die gelehrten Berufsarten) sei ein leichtes, geringes Amt, aber im Harnisch reiten, Hitze, Frost, Staub, Durst und anderes Ungemach leiden, das sei eine Arbeit. Ja das ist das alte, gemeine, tägliche Liedlein, daß keiner sieht, wo den andern der Schuh drückt. Jedermann fühlt sein Ungemach und gafft auf des andern gut Gemach. Wahr ist's: mir wäre schwer im Harnisch zu reiten; aber ich wollte auch gern wiederum den Reiter sehen, der mir könnte einen ganzen Tag stillsitzen und in ein Buch sehen, wenn er schon nichts sorgen, dichten, denken noch lesen sollte. Frage einen Kanzleischreiber, Prediger und Redner, was schreiben und reden für Arbeit sei; frage einen Schulmeister, was Lehren und Knabenziehen für Arbeit sei. Leicht ist die Schreibfeder, das ist wahr, ist auch kein Handzeug unter allen Handwerken besser zu erzeugen denn das der Schreiberei; denn sie bedarf nur allein der Gänse Fittig, deren man umsonst allenthalben genug findet: aber es muß gleichwohl das beste Stück (als der Kopf) und das edelste Glied (als die Zunge) und das höchste Werk (als die Rede), so am Menschenleibe sind, hier herhalten und am meisten arbeiten, da sonst bei andern entweder die Faust, Füße, Rücken oder dergleichen Glied allein arbeiten und können daneben fröhlich singen und frei scherzen, das ein Schreiber wohl lassen muß. Drei Finger thun's, sagt man von Schreiben, aber ganz Leib und Seele arbeiten daran."

Und wie weiß Luther auch dem armen Mann Lust zu machen, sein Kind, falls es die nötigen Gaben besitzt, der Schule zuzuführen! „Verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Thür panem propter Deum (d. h. Brot um Gottes willen!) sagen und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst (Brockenbettler) gewesen und habe das Brot vor den

Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt, wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt hielt und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hingekommen bin; aber dennoch bin ich ein Partekenhengst gewesen und durch die Schreibfeder so weit gekommen, daß ich jetzt nicht wollte mit dem türkischen Kaiser beuten (tauschen), daß ich sein Gut sollte haben und meiner Kunst entbehren. Ja, ich wollte der Welt Gut vielmal gehäuft nicht dafür nehmen, und wäre doch ohne Zweifel nicht dahingekommen, wo ich nicht in die Schule und ins Schreiberhandwerk wäre geraten. Darum laß Deinen Sohn getrost studieren; und sollt er auch dieweil nach Brot gehen, so giebst Du doch unserm Herrgott ein feines Hölzlein, daraus er Dir einen Herrn schnitzen kann. — Und kehre Dich nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet und sprechen: Ja, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun! Sie sollen in Kürze so kirre werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben; denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und Recht fallen. Das weiß ich fürwahr: wir Theologen und Juristen müssen bleiben oder sollen allesamt mit uns untergehen. Das wird mir nicht fehlen. Wo die Theologen wenden, da wendet Gottes Wort und bleiben eitel Heiden, ja eitel Teufel, wo die Juristen wenden, da wendet das Recht samt dem Frieden und bleibt eitel Raub, Mord, Frevel und Gewalt, ja eitel wilde Tiere. Was aber der Kaufmann werben und gewinnen wird, wo Friede wendet, das will ich ihm alsdann sein Register sagen lassen; und wie nütze ihm alsdann alle sein Gut sein wird, wo die Predigt fällt, das soll ihm sein Gewissen wohl zeigen."

„Wohlan, ihr lieben Deutschen, ich hab's euch genug gesagt, ihr habt euern Propheten gehört!" so schließt Luther seine „Predigt". Seine Worte griffen weit der Zeit voraus, sie waren in der That prophetische Worte, sie gelten noch uns. Was Luthers Zeit brauchte, braucht auch unsere Zeit: eine Jugendbildung, die nicht nur den Kopf, sondern Herz und Gemüt erfaßt und aus dem Evangelium immer von neuem die von oben stammende, verjüngende Kraft zieht!

7. Luthers Katechismen.

„Aufs erste ist im Deutschen Gottesdienste ein grober, schlechter, einfältiger, guter Katechismus vonnöten. Katechismus aber heißt ein Unterricht, damit man die Heiden, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christentum. Diesen Unterricht oder Unterweisung weiß ich nicht schlechter noch besser zu stellen, denn sie bereits ist gestellt vom Anfang der Christenheit und bisher geblieben, nämlich die drei Stück: die zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser. In diesen dreien Stücken steht es schlecht und kurz, fast alles, was einem Christen zu wissen not ist." So lauten Luthers Worte in der „Deutschen Messe". Die Visitation der folgenden Jahre zeigte, wie berechtigt sie waren. Aber ein Mann allein war befähigt, der deutschen evangelischen Christenheit ihren „Katechismus" zu schenken. Das war Luther selbst.

Schon seit Jahren hatte er — ohne sich dessen bewußt zu sein — sich auf dieses Werk vorbereitet. Es war ihm, seit er auf die Kanzel getreten, doch immer eine der liebsten Aufgaben gewesen, dem Volke und den Kindern, den „Einfältigen" in schlichtester Weise jenen „Katechismus" auszulegen. Solche Auslegung oft wiederholend lernte er selbst, wie die christlichen Grundwahrheiten dem Verständnis und dem Herzen des Volkes am besten nahe zu bringen seien. Sein später *geschriebener* „Katechismus" hat sich allmählich aus seinem *gepredigten* „Katechismus" herausentwickelt.

Gleich nach der Rückkehr von der Wartburg, noch in der Fastenzeit 1522 predigte Luther, wie er es in früheren Jahren bereits gethan, über die zehn Gebote, ein Jahr später vierzehn Tage hintereinander über dieselben, sowie die drei Artikel, den Glauben und das Ave Maria. Letzteres hat er bald nicht mehr zu den Katechismusstücken gerechnet. Auch seine Predigten über das zweite Buch Mosis veranlaßten ihn die zehn Gebote ausführlich zu behandeln. Das geschah im Herbst 1525. Die Verirrungen der Schwarmgeister hatten ihn bereits seit dem Jahre 1522 genötigt, auch das Verständnis der Sakramente durch seine Predigten zu fördern. So ergaben sich fünf Hauptstücke, die im „Katechismus" zu behandeln waren: die zehn Gebote, der Glaube, das Vaterunser, Taufe und Abendmahl.

Der „Unterricht der Visitatoren" (s. o. S. 303) erklärte: „Nachmittag, weil das Gesinde und junge Volk in die Kirche kommt, halten wir für gut, daß man Sonntags nachmittag stetigs für und für die zehn Gebot, die Artikel des Glaubens und das Vaterunser predige und auslege. Die

zehn Gebote, dadurch die Leute zu Gottesfurcht vermahnt werden. Darnach das Vaterunser, daß die Leute wissen, was sie beten. Nachdem soll man die Artikel des Glaubens predigen und den Leuten fleißig anzeigen diese drei fürnehmliche Artikel, so im Glauben verfasset sind, die Schöpfung, die Erlösung und die Heiligung. Denn wir für nützlich achten, daß man von der Schöpfung also lehre, daß die Leute wissen, daß Gott noch schaffet, uns täglich ernähret, lässet wachsen. Dadurch sollen die Leute zum Glauben vermahnet werden, daß wir Gott um Nahrung, Leben, Gesundheit und dergleichen leibliche Notdurft bitten. Darnach sollen die Leute unterrichtet werden von der Erlösung, wie uns die Sünden durch Christum vergeben sind. Dahin soll man ziehen alle Artikel von Christo, wie er geboren, gestorben, erstanden sei. Der dritte Artikel, die Heiligung, ist von des heiligen Geistes Wirkung. Da sollen die Leute vermahnt werden, daß sie bitten, daß uns Gott durch seinen heiligen Geist regiere und behüte, und angezeigt werden, wie schwach wir sind und wie greulich wir fallen, wo uns Gott durch den heiligen Geist nicht zieht und bewahrt. Und wenn am Sonntag die zehn Gebote, das Vaterunser und der Glaube gepredigt sind, eins nach dem andern, so soll man von der Ehe und den Sakramenten der Taufe und des Altars auch mit Fleiß predigen."

Getreulich hat Luther ausgeführt, was der Visitatorenunterricht forderte. Ja, der unermüdliche Mann that viel mehr als das. Dort waren die Sonntagsnachmittage für die Katechismuspredigt bestimmt. Luther brauchte jedoch diese Nachmittage entweder für die Fortsetzung seiner Vormittagspredigt oder für zusammenhängende Predigten über ganze biblische Bücher. So besitzen wir von Luther aus der Zeit vom 1. Januar bis zum 17. Mai 1528 nicht weniger als 43 Predigten. Sonnabend vor Rogate, am 16. Mai, hatte Bugenhagen Wittenberg verlassen, um die kirchlichen Verhältnisse in Braunschweig zu ordnen. Sofort übernahm Luther die volle Stellvertretung des Stadtpfarrers. Am Sonntag Rogate predigte er zweimal und am Montag begann er eine Reihe von elf Predigten über die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser und die Sakramente. Montag, Dienstag uud Mittwoch behandelte er die ersten fünf Gebote, am Himmelfahrtstage predigte er früh und nachmittags über das Festevangelium, am Freitag beendete er die zehn Gebote und am Sonnabend predigte er über die drei Artikel. Am Sonntag Exaudi behandelte er früh das Evangelium, am Nachmittag setzte er seine Predigten über das vierte Buch Mosis fort. In der Woche vor Pfingsten predigte er täglich über das Vaterunser (Montag bis Mittwoch) und die Sakramente (Donnerstag bis Sonn-

abend). Er war nicht zu müde geworden, um nicht auch an sämtlichen drei Pfingstfeiertagen noch je zweimal die Kanzel zu besteigen.

Der Wittenberger Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen.

Im Hochsommer des Jahres 1528 wurde Bugenhagen zurückerwartet. Die Braunschweiger aber baten um Verlängerung des Urlaubs ihres Kirchenorganisators. Die Genehmigung des Gesuches verlängerte Luthers Arbeit in Vertretung des Pfarrers. Schon am Montag nach dem 14. Trinitatissonntag, an dem er früh und nachmittag gepredigt, am 14. September,

begann Luther eine zweite Reihe von Katechismuspredigten, die er am 25. September beendete.

Gegen Ende Oktober begann die Visitation des Kurkreises. In seinem köstlichen Humor berichtet Luther von der Arbeitslast, die auf ihm ruht: „Ich schreibe voller Geschäfte als Visitator, als Leser, als Prediger, als Bücherschreiber, als Verhörer, als Läufer, als Anwalt, als Kläger und als was nicht sonst!“ Und trotzdem bittet er das Gesuch der Hamburger um Verlängerung des Bugenhagenschen Urlaubs, der gegen Ende November ablief, zu bewilligen. Und was that er, der so beschäftigte Mann? Nachdem er am ersten Advent (29. November) zweimal gepredigt hat, beginnt er am Tage darauf eine dritte Reihe von Katechismuspredigten. Bis zum 19. Dezember, dem Sonnabend vor dem vierten Advent, behandelt er in zehn Predigten — dazwischen besteigt er außerdem noch sechsmal die Kanzel — dieselben Stücke wie zuvor.

Jene reiche, fleißige Predigtthätigkeit vor der Wittenberger Gemeinde sollte aber erst der Boden sein, auf dem eine herrliche Frucht für unsere Kirche, für die ganze Christenheit erwuchs. Wohl hatten bereits andere versucht einen „Katechismus“ zu schreiben. Auch Melanchthon war an die Arbeit gegangen. Schon waren zwei Bogen gedruckt, als er hörte, daß Luther selbst im Begriff war, dem Volke einen „Katechismus“ zu schenken. Da er wußte, daß dieser doch der einzig dazu Berufene war, brach er den Weiterdruck der eignen Arbeit ab.

Schon im Januar 1529 war Luther damit beschäftigt, den Inhalt seiner Katechismuspredigten in einer ganz kurzen Form, die als Tafel, an die Wand zu hängen, gedruckt werden sollte, und in einer umfänglicheren Gestalt zu veröffentlichen. Mit der ersteren Arbeit war er, wenigstens was die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser betrifft, bereits Mitte Januar fertig. Am 20. Januar 1529 versendet der Wittenberger Diakonus Georg Rörer an seinen Freund, den Stadtschreiber Stephan Roth in Zwickau „Tafeln, die aufs Kürzeste und Gröbste Luthers Katechismus für die Kinder und das Gesinde enthalten“. Er hat dieselben bereits an der Wand seiner Studierstube befestigt und nimmt sie herab, um sie nach Zwickau zu schicken. Diese „Tafeln“ können jedoch noch nichts weiter als die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser enthalten haben — vielleicht noch das Benedicite und das Gratias (die Tischgebete) —; denn unter dem 16. März 1529 sendet Rörer seinem Freund auch eine „Tafel von der Beichte“ und „Tafeln von den Sakramenten“.

Eine einzige solcher Tafeln hat sich — erst vor wenigen Jahren — auf

der Leipziger Universitätsbibliothek gefunden. Sie enthält in niederdeutscher Sprache den Morgen- und Abendsegen.

Was wir also heute „Luthers kleinen Katechismus“ nennen, lag im März 1529 fertig vor, — allerdings noch nicht als ein Buch, sondern in Plakatform oder als Tafeln. Diese Tafeln als ein Buch erscheinen zu lassen, lag nun sehr nahe. Die erste Buchausgabe, die uns nur in niederdeutscher Sprache erhalten ist, — vermutlich war es Bugenhagen, der diese Übersetzung und Ausgabe veranlaßte, wenn nicht selbst besorgte, — trägt noch nicht den genaueren Titel „Kleiner Katechismus“, sondern benennt sich einfach „Eyn Katechismus“. Daraus geht hervor, daß diese älteste Zusammenfassung von Luthers ursprünglich in Tafelform erschienener, weiterhin im kleinen Katechismus vorliegender Auslegung der zehn Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers und der Sakramente vor dem sogenannten großen Katechismus erschienen ist. Da aber dieser letztere, von dessen Versendung wir zuerst am 23. April 1529 hören, sich auf dem Titel noch nicht von einem „kleineren“ Katechismus unterscheidet, ist anzunehmen, daß jene erste Zusammenfassung der Katechismustafeln in Buchform nicht von Luther selbst stammt. Von einem „kleineren Katechismus“ hören wir zuerst am 16. Mai 1529. In der „Vorrede“ desselben bezieht sich Luther zweimal auf die von ihm vorher herausgegebenen „Tafeln“.

Ein Originalexemplar dieser ältesten Ausgabe des kleinen Katechismus besitzen wir nicht. Wohl aber sind uns drei Nachdrucke derselben erhalten. Bereits Ende Mai oder Anfang Juni 1529 erschien die zweite, noch vor Mitte Juni die dritte Ausgabe des kleinen Katechismus. Erst von dieser dritten besitzen wir ein Exemplar, leider aber nur ein unvollständiges. Es ging mit einer Vorrede versehen und mit Bildern geschmückt aus der Druckerei von Nickel Schirlentz in Wittenberg hervor und trägt den Titel: „Enchiridion. Der kleine Katechismus für die gemeine Pfarrherr und Prediger. Gemehret und gebessert durch Mart. Luther. Wittenberg.“ Als Anhang waren ihm der Morgen- und Abendsegen, die Tischgebete, die Haustafel und das Traubüchlein beigegeben, zu denen Luther bald auch das Taufbüchlein und einen Beichtunterricht fügte.

Und nun noch ein Wort vom großen Katechismus! Schon im Januar 1529 war Luther dabei, die Katechismuspredigten von 1528 unter Abstreifung des Predigtgewandes zu einem „Katechismus“ umzugestalten. Er verwertete dafür auch noch einige Predigten aus der Karwoche. So erklärt es sich, daß erst nach Mitte April der große Katechismus, „Deudsch Catechismus“ betitelt, die Presse verließ.

empfahl: „ich laſſe ihn nicht gern von uns kommen, weil er der allergelehrteſte, fleißigſte, frömmſte, treueſte Hebräiſt iſt, den ich kenne und halte, ſeiner gleich jetzt nicht viel leben“. Eine wichtige Hilfe insbeſondere als gewiſſenhafter Korrektor bei der Drucklegung leiſtete der Diakonus Georg Rörer.

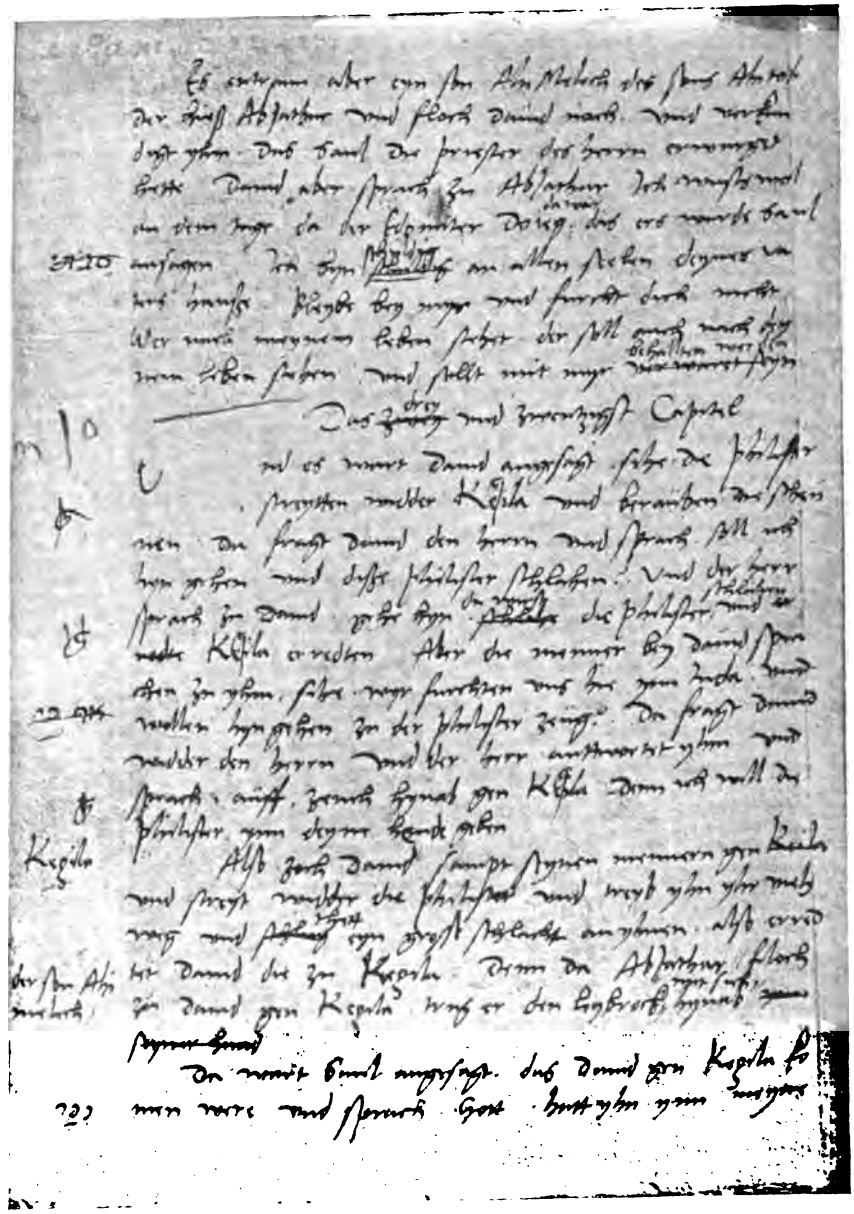
In einzelnen Teilen ließ Luther die Überſetzung des alten Teſtaments erſcheinen. Im Jahre 1523 kamen die fünf Bücher Moſis heraus. In der Vorrede hierzu ſagt Luther: „Ich bekenne frei, daß ich mich zu viel unterwunden hab, ſonderlich das alte Teſtament zu verdeutſchen. Denn die hebräiſche Sprache liegt leider zu gar darnieder, daß auch die Juden ſelbſt wenig genug davon wiſſen. — Nun wird ſich auch der Kot an das Rad hängen und wird keiner ſo grob ſein, der hier nicht wolle Meiſter über mich ſein und mich hie und da tadeln. Wohlan, die laß ich fahren. Ich hab's von Anfang wohl bedacht, daß ich eher zehn Tauſend finden wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe ich einen fände, der mir das zwanzigſte Teil nachthäte. — Iſt nun jemand ſo faſt über mich gelehrt, der nehme ſich die Bibel ganz vor zu verdeutſchen und ſage mir darnach wieder, was er kann. Macht er's beſſer, warum ſollt man ihn nicht mir vorziehen? Ich meinte auch, ich wäre gelehrt — —, aber nun ſehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborene deutſche Sprache kann. Ich hab auch noch bisher kein Buch noch Brief geleſen, da echte Art deutſcher Sprache innen wäre. — — Summa, wenn wir gleich alle zuſammen thäten, wir hätten dennoch alle genug an der Bibel zu ſchaffen, daß wir ſie ans Licht brächten, einer mit Verſtand, der andere mit der Sprache. Denn auch ich habe hierin nicht allein gearbeitet, ſondern dazu gebraucht, wo ich nur jemand hab mögen überkommen. — Gott wolle ſein Werk vollführen, das er angefangen hat. Amen.“ Anfang des Jahres 1524 verließen weiterhin die Geſchichtsbücher (Joſua bis Eſther) die Preſſe. Noch iſt ein großer Teil der ſauberen Handſchrift, nach welcher gedruckt worden iſt, vorhanden (S. 324).

Johann Forſter.

Jetzt begann der ſchwierigſte Teil der Überſetzung. Das empfand Luther ſofort, als er an das Buch Hiob ging. „Hiob ſcheint unſere Überſetzung noch weniger leiden zu wollen als die Tröſtungen ſeiner Freunde," ſchreibt er ſcherzend an Spalatin und meint, vielleicht habe der Verfaſſer des Buches gewollt, daß es überhaupt nicht überſetzt werde. Noch ſechs Jahre ſpäter gedenkt Luther der ſauren Arbeit und ſchreibt in dem „Sendbrief vom Dolmetſchen und Fürbitte der Heiligen": „Im Hiob arbeiteten wir alſo, Magiſter Philippus, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen könnten fertigen. Lieber, nun es verdeutſcht iſt und bereit, kann's ein jeder leſen und meiſtern, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und ſtößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen ſind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehobelt Bret, da wir haben müſſen ſchwitzen und uns ängſten, ehe denn wir ſolche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte ſo fein daher gehen. Es iſt gut pflügen, wenn der Acker gereinigt iſt; aber den Wald und die Stöcke ausroden und den Acker zurichten, da will niemand an. Es iſt bei der Welt kein Dank zu verdienen. Kann doch Gott ſelbſt mit der Sonne, ja mit Himmel und Erde, noch mit ſeines eigenen Sohnes Tod keinen Dank verdienen." Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, die die Überſetzung bereitete, erſchienen das Buch Hiob und die Salomoniſchen Schriften (Sprüche, Prediger, Hohes Lied) noch in demſelben Jahre 1524. Vor ihnen hatte Luther noch den Pſalter beſonders herausgegeben.

Die Kämpfe mit Karlſtadt und den Schwarmgeiſtern, die Arbeiten für die Neugeſtaltung des Gottesdienſtes, die Streitigkeiten mit Zwingli und anderes verhinderten jetzt eine flotte Weiterführung der Arbeit. Mit doppeltem Eifer widmete ſich Luther Anfang des Jahres 1528 von neuem der großen Aufgabe. „Mein Gott," ſeufzt er bei der Überſetzung der Propheten, „was iſt's für ein großes und mühſames Werk, die hebräiſchen Schriftſteller zwingen, daß ſie deutſch reden; wie ſträuben ſie ſich, ihr Hebräiſch zu verlaſſen und das barbariſche Deutſch nachzuahmen, als wollte man die Nachtigall zwingen, daß ſie von ihrer feinen Melodie laſſe und den Kuckuck nachahme, deſſen einförmigen Ton ſie verwünſcht."

Erſt Anfang des Jahres 1534 war die Bibel und zwar erſt noch in einzelnen Teilen erſchienen. In demſelben Jahre wurde dann die ganze Bibel als ein Band, mit zahlreichen Holzſchnitten verſehen, bei Hans Lufft gedruckt. Sie trug den Titel: „Biblia, das iſt, die gantze Heilige Schrifft Deudſch. Mart. Luth. Wittemberg. MDXXXIV." (ſ. S. 327).



Eine Seite aus der Originalhandſchrift der Bibelüberſetzung Luthers (Herzogl. Archiv zu Zerbſt)
1. Sam. 22, 20—23, 7.

Es entrann aber eyn ſon AhiMelech des ſons Ahitob
Der hieß AbJathar vnd floch Dauid nach vnd verkun
digt yhm Das Saul die prieſter des herrn erwurget
hette. Dauid aber ſprach zu AbJathar Ich wuſts wohl
an dem tage da der Edomiter Doieg (da war) das ers wurde Saul
⟨סַבְּתִּי⟩ anſagen. Jch byn ⟨ſchuldig⟩ an allen ſeelen deynes va
ters hauße. Bleybe bey myr vnd furcht dich nicht
Wer nach meynem leben ſtehet, der ſoll auch nach dey
nem leben ſtehen vnd ſollt mit myr ⟨verwaret (behalten werden) ſeyn⟩

m 10
[Stift des Setzers]

Das ⟨zwey (drey)⟩ vnd zwentzigſt Kapitel

Vnd es wart Dauid angeſagt ſihe die Philiſter
⟨g⟩ ſtreytten widder Ke|ila (g) vnd beraüben die ſcheü
nen. Da fragt Dauid den herrn vnd ſprach ſoll ich
hyn gehen vnd diße Philiſter ſchlahen? Vnd der herr
ſprach zu Dauid gehe hyn ⟨ſchlahe (du wirſt ſchlahen)⟩ die Philiſter vnd ⟨er
⟨g⟩ redte⟩ Ke|ila (g) erredten, Aber die menner bey Daüid ſpra
chen zu yhm ſihe wyr furchten vns hie ynn Juda vnd
⟨אַף כִּי⟩ wollen hyngehen zu der Philiſter zeüg? Da fragt Dauid
widder den herrn vnd der herr anttwortet yhm vnd
⟨g⟩ ſprach: auff, zeuch hynab gen Ke|ila (g) Denn ich will die
Philiſter ynn deyne hende geben.
Kegila Alſo zoch Dauid ſampt ſeynen mennern gen ⟨Beila⟩
vnd ſtreyt widder die Philiſter vnd treyb yhn yhr vieh
// weg vnd ⟨ſchlug (thett)⟩ eyn groſſe ſchlacht an yhnen. alſo erred
der ſon Ahi tet Dauid die zu Kegila. Denn da AbJathar // floch
melech, zu Dauid gen Kegila trug er den leybrock // (mit ſich //) hynab ⟨ynn
ſeyner hand⟩
Da wart Saul angeſagt, das Dauid gen Kegila ko
⟨נִבַּר⟩ men were vnd ſprach Gott hatt yhn ynn meyne

Übertragung der nebenſtehenden Seite.

Wie Luther bereits an der Übersetzung des neuen Testaments weiter gefeilt hatte, so that er es auch fernerhin an der ganzen Bibel. Im Jahre 1539 ging er an eine genaue Durchsicht derselben. Mehrere Jahre hat er dazu gebraucht. Johann Mathesius, der in den Jahren 1540 und 1541 als Tischgeselle oft in Luthers Hause weilte, hat es uns beschrieben, wie die Freunde sich zu diesem wichtigen Werke zu versammeln pflegten: „Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war und ein Tag immer nebst der Anfechtung den andern lehrte, nimmt Doktor Luther die Bibel von Anfang wieder vor sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebet und übersieht sie durchaus und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammenkommen und um seinen Geist bitten, verordnet Doktor Martin Luther gleich ein eigen Sanhedrim von den besten Leuten, so desmals vorhanden, welche wöchlich etliche Stunden vor dem Abendessen in Doktors Kloster zusammenkamen, nämlich Doktor Johann Bugenhagen, Doktor Justus Jonas, Doktor Creutziger, Magister Philippus, Matthäus Aurogallus, dabei Magister Georg Rörer der Korrektor auch war, oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als Doktor Bernhard Ziegler, Doktor Forster. Wenn nun der Doktor zuvor die ausgegangene Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfragt hatte, wie er sich etliche Schöpse abstechen ließ, damit ihn ein deutscher Fleischer berichtete, wie man ein jedes am Schaf nennet, kam Doktor Martin Luther in das Konsistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stetig den hebräischen Text hatte. Herr Philippus bracht mit sich den griechischen Text, Doktor Creutziger neben dem Hebräischen die Chaldäische Bibel, die Professoren hatten bei sich ihre Rabbinen, Doktor Pommer (Bugenhagen) hätte auch einen lateinischen Text vor sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich ein jeder auf den Text gerüstet, davon man ratschlagen sollte, griechische und lateinische nebst den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponiert dieser Präsident einen Text und ließ die Stimm herum gehen und hörte, was ein jeder dazu zu reden hätte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welcher Magister Georg (Rörer) etliche aufgezeichnet und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt sind.“ Was Georg Rörer über diese Besprechungen sich aufgezeichnet hat, ist uns noch in seiner Handschrift (Universitätsbibliothek zu Jena) erhalten, aber im Druck noch nicht veröffentlicht.

Titelblatt der erſten Ausgabe von Luthers vollſtändiger Bibelüberſetzung.

So erſchienen neue durchgeſehene Bibelausgaben in den Jahren 1541, 1543 und 1545.

Luther iſt alſo nicht der Meinung geweſen, als wäre ſein Werk vollkommen und der Beſſerung nicht bedürftig. Wer es für ein Unrecht hält, an Luthers Bibelüberſetzung zu beſſern, wo die fortgeſchrittene Sprachwiſſenſchaft eine Beſſerung ermöglicht, handelt mithin nicht nach Luthers Sinn. Mag man denn auch hier und da den Wortlaut ändern, die deutſche Bibel bleibt doch die große, herrliche Gabe Luthers an ſein Volk. Wie fleißig hat er in der Bibel ſtudiert! „Die heilige Schrift," ſagt er einmal, „iſt ein ſehr großer, weiter Wald, darin viel und allerlei Art Bäume ſtehen, davon man kann mancherlei Obſt und Früchte abbrechen. Denn man hat in der Biblia reichen Troſt, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheißung und Drohung. Aber es iſt kein Baum in dieſem Walde, daran ich nicht geklopft und ein paar Äpfel oder Birnen davon gebrochen und abgeſchüttelt hätte." Luther ward nicht müde, der Bibel Herrlichkeit zu preiſen. Die letzten Aufzeichnungen, die von ſeiner Hand erhalten ſind — man fand ſie nach ſeinem Tode auf ſeinem Tiſche liegen — beſchäftigen ſich mit der heiligen Schrift und ſind auch ein Zeugnis, mit welcher Ehrfurcht und Demut er bis zuletzt vor der Bibel geſtanden hat (ſiehe unten im letzten Abſchnitt).

CASPARVS CRVCIGER LIPSENSIS S. THEOLOGVS DOCTOR.

Kaſpar Creutziger.

Das deutſche Volk aber möge Luther danken für ſeine deutſche Bibel, indem es beherzigt ſeine Mahnung: „Laſſet uns die Bibel nur nicht verlieren, ſondern ſie mit Fleiß in Gottes Furcht und Anrufung leſen und predigen; denn wenn die bleibt, blüht und recht gehandelt wird, ſo ſteht's alles wohl und geht glücklich von ſtatten. Denn ſie iſt das Haupt und die Kaiſerin unter allen Fakultäten und Künſten."

9. Der Prediger Luther.

Schon oft ist uns der Prediger Luther begegnet. Nicht nur die, welche unter seiner Kanzel standen, sei es in Wittenberg, sei es, wo er unterwegs Gottes Wort verkündete, haben den gewaltigen Eindruck gespürt. Zu vielen Tausenden sind Luthers Predigten gedruckt und verbreitet worden. Viele, die in Wittenberg studierten, schrieben sie, so gut sie es vermochten, nach, nahmen sie mit in die Heimat oder an die Stätte ihrer Wirksamkeit und predigten dann nach Luthers Vorbild und Muster. Der schon mehrmals genannte Georg Rörer hat darnach gestrebt, sich eine vollständige handschriftliche Sammlung der Predigten Luthers anzulegen. Diese Sammlung ist uns fast in ihrem ganzen Umfang erhalten. Sie wird allmählich erst durch den Druck veröffentlicht, nachdem sie über drei Jahrhunderte in der Bibliothek zu Jena verborgen gelegen hat. Diese, viele Bände umfassende Sammlung setzt uns in den Stand, uns den Prediger Luther vom Jahre 1522 ab bis zu seinem Tode fast ununterbrochen zu vergegenwärtigen. Auch in anderen Bibliotheken, z. B. in Nürnberg, Zerbst, Hamburg, Heidelberg, Zwickau, Kopenhagen finden sich derartige Nachschriften Lutherscher Predigten. Vielfach hat sich Luther in seinen „Tischreden“ über die rechte Art der evangelischen Predigt ausgesprochen. Es ist somit nicht schwer, sich ein anschauliches Bild von dem Prediger Luther zu gestalten.

Johann Mathesius.

Die bekanntesten Predigten Luthers sind die, die uns in seiner „Kirchenpostille“ (s. o. S. 237) vorliegen. Von ersterer ist nur der Winterteil (Advent bis Ostern) durch Luther selbst bearbeitet. Den Sommerteil gab im Jahre 1527 Magister Stephan Roth aus Zwickau nach früher erschienenen Einzeldrucken Lutherscher Predigten und aus zum Teil von ihm

selbst gefertigten Nachschriften (s. o. S. 238) heraus. In seiner Vorrede zu dieser Postille, in welcher nur noch die Epistelpredigten des Sommerteils fehlten, erklärt Luther, er habe „sich's gefallen lassen", daß „etliche gute Leute diese Sermone, so aus meiner Predigt allhie sind abgeschrieben, für nützlich achten, auszulassen"; aber bereits im Jahre 1535 war er mit dieser Postille so unzufrieden, daß er sie am liebsten vernichtet wünschte. Im Jahre 1540 gab er in vielfacher Umgestaltung den Sommerteil neu heraus und drei Jahre später erschien auch der Winterteil in neuer Bearbeitung durch Kaspar Creutziger.

Die Hauspostille, zusammengestellt hauptsächlich aus den von Luther in den Jahren 1532 bis 1534 in seinem Hause gehaltenen Predigten — Krankheit verhinderte ihn oft die Kanzel der Stadtkirche zu betreten — erschien in zwei Ausgaben: 1544 aus Nachschriften Veit Dietrichs und 1559 aus Nachschriften Georg Rörers.

Luther stellte, wie wir oben (S. 264) hörten, die als regelmäßiger Teil des Gottesdienstes bisher ganz vernachlässigte Predigt in dessen Mittelpunkt. „Der größte Gottesdienst ist die Predigt." Durch sie „kommt Christus zu dir oder du wirst zu ihm gebracht". Keine unnützen Fragen (z. B. über das jüngste Gericht: „was die Posaune sei, welches der Erzengel und was das Feldgeschrei"), keine „Narrentheidinge" oder „menschliche Märlein" haben in ihr eine Stelle, sondern allein die „allerliebste Sonne Jesus Christus," deren Strahlen alles verklären. „Gleich als wenn die Sonne aufgeht und den Mond verdunkelt, daß er gar bleich sieht, Mond und Sterne ihren Schein verlieren, ja auch gar nicht mehr den Tag über gesehen werden; denn der Sonne Licht ist zu groß dagegen, Mond und Sterne wollten wohl gern leuchten, aber die Sonne ist mit ihrem Glanz zu stark: also ist's in dem auch. Die Propheten sind die Sterne und der Mond, aber Christus ist die Sonne, und so er irgendhin kommt, predigt und leuchtet, so gilt sein Wort so viel, daß die andern dafür nichts gelten und vor ihm gar nicht gesehen werden, wiewohl der Mond und die Sterne auch gar fein scheinen und leuchten." „In meinem Herzen herrscht allein und soll auch herrschen dieser einige Artikel, nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Christum, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist."

Von Christo aus wird alles offenbar: „was Gott sei, was wir sind, was vergangen ist, was zukünftig ist, vom Himmel, Hölle, Erde, Engeln und Teufeln; da sehen wir, wie wir uns in diesen allen und gegen alles

halten sollen, woher, wohin wir kommen. Daß Christus im Glauben ergriffen werde, ist das erste Ziel, auf das alle Predigt absehen muß." Gegenüber dem Bestreben Roms, die Seele niemals zu der Gewißheit gelangen zu lassen, daß sie das Heil fest ergriffen habe, um sie immer am Gängelbande des Priesters führen zu können, will Luther durch den Glauben: „Christus ist mein! Der soll allein alles sein, was meine Seligkeit betrifft und zwischen Gott und mir zu handeln ist" — feste christliche Charaktere schaffen. Aus dem Glauben, der Gottes Liebe erfaßt, erwächst dann von selbst die Liebe des Christen. Darum pflegt Luther in vielen seiner Predigten Glaube und Liebe („Früchte", „gute Werke", ihre Bethätigung im Beruf und im weltlichen Stand) als die beiden „Hauptstücke christlicher Lehre" hinzustellen.

Das ist die Hauptsache, die Luther von einer rechten Predigt fordert und die er in den eigenen Predigten thatsächlich giebt. Daß zahlreiche Wiederholungen infolge dessen unausbleiblich sind, versteht sich von selbst, Mögen sie aber auch uns mitunter ermüden, Luthers Zuhörer und Zeitgenossen, denen sie etwas neues, das die Gewissen aus des Papstes Knechtschaft Befreiende und eine neue Welt Heraufführende waren, haben sie sicher nicht ermüdet. Weil Christus, Glaube und Liebe, des Christen höchster Reichtum, von Luther für die eigene Person erst im heißen Kampfe errungen, jener Zeit von neuem geboten werden mußten, pflegte Luther in seinen Predigten auch kein Thema aufzustellen, sondern behandelte den Text, Vers für Vers besprechend, in früheren Jahren gern eine allegorische Ausdeutung, von der er sich später lossagte, hinzufügend, in der Hauptsache immer nach diesen Punkten. Mag die Predigtweise sich ändern je nach dem Geschmack der Zeit, darin bleibt Luther Meister der evangelischen Predigt aller Zeiten, daß er diese drei Hauptstücke Christus, Glaube und Liebe in ihrer religiösen und sittlichen Bedeutung klar erkannte und in verständlicher, volkstümlicher Art von da aus das gesamte Leben, ja, auf Grund einer die ganze damalige Geisteswelt umfassenden Bildung die ganze Welt beleuchtend, dieselben zum Hauptinhalt der Predigt machte. Je weiter eine Predigt hiervon sich entfernt, um so mehr hört sie auf, eine evangelische Predigt zu sein.

Luthers Predigt hatte allerdings außer ihrer erbauenden Aufgabe noch die doppelte, durch die Zeitlage gegebene: anzukämpfen gegen Rom — nur wenigen Predigten fehlt ein Wort des Kampfes — und falschen Auffassungen des Evangeliums entgegenzutreten (vergleiche z. B. oben Seite 259).

Einen evangelischen Predigerspiegel, in dem sich deutlich Luthers eigene Züge offenbaren, haben wir in seinen „Tischreden“.

Der Prediger soll vor allen Dingen sich als einen Diener Gottes und seine Predigtthätigkeit als ein Werk „Gott zu Ehren und zum Heil der Auserwählten, auf daß sie auch glauben“, ansehen. In diesem Bewußtsein allein wird er die „Furcht vor dem Predigtstuhl“ überwinden. Darum mahnt Luther schon im Jahre 1516 die Prediger zum Gebet vor der Predigt und später spricht er einmal zu einem Pfarrer: „Wenn ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: Lieber Herr Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen, ob ich's wohl nicht kann so gut machen, als ich wohl sollte. Und seht weder Philippus (Melanchthon), mich noch keinen Gelehrten an und laßt euch dünken, ihr seid der Gelehrteste, wenn ihr von Gott redet auf der Kanzel. Ich hab mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber hab ich mich oft entsetzt und gefürchtet, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und göttlichem Wesen. Darum seid nur stark und betet!“

Von der Person des Predigers fordert Luther folgende Eigenschaften: „Zum ersten, daß er fein richtig und ordentlich lehren könne, zum andern soll er einen feinen Kopf haben, zum dritten wohl beredt sein, zum vierten soll er eine gute Stimme haben, zum fünften ein gut Gedächtnis, zum sechsten soll wissen aufzuhören, zum siebenten soll seines Dings gewiß und fleißig sein, zum achten soll Leib und Leben, Gut und Ehre daran setzen, zum neunten soll sich von jedermann lassen vexieren (necken) und geheuen (verspotten).“

Soll die Predigt dem Volke verständlich sein, so muß sie ohne „Schreien und wunderliche, häßliche Gebärden“ langsam vorgetragen werden: „Fein langsam reden ist einem Prediger am bequemsten und eine feine Tugend; denn er kann also desto fleißiger und bedächtiger seine Predigten vortragen.“ Soll die Gemeinde bis zu Ende aufmerksam folgen können und ihr nicht „die Lust zuzuhören vergehen“, so darf die Predigt nicht zu lang sein, sondern die „Kunst und große Tugend“ besitzen, „viel mit wenig Worten fein kurz anzuzeigen“. „Könnt ihr nicht eine Stunde predigen,“ sagte Luther einmal zu Magister Johann Forster, „so sei es eine halbe oder Viertelstunde.“ „Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebsten hört und meint, es werde erst kommen; wenn man ihn aber mit Überdruß und Unwillen hört und wollte gern, daß er aufhörte und zum Ende und Beschluß käme, das ist ein böses Zeichen.

Also auch mit einem Prediger; wenn man aber sagt: Ich hätte ihm wohl noch länger mögen zuhören, so ist's gut; wenn man aber sagt: Er war in das Waschen gekommen und konnte nimmermehr aufhören, so ist's ein böses Zeichen."

Die Ausführung der Predigt empfiehlt Luther in folgender Weise: „Wenn der Prediger von einem Dinge oder Artikel lehren will, soll er's erstlich unterscheiden, was es eigentlich heißt; zum andern definieren, beschreiben und anzeigen, was es ist; zum dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu führen und damit beweisen und stärken; zum vierten mit Exempeln ausstreichen und erklären; zum fünften mit Gleichnissen schmücken; zuletzt die Faulen ermahnen und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehrer und ihre Stifter mit Ernst strafen, also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Widerwillen, Haß oder Neid geschehe, sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nutz und Heil suche."

Ganz besonders verlangt Luther, daß die Predigt nicht abschweife, sondern bei dem „Artikel, Hauptpunkt und Materie" bleibe, daß das Volk könne sagen: das ist die Predigt gewesen. „Das ist ein närrischer Prediger, der da meint, er will alles sagen, was ihm einfällt. Ein Prediger soll bei der Proposition (dem Hauptsatze) bleiben und das verrichten, was er vor hat, auf daß man dasselbige wohl verstehe." „Wer da will mit Frucht und Nutz lehren und trösten, der soll auf die Hauptsache sehen, davon er vornehmlich sagen will. Als, wer predigen will vom Evangelium von den fünf Broten, so am Sonntag Lätare gelesen wird: da steht einer, der mittelmäßig gelehrt ist, auf einzelnen Stücken, schilt heftig den Geiz und handelt Sprüche, die nicht vornehmlich dazu gehören. Der aber auf die Hauptsache sieht und Achtung hat, der sagt: Suchet am ersten Gottes Reich! Item: Gottseligkeit ist zu allem nütz! Für die sorget Gott und giebt ihnen Nahrung hie genug."

Die Predigt muß ferner der Art der Zuhörer, der Zeit und dem Orte angepaßt sein. „Was sich schickt und bequem ist, nach Gelegenheit der Zeit, Orts und Personen soll man lehren und predigen. Nicht wie ein Pfarrherr einmal gepredigt hatte, es wäre unrecht und wider Gott, daß ein Weib ihrem Kinde eine Amme hielte, und damit hatte er die ganze Predigt zugebracht, da er doch eitel arme Radspinnerinnen in seiner Pfarre hatte, welche diese Vermahnung nichts anging. Wie auch der gewesen ist, der in seinem Hospital unter alten Weibern viel vom Ehestande sagte, lobte denselben und vermahnte sie dazu." „Ein Prediger ist wie ein Zimmermann, sein Instrument und Werkzeug ist Gottes Wort. Und weil

amt übertragen werden sollte, zur Prüfung nach Wittenberg sandte. Nach der bestandenen Prüfung wurde ihnen daselbst auch das Amt feierlich übergeben.

Bugenhagens Meinung war allerdings, daß die Übertragung des Amtes in und vor der Gemeinde zu erfolgen habe, der der Betreffende dienen sollte. Luther setzte aber durch, daß zunächst, bis die Neuerung sich eingebürgert hätte, auch diese in Wittenberg stattfände. Zum erstenmale wurde eine solche Ordination am 20. Oktober 1535 und zwar an einem gewissen Johannes, der als Prediger nach Gotha berufen war, vollzogen. Sie fand in der Stadtkirche in besonderem Gottesdienst vor versammelter Gemeinde statt. Luther hielt dabei eine Rede, in der er die Unentbehrlichkeit der Prediger als Werkzeuge für die Verkündigung des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente, sowie Recht und Notwendigkeit der Ordination begründet, ferner zeigt, warum zunächst nur in Wittenberg ordiniert werden soll und endlich von der Pflicht der Gemeinde, für den Ordinierten zu beten, und von der Pflicht des Ordinierten, treu am reinen Wort festzuhalten, handelt.

Ein deutliches Bild von der Ordinationshandlung selbst gewährt uns das von Luther hierzu aufgestellte Formular. Die Ordination pflegte am Tage nach der Prüfung stattzufinden. Die Gemeinde hat sich in der Kirche versammelt und ist durch eine Predigt ermahnt worden, die zu Ordinierenden sowie die Prediger in ihr Gebet einzuschließen. Die Ordinanden nehmen vor dem Altar neben dem die Ordination vollziehenden Geistlichen Platz. Sodann stimmt der Chor an: „Komm, heil'ger Geist." Ein Geistlicher intoniert: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!" Die Gemeinde antwortet: „Und gieb mir einen neuen gewissen Geist!" Nach einer Kollekte tritt der Ordinator an den Altar, wendet sich an die Ordinanden und verliest 1. Tim. 3, 1—7, sowie Apostelg. 20, 28—31. „Hier höret ihr," spricht er, „daß uns, so Bischöfe, das ist: Prediger und Pfarrer berufen sind und sein sollen, nicht wird befohlen, Gänse oder Kühe zu hüten, sondern die Gemeinde, so Gott durch sein eigen Blut erworben hat, daß wir sie weiden sollen mit dem reinen Wort Gottes, auch wachen und zusehen, daß nicht Wölfe und Rotten unter die armen Schafe einreißen. Darum nennet er's ein köstlich Werk. Auch für unsere Person sollen wir züchtig und ehrlich leben, unser Haus, Weib, Kind und Gesind christlich halten und ziehen. Seid ihr nu solches zu thun bereit?" Nachdem die Ordinanden mit „Ja" geantwortet haben, legen alle anwesenden Geistlichen ihnen die Hände aufs Haupt, der Ordinator spricht das Vaterunser, das

die Gemeinde mit „Amen“ beschließt, und betet: „Barmherziger Gott, himmlischer Vater, du hast durch den Mund deines lieben Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, zu uns gesagt: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! Auf solch deinen göttlichen Befehl bitten wir von Herzen, du wollteſt diesen deinen Dienern samt uns und allen, die zu deinem Wort berufen sind, deinen heiligen Geist reichlich geben, daß wir mit großen Haufen deine Evangelisten seien, treu und fest bleiben wider den Teufel, Welt und Fleisch, damit dein Name geheiliget, dein Reich gemehret, dein Wille vollbracht werde. Wollteſt auch dem leidigen Greuel des Papst und Mahomet samt andern Rotten, so deinen Namen lästern, dein Reich zerstören, deinem Willen widerstreben, endlich steuern und ein Ende machen. Solch unser Gebet, weil du es geheißen, gelehret und vertröstet hast, wollteſt du gnädiglich erhören, wie wir glauben und trauen, durch deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christ, der mit dir und dem heiligen Geist lebt und herrschet in Ewigkeit. Amen.“ Wiederum wendet sich der Ordinator an die Ordinanden mit den Worten 1. Petri 5, 2—4, segnet sie mit dem Kreuzeszeichen und spricht: „Der Herr segne euch, daß ihr viel Frucht bringt!“ Dann begiebt sich jeder an seinen Platz und die Gemeinde stimmt an: „Nun bitten wir den heilgen Geist“. Gemeinsamer Abendmahlsgang bildet den Schluß der Feier, nach der den Ordinierten das Ordinationszeugnis eingehändigt wurde. Da viele junge Gottesgelehrte in Wittenberg die Ordination begehrten, die des Deutschen nicht mächtig waren, benutzte Luther bei solchen Ordinationen die lateinische Sprache.

Vom 24. Juni 1537 ab ist über diese Ordinationen genau Buch geführt worden. Später, vom Jahre 1560 ab, trugen sich die Ordinierten selbst mit einem kurzen Lebenslauf ein. Diese Ordiniertenbücher bilden eine außerordentlich wichtige Quelle für die lokalkirchengeschichtliche Forschung. Sie schließen erst mit dem 2. April 1816. Gegen 7500 Geistliche sind an der altehrwürdigen Stätte, am Altar zu St. Marien in Wittenberg für den Dienst der evangelischen Kirche ordiniert worden.

Ende Mai oder Anfang Juni 1537 war Bugenhagen, auf ein Jahr beurlaubt, nach Dänemark abgereist. Mit dem gewohnten Eifer übernahm Luther alle Amtsobliegenheiten des Pfarrers. „Er ist itzund,“ schreibt einer damals, „Gott Lob! stark und gesund und predigt ohn Unterlaß an Doktor Pomerani statt.“ Auch das Ordiniertenbuch legt Zeugnis von Luthers Fleiß ab. Erst am 4. Juli 1539 kehrte Bugenhagen zurück. Am 16. Juli wird er zum erstenmal als Ordinator genannt. Inzwischen — vom

24. Juni 1537 bis 6. Juli 1539 — sind 59 berufene Pfarrer und Prediger ordiniert worden, und zwar alle bis auf vier, an denen Georg Rörer die Ordination vollzog, durch Luther. Nach Bugenhagens Rückkehr begegnet uns Luther nur vorübergehend noch als Ordinator.

Es waren durchaus nicht nur studierte Leute, die in Wittenberg ordiniert wurden. Deren Zahl hätte längst nicht der Nachfrage entsprochen. Unter den 1979 in dem ersten bis April 1560 reichenden Ordiniertenbuch Verzeichneten — dasselbe weist allerdings mehrere Lücken auf — waren 579 vorher Schulmeister oder Kantoren, 209 Küster, 44 Bürger, bei deren Namen die Angabe der Profession fehlt, 33 Stadtschreiber, 31 Prediger, 22 Tuchmacher, 18 Setzer oder Drucker, 8 Schuster, 8 Buchbinder u. s. w. Kaum ein Stand ist unvertreten. Selbst ein „Barbierer" und ein „Apotheker und Zuckermacher" begegnen uns. Daß ein Ordinand „etwan ein Juede" gewesen, wird besonders hervorgehoben. Die Ordinanden kamen nicht etwa nur aus Sachsen oder Deutschland. Im genannten Zeitraum wurden z. B. unter vielen andern Ausländern vierzig Siebenbürger und zwanzig Ungarn in Wittenberg ordiniert.

Auch zwei evangelischen Bischöfen hat Luther die Ordination erteilt, am 20. Januar 1542 in Naumburg dem zum Bischof erwählten Nikolaus von Amsdorf und am 2. August 1545 in Merseburg dem bischöflichen Administrator Georg von Anhalt. Bei beiden Gelegenheiten hat Luther auch gepredigt.

Vierter Abschnitt.

Im Hause D. Martin Luthers.

1. Wie Luther ein Ehemann geworden ist.

Durch Wort und Schrift hatte Luther den Ehestand als eine göttliche Ordnung wieder zu Ehren gebracht. Mehr als einem seiner Freunde redete er zu ein Weib zu nehmen. Er selbst zögerte lange, anderen mit dem eigenen Beispiel voranzugehen. „Mir werden sie kein Eheweib aufdringen," schreibt er von der Wartburg, als er hört, daß Mönche in den Ehestand treten. „Ich hoffe, ich sei so fern kommen, daß ich von Gottes Gnaden bleibe, wie ich bin." Und doch erschien es ihm wie eine Pflicht, „ein vollkommenes Bekenntnis, beide mit Wort und mit der That" abzulegen. „Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen den Ehestand zu ehren," sagte er einmal später im Freundeskreise, „wenn ich ja hätte unversehens sollen sterben oder jetzt auf dem Todbette wäre gelegen, so wollte ich mir haben ein frommes Mägdelein ehelich vertrauen und derselben wollte ich darauf zwei silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben." Gerade weil man äußerte: „wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, wird alle Welt und der Teufel selbst lachen und jener wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen," meint Luther auch diesen Schritt thun zu müssen. „Kann ich's schicken, so will ich dem Teufel zum Trotz noch heiraten und die Engel sollen sich freuen und der Teufel weinen."

Am 2. Juni 1525 forderte Luther den Kurfürst Albrecht von Mainz auf, er solle „sich in den ehelichen Stand begeben und das Bistum zu weltlichem Fürstentum machen". Zugleich erklärte er: „Wo meine Ehe Seiner Kurfürstlichen Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Seiner Kurfürstlichen Gnaden zum Exempel vorher zu traben,

Wittenberg zur Zeit Luthers.

nachdem ich doch ſonſt im Sinne bin, ehe ich aus dieſem Leben ſcheide, mich in dem Eheſtande finden zu laſſen, welchen ich von Gott gefordert achte.“ Als Luther dieſe Worte ſchrieb, weilte die, die ihm Gott zur Ehefrau beſtimmt hatte, ſchon ſeit langem in Wittenberg und Luther war bereits entſchloſſen, ſie und keine andere heimzuführen als: Katharina von Bora.

Im Kloſter zu Nimbſchen bei Grimma hatte Katharina, dem weit verbreiteten, aber nicht gerade mit Glücksgütern geſegneten Geſchlechte derer von Bora entſtammend, am 29. Januar 1499 vermutlich zu Lippendorf bei Borna geboren, ihre Jugend fern von der Welt zugebracht. Wie manchem adeligen armen Mädchen, ſo war auch ihr das Kloſter zur Verſorgungsanſtalt geworden. Faſt zu derſelben Zeit als Magiſter Luther die Univerſität mit der Zelle vertauſchte, hatte ſich hinter dem Kinde die Pforte des Kloſters geſchloſſen, in dem ſchon ſeit langem eine nahe Verwandte, Magdalene von Bora, Unterkunft gefunden hatte. Am 8. Oktober 1515 wurde die noch nicht Sechzehnjährige eingeſegnet. Ihre Welt war nunmehr nach Menſchengedenken für immer das Kloſter.

Aber auch in die Stille und Abgeſchloſſenheit des Kloſters drang zeitig etwas von dem Frühlingswehen der Reformation und die Lichtgedanken des Evangeliums ſandten ihre Strahlen auch in das ſorgſam gehütete Düſter hinter den Kloſtermauern. Der Name Luthers wurde bald auch in Nimbſchen genannt. Hatte doch Luther im Jahre 1516 das Auguſtinerkloſter zu Grimma viſitiert und auch nach der Leipziger Disputation mehrere Tage daſelbſt geweilt. Auch der wirtſchaftliche Verkehr des Nonnenkloſters mit Torgau mag reformatoriſchen Gedanken den Weg zu den Nimbſchener „Bräuten Chriſti“ gebahnt haben. Freiheitsgedanken, Sehnſucht nach dem hellen Licht und der ſonnigen Welt außerhalb der Zelle erwachten auch dort. Mehrere Nonnen, unter ihnen auch Katharina von Bora, „erſuchten und baten ihre Eltern und Freundſchaft aufs allerdemütigſte um Hilfe, herauszukommen“. Ihre Bitte fand kein Gehör. Von ihren Wünſchen aber hatte Luther Kunde erhalten. Vielleicht in Beziehung darauf mahnt er im Januar 1523: „Inſonderheit bitte ich euch demütiglich, ihr lieben Herrn vom Adel, helft euern Freunden und Kindern aus dem greulichen, gefährlichen Stand! Denkt, daß ſie auch Menſchen ſind eben als ihr!“ So ſcheint Luther denn ſchließlich ſelbſt auf die Befreiung jener Nonnen bedacht und an dem Plan, dieſelbe durchzuführen, beteiligt geweſen zu ſein.

Es war am Sonnabend vor Oſtern, am 4. April 1523, als der mit Luther befreundete Torgauer Ratsherr Leonhard Koppe, der öfters ſchon mit ſeinem Geſchirr den wirtſchaftlichen Verkehr des Kloſters

mit Torgau vermittelt hatte, mit mehreren Begleitern im äußern Kloſterhof von Nimbſchen erſchien. Er wollte leere Heringstonnen auf der Heimfahrt nach Torgau mitnehmen. Da gelang es denn zwölf Nonnen ſich hinter jenen zu verbergen und ſo glücklich aus dem Kloſter zu entweichen. Drei kehrten zu ihren im Kurfürſtentum Sachſen wohnenden Verwandten zurück. Die andern neun, deren Heimat das Land Herzog Georgs war, brachte Koppe nach Wittenberg. Die Sorge für die Entwichenen nahm Luther auf ſich, der freilich auf ſeine Armut anſpielend bekennen mußte: „Der Bettelſack hat ein Loch, das iſt groß.“

Martin Luther.

Am 7. April war das „arme Völklein“ in Wittenberg eingetroffen. Wohl gewährte man den Nonnen hier und da in einem Bürgerhauſe Unterkunft, aber es bedurfte doch nicht geringer Mittel, dieſelben für das Leben in der Welt auszuſtatten und für einige Wochen zu unterhalten. Schon wenige Tage darauf ſchrieb Luther an Spalatin: „Ihr fragt, was ich mit ihnen mache? Erſt will ich an ihre Verwandten ſchreiben, daß ſie ſie aufnehmen. Wo nicht, will ich ſehen, ſie ſonſt unterzubringen. Denn es iſt mir von einigen verſprochen worden. Etliche will ich auch verheiraten, wenn ich kann. Sie heißen aber alſo Magdalena Staupitz, Elſa von Canitz, Ave Großin, Ave Schönfeld und ihre Schweſter Margarethe Schönfeld, Laneta von Golis, Margarethe Zeſchau und Katharina von Bora. Dieſe ſind es, welche wirklich der Erbarmung bedürfen, in denen Chriſto gedient wird. Sie ſind aber recht wunderlich davon gekommen. Euch aber bitte ich, daß Ihr auch ein Werk der Liebe thut und für mich

bei Euren reichen Hofleuten etwas Geld bettelt, daß ich sie acht oder vierzehn Tage ernähren könne, bis ich sie füglich wieder zu ihren Verwandten oder denen, die mir ihrethalben das Wort gegeben haben, bringe.“ Einen ähnlichen Brief, zugleich aber mit einem Heiratsangebot, erhielt Spalatin von Amsdorf: „Es sind nicht allein neun, sondern zwölf Nonnen ausgetreten. Neun sind zu uns kommen, sind schön, fein und alle vom Adel, unter welchen ich keine Fünfzigjährige finde. Die älteste unter ihnen, meines gnädigen Herrn und Ohmen Doktor Staupitz Schwester, habe ich Dir, mein lieber Bruder, zugerechnet zu einem ehelichen Gemahl, damit Du Dich mögest eines solchen Schwagers berühmen als ich mich eines solchen Ohmen berühme. Willst Du aber eine Jüngere haben, so sollst Du die Wahl unter den Schönsten haben. Und wenn Du Armen willst etwas geben, so gieb es ihnen. Denn sie sind ja arm, elend und verlassen von ihrer Freundschaft. Mich erbarmet der Metzen. Sie haben weder Schuh noch Kleider.“

Katharina von Bora.

Luther aber griff zur Feder, um vor der Öffentlichkeit das Geschehene zu rechtfertigen und die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen. Wohl noch im April erschien seine Schrift „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen“.

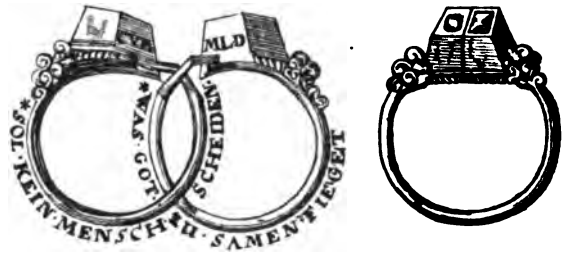
Katharina von Bora hatte zunächst im Hause des Magister Philipp Reichenbach, der später Stadtschreiber, dann Bürgermeister, endlich kurfürstlicher Rat wurde, Unterkunft gefunden. Vermutlich ist sie aber bald in das Haus Lukas Kranachs übergesiedelt. So erklärt es sich wohl auch, wie

König Chriſtian von Dänemark, der im Oktober 1523 bei Kranachs wohnte, dazu kam, Katharina einen goldenen Ring zu ſchenken. Wie für ihre Genoſſen, ſo war Luther auch für ſie bedacht, ihr einen Gatten zu verſchaffen. Es kam indes anders, als er dachte. Der Nürnberger Patrizierſohn Hieronymus Baumgärtner, dem Katharina ihre Liebe weihte, blieb ihr, als er nach Nürnberg zurückgekehrt war, nicht treu und den Doktor Kaſpar Glatz, der ſeine Wittenberger Profeſſur mit dem Orlamünder Pfarramt vertauſchte und von Luther zu Käthes Ehegatten beſtimmt war, weigerte ſie ſich zu nehmen. Dahingegen erklärte ſie Amsdorf offen, gern ſei ſie bereit, Luther oder ihn, Amsdorf ſelbſt zum Manne zu nehmen. Amsdorf iſt nicht in den Eheſtand getreten. Käthe ſollte Luthers Gattin werden.

Wohl ſchon Anfang Mai 1525 — alſo mitten in der bewegten Zeit des Bauernkriegs — war Luther entſchloſſen den Schritt zu thun. Von „meiner Käthe“ redet er jetzt bereits in ſeinen Briefen. Am 13. Juni fand im Kloſter vor dem Stadtpfarrer Bugenhagen, dem Propſt Jonas, dem Rechtsgelehrten Apel und dem Ratsherrn Lukas Kranach, ſowie deſſen Frau das „Verlöbnis“ der Beiden ſtatt. Tags darauf waren die Freunde um Luther zu einem fröhlichen, ſchlichten Mahle verſammelt. Vierzehn Tage ſpäter, am 27. Juni, folgte die öffentliche Hochzeit und die feierliche Heimführung der Braut. Luthers Eltern und eine Anzahl guter Freunde, insbeſondere auch aus Mansfeld, waren dazu geladen. Mehrere der Einladungsbriefe, denen es nicht an Humor fehlt, ſind uns noch erhalten. „Es iſt ohn Zweifel,“ ſchreibt er an den kurfürſtlichen Marſchall Hans von Dolzig, „mein abenteuerlich Geſchrei vor Euch kommen, als ſollt ich ein Ehemann worden ſein. Wiewohl mir aber dasſelbige faſt ſeltſam iſt und ſelbſt kaum glaube, ſo ſind doch die Zeugen ſo ſtark, daß ich's denſelben zu Dienſt und Ehren glauben muß, und vorgenommen, auf nächſten Dienstag mit Vater und Mutter ſamt andern guten Freunden in einer Kollation (Schmaus) dasſelbe zu verſiegeln und gewiß zu machen. Bitte derhalben gar freundlich, wo es nicht beſchwerlich iſt, wollet mich treulich beraten mit einem Wildbret und ſelbſt dabei ſein und helfen das Siegel aufdrücken mit Freuden, und was dazu gehört.“ Einer der beſten Freunde fehlte bei dem Mahle am Hochzeitstage; auch dem „Verlöbnis“ war er fern geblieben: Philipp Melanchthon. Ihm war es noch unfaßlich, wie der frühere Mönch mit der früheren Nonne die Ehe ſchließen konnte.

An Ehren aber fehlte es dem Hochzeitspaar an dieſem Tage nicht. Der Rat zu Wittenberg verehrte „Doktori Martino zur Wirtſchaft und

Beilage ein Faß Eimbeckisch Bier und zwanzig Gulden in Schreckenbergern". Die Universität stiftete einen silbernen, goldverzierten Deckelbecher. Heute besitzt ihn als kostbares Kleinod die Universität Greifswald. Am Fuße stehen die Worte: „Die löbliche Universität der churfürstlichen Statt Wittenberg verehret dieses Brautgeschencke Doctor Martino Luthern und seiner Jungfraw Kethe von Bore." Daß die Eheleute an diesem Tage Ringe austauschten, ist nicht erwiesen. Unter den vielen Lutherringen, die heutzutage gezeigt werden, befindet sich einer, den Käthe ihrem Gatten später schenkte. Es ist ein Reif mit einem Kruzifix und den Marterwerkzeugen, im Innern die Inschrift tragend: D. Martino Luthero Catharina v. Boren 13. Jun. 1525. Im Museum zu Braunschweig bewahrt man einen Ring, der als Luthers Trauring bezeichnet wird. Es „ist ein goldener Doppelreif mit hohem, fast kegelförmigem Kasten. Dieser Kasten läßt sich ebenso wie der Reif selbst auseinander schieben und enthält in der einen Hälfte einen Diamant als Sinnbild der Treue und Kraft, in der andern einen Rubin als Zeichen reiner Liebe. Der Kasten ist von buntfarbigem Email umgeben (blau, rot, weiß und schwarz). Der, wie bemerkt, auseinanderzuschiebende Doppelreif enthält inwendig die Anfangsbuchstaben der Namen der Verlobten MLD und CVB. Ringsum steht der bekannte Spruch: WAS . GOT . ZV . SAMEN . FIEGET . — SOL . KEIN . MENSCH . SCHEIDEN." Auch der Trauring, den Käthe getragen haben soll, — derselbe müßte darnach mit dem oben an ersterer Stelle erwähnten übereingestimmt haben — wird uns beschrieben: „Er hat oben einen, in einen runden, kegelförmigen Kasten gefaßten, ziemlich großen Rubin und besteht aus einem Haupt- und zwei Nebenreifen, die fest mit einander verbunden und ringsherum mit Vorstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu in durchbrochener und erhabener Arbeit verziert sind, worunter sich die bis zu den Muskeln ausgearbeitete Figur des Gekreuzigten besonders auszeichnet. Inwendig im Hauptreif stehen die Namen D. Martinus Lutherus und Katharina von Bora und innerhalb des einen Nebenreifs das Datum 13. Juni 1525." Wohin dieser Ring gekommen ist, darüber fehlen zuverlässige Nachrichten.



Trauring Luthers.

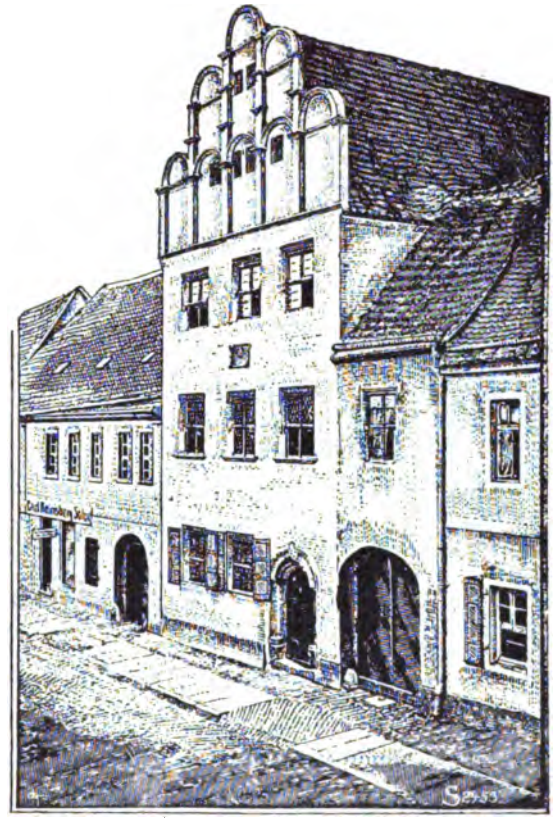
Einen hochbedeutsamen Schritt hatte Luther gethan. Es war ein Bekenntnis in stürmischer Zeit der Welt zum Trotz durch die That abgelegt. Die düstere Klosterzelle wurde nunmehr zum trauten Heim des Reformators, eine Quelle des Segens für Ungezählte, die dort aus- und eingingen, eine geweihte Stätte für die evangelische Christenheit! So ziehen wir im Geiste dort mit ein, lernen Luther kennen als einen rechten Hausvater und seinen „Morgenstern“ als eine rechte Hausfrau und nehmen teil an dem Leben durch Freud und Leid im Hause D. Martin Luthers.

2. Luthers „Heim“.

Wer heutzutage das „Kloster“ in Wittenberg mit der Erwartung besucht, im Wohnhause Luthers das Urbild eines behaglichen deutschen Hauses zu finden, wird etwas enttäuscht sein. Nicht als ein trautes, gemütliches Familienheim, sondern als ein Zellenhaus für Mönche war es einst errichtet worden. Freilich einer nach dem andern hatte das Kloster verlassen. Ende des Jahres 1523 wohnte nur noch Luther mit dem ehemaligen Prior Eberhard Brisger und einigen Gästen, „etlichen Verjagten“, wie Luther sagt, darin. Das mönchische Leben hörte auf. Im Herbst 1524 legte Luther die Mönchskutte ab. Am 9. Oktober ging er zum erstenmale in einem schwarzen Rock aus, zu dem der Kurfürst das Tuch geschenkt hatte. Auch das Kloster selbst wollte Luther nunmehr verlassen. Im Dezember bat er den Kurfürsten, dasselbe an sich zu nehmen. Immer schwieriger wurde es, die Einkünfte des Klosters einzutreiben und selbst nur für die wenigen Insassen den Lebensunterhalt daraus zu bestreiten. Nur um „einen Raum, so das Kloster neben dem Spitalsraum gekauft hat“, bat Luther seinen Landesherrn. Dieser aber — es steht dahin, ob Friedrich der Weise oder sein Nachfolger — schenkte ihm das ganze Kloster als ein Freihaus. Eberhard Brisger trat bald nach Luther in den Ehestand und ging als Pfarrer nach Altenburg.

Eine förmliche Urkunde über diese Schenkung — Herzog Georg meinte freilich, Luther habe die Mönche vertrieben, um selbst mehr Raum zu haben, „mit seiner Kettchen zu wohnen“ — besitzen wir erst aus dem Jahre 1532. Unter dem 4. Februar verordnete Kurfürst Johann: „Nachdem der ehrwürdige und hochgelahrte, unser lieber, andächtiger Herr Martin Luther Doktor aus sonderlicher Gnad und Schickung Gottes des Allmächtigen sich fast von Anfang unserer Universität zu Wittenberg bei Zeiten und Regierung weiland des hochgebornen Fürsten, unsers lieben Bruders Herzog

Friedrichs Kurfürſten ſeligs Gedächtniſſes und folgend uns als angehenden regierenden Kurfürſten bei derſelben unſerer Univerſität mit Leſen in der heiligen Schrift, Predigen, Ausbreitung und Verkündung des heiligen Evangeliums und göttlichen Wortes, dazu mit Anrichtung der chriſtlichen Ceremonien in den Kirchen durch die Viſitation in unſern Landen und Fürſtentümern Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehre, auch Troſt und Heil der Menſchen Seligkeit nun viel zeither genuglich bemühet hat, wie er denn noch täglich und ohn Unterlaß thut, daß wir ihm nicht unbillig mit ſonderlichen Gnaden geneigt ſind, ſo haben wir in Erwägung desſelben allen und aus unſer ſelbſt eigenem Bewegnis unerſucht obgenanntem Doktor Martin Luther, Katharina, ſeinem ehelichen Weib und ihrer beider Leibeserben, Söhnen und Töchtern, die neue Behauſung in unſerer Stadt Wittenberg, welche hievor das ſchwarze Kloſter genannt iſt worden, darinnen er, Doktor Martinus eine Zeit her gewohnet und noch, mit ſeinem Begreif und Umfang ſamt dem Garten und Hof davor gelegen, nichts davon ausgeſchloſſen, ſondern in aller Maßen er dasſelbige Haus jetzt beſitzt, gebraucht und inne hat, zu einem rechten freien Erb verſchrieben und ſie damit begabt und begnadet haben.“ Das Haus ſollte von allen Steuern frei ſein, dahingegen ſeinen Beſitzern frei ſtehen, „daß ſie mögen brauen, mälzen, ſchänken, Vieh halten und andere bürgerliche Hantierung gleich



Melanchthons Wohnhaus.

andern unsern Bürgern und Einwohnern zu Wittenberg treiben". Nur das Vorkaufsrecht behielt sich der Kurfürst vor. Den Erben wurde aufgelegt, zwanzig Groschen jährlich aufs Rathaus zu Wittenberg zu entrichten.

Es gehörte freilich viel dazu, das große Gebäude einigermaßen wohnlich zu gestalten und mit dem nötigsten Haus- und Wirtschaftsgerät zu versehen. Die sechs Gulden, die der Rat im Jahre 1525 „vor zwei Tonnen Kalk" schenkte und die hundert Gulden, die der Kurfürst stiftete, mögen sehr willkommen gewesen sein. Auch später gab es an dem Hause mancherlei zu ändern und zu bessern. Die Wittenberger Kämmereirechnungen zählen ein

Luthers Familienstube.

ganz stattliches Baumaterial, vom Rate geliefert, auf. „Als ich nun oft," schreibt Luther, „um Rechnung gebeten und zu bezahlen erboten, haben sie immer sagen lassen, es bedürfe keiner Rechnung, bis daß der Bürgermeister Herr Krappe und der Stadtschreiber Urban (Balduyn) mir mündlich angezeigt, es sollt alles schlecht sein." Aber thatsächsich gelang es dem Bemühen Luthers und seiner Käthe, ihr stattliches Besitztum zu einem für damalige Verhältnisse trauten Heim umzugestalten.

Über den weiten Hofraum, auf dessen linker Seite noch das alte Augustinerkirchlein stand — es fiel erst bei den Befestigungsarbeiten im Jahre 1542 — und dessen rechte Seite die Stallungen und das Brauhaus

abſchloſſen, lenken wir unſere Schritte nach dem Wohnhaus. Durch eine ſchöne Sandſteinpforte — im Jahre 1540 war ſie angebracht worden, wie die Jahrzahl darüber zeigt; links und rechts befinden ſich Steinſitze in Niſchen, über dem rechten Luthers Wappen mit der Umſchrift: „Er (nämlich Chriſtus) lebt", über dem linken Luthers Bildnis, „im 57. Lebensjahre" mit der Umſchrift: „Im Stilleſein und Hoffen wird meine Stärke ſein" — treten wir in das Haus ein. Links von der Hausflur ſehen wir in das geräumige, ſchön gewölbte Refektorium; auf Käthes Wunſch iſt es in die Küche, Vorratskammer und Dienſtbotenräume umgewandelt und mit dem obern Stockwerk durch eine Stiege verbunden. Eine ſteinerne Wendeltreppe führt durch einen Turm nach oben zu Luthers Wohnräumen. Durch ein Vorzimmer treten wir in die große, nach dem Hofe blickende Familienſtube ein. Wir unterſuchen nicht, ob alle Geräte, der große Tiſch, deſſen Platte ſich zurückſchieben läßt, der mächtige, grüne, mit den Bildern der Evangeliſten und anderen geſchmückte Ofen, der hölzerne Sitz in der Fenſterniſche, die düſtern Butzenſcheiben, die Holztäfelung der Wände und die Blumenmalerei an der Decke aus Luthers Zeit ſtammt. Damals ſchmückte das geräumige Zimmer ein Bild, Maria mit dem ſchlafenden Jeſusknaben im Arm. Jedenfalls iſt das der Raum, der Luthers Familie zum Aufenthalte diente. Ein Schlafzimmer und eine Kammer ſchloſſen ſich an. Auf der andern, nach der Elbe zugewandten Seite des erſten Stockes befinden ſich zwei große Räume, in denen Luther Vorleſungen zu halten pflegte, wohl auch zu Zeiten ſeinen Hausgenoſſen gepredigt hat. Gleichfalls auf den Strom blickte das Studierzimmer in einem viereckigen, ſpäter beſeitigten Turm gelegen. Das oberſte Stockwerk mit ſeinen zahlreichen Zimmern bot der Menge von Gäſten, die Luthers Haus zum Teil auf recht lange Zeit ſah, Raum genug zu freundlicher Herberge.

Auch der Garten, Luther ſtets ein lieber Aufenthalt — wir haben oben (Seite 170) ſchon einmal von ihm gehört — fehlte dem Hauſe nicht. Ein Thorweg zwiſchen dem Wohnhaus und dem Braugebäude bildete ſeinen Eingang. Wo er nicht an das Haus grenzt, ſchließt ihn eine leichte Mauer ab. Durch eine kleine Thür kann Luther von hier aus am Stadtwall hin zu Melanchthons Garten, hinter deſſen Wohnhaus gelegen, unbemerkt gelangen.

3. Luthers Kinder.

Wie zu erwarten war, ließ es die Welt draußen nicht an Spott und gehässiger Verleumdung Luthers und seines Ehgemahls fehlen. Um so freundlicher und friedlicher sah es drinnen aus in Herz und Haus. Der Welt Lästerung galt Luther als ein Beweis, daß sein Schritt ein Gott wohlgefälliger gewesen war: „Ist meine Ehe Gottes Werk, so darf man sich nicht wundern, wenn das Fleisch sich daran stößt. Würde sich die Welt nicht an uns stoßen, so würde ich mich stoßen an der Welt; denn ich würde fürchten, was wir vornehmen, sei nicht von Gott; nun jene sich ärgert und mich nicht leiden mag, erbaue und tröste ich mich in ihm.“ „Ja, das Gerücht redet wahr,“ schreibt er noch, bevor er Käthe heimgeführt, „daß ich mit Katharinen eilends bin getraut worden, ehe ich die bösen Mäuler, die, wie das so zu geschehen pflegt, wider mich schelten werden, anhören mußte. Denn ich gedenke nur noch kurze Zeit zu leben, da wollte ich diesen letzten Gehorsam meinem Vater nicht weigern, der nun einmal seine Hoffnung auf mich gesetzt hat, zugleich auch mit der That bekräftigen, was ich gelehrt habe. Ich finde so viele noch kleinmütig bei diesem hellen Licht des Evangeliums. Denn nicht eine wilde Leidenschaft, aber ein ehrlich Herz habe ich zu meinem Weibe.“ Auch unter den Freunden hatte mancher unverhohlen seine Bedenken gegenüber Luthers Wahl gehabt; stand doch Käthe im Rufe, hochmütig zu sein. „Wenn ich nicht alsbald und in der Stille,“ sagte Luther einmal bei Tische, „hätte Hochzeit gehalten mit Vorwissen weniger Leute, so hätten sie es alle verhindert; denn alle meine besten Freunde schrieen: Nicht diese, sondern eine andere!“ Wie sehr sie sich getäuscht hatten, beweist ein Wort Luthers, ein reichliches Jahr nach seiner Hochzeit geschrieben: „Sie ist mir Gott sei Dank willfährig, gehorsam und gefällig, mehr, als ich hätte hoffen können, so daß ich meine Armut nicht mit des Krösus Reichtum vertauschen möchte.“

Niemand wohl hat inniger und dankbarer den Besitz eines treuen, frommen Weibes gepriesen als Luther. In seinem Lobpreis spiegelt sich der Dank gegen Gott für die Gabe, die er ihm in seiner Käthe geschenkt hatte. „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist, ein fromm, freundlich, gottfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leb und Leben anvertrauen. — Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin. Ich danke Gott.“ — „Wenn man dies Geschlecht, das Weibervolk, nicht hätte, so fiele die Haushaltung und alles, was dazu gehört, läge gar

darnieder.“ Als einmal Kranach Käthe gemalt und Luther das Bild an die Wand gehangen hatte, sagte er: „Ich will einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder gen Mantua auf das Konzilium schicken und die heiligen Väter, allda versammelt, fragen lassen, ob sie lieber haben wollten den Ehestand oder den Cölibat, das eheloſe Leben der Geistlichen.“ An die eigene Ehe auch dachte wohl Luther, als er einmal bei Tische einen alten Spruch anführte: „Liebe Tochter, halt dich also gegen deinen Mann, daß er fröhlich wird, wenn er auf dem Wiederwege des Hauses Spitzen sieht. Und wenn der Mann mit seinem Weibe also lebet und umgeht, daß sie ihn nicht gern sieht wegziehen und fröhlich wird, so er heimkommt, so steht's wohl.“

War mit seinem Ehestand Luther eine neue Welt aufgegangen und kam es ihm oft wunderbar vor: „Vorhin warst du allein, nun aber bist selbander“, so wurde seines Hauses Glück vollendet, als Gott dasselbe auch mit Kindern segnete.

Am 7. Juni 1526 hielt das erste Kindlein in Luthers Haus seinen Einzug. „Gestern um zwei, da der Tag im Kalender Dat (das heißt: er giebt — nämlich in dem Merkvers des Cisio Janus, s. o. S. 27) heißt, hat mir meine liebe Käthe von großer Gottes Gnaden einen Hansen Luther bracht,“ schreibt er tags darauf an seinen Schwager Johann Rühl in Mansfeld. Noch an seinem Geburtstage, nachmittags vier Uhr, wurde der Knabe durch Diakonus Georg Rörer getauft. Paten waren Bugenhagen, nach dem das Kind seinen Namen Johannes erhielt, Jonas und Kranach. Der Mansfeldische Kanzler Kaspar Müller ließ sich bei der Taufe vertreten. Gern hätte Luther auch seinen alten Landesherrn, den Grafen von Mansfeld, zu Gevatter gebeten; „aber ich scheue des Prangens, das man mir würde zumessen,“ schrieb er, „als der ich mich mit einem Mönchen- und Nonnenkinde so wollte herfurthun und große Herren zu Gevattern haben.“ Herzlichen Anteil an Luthers Glück nahmen seine Freunde, insbesondere Spalatin. Ihm schreibt Luther noch im Juni: „Ich danke Dir im Herrn, daß Du mir als einem glücklichen Ehemann, den Gott so bleiben lassen wolle, Glück wünschst, daß ich von meinem lieben Weibe ein jung Johann Lutherchen durch Gottes Segen bekommen und aus Gottes wunderbarer Gnade zum Vater worden. — Wann kommt Ihr denn einmal zu uns, daß Ihr die alten Merkmale unsrer Freundschaft und Vertraulichkeit seht? Ich habe einen Garten gepflanzt und einen Brunnen gegraben beides mit Glück. Komm, so wollen wir Dich mit Rosen und Lilien bekränzen.“ Luthers Briefe spiegeln hell des Vaters Freude an seinem Kinde

wieder. Immer hat er etwas von Hänschen zu erzählen, wie ihm die Nahrung schmeckt, wie er ein „Fresser und Trinker“ ist, wie er Zähne bekommt, stehen lernt, zu sprechen beginnt, des Vaters Studierstube besucht, in alle Ecken kriecht und nicht gerade zur Erhöhung der Sauberkeit im Zimmer beiträgt. Und wie manches Wort aus Luthers Tischreden zeigt, wie der Vater nicht müde wird, an seinem Kinde zu studieren und zu lernen: „Wenn ich sitze und schreibe oder thue sonst etwas, so singt er mir ein Liedlein daher, und wenn er's zu laut will machen, so fahre ich ihn ein wenig an; so singet er gleichwohl fort, aber er macht's heimlicher und mit etwas Sorgen und Scheu. Also will Gott auch, daß wir immer fröhlich sein sollen, jedoch mit Furcht und Ehrerbietung gegen Gott.“ Ein andermal saß Hans „am Tisch und lallte vom Leben im Himmel, sagte, wie eine so große Freude im Himmel wäre mit Essen und Tanzen. Da wäre die größte Lust, die Wasser flössen mit eitel Milch und die Semmeln wüchsen auf den Bäumen“. Da sagte der Vater: „Das Leben der Kinderlein ist am allerseligsten und besten; denn sie haben keine zeitliche Sorge, sehen die greulichen, ungeheuren Schwärmer und Rottengeister in der Kirche nicht, leiden noch fühlen keine Schrecken des Todes noch der Hölle, haben nur reine Gedanken und fröhliche Spekulationen.“

Die Freunde in der Nähe und in der Ferne ließen es an Geschenken für den Knaben nicht fehlen. Justus Jonas schickte dem Hans einmal einen „silbernen Hans“, d. h. eine Silbermünze mit dem Bildnis des Kurfürsten Johann. Nikolaus Hausmann in Zwickau erfreute ihn mit einer Klapper. Jakob Wildeck, gleichfalls in Zwickau, sandte im Mai 1527 „dem Herrn Doktor Martino seinem Sohn Johannes einen Wagen mit vier Kugelein, darinnen er sich üben und lernen gehen soll“. Hausmann, der seinem Freund Stephan Roth das Geschenk zur Weiterbeförderung übermittelte, setzte freilich hinzu: „Sie sind nicht nach meinem Sinn gemacht, zu tölpisch.“

Luthers Erziehungsgrundsatz, daß der Apfel neben der Rute liegen müsse, wurde auch Hänschen gegenüber befolgt. Von der Coburg aus schrieb er im Jahre 1530 dem Vierjährigen den unvergleichlich schönen Brief vom Paradiesesgarten, in dem der Vater sicherlich anknüpfte an den Klostergarten zu Wittenberg, darin sein Söhnchen samt den Spielgefährten sich tummelte, und an des Kindes Phantasie, in der es sich des Himmels Freuden ausmalte: „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen! Ich sehe gern, daß Du wohl lernst und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heim komme, so will ich Dir einen

schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus (Melanchthons Söhnchen Philipp) und Jost (Jonas' Söhnchen Jodokus) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also! Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen."

Später hatte Hans freilich auch einmal des Vaters volle Strenge zu spüren. Nach einem Fehltritt durfte er ihm drei Tage lang nicht unter die Augen kommen. Die Mutter und die Freunde legten ein gutes Wort für den Knaben, der schriftlich den Vater um Verzeihung bitten mußte, ein. Da sagte Luther: „Ich wollt lieber einen toten denn einen ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl vorstehe und wohlgezogene Kinder habe. — Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen noch es ihm also ungestraft hingehen lassen."

Zu dem Erstgeborenen ward den Eltern am 10. Dezember 1527 ein Töchterchen — sie nannten's Elisabeth — geboren. Schon am 3. August

des folgenden Jahres ist es ihnen wieder entrissen worden. Obgleich Luther sich zu trösten suchte: „Elisabeth hat uns Lebewohl gesagt, um zu Christus zu gehen, durch den Tod zum Leben", mußte er doch bekennen: „Sie hat mir ein wunderſam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer; nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder." Noch zeigt man in Wittenberg Elisabeths Grabstein. Die Inschrift lautet auf deutsch: „Hier schläft M. Luthers Töchterlein Elisabeth. Im Jahre 1528 d. 3. August."

Zu ihrer großen Freude wurde den Eltern am 4. Mai 1529 Ersatz in einem zweiten Töchterchen geschenkt. Tags darauf lud der Vater Amsdorf und Frau Margarethe Göritz in Leipzig ein, Patenstelle zu vertreten. „Ich bitt Euch um Gottes willen," schreibt er an die letztere, „Gott hat mir eine arme, junge Heidin beschert von meinem und meiner lieben Käthe Leibe; Ihr wollt so wohl thun und derselbigen armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden, damit sie durch Euern Dienst und Hilfe auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe." Magdalene wurde das Kind genannt, „über die Maßen gleich mit Mund, Augen und Nase, in Summa mit dem ganzen Gesicht" dem Brüderchen Hans. Auch dieses ihm besonders lieben Kindes Verlust hat Luther betrauern müssen.

Des Vaters Namen Martin erhielt der zweite Sohn, am 9. November 1531 geboren. Im Blicke auf diesen sagte einmal Luther: „Mein Martinchen ist mein liebster Schatz und solche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe wohl, daß ihrer fleißig gewartet wird. Hänschen und Lenchen können nun reden, bedürfen solcher Sorge so groß nicht. Darum steigt die Liebe der Eltern allzeit und einfältig niederwärts mehr denn aufwärts, zu denen, so am neulichsten geboren sind."

Ein dritter Sohn erblickte in der Nacht vom 28. zum 29. Januar 1533 das Licht der Welt. Meinte Luther, daß Hans von Anfang an den zukünftigen Theologen verrate und Martin ein Jurist werden möchte, so glaubte er, der kräftige Paul werde einmal einen tüchtigen Kriegsmann abgeben. Seine Paten — Paul wurde am Tage nach der Geburt auf dem Schlosse getauft — waren der Erbmarschall Hans von Löser, Herzog Johann Ernst von Sachsen (der Bruder des Kurfürsten Johann Friedrich), Justus Jonas und die Gattin des Professors der Medizin Kaspar Lindemann. Noch in der Nacht, da das Kindlein geboren wurde, schrieb Luther an Löser: „Wie ich nächst gebeten, so bitte ich abermals um unsers Herrn Christi willen, Euer Gestrengen wolle sich demütigen Gott zu Ehren und

meinen jungen Sohn, den mir diese Nacht Gott beschereet hat von meiner lieben Käthe, förderlich und hülflich erscheinen, damit er aus der alten Art Adams zur neuen Geburt Christi durch das heilige Sakrament der Taufe kommen und ein Glied der Christenheit werden möchte, ob vielleicht Gott der Herr einen neuen Feind des Papstes oder Türken an ihm erziehen wolle." Ein fröhliches Taufessen hat sich an die Feier angeschlossen. Dabei sprach Luther: „Ich habe meinen Sohn lassen Paul heißen; denn der heilige Paulus hat uns viel große Lehren und Sprüche vorgetragen. Gott gebe ihm die Gnaden und Gaben Pauli. Ich will, so Gott will, alle meine Söhne von mir thun: der Lust zum Krieg hat, den will ich zu Hans Löser thun; der Lust zu studieren hat, zu Jonas und Philipp; der Lust zur Arbeit hat, den will ich zum Bauern thun."

Luthers jüngstes Kind, die am 17. Dezember 1534 geborene Margarethe, hoben Fürst Joachim von Anhalt und Jakob Propst, Pfarrer in Bremen, aus der Taufe.

Mühe und Arbeit genug mag diese Kinderschar der Mutter und Hausfrau bereitet haben. Was eine Mutter von ihren Kindern zu leiden hat, meinte Luther einmal, werde nur übertroffen von dem, was sich Gott von den Menschen gefallen lassen müsse. Um so willkommener war Frau Käthe die Hilfe, die „Muhme Lene" ihr leistete. Diese, Magdalena von Bora, wohl Käthes Tante, die wir bereits als „Klosterjungfrau" zu Nimbschen kennen lernten, hatte im „schwarzen Kloster" ein freundliches Heim gefunden. Wie sie einst in Nimbschen treu als Siechenmeisterin gedient, so wurde sie jetzt in gesunden und in kranken Tagen eine hingebende Helferin im Hause Luthers. Hier ist sie, von Luther noch auf dem Sterbebette getröstet, im Jahre 1537 zur ewigen Ruhe heimgegangen.

„Luther unter seinen Kindern", das ist ein herrliches Bild, von manchem deutschen Maler mit sichtlicher Liebe dargestellt. Als die Schar die Zahl drei erreicht hatte, sagte einmal der stolze Vater: „Ich laß mir genügen, ich habe drei eheliche Kinder, die kein papistischer Theolog hat, und die drei Kinder sind drei Königreiche, die ich erblicher habe denn Ferdinand Ungarn, Böhmen und das römische Königreich." Immer setzt Luther in echt evangelischem Sinne das Kind und sein Wesen in Beziehung zum Reiche Gottes, auch zum eignen Leben, in Ernst und in Scherz. „Schrei flugs und wehre dich!" spricht er zu seinem Kinde, das in Windeln gewickelt wird, „mich hatte der Papst auch gebunden, aber ich habe mich aus seinen Banden befreit." „Warum habe ich dich so lieb," frägt Luther einmal, da er mit seinem Kinde spielt, und der vielen sorgfältigen Dienste, die

dasselbe beansprucht, gedenkt, „und womit hast du es verdient, daß du all meine Güter erben willst? — Und das alles willst du für recht haben oder füllst das ganze Haus mit Geschrei!“ Lange kann der Vater in stiller Freude und fein beobachtend dem Spiele seiner Kinder zusehen. Da schmückt Martin, so gut er's vermag, seine Puppe als Braut und der Vater ruft: „So aufrichtig und ohne alle Bosheit wären wir im Paradies gesinnt gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten an den Kindern; das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel, die thun alles einfältig, von Herzen und natürlich.“ Da nach kurzem Streit die Kinder sich wieder versöhnen, spricht er: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder Leben und Spielen! Ja alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden.“ Ein dreijähriges Kind redet in Ermangelung eines Spielgefährten mit sich selbst. „Dies Kind ist wie ein Trunkener,“ sagt der Vater, „weiß nicht, daß es lebt, lebt gar sicher und fröhlich dahin, springt und hüpft. Und solche Kinder sind gern in großen weiten Gemachen und Wohnungen, da sie Raum haben.“ Eins der Kinder müht sich ab, den Haushund als Reitpferd zu benutzen. „Dieser Knabe,“ spricht Luther sein Kind beobachtend, „predigt Gottes Wort mit der That und im Werk, da Gott spricht: Herrschet über die Fische im Meer und Tiere auf Erden! Denn der Hund leidet alles von dem Kindlein.“ Vor allem ist es die Einfalt des Sinnes, die Reinheit des Herzens und die unwandelbare Zuversicht des Kindes, darin Luther den Paradieseszustand des Menschen findet. Einst frägt er sein Lenchen, ob sie auch in den Himmel kommen wolle. Sie giebt zur Antwort: „Ja; denn da werd ich genug Äpfel, Zucker, Birnen und Zwetschken haben.“ „Wer wohl denkt,“ sagt der Vater drauf, „dem ist wohl, wie meiner Magdalene.“ Da er ein andermal sich mit ihr darüber unterhält, was ihr wohl „der heilige Christ bescheren“ werde, sagt er: „Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und ihr lieber Vater sei.“ Dann setzt ihm Käthe den kleinen Martin auf den Schoß und im Blick auf die beiden Kinder bekennt er: „Ich wollte, daß ich in des Kindes Alter gestorben wäre, da wollt ich alle Ehre drum geben, die ich habe und noch bekäme in der Welt.“ Sehnsüchtig blicken die Kinder nach den Pfirsichen auf dem Tisch: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich auf Hoffnung freut, der hat hier ein recht Konterfei. Ach daß wir den jüngsten Tag so in Hoffnung könnten ansehen!“ Viel höher als der eigne dünkt ihn der Kinder Glaube, die „im Glauben viel gelehrter sind, denn wir alte Narren; denn sie glauben aufs einfältigste ohne alle Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und daß

nach diesem Leben ein ewiges Leben sei." Darum tröstet es ihn auch: „Mein Lenchen und Hänschen beten für mich!"

So mag die Kinderstube Luther oft zur Studierstube und zur liebsten Erholungsstätte geworden sein, Sorge um seiner Kinder Zukunft kannte er nicht. „Geh hin schlafen, liebes Kindchen," sagt er zu dem einen beim Gutenachtgruß, „bis nur fromm, Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott will ich dir lassen, nur sei fromm!" Eine fromme Erziehung gilt ihm als das reichste Erbteil: „Es liegt nicht daran, daß man die Erben reich mache, sondern daran ist's am meisten gelegen, daß sich die Erben darein schicken können und Gottes Segen recht brauchen. Und wir Eltern sind große Narren, daß wir unsern Kindern viel Guts lassen; aber sie in Gottes Furcht, guter Zucht und Ehrbarkeit zu ziehen und unterweisen, da sind wir sehr nachlässig. Es ist gar eine böse, verkehrte Weise!"

Von dem späteren Lebensgang der Kinder Luthers, soweit sie den Vater überlebten, nur noch ein kurzes Wort! Es ist selten, daß großen Männern bedeutende Söhne folgen. Luthers Haus mit seiner Unruhe bot den Knaben wohl auch der Zerstreuung zu viel und der Vater war zu beschäftigt, als daß er sich selbst eingehend der Erziehung seiner Kinder hätte widmen können. Er mußte diese mehr, als ihm lieb war, der Gattin und den Hauslehrern überlassen. Weder Johannes noch Martin haben etwas Hervorragendes geleistet. Johannes, eine Zeit lang dem tüchtigen Torgauer Schulmeister Marx Krodel anvertraut, studierte noch nach des Vaters Tode die Rechte und wurde schließlich fürstlicher Kanzleirat in Weimar, vermutlich weniger um seiner Tüchtigkeit, als um des großen Vaters willen. Martin studierte Theologie, starb aber, ohne ein Amt übernommen zu haben, bereits im Alter von 33 Jahren. Paul aber wurde ein angesehener Arzt und widmete seine Dienste verschiedenen Höfen. Als kurfürstlicher „Leibmedikus" starb er zu Leipzig am 8. März 1593, wo er in der Paulinerkirche seine letzte Ruhestätte fand. Margarethe, mit dem preußischen Landrath Georg von Kunheim vermählt, starb schon im Jahre 1570. Mit Martin Gottlob Luther, dem Ururenkel Paul Luthers, ist am 3. November 1759 der letzte männliche Nachkomme D. Martin Luthers gestorben.

4. Luthers Haus eine christliche Herberge.

Nicht nur aus Vater, Mutter und Kindern bestand Luthers Familie; Luther und seine Gattin waren im edelsten Sinne Hausvater und Hausmutter für alle, die in ihrem Hause wohnten, an ihrem Tische aßen, bei

ihnen aus- und eingingen. So war ihr Haus in Wahrheit eine „christliche Herberge".

Die Dienstboten rechnete Luther ganz zur Familie und zur Hausgemeinde, der er selbst „als ein Pfarrer oder Bischof" vorsteht. Er hält darauf, daß sie beten und den Katechismus lernen. Auch auf das Gesinde nimmt er im Katechismus Bezug, so in dem Lehrstück von der Beichte, in der Haustafel und in dem Schlußvers:

Ein jeder lerne sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Gern kommt Luther auch in seinen Predigten auf die Gottwohlgefälligkeit selbst der niedrigsten Arbeit zu sprechen: „Ein Knecht oder Magd darf nicht gedenken: Ei wie bin ich so in einem geringen, unseligen Stande, muß immer der Arbeit warten, darum kann ich Gott nicht dienen. Wenn du gleich ein Knecht oder Magd bist, hindert dich nichts, du kannst Gott ebensowohl dienen als ein Anderer, der in einem höhern Stande ist. — Wenn du eine geringe Hausmagd fragst, warum sie das Haus kehre, die Schüsseln wasche, die Kühe melke, so kann sie sagen: Ich weiß, daß meine Arbeit Gott gefällt, sintemal ich sein Wort und Befehl für mich habe." Oft freilich klagt Luther auch über den Mangel an Gehorsam und Fleiß, Treue, Ehrlichkeit und Zucht bei dem Gesinde. Inwieweit solchen Klagen die Erfahrung im eignen Hause zu Grunde lag, wissen wir nur teilweise. Auch damals gab es Mädchen, die statt ihre Besorgungen rasch zu erledigen, „von einem Haus zum andern waschen (klatschen, schwatzen) und allenthalben Klapperbänklein aufschlagen und die Augen dahin und dorthin werfen, die alle Ziegel auf dem Dach und alle Sperlinge unter dem Dach zählen und unterwegen allenthalben Ständner haben".

Auch einem „Diener" begegnen wir im Hause Luthers, Wolfgang Sieberger, aus München gebürtig, seit dem Jahre 1515 in Wittenberg immatrikuliert. Weder mit Glücksgütern noch mit Geistesgaben gesegnet ist „Wolf" zeitlebens „Student" geblieben. Nur bis zum „Baccalaureus" hat er's gebracht; damals bat Luther, der dem „netten Jungen, der die besten Hoffnungen weckte", Wohnung im Kloster gewährt hatte, Spalatin für denselben um eine Unterstützung. Diese „Hoffnungen" hat Wolfgang leider nicht erfüllt. Aber was Luther an ihm gethan hat, das lohnte er ihm in Treue und Anhänglichkeit. Auch nach Luthers Verheiratung ist er im Kloster geblieben, allen möglichen Diensten in Garten, Keller und Haus sich gern unterziehend, seiner Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit halber freilich

auch Anlaß zu mancherlei Tadel gebend. Insbesondere mag ihn die mit großer Leidenschaft, aber wenig Geschick betriebene Vogelstellerei zu Zeiten von treuer Pflichterfüllung abgehalten haben. Luther, der Freund der Vogelwelt, drückte ihm einmal durch folgende „Klageschrift der Vögel an Lutherum über seinen Diener Wolfgang Siebergern“ sein entschiedenes Mißfallen an jener Beschäftigung aus:

„Unserm günstigen Herrn Doktor Martin Luther, Prediger zu Wittenberg. Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Euer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet worden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger, Euer Diener, sich unterstanden habe einen großen, freventlichen Durst (Kühnheit) und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen, die Freiheit zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellt, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet, noch solche ernste und geschwinde Durst um ihn verdienet. Weil denn alles, wie Ihr selbst könnt bedenken, uns armen, freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beschwerung, ist an Euch unsere demütige und freundliche Bitte, Ihr wollet Euren Diener von solcher Durst weisen oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor streue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe, so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hinnehmen. Wird er das nicht thun, sondern uns also freventlich nach dem Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure und er des Tags auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unserer Statt fahe und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum gebraucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten, die Euch doch viel Leids thun, stehlen und rauben und aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste u. s. w. entragen, welches wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallene Körnlein suchen. Wir stellen solche unsere Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellt. Wir hoffen aber zu Gott, weil unsere Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm geblieben und entflohen sind, wir wollen

auch seinen losen faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Matth. 6 (26)."

Bis über den Tod hinaus hat Luther für seinen Diener gesorgt. Als einmal die Rede davon war, was einmal mit ihm nach dem Abscheiden seines Herrn werden solle, sagte Wolfgang, dann wolle er auch gleich mit begraben sein. Nur ein reichliches Jahr hat er Luther überlebt.

Übrigens hören wir auch von andern „Dienern" Luthers, die indes Wolfgang an Gelehrsamkeit übertrafen. Einer, Leonhard Ditz, war vorher „Bürger und Leineweber" zu Wittenberg gewesen, studierte Theologie und wurde 1540 Diakonus zu Lommatzsch. Ein anderer „Famulus" Luthers war Thomas Kunat aus Colditz, später Kantor in Colditz, dann Diakonus in Frohburg.

Gewiß mußten in Käthes stattlicher, ausgedehnter Wirtschaft auch Luthers Nichten tüchtig mit zugreifen, die er als seine Pflegekinder zu sich genommen hatte. Im Jahre 1538 waren deren nicht weniger als drei, sämtlich heiratsfähig, in Luthers Hause, Lene und Else Kaufmann, die beiden verwaisten Töchter einer in Mansfeld verheiratet gewesenen Schwester Luthers, sowie seine Großnichte Anna Strauß. Lene ließ sich nicht leicht erziehen. Ihr Herz war recht früh für die Liebe empfänglich. Magister Veit Dietrich hielt um ihre Hand — Lene war damals fast noch Kind — an. Trotz seines Satzes: „Früh aufstehen und jung freien soll niemand gereuen" meinte jedoch Luther, Lene sei noch zu jung, müsse auch erst noch besser gezogen werden; thue sie aber nicht gut, so wolle er sie lieber einem schwarzen Hüttenknecht geben, statt einen frommen und gelehrten Mann mit ihr betrügen. Als Lene mit Trotz erzwingen wollte, was der Verstand der Pflegeeltern ihr verweigerte, riet Luther, „man sollte sie mit einem guten Knüttel züchtigen, daß ihr das Mannnehmen verginge". An Luthers Geburtstag 1538 durfte sie, „zu ihren vollkommenen Jahren gekommen" sich mit dem Witwer Ambrosius Bernd, Professor und Schösser an der Universität, verloben. Fröhliche Gäste waren in Luthers Hause versammelt, unter ihnen Jonas, Creutziger und Melanchthon. „Vor Essens auf den Abend," berichten die „Tischreden", „ließ Magister Ambrosius Bernd öffentlich werben um seine, des Doktors, Muhme Magdalena, daß er ihm dieselbige wolle zum Ehegatten geben, wie er ihm zuvor zugesagt hatte.

Da sprach Doktor Martinus: Lieber Herr Schösser und Gevatter, allhie habe ich die Jungfrau, wie mir sie Gott gegeben und beschereet hat, die überantworte ich Ihm. Gott gebe seinen Segen und Benedeiung, daß sie wohl und christlich mit einander leben. Waren also fröhlich und guter Dinge. — Da Braut und Bräutigam hernach sich bekümmerten um die Hochzeit und Gäste bitten, sprach Doktor Martinus: Seid ihr unbekümmert! Solch's geht euch nichts an! Wir wollen bedacht sein auf solch zufällig Ding, als das zum Wesen des Ehestands nicht gehört; seid ihr darauf bedacht, daß ihr mit den Gästen fröhlich seid! Ich will mit Gott diese Hochzeit helfen ausrichten, vielleicht die letzte." Die nächsten Wochen war nun wohl der glückliche Bräutigam täglicher Gast im Hause Luthers. Dieser fand ihn einmal in „heimlichem Gespräch mit seiner vertrauten Jungfrau", lachte und sprach: „Es wundert mich, daß doch ein Bräutigam mit der Braut so viel zu reden sollte haben; ob sie auch müde werden können? Aber man darf sie nicht vexieren; sie haben Briefe über alle Recht und Gewohnheit."

Schon am 27. November war die Hochzeit, zu der viele Gäste, auch liebe Verwandte aus der Ferne sich einstellten. Für guten Wein hatte zum Teil der Rat gesorgt. „25 Groschen 4 Pfennige", besagen die Kämmereirechnungen, „den Gästen von Mansfeld und Eisleben verehrt, so auf Magister Ambrosius' Wirtschaft allhie gewesen, in Doktor Martinus' Behausung geschickt, Mittwochs nach Katharinä, nämlich ein Stübchen Frankenwein, vier Quart Jüterbogkschen Wein." Rechtzeitig bat Luther den Fürsten Johann von Anhalt um „einen Frischling oder Schweinskopf". Damit es an der Musik nicht fehle, hatte er, obgleich er meinte, „bei solchem Treiben habe die Musik keinen Platz, denn der Leib habe keine Ohren", sondern wolle etwas Gutes essen, den Schulmeister mit seinen Sängern bestellt. Ob bei der fröhlichen Hochzeit auch getanzt wurde? Ob einer auch von diesem Tage, wie es früher einmal geschah, berichten konnte: „Ich hab Melanchthon mit der Pröpstin (der Gattin Justus Jonas') sehen tanzen, es ist mir wunderlich gewesen?" Wir besitzen ein Luther zugeschriebenes, lateinisches „Bedenken vom Tanz", das diese Bewegung durchaus nicht verwirft: „Der Tanz ist dazu da, daß man höfliches Benehmen lernt und daß die Jünglinge dann desto zuversichtlicher um eine ehrbare Jungfrau anhalten können. Darum lädt man auch einige ältere Frauen und Männer mit ein, die zusehen sollen, damit alles hübsch anständig zugehe. Nur eins mißfällt mir und ich wünschte, die Obrigkeit verböte es, daß nämlich die jungen Leute die Mädchen im Kreise drehen, besonders wenn's öffentlich

geschieht und viele zusehen." Vom Tanzen bei den Hochzeiten sagt Luther, der meinte, auch bei der Hochzeit Isaaks und Rebekkas sei getanzt worden: „Ich lasse der Hochzeit ihr Recht und Brauch und tanze immerhin. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen noch aussitzen, so du züchtig und mäßig drinnen bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das thue auch und werde ein Kind, so schadet dir der Tanz nicht."

Übrigens ist Lene schon nach vier Jahren Witwe geworden. Offenbar immer noch nicht gut erzogen, verliebte sie sich in einen zwanzigjährigen Studenten der Medizin, den sie nach dem Tode Luthers, der sich gegen diese Verbindung erklärt hatte, heiratete.

Auch seiner Großnichte Anna Strauß, die im Januar 1542 einem jungen Magister die Hand reichte, hat Luther im „schwarzen Kloster" die Hochzeit ausgerichtet. In einem humorvollen Briefe erbat er sich für das Mahl das nötige Wildbret von den Fürsten von Anhalt: „Wie wohl ich Euer Fürstlich Gnaden ganz ungern beschwere, so zwingt's doch die Sache und Notdurft. Und ist die, daß ich Euer Fürstlich Gnaden ganz demütiglich bitte, sie wollten mich, sofern es möglich und thulich ist, etwa mit Wildbret begaben; denn ich einer Hausjungfrauen, meiner Freundin, soll zu Ehren helfen in den heiligen göttlichen Stand der Ehe. Und ist hie wenig zu bekommen; denn die Menge und vielmehr die Ämter und Hoflager haben schier alles aufgefressen, daß weder Hühner noch ander Fleisch wohl zu bekommen, daß, wo es fehlt, ich mit Würsten und Kaldaunen muß nachfüllen. Ich hab auch Euer Fürstlich Gnaden noch nicht gedankt für das Schwein mir geschenkt, danke aber jetzt schriftlich, der ich zuvor mündlich und herzlich gedankt habe. Denn ich vielfältig spüre, daß Euer Fürstlich Gnaden einen großen, gnädigen Willen gegen mich Unwürdigen tragen. Und wäre dieselbige Sau nach dem Verlöbnis kommen, so hätte sie müssen auf die Hochzeit gespart sein, damit ich Euer Fürstlich Gnaden diesmal hätte unbeschwert gelassen."

Auch eine Reihe junger männlicher Verwandten fanden freundliche Aufnahme im Hause Luthers: drei Brüder der Else und Lene Kaufmann, Hans Polner, der Sohn einer andern Schwester und Martin, seines Bruders Sohn. Sie haben je nach Bedarf auch den vollen Ernst, mit dem Luther die ihm anvertraute Jugend erzog, fühlen müssen.

Zur „Familie" aber gesellte sich in Luthers Haus noch ein weiter Kreis von Gästen, die längere oder kürzere Zeit dort Herberge suchten und fanden. Da sind vor allem die „Schulmeister", die Luthers Kinder unterrichten, aber zum Teil eine Anzahl weiterer eigner Zöglinge mit ins Haus

bringen. Nicht weniger als sechs führte Veit Dietrich Tag aus Tag ein an Frau Käthes Tisch. Kaum wird diese böse gewesen sein, als Dietrich ärgerlich über den Korb, den er sich bei seiner Werbung um Jungfer Lene Kaufmann holte, mit seiner Schar das schwarze Kloster verließ. Auch eine Mädchenlehrerin beherbergte Luther längere Zeit. Die obengenannte (S. 344) Else von Canitz erschien zwar nicht trotz Luthers freundlicher Einladung: „Ich gedacht Euer zu brauchen, junge Mägdlein zu lehren und durch Euch solch Werk andern zum Exempel anzufangen. Bei mir sollt Ihr sein zu Hause und zu Tische, daß Ihr keine Gefahr noch Sorge haben sollt.“ An ihrer Stelle kam Margarethe von Mochau. Mönche und Nonnen, die ihrem Kloster entflohen, evangelische Prediger, die man vertrieben, schienen es als selbstverständlich anzusehen, daß Luthers Haus ihnen Obdach gewähre. Im Zorn darüber, daß eine eigene Verwandte, die Herzogin Ursula von Münsterberg samt mehreren anderen Nonnen das Freiberger mit dem schwarzen Kloster zu Wittenberg vertauscht hatte, warf Herzog Georg Luther vor: „Du hast zu Wittenberg ein Asyl eingerichtet, daß alle Mönche und Nonnen, so uns unsere Klöster berauben mit Nehmen und Stehlen, die haben bei dir Zuflucht und Aufenthalt, als wäre Wittenberg, höflich zu reden, ein Ganerbenhaus (Haus, wo solche wohnen, die einen Gemeinbesitz beerben wollen) aller Abtrünnigen des Landes.“ Der Herzog schien nicht zu wissen, daß Ursula von Münsterberg ohne alle Mittel nach Wittenberg gekommen war und daß die „Pelzlein und Bettziechen“ ihrer Begleiterinnen deren gesamte Habe darstellten.

Auch andere fürstliche Gäste sind bei Luther abgestiegen, so die um ihres evangelischen Glaubens willen flüchtige Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die während längerer Krankheit zugleich die treuste Pflege dort fand.

Als im Herbste 1527 die Pest ausbrach, nahm Luther die Frau seines Kollegen Schurf, sowie Bugenhagen mit seiner ganzen Familie, endlich den Diakonus Rörer, dessen Frau an der Pest gestorben war, samt seinem Söhnchen zu sich. Kaum war die Pest vorüber, so wurde — am 10. Dezember — Luthers Elisabeth geboren. Drei Wochen später verlobte Luther Hanna von Sala, die gleichfalls in seinem Hause wohnte, mit einem „Priester“ und am Neujahrstag richtete er ihr die Hochzeit aus. Fünf Tage später stellte sich der aus Österreich vertriebene Freund Luthers, Michael Stiefel ein, der bis Michaelis im Hause Luthers geblieben ist. In dem Pestjahre 1539 nahm Luther alle Kinder seines Kollegen Münster, der selbst pestkrank seine Frau an der Seuche verloren hatte zu sich!

Das alles aber waren Gäste, die auf längere Zeit hier blieben. Dazu nun der Schwarm derer, die kamen, nur einige Tage blieben und gingen, sowie die Fremden, die nicht in Wittenberg gewesen sein wollten, ohne Luther gesehen oder gesprochen oder an seinem Tische gesessen zu haben! Da versteht man es wohl, wenn dem Fürsten Georg von Anhalt dringend abgeraten wird, bei Luther Wohnung zu nehmen: „Das Haus Doktor Luthers bewohnt eine bunte, gemischte Schar von Jünglingen, Studenten, Mädchen, Witwen, alten Frauen und Knaben. Darum herrscht dort große Unruhe und viele bedauern das um des guten Mannes, des ehrwürdigen Vaters willen. Wenn Doktor Luthers Geist in allen wohnte, so würde sein Haus Euer Gnaden eine angenehme und freundliche Herberge auf einige Tage gewähren, daß Euer Gnaden jenes Mannes häuslichen Umgang genießen könnte. Aber wie jetzt die Sache steht und sich das Hauswesen des Herrn Doktors verhält, möchte ich nicht geraten haben, daß Euer Gnaden in seinem Hause absteige."

Ungezählten ward das schwarze Kloster als eine wahrhaft christliche Herberge zum reichsten Segen. Es wurde gepriesen als eine Zuflucht für Vertriebene, ein Hospital für Kranke, eine Troststätte für Angefochtene, ein Vaterhaus für Verwaiste. Bewundernd aber stehen wir vor Luther, dem „Vater" dieses Hauses: inmitten solcher Unruhe und unzähliger Aufgaben keine Sorge kennend, immer fröhlich und unverzagt, dazu rastlos an seinem Schreibtisch arbeitend, mit unverminderter Treue seine Vorlesungen haltend, unermüdlich Freund Bugenhagen auf der Kanzel vertretend! Aber auch der Hausfrau Käthe darf unsere Bewunderung nicht versagt bleiben. Was wäre jene „Herberge" ohne ihren Fleiß und ihre Emsigkeit gewesen! Davon mag der folgende Abschnitt erzählen!

5. Haushalt und Tisch.

Ein so gastliches Haus wie das Lutherſche mußte entweder über außerordentlich hohe Einkünfte zu verfügen haben oder von einer ausnehmend tüchtigen Hausfrau verwaltet werden. Luthers Einkommen war nicht bedeutend. Auf zweihundert Gulden erhöhte der Kurfürst seinen Gehalt, als Luther seinen Hausstand gründete. Allerdings kam zu dieser baren Summe noch mancherlei mehr oder minder regelmäßige Einnahme an Lebensmitteln, an Kleidung, an Wein, an Wildbret u. s. w. So halfen der Landesherr, vermögende Freunde, der Rat der Stadt, vornehme, fürstliche Gönner Luthers Einkünfte vermehren und statteten damit ihren schuldigen Dank für manchen

treuen Dienst des Reformators ab. So lieferte z. B. der König von Dänemark an Luther, Bugenhagen und Melanchthon regelmäßig Butter und Heringe und es geschah gewiß auch in Luthers Sinne, wenn der Stadtpfarrer dankte: „Der Hering und Butter ist uns sehr angenehm gewest, weil wir wissen, daß es Euer Königliche Majestät mit uns gnädiglich gut meint, und ist auch sonst ohn das in unsere Küchen wohl zu Maße gekommen.“ Später wandelte der König das nicht immer unversehrt eintreffende Geschenk in eine jährliche Gabe von fünfzig Gulden für jeden um. Von fürstlichen Gönnern ein Wildbret und von andern Freunden andere Gaben in Küche oder Keller zu erbitten, scheute sich Luther durchaus nicht. In Käthes Auftrag schreibt er Jakob Propst in Bremen, die Nordsee sei wohl ausgetrocknet; denn seitdem Fleischessen durch das Evangelium freigegeben sei, habe es in Wittenberg noch nie so wenig Fische gegeben.

Es wäre Luther kaum schwer gefallen, ein reicher Mann zu werden. Aber für das Ansammeln von Geld hatte er, der keine Sorge für die Zukunft kannte, durchaus keinen Sinn. Seine Vorlesungen hielt er unentgeltlich. Bezahlung für seine Schriften lehnte er ab. Selbst Freiexemplare für Freunde mußte er sich erst erbitten. „Ich will umsonst predigen und schreiben in Verachtung der Welt, daß sie muß sehen, daß einer etwas Gutes kann thun nicht aus Hoffart, sondern weil er ein Christ ist.“ „Ich will meine Arbeit von der Welt nicht verlohnt haben, sie ist zu wenig dazu. Ich habe noch nie meinen Herrn von Sachsen um einen Pfennig gebeten, weil ich bin hier gewesen.“ „Ich habe Gott Lob genug, der mir Weib und Kinder, den schönsten Segen, und den Kurfürsten beschert hat, der mir aus freien Stücken jährlich 200 Gulden angeboten hat. Sonst hatte ich beschlossen, als ich ein Weib nahm, daß ich für Geld lesen wollte. Aber da mir Gott zuvorkam, habe ich mein Leben lang kein Exemplar (Handschrift eines zu druckenden Werkes) verkauft noch für Geld gelesen.“ Matheſius weiß zu erzählen: „Kurfürst Johann schenkt ihm einen neuen Rock, dem schrieb er wieder, er thue ihm zu viel. Wenn's ihm hie alles bezahlt werde, was wolle er in jenem Leben zu gewarten haben? Kurfürst Johann Friedrich beut ihm einen Kux an auf dem Schneeberg, den will er nicht haben. „Der Teufel ist mir feind,“ spricht er, „der sagt, alle Schätze in der Erde sind sein, der möchte das Erz meinethalben abschneiden, so müßten die andern Gewerken meiner entgelten; mir gebührt viel besser, daß ich mit einem Vaterunser Zubuße gebe, daß die Erze bestehen und die Ausbeute wohl angelegt werde.“ Die Römlinge, denen um Geld alles

feil war, wußten wohl, daß Luther völlig unbestechlich war. „Man sollt ihm etlich hundert Gulden in den Hals stecken," sagte einmal jemand, bekam aber zur Antwort: „Es hilft nichts an ihm, die deutsche Bestie achtet keines Geldes und will keins nehmen, wenn man's ihm schon anbeut."

Zu dem allen paßte schlecht die grenzenlose Freigebigkeit, die Luther übte. Zur Zeit der Teuerung borgt er Korn, um es „an die armen Leute zu wagen". „Ehrliche und dankbare Leute verehrten ihm bisweilen, er teilt es aber des meisten Teils wieder aus. Auf eine Zeit klagt ihm ein Armer seine große Not und weil er keine Barschaft hatte, kommt er seiner Hausfrau, die in den Wochen lag, übers Patengeld und bringt es dem Dürftigen. Wie man ihn anredet, spricht er: Gott ist reich, er wird andres bescheren." Letzteres war überhaupt seine Rede, wenn es sich darum handelte um Gottes und der Barmherzigkeit willen das Letzte zu verschenken. Den Rat bittet er um „Zehrung" für einen „armen Gesellen", der „Hungers wegen davon muß": „Weil er ein frommer, gelehrter Mann ist, so muß man ihm helfen. So wisset ihr, daß meines Gebens ohne das viel und täglich ist, daß ich's nicht kann alles erschwingen. Bitt derhalben, wollt ihm dreißig Gulden geben; wo nicht so viel da ist, so gebet zwanzig, so will ich zehn geben. Wo nicht, so gebet die Hälfte, fünfzehn, so will ich die andere Hälfte geben. Gott wird's wohl wiedergeben." Und wie weiß er vom Krankenbett des Kurfürsten seine in Almosenangelegenheiten recht zurückhaltende Käthe zu bitten, dem abziehenden „Famulus" Johann Rischmann eine ordentliche Gabe mit auf den Weg zu geben! „Du weißt, daß er treulich und fleißig gedient hat und wahrlich dem Evangelium nach sich demütig gehalten und alles gethan und gelitten. Darum denke Du, wie oftmal wir bösen Buben und undankbaren Schülern gegeben, da es alles verloren gewest ist: so greif Dich nun hier an und laß an einem solchen frommen Gesellen auch nicht mangeln, da Du weißt, daß es wohl angelegt und Gott gefällig ist. Ich weiß wohl, daß wenig da ist; aber ich gäbe ihm gern zehn Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter fünf Gulden sollst Du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet ist. Was Du drüber kannst geben, das thue, darum bitte ich. Es möchte zwar der gemeine Kasten mir zu Ehren einem solchen meinem Diener wohl etwas schenken, angesehen, daß ich meine Diener muß halten auf meine Kosten zu ihrer Kirchen Dienst und Nutz; aber, wie sie wollen. Laß Du ja nicht fehlen, weil (so lange) ein Becher da ist. Denke, wo Du es kriegst! Gott wird wohl andres geben, das weiß ich!" Und in demselben Briefe bittet Luther noch für seine

Kinder! „Ich kann in dieser Stadt, wiewohl jetzt Jahrmarkt ist, nichts finden zu kaufen für die Kinder. Wo ich nichts brächte sonderliches, so schaffe mir da etwas Vorrats!“ Von sich selbst wohl redet Luther, wenn er in einer Predigt spricht: „Wer Gut hat, der sei ein Herr desselbigen Gutes! Wer da dient, der ist ein Knecht und hat nicht das Gut, sondern das Gut hat ihn; denn er darf's nicht gebrauchen, wenn er will, kann auch nicht andern damit dienen, ja er ist nicht so kühn, daß er's dürfte anrühren. Ist er aber ein Herr über das Gut, so dient das Gut ihm und er dient nicht dem Gute. Darnach hilft er den Armen von dem Gut und giebt denen, die nichts haben. Wenn er einen sieht, der keinen Rock hat, so spricht er zum Gelde: Heraus, Junker Gulden, dort ist ein armer, nackender Mann, der hat keinen Rock, dem mußt du dienen! Dort liegt einer krank, der hat keine Labung. Hervor, Junker Anneberger und Joachimsthaler, ihr müßt fort, hin und helft ihm! Die so mit ihrem Geld umgehen, die sind Herren ihres Guts. Und das thun gewiß alle rechtschaffenen Christen; die aber viel Geld sparen und immer gedenken, wie der Haufe größer werde und nicht kleiner, das sind lauter Knechte.“

Daß Einnahme und Ausgabe in seinem Hause nicht immer stimmte, hat sich Luther nicht verhehlt. Mehr als einmal bekennt er offen seine gänzliche Armut und es schmerzt ihn, nicht so geben und helfen zu können, wie er wohl möchte. Indes findet er sich in die einmal vorliegende Thatsache mit fröhlichem Humor. So stellt er einmal bei Tische die Betrachtung an: „Die Semmel soll ich noch aufessen und alle Mahlzeit eine Semmel zur Buße. Das macht jährlich 31 Groschen und 4 Pfennige. Dazu das Getränke und anderes!“ Schließlich sagte er: „Ich mag nicht mehr rechnen, es macht einen gar verdrossen, es will zu hoch steigen, ich hätte nicht gemeint, daß auf einen Menschen so viel gehen sollte.“ Auch der „wunderlichen Rechnung gehalten zwischen Doktor Martin und Käthen“ fehlt es nicht an Humor. Da zählt er eine Reihe großer Ausgaben auf und schließt diese mit den Worten: „Rate, wo kommt dies Geld her? Sollt das nicht stinken und Schulden machen?“ Stolz bekennt er aber dann: „In dieser Welt ist allein der Ehegatte ein Mann und ein Held und allein die Ehefrau ein Weib und eine Heldin.“ Die „wunderliche“ Thatsache, daß die Ausgabe die Einnahme übersteigt, veranlaßt ihn zu dem Verse:

Es gehört gar viel in ein Haus.
Willst du es aber rechnen aus,
So muß noch viel mehr gehn heraus.
Deß nimm ein Exempel mein Haus!

So seufzt denn Luther:

Ich armer Mann, so halt ich Haus:
Wo ich mein Geld sollt geben aus,
Da durft (bedurft) ich's wohl an sieben Ort
Und fehlt mir allweg hie und dort.

Endlich stellt er die Verschiedenheit eines reichen und eines armen Hauses mit den beiden Versen dar:

Thu, wie dein Vater hat gethan!
Wo der wollt einen Pfennig han,
Da fand er drei im Beutel bar,
Damit bezahlt er alles gar,
Kein' Heller wollt er schuldig sein,
So hielt er Haus und lebet fein.

Thu, wie dein Vater hat gethan!
Wo der sollt einen Pfennig han,
Da mußt er borgen drei dazu,
Blieb immer schuldig Rock und Schuh.
Das heißt denn hausgehalten auch,
Daß im Hause bleibt kein Feuer noch Rauch.

Es war sicher das Beste, was Luther thun konnte, daß er seine sämtlichen Geldangelegenheiten seiner geschäftigen, wirtschaftlich tüchtigen und energischen Käthe überließ. Mußte er von sich bekennen: „Ich bin zur Haushaltung sehr ungeschickt und fahrlässig. Ich kann mich in das Haushalten nicht richten. Ich werde von meinem großen Hauswesen erdrückt," so durfte er im Hinblick auf sein Weib sprechen: „Das ist wahr, die häuslichen Sachen, was das Hausregiment betrifft, da sind die Weiber geschickter und beredter als wir."

Man muß in der That staunen über das, was Käthe geleistet hat. Und trotz der Ausdehnung ihrer Wirtschaft blieb sie dem Manne die treu und innig an allem teilnehmende Lebensgefährtin und Gehilfin und ihren Kindern die hingebendste Mutter. Käthe war eine sparsame Frau. Die zwanzig Goldgulden, die Erzbischof Albrecht als Hochzeitsgeschenk sandte, Luther aber zurückwies, behielt sie doch hinter des Mannes Rücken. Wie leichtsinnig mußte es ihr angesichts des fast leeren Klosters erscheinen, auf solch brauchbare Gabe zu verzichten! Ein Glasgeschirr mit Zinnverzierung, von Hausmann geschenkt, wollte Luther seinem Freunde Agrikola verehren. Die „hinterlistige" Käthe aber sorgte rechtzeitig dafür, daß es vorher verloren ging, und ihre „Mitverschworenen," daß Luther es nicht fand.

Wirklich gelang es seinem „bissigen Kettenhund“ (ein wenig zartes Wortspiel mit „Käthe“), das nette Hausgerät dauernd zu retten.

In rastlosem Eifer suchte Käthe allen Bedürfnissen ihres starkbesetzten Hauses gerecht zu werden. Das Bier braute sie selbst — drei Pfennige für die Kanne Wittenberger Bräu galt ihr zu teuer. Den nötigen Hopfen erbaute sie in dem um 375 Gulden erkauften „Speckgarten“. Aus ihren eigenen, stattlichen Weinpflanzungen brachte sie Trauben auf den Tisch, von eignen Bienenstöcken Honig und Fische aus den eignen Teichen des großen Gartens am Saumarkt vor der Stadt, eines Besitztums, das ihr auf mehreren Briefadressen ihres scherzenden Gatten die wenig anziehende Titulatur „Saumärkterin“ eintrug. Was kümmerte sie solcher Spott, wenn sie ihren Gästen selbst Forellen vorsetzen konnte! Da hatte sie, wie ihr Gatte bekennt, „größere Freude über den wenigen Fischen denn mancher Edelmann, wenn er etliche große Teiche und Weiher fischt und etliche hundert Schock Fische fängt“. Die Ställe des Klosterhofs waren gut besetzt. Auch die Geflügelzucht gedieh. Der zahlreichen Schweine mußte sich ein besonderer Hirte annehmen, den Luther seiner Unterhaltung nicht für unwert hielt: „Ehe gehe ich zu meinem Schweinehirten Johannes und zu den Schweinen, denn daß ich allein bliebe.“ Stolz konnte Käthe auf den Obstertrag ihrer Gärten sein, wenn auch zweifelhaft ist, ob ihre Feigen- und Maulbeerbaumzucht, um die sich Wolf besonders zu bekümmern hatte, ebenso erfolgreich war wie der von Luther selbst betriebene Anbau Erfurter Riesenrettige.

Zu den Wittenberger Grundstücken kam im Jahre 1540 noch das Gut Zülsdorf bei Kieritzsch. In diesem „neuen Königreich“ gab es freilich viel zu bessern und zu bauen, so daß Luther seufzte: „Sie verschwendet in diesem Jahre dort, was erzeugt wurde.“ In mancher Briefadresse spielt Luther auf die Liebe an, mit der seine Frau gerade an jenem Besitztum hing. Da schreibt er „der reichen Frauen zu Zülsdorf, Frauen Doktorin Katherin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zülsdorf geistlich wandelnd, meinem Liebchen“ oder „Ihro Gnaden Frau von Bora und Zulsdorf“.

Wir begeben uns, nachdem wir Gärten, Küche und Keller einen Besuch abgestattet, mit der Hausgesellschaft zu Tische. Vielleicht ist auch heute einer mit darunter, der, trotzdem der „Herr Käthe“ mehrmals „auf die nötige Bezahlung gedrungen“, seine Rechnung noch nicht beglich. Gewiß suchte Käthe einer Überfüllung des Speisezimmers, ihrer „Tischburse“ mit solchen „Tischgesellen“ vorzubeugen und verstand auch manchen abzuweisen, den der

immer liebenswürdige und gastfreie Gatte gern mit zugelassen hätte. In solchen Angelegenheiten mußte sich Luther schließlich doch dem Regiment Käthes fügen. „Den Kegel," schreibt er einmal an seinen Freund, den Mansfeldischen Kanzler Kaspar Müller, „hätt ich wohl gern haben mögen aus allerlei Ursachen zum Kostgänger, aber weil die Burse wiederkommt von Jena (wegen der Pest war dorthin die Universität verlegt worden), so ist der Tisch voll und kann die alten Kumpanen nicht also verstoßen; wo aber eine Stätte los würde, als nach Ostern geschehen mag, will ich meinen Willen Euch gern darthun, wo anders Herr Käthe alsdann mir gnädig sein wird." Mit eigener Entrüstung schickt er einen Knaben, der ihm „aus England ist schalklich aufgelogen", nach Nürnberg und bittet, daß man ihn dort im Findelhaus unterbringe. „Ihr wisset," schreibt er an Hieronymus Baumgärtner, „was für eine Bettelstadt unsere Stadt ist, dazu bedarf der Bube wohl noch einer Magd, die seiner warte mit Waschen und Lausen."

Ein Freund besonderer Leckerbissen war Luther nicht. „Ich lobe mir eine gute, gemeine Hausspeise," war seine Rede. „Ich esse, was mir schmeckt," sagt er ein andermal, „und leide darnach, was ich muß. Ich frage auch nach den Ärzten nichts; will mir mein Leben, so mir von ihnen auf ein Jahr gestellt ist, nicht sauer machen, sondern in Gottes Namen essen und trinken, was mir schmeckt." Melanchthon erzählt uns: „Ich habe oft gesehen, daß er täglich nur mit wenig Brot und einem Hering begnügt gewesen, und das zu Zeiten viele Tage lang." Daß er einmal auf dem Wege zur Genesung nach schwerer Krankheit Brathering mit kalten Erbsen und Senf aß und daß ihm das sonderbare Gericht gut bekam, setzte seine Ärzte in berechtigtes Erstaunen. Gewiß aber hat Käthe, der „Küchenoberst", wie sie Luther einmal nennt, gut Bescheid gewußt in allen die Küche betreffenden Fragen. An ihre Tüchtigkeit denkt wohl Luther, wenn er andere beklagt: „Das ist ein gemarterter Mann, deß Weib und Magd nichts weiß in der Küchen," oder wenn er in seiner „wunderlichen Rechnung" den Vers aufschreibt:

Der Frauen Augen kochen wohl,
Wohl mehr denn Magd, Knecht, Feuer und Kohlen.

War Luther durchaus bescheiden in seinen Ansprüchen an Speise und Trank, so konnte er sich doch auch an den Genüssen einer festlichen Tafel erfreuen: „Darf unser Herr Gott gute, große Hechte, auch guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie wohl auch essen und trinken; es ist dem

lieben Gott eben recht, wenn Du einmal aus Herzensgrund Dich freust oder lachest."

Johann Mathesius hat uns beschrieben, wie es an Luthers Tisch zuging. Manchmal konnte Luther auch bei Tische nicht aus seinen „schweren und tiefen Gedanken" sich lösen. Dann „hielt er die ganze Mahlzeit sein alt Klosterstilentium, daß kein Wort am Tisch gefiel; doch ließ er sich zu gelegener Zeit sehr lustig hören, wie wir denn seine Reden Condimenta mensae (Tischwürze) pflegten zu nennen, die uns lieber waren denn alle Würze und köstliche Speise. Wenn er uns wollte Rede abgewinnen, pfleget er einen Anwurf zu thun: Was höret man Neues? Die erste Vermahnung ließen wir vorüber gehen. Wenn er wieder anhielt: Ihr Prälaten, was Neues im Lande? Da fingen die Alten am Tische an zu reden. Doktor Wolf Severus, so der Römischen Königlichen Majestät Präceptor gewesen, saß oben an, der bracht was auf die Bahn, wenn niemand fremdes vorhanden, als ein gewanderter Hofmann. Wenn's Gedöber, doch mit gebührlicher Zucht und Ehrerbietigkeit anging, schossen andere bisweilen ihren Teil auch dazu, bis man den Doktor anbrachte. Oftmals legte man gute Fragen ein aus der Schrift, die löste er fein rund und kurz auf, und da einer einmal Part hielt, konnt er's auch leiden und mit geschickter Antwort widerlegen. Oftmals kamen ehrliche Leute von der Universität, auch von fremden Orten an den Tisch, da gefielen sehr schöne Reden und Historien." Jedes Wort aus Luthers Munde erschien den „Tischgesellen" wertvoll. So haben denn auch mehrere, unter ihnen Conrad Cordatus, Anton Lauterbach, Johann Mathesius, Georg Rörer, Johann Schlaginhaufen, diese „Tischreden" nachgeschrieben. Da hören wir unsern Doktor Martinus reden in frischer Fröhlichkeit, aber auch in tiefem Ernste. Der große Ast voll reifer Kirschen, den einmal Jonas über den Tisch gehängt hat, giebt Luther Veranlassung, „den herrlichen Segen Gottes an solchen Früchten" zu preisen. Angesichts eines Geschenkes von hundert Pomeranzen, die ein Tischgänger mitgebracht hat, spricht er: „Herr Gott, was wirst du einmal deinen lieben Kindern geben, die dich und dein liebes Söhnlein lieb haben und ehren, weil du jetzt den Kardinälen und Kurtisanen so viel schöner Früchte wachsen läßt, die dich verspotten und lästern. Laßt uns, liebe Kinder, bei unserm frommen Gott aushalten, er hebt uns unsern Teil auf und wird uns etwas besseres geben." Einmal unterhält man sich darüber, wie der Apostel Paulus ausgesehen haben möge. Luther erklärt: „Ich glaube, Paulus sei eine verachtete Person gewest, die kein Ansehen gehabt, ein armes dürres Männlein wie Magister Philippus." Die Betrachtung der unergründlichen

Weisheit Gottes in seinen Werken veranlaßt ihn zu dem Bekenntnis: „Wenn ich ihm hätte raten sollen, so hätte er die Schöpfung des Menschen bei dem Erdklos lassen bleiben und die Sonne wie eine Lampe mitten auf den Erdboden lassen setzen, daß immer wäre Tag gewesen.“ Da einst Käthe sich sorgt, das Bier möchte nicht reichen, da nur noch drei Fässer im Keller liegen, spricht Luther: „Das schadet nichts; denn Gott ist ein Hausvater, der leicht aus drei vier machen kann.“ Käthe — oft auch Justus Jonas — unterbrach zuweilen Luthers Worte und fand dann für ihre Rede nicht leicht den Schluß. Da frug sie einmal der Gatte, „ob sie auch zuvor ein Vaterunser gebetet hätte, ehe sie so viel Wort wollte predigen“. „Ich hätt auch gerne,“ sagt er ein andermal etwas gröber, „wenn mir meine Käthe übers Maul führe, ohne daß ich sie nicht ließe viel dran gewinnen, ein Maulschellium.“ Als einst ein Engländer am Tische saß, empfahl ihm Luther scherzend Käthe als Sprachlehrer: „die ist gar beredt, sie kann's so fertig, daß sie mich weit überwindet“.

An festlichen Tagen mag es wohl vorgekommen sein, daß Luther, der im Alter auf einen „Schlaftrunk“ hielt — „ihr jungen Gesellen,“ sagt er einmal, „unserm Kurfürsten und mir altem Mann müßt ihr ein reicheres Trünklein zu gute halten: wir müssen unsere Polster und Kissen im Kännlein suchen“ — mit seinen Freunden noch am Tische bei einem fröhlichen Trunk saß, wenn schon das ganze Haus schlief. So hielt Luther am Sonntag Estomihi 1544 ein „Königreich“, das bis zur mitternächtlichen Stunde währte. Luthers laute, erregte Rede, in der er sich gegen die Verleumdung verteidigte, er predige, was ihm Käthe vorschreibe, weckte die Hausfrau. Trotz der vorgerückten Zeit trat sie in den Kreis der Freunde, durch ihr Erscheinen das Zeichen zum Aufbruch gebend.

6. Erholungsstunden.

An der Seite der Gattin, im Kreise der Kinder, unter Freunden und Gästen an fröhlicher Tafelrunde fanden wir Luther. Christentum war ihm Freude. Christliche Freude liegt auch ausgebreitet über Luthers Erholungsstunden. „Man kann Gott nicht allein mit Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen,“ sagte er einmal zu Melanchthon, indem er ihm bei Tische die Feder aus der Hand nahm.

Luther war ein großer Gartenfreund. Wohl galt von der Wittenberger Gegend der Spruch:

Ländiken, Ländiken,
Du bist ein Sändiken!
Wenn ich dich arbeite,
So bist du licht (leicht);
Wenn ich dich egge,
Bist du schlicht;
Wenn ich dich mähe,
So finde ich nicht.

Trotzdem konnte Luther mit Stolz von den Borsdorfer Äpfeln und den rötlichen Birnen ernten, die ihm sein Freund Lauterbach aus Pirna geschickt hatte, oder ein Geschenk an Käse, von der Herzogin Elisabeth von Braunschweig übersandt, mit einer Lieferung Setzlinge von seinen Maulbeer- und Feigenbäumen erwidern. Zu seiner Freude gedeihen die Melonen und Kürbisse, deren Samen er Wenzeslaus Link in Nürnberg verdankt, obgleich sie in Luthers Garten später als anderwärts aufgegangen sind. „Einen großen Gefallen" erweist ihm Johann Lange in Erfurt mit einer Sendung von Samen „der großen Erfurter Rettige". Dankbar und andächtig kann Luther stundenlang, oft unter ernsten Gesprächen mit einem Freunde, durch jede Blume und jeden Zweig erfreut, in seinem Garten wandeln und erfährt es: „Wenn ein Mensch fröhlich ist, so erfreut ihn ein klein Bäumlein, ja ein schönes Blümlein oder Sträuchlein; wenn er aber traurig ist, so darf er schier keinen Baum recht ansehen." Da geht er am Abend durch den Garten und sieht, wie zwei Vöglein sich bei ihrem Nestbau stören lassen und davon fliegen. „Ach, du liebes Vögelein," spricht er, „fliehe nicht! Ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest. Also vertrauen und glauben wir unserm Herr Gott auch nicht, der uns doch alles Gutes gönnt und erzeigt; er will uns ja nicht totschlagen, der seinen Sohn für uns gegeben hat." Sich zum Trost, „weil der Satan mit seinen Gliedmaßen wütet, will" Luther „ihn verlachen und die Gärten betrachten". Ja, solche Freude bereitet ihm die Beschäftigung in und mit seinem Garten, daß er zur Zeit, da die Pest wütet, bekennt: „Werde ich am Leben bleiben, so will ich ein Gärtner sein" und ein andermal: „Wenn ich meine Arbeit mit gutem Gewissen verlassen dürfte, sollte mich im Garten umzugehen, zu hacken und zu graben viel leichter ankommen, denn solche Mühe auf dem Halse haben, wie ich jetzt habe. Denn Bauernarbeit ist mit diesem unsern Schweiß nicht zu vergleichen."

Auch ein Kegelschub war in Luthers Garten. Hier arbeiteten sich die „Tischgesellen" nach reichlichem Mahle wieder aus. Eine besondere Freude war es, wenn Luther selbst einmal eine Kugel in die Hand nahm. Der Arzt Ratzeberger erzählt uns darüber: „Oftmals, wo sich ein groß Mahl zutrug und seine Tischgesellen und jung Gesindlein auch ihre Übung haben mochten, ließ er sich's nicht mißfallen, daß sie der Kleider sprungen oder des

Barets liefen (jenes war wohl das „Sackhüpfen“ oder „Hosenlaufen“, bei dem zwei je mit einem Bein in demselben Beinkleid zu laufen versuchten — dieses das „Barlaufen“), ließ ihnen auch wohl einen Kegelplatz zurichten und seine Gesellen nacheinander dreinschieben. Unter Zeiten setzet er den ersten Stand, welchem die andern alle folgen mußten, und thät gewöhnlich den ersten Schub. Einmal schob er die Kugel umwärts, das andermal seitenwärts oder über Eck. Wenn es dann einen ungewissen Schub gab und der Kegel wenig oder gar keiner getroffen ward, lachet oft einer des andern Fehlschusses. So sagt er dann: Ja, ihr lieben Quiriten, so nannte er sie (so viel als: Mitbürger, Genossen), hierbei lernt: wo ihr über etzliche Jahre auch zu Ämtern und Dienstbestallungen kommt, daß dieser ein Bürgermeister, der andre ein Kanzler, der dritte sonst ein Regent, Prediger oder Schulmeister wird, so gedenke er an dieses Kegelspiel. Jetzt sieht ein jeder unter euch wohl, wie es dem andern fehlt, und meint, er wolle die Kegel allesamt treffen. So dann der Schub an ihn kommt, fehlt er wohl des ganzen Kegelplatzes. Also sieht jetzt mancher, was diesem Bürgermeister, dem Regenten, dem Kanzler oder Pfarrer fehlt. Kommt er einmal auch zu solchem Amt, wird er ja so seltsam fehlen, als jetzt derjenige, dessen er lacht und vermeint, es besser zu machen. Darum sei keiner vermessen und habe einer Geduld mit dem andern, und ob er sich wohl in seinem Sinne dünket geschickter zu sein, als sein Nächster, so kann es ihm auch fehlen, wo ihn Gott mit seinem Geiste nicht sonderlich regiert.“

Daß Luther das Kartenspiel wenigstens gekannt hat, beweisen manche Äußerungen in seinen Tischreden. Auch das Schach war ihm nicht fremd. Zur Fastnachtszeit stellten sich als Bergleute verkleidete Studenten bei ihm ein und spielten mit ihm Schach. Er aber „als ein geübter Schachzieher mattete seinen Schachgesellen“.

Am liebsten suchte Luther Erholung in der Musik. Der „Frau Musika“ Lob zu singen wird er, der ein feines musikalisches Verständnis besaß und selbst zu komponieren wußte, nicht müde. So schreibt er dem bayrischen Kapellmeister Ludwig Senfel: „Die von der Musik keine Empfindung haben, die, halte ich, sind den Klötzen und Steinen gleich. Denn wir wissen, daß die Musik auch den Teufeln zuwider und unerträglich sei. Und ich sage es gleich heraus und schäme mich nicht zu behaupten, daß nach der Theologie keine Kunst sei, so mit der Musik könne verglichen werden, weil allein dieselbe nach der Theologie solches vermag, was nur die Theologie sonst verschafft, nämlich die Ruhe und ein fröhliches Gemüte.“ Und wer kennt nicht Luthers „Lob und Preis der löblichen Kunst Musika“!

Vor allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein fein're werden,
Denn die ich geb mit mein'm Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hier kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorge und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
— — — — — — — — — — — — — —
Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein,
Himmel und Erden ist der voll.
Viel gut Gesang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang.
Deß muß sie haben immer Dank,
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musika ein Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seins Lobes sie nicht müde macht.
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
Und sagt ihm einen ew'gen Dank.

„Ich hab mit Luther gar manche liebe Stunde gesungen," sagt der kurfürstliche Kapellmeister Johann Walther, „und oftmals gesehen, wie der teure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste gewesen, daß er des Singens schier nicht konnte satt werden und von der Musika so herrlich zu reden wußte." Darum empfiehlt er, dem „Freude und guter Mut die beste Arznei ist", die Musika als bestes Mittel gegen die Traurigkeit. So in einem köstlichen Brief an einen gewissen Matthias. „Wenn Ihr traurig seid," schreibt er, „und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß unserm Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal (kleines, tragbares Orgelwerk); denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel. Und greift frisch in die Claves (Tasten) und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisa thaten. Kommt der Teufel wieder und giebt Euch eine Sorge oder traurige Gedanken ein, so wehrt Euch frisch und sprecht: Aus, Teufel, ich muß jetzt meinem Herrn Christo singen und spielen. — Darum nicht besser, denn flugs im ersten auf die Schnauzen geschlagen! Und wie jener Ehemann thät, wenn seine Ehefrau anfing zu nagen und beißen, nahm er die Pfeife unter dem Gürtel

hervor und pfiff getrost. Da ward sie zuletzt so müde, daß sie ihn zufrieden ließ. Also greift ihr auch ins Regal oder nehmt gute Gesellen und singet dafür, bis Ihr lernet ihn spotten.“ Ähnlich hatte es Luther selbst schon als Mönch gethan. Als die Nachricht kam „von des Papstes Bann und Reichs Acht“, ging er in den Garten und „hat mit Freuden gesungen“. Als der Prior ihn frug: „Habt Ihr nicht neue Zeitung bekommen?“ antwortete er: „Die gehen mich nicht an, sondern unsern Herrn Christum; will er sich von der Rechten seines Vaters stoßen und seine Kirche überwältigen lassen, da sehe er zu! Ich bin viel zu schwach, daß ich ihn und seine Sache wider den Fürsten der Welt verteidigen solle.“

Luther sang selbst mit seiner „kleinen und tumperen Stimm“, wie er sie einmal selbst bezeichnet, oder begleitete den Gesang der Kinder oder der Freunde und Tischgesellen mit der Laute: „Wir singen, so gut wir können, hier über Tische und geben's darnach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, so ist's freilich der Komponisten Schuld nicht, sondern unsere Kunst, die noch so sehr gering ist, wenn wir's auch zwei-, dreimal übersingen.“ Ein Knabe, der singen konnte, war Luther doppelt lieb. Der Sohn des herzoglichen Organisten, Johannes Jöppel, ist ihm „ein fröhlicher, angenehmer Gast“, der ihm „viel lustiger Freundschaft durch seine Musika erzeigt“. Tief trauert er mit den Eltern um einen jungen Studenten: „Er ist uns allen fast (sehr) ein lieber Knabe gewesen, sonderlich mir, daß ich viel Abend sein gebraucht habe, den Discant zu singen in meinem Hause, darum daß er fein still, züchtig und im Studieren sonderlich fleißig war, daß uns allen fast wehe geschehen ist durch seinen Abschied, und wo es immer möglich hätte können sein, gar gern errettet und erhalten hätten; aber er ist Gott noch viel lieber gewesen, der hat ihn wollen haben.“ So mag es Luther zur stehenden Gewohnheit geworden sein, nach dem Abendessen „mit denen, so zur Musika Lust hatten, eine Musikam zu halten“. Selbst unterwegs hat er das nur ungern vermißt. Man hat ihn auf seinen Reisen in den Herbergen die Laute spielen und singen hören. Auch bei kleineren Ausflügen oder bei Besuchen in der Umgegend vergaß er die Musik nicht. „Bisweilen trug sich's zu,“ erzählt Ratzeberger, „daß er zu Sommerszeiten auf ein Dorf von einem Pfarrer oder Schultheiß zum Gastmahl geladen ward, wenn er's denn an seiner Gesundheit vermochte, so besucht er sie gerne, hielt etwa eine Predigt auf einem Dorfe; doch ließ er allewege seine Speise zuvor in seinem Hause bereiten, damit er nicht Ursach gebe, daß jemand seinethalben sich hoch bekösten oder viel zurichten lassen sollte, ließ also seine Speise und Trank mit sich führen und nahm unter seinen Tisch-

gesellen mit, wer da wollte, doch allzeit der Musika unvergessen, sobald das Mahl gehalten und das Gratias (Dankgebet) gesprochen war, da hielt er etwa eine halbe Stunde oder länger, nachdem es die Zeit gab, seine Musikam."

Wohl nur vorübergehend auf kurze Zeit hat Luther im Jahre 1525 an der Drechselbank Erholung gesucht. Das beweisen zwei Briefe an seinen Nürnberger Freund Wenzeslaus Link. In dem einen bestellt er für einen Goldgulden allerlei Drechslerwerkzeuge. „Ich und mein Famulus Wolfgang," schreibt er, „haben das Drechseln vor die Hand genommen. — Ich lerne es darum, daß, wenn je die Welt uns um des göttlichen Wortes willen nicht ernähren wollte, wir doch mit Handarbeit unser Brot verdienen möchten." Link erfüllte den Wunsch. Aber Luther verlor an diesem Handwerk offenbar bald die Lust und für seinen Famulus hätte er am liebsten eine „Erfindung" gehabt, „die von sich selbst drechseln kann, wenn Wolfgang schläft oder faul ist". Daß Luther hier und da selbst die Nadel zur Hand nahm, um rasch etwas zu flicken, bezeugt er selbst: „Ich habe Tuchs genug, aber ich mag mir keine Hosen machen lassen. Ich habe dieses Paar Hosen selbst viermal geflickt und werde sie noch mehr flicken, ehe ich mir neue machen lasse." Käthe wird freilich wenig Freude an den Schneiderkünsten ihres Gatten erlebt haben. Fand sie ihn doch einst bei der unpraktischen Arbeit, da er aus Hänschens heilen Beinkleidern sich ein Stück als Flicken für die eigenen ausschnitt!

Wie einst von der Wartburg so ist Luther auch von Wittenberg zu seiner Erholung auf die Jagd gezogen. Daß er freilich sich am Weidwerk selbst beteiligt hat, ist kaum anzunehmen. Die Bewegung im Freien war ihm zuträglich und bei der Jagd die Hauptsache. Seine Gedanken weilten aber auch dann oft bei seiner Arbeit oder er benutzte die Ruhe der Natur, um sich in eine bestimmte Bibelstelle zu versenken. Der Erbmarschall Hans Löser hatte ihn im Winter 1531 mit auf die Jagd genommen. Was Luther mit heimbrachte, war eine Auslegung des 147. Psalm. Als sie im Druck vollendet ist, sendet er sie an Löser: „Als ich nächst bei Euch war, meines Kopfes Sausen und Schwachheit durch Bewegung des Leibes zu vertreiben und Ihr mir große Ehre und Freundschaft erzeigt, auch mich mit auf Eure Jagd führtet, hielt ich auch zugleich auf dem Wagen mein geistlich Gejägd und fing den 147. Psalm (Preise, Jerusalem) mit seiner Auslegung, welches mir denn die allerlustigsten Gejägd und edelstes Wild ist. So ich nun das heimgebracht und zerwirkt, hab ich Euch dasselbe wollen anzeigen, auf daß ich nicht mit bösem Gewissen solch Gut, auf

Eurem Boden gewonnen, heimlich bei mir behielte und nicht allein undankbar, sondern auch schädlich erfunden würde. Schicke Euer Gnaden dasselbe, so viel sein ist, ganz und gar und behalte mir's doch auch ganz und gar. Denn solch Wild läßt sich wunderlich unter Freunde teilen, daß es ein jeglicher ganz kriegt und dem andern nichts abgeht."

So ist Luthers Freude überall das Emporblühen eines christlichen, gläubigen Herzens. Dieses war fähig der stillen Freude in Gott auch in Leid und Trübsal. „Wir finden immer Freude und Trost," sagt er einmal, „und je länger, je fröhlicher werden wir, und lassen uns kein Leiden noch Widerstand betrübt oder verzagt machen; ja es wird auch sanft und süß, allerlei Leiden Christo zuliebe zu tragen." Die Freude gehörte zu Luthers „Theologie". Das hat er am köstlichsten geschildert in jenem Brief an Lazarus Spengler, darin er eine Erklärung seines Petschaftes giebt, das der Kurprinz Johann Friedrich ihm samt einem Siegelring in Nürnberg hatte anfertigen lassen. Das Petschaft stellt „ein Merkzeichen seiner Theologie" dar. „Das erste sollt ein Kreuz sein, schwarz, im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht (Röm. 10, 10). Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret (tötet) und soll auch wehe thun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verdirbt die Natur nicht, das ist: es tötet nicht, sondern behält lebendig. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben (Röm. 1, 17), aber nur des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz: in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist."

7. Trübsalszeiten.

„Wenn ich alle Weiber in der Welt ansehe, so finde ich keine, von der ich rühmen könnte, wie ich von meiner mit fröhlichem Gewissen rühmen

kann: diese hat mir Gott selbst geschenkt, und ich weiß, daß ihm samt allen Engeln herzlich wohlgefällt, wenn ich mich mit Liebe und Treue zu Dir halte." So lautet das schöne Bekenntnis Luthers beim Blick auf seine Käthe. Nicht nur des Lebens Freude, so viel ihnen Gott bescherte, haben sie miteinander genossen. Nicht nur Gehilfe und Gehilfin ist eins dem andern gewesen in reicher, fleißiger Arbeit. Auch mancherlei Trübsal haben sie miteinander getragen und es erfahren, wie gerade darin eheliche Liebe und Treue ihre Triumphe feiern.

Luthers Haus blieb nicht von Krankheit verschont. Die zu jedem Opfer bereite Barmherzigkeit des Hausherrn hat es mehr als einmal zu einem „Spital" gemacht. Luther kannte keine Furcht, auch nicht, als zur Zeit der Pest alles flüchtete und die Universität von Wittenberg nach Jena verlegt wurde. Treulich hielt er aus, ein rechter Seelsorger an Krankenbetten und Sterbelagern. Die Furcht vor der Pest gilt ihm als ein Satanskniff: „Ich halt, der Teufel habe jetzt Fastnacht mit solchen vergeblichen Schrecken oder wird etwa Kirmeß in der Hölle sein?" Mit köstlichem Humor lehnt er die Aufforderung des Kurfürsten ab, das verseuchte Wittenberg zu verlassen: „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, der bisher eine ganz nüchterne Geiersnase auf die Pestilenz gehabt, und wo sie fünf Ellen unter der Erden wäre, würde er sie wohl riechen. Weil derselbe hier bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhier sei. Wohl ist's wahr, daß ein Haus oder zwei ein Geschmeiß (Gift einer ansteckenden Krankheit) gehabt hat, aber die Luft ist noch nicht vergiftet. Denn seit Dienstag ist keine Leiche noch Kranker gefunden. Doch weil die Hundstage vorhanden und die jungen Knaben erschreckt, hab ich mir's gefallen lassen, daß sie umher spazieren, damit ihre Gedanken gestillet würden, bis man sehe, was werden will. Ich merke aber, daß derselben Jugend viel solch Geschrei der Pestilenz gern gehört; denn etliche kriegen den Schwären — auf dem Schulsack, etliche die Kolik — in den Büchern, etliche den Grind — auf den Federn, etliche die Gicht — am Papiere. Vielen ist die Tinte schimmlig geworden; so haben auch sonst etliche die Mutterbriefe gefressen, davon sie das Herzeweh und Sehnsucht zum Vaterland gewonnen."

Zog aber Krankheit ein in Luthers Haus, dann bewährte sich jederzeit die Hausfrau als eine tüchtige, treue Krankenpflegerin. Das erfuhr in erster Linie Luther selbst. Im Jahre 1527 wurde er von einem außerordentlich heftig auftretenden Fieber gepackt. Man fürchtete für sein Leben. Luther war aufs Sterben gefaßt. Bugenhagen und Jonas haben die Geschichte jener Krankheit getreulich aufgezeichnet.

Es war am 6. Juli des genannten Jahres. Luther hatte sich bereits tagsüber nicht wohl gefühlt und nur mit Widerstreben einer Einladung „etlicher vom Adel“ zum Mittagsmahl Folge geleistet. Er verbrachte dann zwei Stunden im Jonasschen Garten und lud Jonas und seine Gattin zu sich zum Abendbrot ein. Daheim aber nötigten ihn die Schmerzen — insbesondere klagte er „über ein groß, verdrießlich, ungewöhnlich Brausen und Klingen des linken Ohrs“ — sich zu Bett zu legen. Er versuchte es später aufzustehen und sich zu seinen Gästen zu begeben, aber mußte wieder in sein Schlafzimmer zurückkehren. Auf der Schwelle brach er ohnmächtig zusammen. Jonas übergoß ihn mit kaltem Wasser. So kam er wieder zu sich, war aber „sehr matt, fühlte gar keine Kraft mehr“. Da betete er: „Herr, mein allerliebster Gott! Ach wie gerne hätte ich mein Blut vergossen um deines Worts willen, das weißt du; aber ich bin's vielleicht nicht wert, dein Wille geschehe. Willst du es so haben, so will ich gern sterben, allein daß dein heiliger Name gelobet und gepreiset werde, es sei durch mein Leben oder Tod. Wenn's aber, lieber Gott, möglich wäre, möchte ich noch gerne länger leben um deiner Gottseligen oder Auserwählten willen. Ist aber das Stündlein gekommen, so mache es, wie dir's gefällt, du bist ein Herr über Leben und Tod. Mein allerliebster Gott, du hast mich ja in die Sache geführt, du weißt es, daß es dein Wort und die Wahrheit ist. Hebe nicht empor noch erfreue deine Feinde, auf daß sie nicht rühmen: wo ist nun ihr Gott? sondern verkläre deinen heiligen Namen zuwider und Verdrieß den Feinden deines seligen heilsamen Worts. Mein allerliebster Herr Jesu Christe, du hast mir gnädiglich verliehen die Erkenntnis deines heiligen Namens. Du weißt, daß ich an dich samt Vater und heiligem Geist, einigem und wahren Gott, glaube und mich tröste, daß du unser Mittler und Heiland bist, der du dein teures Blut für uns Sünder vergossen hast. Stehe mir in dieser Stunde bei und tröste mich mit deinem heiligen Geist. Du weißt, Herr, daß ihrer viel, denen du es gegeben hast, ums Bekenntnis willen deines Evangeliums ihr Blut vergossen haben. Ich hoffte, es würde mir auch dazu kommen, daß ich auch mein Blut um deines heiligen Namens willen hätte sollen vergießen, aber ich bin's nicht wert, dein Wille geschehe! Du weißt, Herr, daß mir der Satan auf mancherlei Weise nachgestellt hat, daß er mich leiblich umbrächte durch Tyrannen, Könige und Fürsten und geistlich durch seine feurigen Pfeile und schreckliche, teuflische Anfechtungen. Aber du hast mich bisher wider all ihr Wüten und Toben wunderbarlicher Weise erhalten, erhalte mich ferner, du treuer Herr, ist's dein Wille.“ Bugenhagen, Jonas, Schurf und Käthe

ſtanden an Luthers Lager. „Meine allerliebſte Käthe," ſo wandte ſich der Kranke an die Gattin, „ich bitte dich, will mich unſer lieber Gott auf diesmal zu ſich nehmen, daß du dich in ſeinen gnädigen Willen ergebeſt. Du biſt mein ehelich Weib, dafür ſollſt du es gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die blinde gottloſe Welt dawider ſagen, was ſie will. Richte du dich nach Gottes Wort und halte feſt daran, ſo haſt du einen gewiſſen beſtändigen Troſt wider den Teufel und alle ſeine Läſtermäuler." Als er wiederum gebetet hatte, frug er: „Wo iſt denn mein allerliebſtes Hänschen?" Da man ihm das Kind brachte, lachte es den Vater an. Er aber ſprach: „O du gutes armes Kindlein! Nun ich befehle meine allerliebſte Käthe und dich armes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habt nichts, Gott aber, der ein Vater der Waiſen und Richter der Witwen iſt, wird euch wohl ernähren und verſorgen." Käthe beherrſchte ihren ſchweren Kummer und antwortete: „Mein liebſter Herr Doktor, iſt's Gottes Wille, ſo will ich Euch bei unſerm lieben Herrgott lieber denn bei mir wiſſen; es iſt nicht allein um mich und mein Kind zu thun, ſondern um viel frommer chriſtlicher Leute, die Eurer noch bedürfen. Wolltet Euch, mein allerliebſter Herr, meinethalben nicht bekümmern. Ich befehle Euch ſeinem göttlichen Willen. Ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten." Und ihre Hoffnung ſollte ſich erfüllen. Es gelang dem Arzt, den Kranken in heilſamen Schweiß zu bringen. Damit trat die Wendung zum Beſſern ein. Luther war gerettet. Tags darauf ſagte er zu Jonas: „Jonas, ich muß den geſtrigen Tag merken, ich bin darin zur Schule geweſen und in einem heißen Schwitzbad geſeſſen. Der Herr führet in die Hölle und wieder heraus."

Tiefe Trauer brachte ins Haus die Nachricht vom Tode der Eltern Luthers. Der Vater erkrankte im Februar 1530. Als der Sohn davon Kunde erhielt, ſchrieb er einen herzlichen Troſtbrief. Am liebſten hätte er es geſehen, beide Eltern hätten ihren Lebensabend bei ihm in Wittenberg verbracht: „Große Freude ſollt mir's ſein, wo es möglich wäre, daß ihr euch ließet ſamt der Mutter hierherführen zu uns, welches meine Käthe mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffte, wir wollten eurer aufs beſte warten. Darauf hab ich Cyriakus (Bruder der Lene Kaufmann) zu euch abgefertigt, zu beſehen, ob es eurer Schwachheit halben möglich wäre. Denn es geriet mit euch nach göttlichem Willen zu dieſem oder jenem Leben, ſo wollt ich ja herzlich gern, wie auch wohl billig, leiblich um euch ſein und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treue und Dienſt mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen." Schneller wohl, als man dachte, kam es

zum Sterben. In seinen letzten Stunden ließ sich Vater Luther seines Sohnes Trostbrief wiederholen: „Hiermit befehle ich Euch dem, der Euch lieber hat denn ihr Euch selbst, und solche Liebe bewiesen hat, daß er Eure Sünde auf sich genommen und mit seinem Blute bezahlt und solches Euch durchs Evangelium wissen lassen und durch seinen Geist solches zu glauben geschenkt, und also alles aufs gewisseste bereitet und versiegelt hat, daß Ihr nichts mehr bedürfet, weder sorgen noch Euch fürchten, denn daß Ihr mit Eurem Herzen fest und getrost bleibt an seinem Wort und Glauben. Wo das geschieht, so lasset ihn sorgen, er wird's wohl machen, ja, er hat's alsdann schon aufs allerbeste gemacht, mehr denn wir begreifen mögen. Derselbige unser lieber Herr und Heiland sei mit und bei Euch, auf daß (Gott gebe, es geschehe hier oder dort) wir uns fröhlich wiederum sehen mögen. Denn unser Glaube ist gewiß und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hierher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wird's anders werden." Als der Mansfelder Pfarrer Michael Cölius ihn dann frug, ob er auch glaube, was in diesem Briefe stehe, antwortete er: „Ei, wenn ich das nicht glaubte, so thät ich als ein Schalk."

Auf der Coburg erhielt Luther die Nachricht, daß der Vater am 29. Mai „sanft und selig" gestorben war. Tief und innig hat er um ihn getrauert. Seine Wehmut spricht aus dem Briefe, den er an demselben Tage, als er die Nachricht empfangen, an Melanchthon schrieb: „Sein Tod hat mir sehr große Trauer gebracht im Gedenken nicht nur an die natürlichen, sondern auch an die süßen Liebesbanden. Denn aus ihm gab mir mein Schöpfer, was ich bin und habe. Und ob mich gleich tröstet, daß er, wie in dem Briefe steht, fest im Glauben an Christum sanft eingeschlafen ist, so hat doch das Leid und die Erinnerung an den so lieben Umgang mit ihm mein Inneres also erschüttert, daß ich den Tod nie so sehr wie jetzt verachtet habe. Aber der Gerechte wird weggerafft vor dem Unglück und gehet zur Ruhe ein (Jes. 57, 1). Wir sterben ja so viele Male, ehe wir das Eine Mal sterben. Ich trete jetzt ein ins Erbe des Namens, ich, beinah der älteste Luther in meinem Geschlecht; mir gebührt's nun nicht bloß zufällig, sondern von rechtswegen, ihm durch den Tod ins Reich Christi zu folgen, welches uns allen der in Gnaden geben möge, um deß willen wir elender als alle Menschen und eine Schmach vor aller Welt sind. So schreibe ich denn vor Traurigkeit jetzt nicht weiter. Ist's ja doch billig und

recht, daß ich, der Sohn, einen solchen Vater beweine, durch welchen der Vater der Barmherzigkeit mich geschaffen und durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat, was ich irgend bin. Wohl aber freue ich mich dessen, daß er diese Zeiten erlebt und das Licht der Wahrheit gesehen hat. Gelobet sei Gott in allen seinen Werken und Ratschlägen ewiglich!"

Ein Jahr später, am 30. Juni 1531 starb Luthers Mutter. Auch sie hatte der Sohn in ihrer letzten Krankheit durch einen herzlichen Brief getröstet, in dem er sie besonders auf das Wort Christi: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" (Joh. 16, 33) hinwies. Welch innigen Anteil das ganze Haus des Sohnes an der Mutter Krankheit nahm, bezeugen Luthers Worte: „Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: Die Großmutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen!"

Fern von der Heimat, in Schmalkalden, wurde Luther im Februar des Jahres 1537 von schwerer Krankheit, seinem alten Steinleiden, befallen. Es mochte ihm schon schwer gefallen sein, noch am 18. Februar zu predigen. Nach Menschengedanken war keine Rettung mehr. Trotzdem wollte man seinen Wunsch erfüllen, ihn nicht in der Fremde, sondern in der Heimat sterben zu lassen. Auf einem kurfürstlichen Wagen, von dem Erfurter Arzt Georg Sturz, sowie Bugenhagen, Spalatin und Myconius begleitet fuhr er am 26. Februar nach Tambach. Das Rütteln des Wagens war ihm heilsam gewesen. In Tambach fand er Erleichterung von seinem Leiden: „Das ist mein Phanuel (Pniel 2. Mos. 32, 30), wo mir der Herr erschienen ist," schrieb er noch dieselbige Stunde an Melanchthon. In Käthes Seele aber — noch war keiner der vier Briefe des Gatten an sie gelangt — kämpfte Sorge mit Freude, als sie aus Gotha, wohin Luther noch am 27. Februar kam, einen Brief von ihm erhielt: „Ich bin tot gewest und hab Dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen, hat mich eurer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden. Nu hat man so hart gebeten für mich zu Gott, daß — — mich dünket, ich sei wieder von neuem geboren. Darum danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater danken; denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren. Der fromme Fürst hat lassen laufen, reiten, holen und mit allem Vermögen sein Höchstes versucht, ob mir möcht geholfen werden; aber es hat nicht wollen sein. — — Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut's noch durch frommer Leute Fürbitte. Solches schreibe ich Dir darum; denn ich halte, daß mein

gnädigſter Herr habe dem Landvogt befohlen, Dich mir entgegen zu ſchicken, da ich ja unterwegen ſtürbe, daß Du zuvor mit mir reden oder mich ſehen möchteſt, welchs nu nicht not iſt und magſt wohl daheim bleiben, weil mir Gott ſo reichlich geholfen hat, daß ich mich verſehe fröhlich zu Dir zu kommen."

Als Luther den Brief ſchrieb, ahnte er nicht, daß ſich die Anfälle ſeines Leidens in Gotha in ſchwerſter Form wiederholen würden, ſo daß er ſich bewogen fand, ſeinen letzten Willen durch Bugenhagen aufzeichnen zu laſſen. Erſt nach mehrtägiger Raſt durfte man die Weiterreiſe wagen. Über Erfurt, Weimar, Altenburg und Grimma traf Luther am 14. März in Wittenberg ein. Am 24. hat er zum erſtenmale wieder gepredigt.

Schon in Schmalkalden hatten Luthers Feinde in vorzeitiger Freude über den Tod des gehaßten Mannes begehrt den nun ſtumm Gewordenen zu ſehen. Das Gerücht von ſeinem Abſcheiden muß damals weitverbreitet geweſen ſein. In Wittenberg erſchien ſogar ein Bote mit der ſonderbaren Bitte, Luther möge es ihm handſchriftlich bezeugen, daß er noch nicht geſtorben ſei. Luther that es mit folgenden Worten: „Ich, D. Martinus, bekenne mit dieſer meiner Handſchrift, daß ich mit dem Teufel, Papſt und allen meinen Feinden eines Sinnes bin; denn ſie wollten gern fröhlich ſein, daß ich geſtorben wäre, und ich gönne ihnen von Herzen gern ſolche Freude und wäre wohl gern geſtorben zu Schmalkalden, aber Gott hat es nicht haben wollen, daß ich ſolche Freude beſtätigen ſollte. Er wird es aber thun, ehe ſie meinen, mir zu großem Glücke, und werden einmal ſingen: Ach, daß der Luther noch lebte!"

Hatte der Tod mehr als einmal ſchon vor Luther die Senſe geſenkt, ſo entriß er den Eltern zu ihrem tiefſten Schmerze ihr Magdalenchen. Ende Auguſt 1542, nachdem eben Hans zu Marx Krodel in Torgau abgereiſt war, erkrankte ſie. Raſch verſchlimmerte ſich ihr Leiden. Sie glaubte zu geneſen, wenn ihr Bruder Hans, an dem ihr Herz hing, wieder bei ihr wäre. Da ſchrieb der Vater an den Torgauer Schulmeiſter einen Brief, aus dem man ſeine Sorge und Bekümmernis lieſt: „Ich bitte Dich, ſag meinem Sohn Hans nicht, was ich Dir ſchreibe! Meine Tochter Magdalene iſt dem Ende nahe und wird bald heimgehen zu ihrem wahren Vater im Himmel, wenn's Gott nicht anders gefällig iſt. Aber ſie ſehnt ſich ſo ſehr darnach, den Bruder zu ſehen, daß ich den Wagen ſchicken muß. Sie haben einander ſo lieb — vielleicht, daß ſein Kommen ihr neue Kraft geben möchte. Ich thue, was ich kann, damit mich nicht ſpäter mein Gewiſſen der Verſäumnis beſchuldigt. So ſage ihm alſo — doch ohne die Urſache

anzugeben — daß er mit diesem Wagen eilends herkomme, um bald wieder zurückzukehren, wenn jene im Herrn entschlafen oder zu uns zurückgekehrt sein wird. Gott befohlen. Du mußt ihm sagen, es warte sein ein heimlicher Auftrag. Sonst steht alles wohl.“ Das waren nun herbe Tage zwischen Bangen und Hoffen, die Hans daheim mit erleben mußte. Da steht der Vater am Bette seines Lieblings. „Ich habe sie sehr lieb,“ spricht er zu sich selbst, „aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Dann wendet er sich an die Kranke: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater!“ „Ja, herzer Vater, wie Gott will,“ antwortet sie. Und während das eigene Herz blutet, sucht er die Gattin zu trösten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt! Sie kommt ja wohl!“ In der Nacht vor Lenchens Tode träumte die Mutter, „daß zwei schöne junge, wohlgeschmückte Gesellen gekommen wären und hätten ihre Tochter zur Hochzeit führen wollen. Als nun Philippus Melanchthon des Morgens kommt ins Kloster und sie fragte, was ihre Tochter machte, da hat sie ihm den Traum erzählt. Aber er war darüber

Magdalene Luther.

erschrocken und sagte zu anderen: Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich in die rechte Hochzeit führen." Und denselbigen Tag früh nach neun Uhr, am 20. September, haben die Engel Gottes sie heimgeholt. In des Vaters Händen ist sie entschlafen. „Ach, du liebes Lenchen," sprach Luther, als sein Kind im Sarge lag, „du wirst wieder aufstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. — — Wunderding ist's, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist und doch noch so traurig sein." Zu denen, die kamen, Luther ihre Teilnahme auszudrücken, sagte er: „Es soll euch lieb sein! Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja, einen lebendigen Heiligen!"

Der Friede Gottes und die Freude eines gläubigen Herzens lagen ausgebreitet über Luthers Haus auch in den Tagen der Trübsal. Es war in der That ein echtes Christenhaus, vorbildlich für alle Zeiten und es ist wahr gesprochen, wenn jemand dieses Haus also preist: „Das Herzen, Küssen und Segnen der Kinder, welches der Heiland gethan, findet sich hier ins Deutsch eines Vaters übersetzt, dem die Liebe zu den Kindern durchs innerste Gemüt geht, ob er eins emporhebt und in der Kindesart etwas von Paradiesesherrlichkeit wittert, ob er aus den Anfechtungen der Feste Coburg seinem Söhnlein Hänschen den unvergleichlichen Brief vom Paradiesesgarten schreibt, ob er im vollen Ernst der Sorge für das Geraten der Kinder das mächtige Wort spricht: lieber ein toter Sohn denn ein ungeratener, ob er endlich am Sterbebett und Sarg Magdalenchens jenes Wunderding spürt: das Kind bei Gott wissen und doch so traurig sein! Luther am Weihnachtsfest, Luther in der Gartenfreude, das Weib an der Seite, die Laute in der Hand, die Kinder jubelnd umher, Melanchthon in der Nähe und die andern Freunde, Muhme Lene ja nicht zu vergessen, den sorgsamen, demütigen, stillen Hausgeist, Luther auf der Hauskanzel und in der Hauskantorei, Luther mit den Freunden über der Bibel und dann im Tischgespräch — welch eine Fülle warmen, kernhaften, deutsch-christlichen Lebens!"

fünfter Abschnitt.

Luthers Anteil an der weiteren Entwicklung der evangelischen Kirche.

1. Die Reichstage von Speyer und das Marburger Religionsgespräch.

Jahre hindurch hatte das Wormser Edikt, wonach Luther und sein Anhang vernichtet werden sollten, auf dem Papiere gestanden. Wohl hätten Kaiser und Papst es gern gesehen, wenn sich jenes Edikt hätte in die That umsetzen lassen. Aber dank der Eifersucht zwischen Kaiser und Papst und dank verschiedener Kriege, die des Kaisers Kräfte beanspruchten und die Rücksichtnahme auf die Deutschen forderten, war es noch nicht dazu gekommen. Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1526 sollte endlich die Glaubenseinheit im Reiche wieder hergestellt werden. Die Erhebung der Bauern war niedergeworfen. König Franz I. von Frankreich war in der Schlacht bei Pavia besiegt und gefangen genommen worden und hatte im Jahre 1526 zu Madrid den Frieden beschworen.

Endlich hatte der Kaiser freie Hand gegen die Ketzer. Schon jubelten die Römischen über den nunmehr gewissen Untergang der verhaßten Lutheraner. Besonders eifrig betrieb man vom Mainzer Sprengel aus ein gewaltsames Vorgehen und „nahm", wie Luther sagt, „die zwei Bubenstücke vor, erstlich das Evangelium zu lästern als eine aufrührerische Lehre, zum andern die Fürsten deutschen Landes in einander zu hetzen und ganz Deutschland im Blut zu ersäufen." Trotzdem verloren die Evangelischen den Mut nicht. Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen waren entschlossen, keinen Schritt breit zu weichen. Die Anfangsbuchstaben ihres Wahlspruchs Verbum Domini Manet In Eternum (Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit) grüßten von ihrem Wappen am Absteigequartier und waren an der Kleidung ihrer Diener zu lesen. Keine Kirche zu Speyer

wurde ihren Predigern geöffnet. Da haben diese, Georg Spalatin, Johann Agrikola und Adam Krafft in den Höfen der Herbergen ihrer Fürsten vor einer Menge Volks alltäglich das Evangelium gepredigt.

Und ihre freudige Zuversicht sollte diese edlen Bekenner nicht trügen. Gott fügte es, daß der Papst selbst dem zu mächtig werdenden Kaiser in den Arm fiel und damit wider Willen der Schutzherr des Evangeliums wurde. Papst Clemens VII. sprach ohne Gewissensskrupel König Franz von seinem Eide los und schloß mit ihm ein Bündnis gegen den Kaiser. So standen sich von neuem die Heere gegenüber. Zudem war der Sultan Soliman gegen Ungarn gezogen und hatte König Ludwig, Karls Schwager, in der Schlacht bei Mohacz geschlagen. Auf der Flucht verlor der König das Leben. Luther hat der Witwe, die dem Evangelium freundlich gesinnt

Speyer.

war, eine Auslegung von „vier tröstlichen Psalmen“ (37, 62, 94 und 109) gewidmet.

Unter solchen Verhältnissen mußte von jeder Gewaltmaßregel gegen die Evangelischen abgesehen werden. Der Kaiser war vollauf mit auswärtigen Feinden beschäftigt. Der Reichstag verschob die Erledigung der kirchlichen Fragen auf gelegenere Zeit. Bis auf weiteres, so beschloß man, sollte jeder Reichsstand in betreff des Wormser Ediktes „für sich also leben, regieren und es halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten“.

Das war für die Förderung und Festigung des Evangeliums von außerordentlicher Wichtigkeit. Die evangelischen Stände gewannen Zeit, das Kirchenwesen in ihren Landen zu ordnen. Inzwischen fiel Rom in die Hände der Kaiserlichen. Deutsche Landsknechte, von glühendem Haß gegen den Papst erfüllt, stürmten am 6. Mai 1527, von Georg von Frundsberg geführt, die heilige Stadt. „Rom ist elendiglich verwüstet,“ schrieb Luther,

„da Christus so regiert, daß der Kaiser, da er für den Papst Luther verfolgt, gezwungen wird, für Luther den Papst zu vertilgen. Alles dient Christo für die Seinigen und wider seine Feinde."

Viel fehlte nicht, so wäre es im Jahre 1528 zwischen den Evangelischen und Römischen zum Kriege gekommen. Der gewissenlose herzoglich sächsische Kanzleiverwalter Otto von Pack hatte, vom Landgrafen Philipp von Hessen bestochen, diesem die gefälschte Kopie einer Urkunde über ein angeblich in Breslau abgeschlossenes Bündnis gegen die Evangelischen ausgeliefert. Darnach verfolgten König Ferdinand, Herzog Georg von Sachsen, die Herzöge von Bayern, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, sowie die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg den Zweck, die Lande des Kurfürsten von Sachsen zu teilen und Luther samt allen entwichenen Mönchen gefangen zu nehmen. Dem Landgrafen von Hessen wollte man, falls er reuig sich Rom unterwerfe, Schonung angedeihen lassen. Der Landgraf begann unverweilt zu rüsten und erwog mit Kurfürst Johann von Sachsen, ob man sofort losschlagen sollte. Während der Landgraf unabhängig von Anderen, nach seinem politischen Ermessen zu handeln pflegte, holte sich der Kurfürst erst Rat bei seinen Theologen. Luther widerriet dringend jede Gewalt. Wäre jenes Bündnis in Wahrheit erfolgt gewesen, so hätte Philipp sicherlich das Rechte getroffen. Nach Lage der Sache aber riet Luther fern von allem politischen Denken, unbedingt auf den Sieg der Wahrheit hoffend, das Richtige. Das Bestehen jenes Bündnisses, dessen angebliche Urkunde jetzt im Wortlaut veröffentlicht, aber von den katholischen Fürsten für eine Fälschung erklärt wurde, ließ sich nicht beweisen. Trotzdem mußten sich die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bedroht von Philipps stattlichem Heere, bequemen, diesem die Rüstungskosten zu erstatten.

Die Packschen Händel führten zu einem neuen scharfen Streit zwischen Luther und Herzog Georg. Selten hatte dieser Streit geruht. In den ersten Tagen nach seiner Rückkehr von der Wartburg hatte Luther in einem Briefe an Hartmut von Kronberg, den entschiedenen Freund der Reformation, von der „Wasserblase N." geschrieben, die sich mit aller Macht wider Christum lege und „hat's auch im Sinne, er wolle Christum fressen wie der Wolf eine Mücke, läßt sich auch dünken, er hab ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporen gebissen und tobt einher vor allen andern". Herzog Georg fühlte sich mit diesen Worten getroffen und forderte von Luther das Eingeständnis, daß er jenen Brief geschrieben habe. Darauf gab dieser die Antwort: „es gilt mir gleich vor Euer Fürstlich Ungnaden, es werde für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen; denn,

was ich wider Euer Fürstlich Ungnaden handle oder rede, es sei heimlich oder öffentlich, erbiete ich mich zu Recht und will's, ob Gott will, auch wohl für Recht erhalten. — Doch ist das nicht das erste Mal, daß ich von Euer Fürstlich Ungnaden belogen und böslich angegeben bin. — Ich werde mich drum vor keiner Wasserblase zu Tode fürchten, ob Gott will und mein Herr Jesus Christus."

Daß durch diesen Brief das Verhältnis zwischen den beiden Männern nicht gebessert wurde, liegt auf der Hand. Es wurde mehr und mehr verschärft durch das harte Vorgehen des Herzogs gegen die Lutheraner in seinem Lande, sowie durch Luthers Kampf gegen die von Herzog Georg eifrigst und mit vielen Geldopfern betriebene Erhebung des Meißner Bischofs Benno (gestorben 1107) unter die Heiligen. Hoffte doch der Herzog durch Schaffung eines neuen Landesheiligen der eindringenden und bedenklich um sich greifenden Ketzerei wirksam entgegentreten zu können. Im Jahre 1510 war Hieronymus Emser, der eifrigst Material für Bennos Kanonisation suchte, im Auftrage seines Herrn in dieser Angelegenheit in Rom gewesen und hatte, nachdem er die Bibliotheken der niedersächsischen Klöster durchforscht, zwei Jahre später die lateinische Legende Bennos, d. h. die Erzählung von seinem Leben, Wirken und Wundern u. s. w. herausgegeben. Im Jahre 1517 widmete er eine deutsche Übersetzung derselben der Gemahlin des Herzogs. Neuerdings ist freilich unwiderleglich festgestellt worden, daß Emser bei seinen Forschungen das Opfer raffinierten Betrugs geworden ist. Am 31. Mai 1523 erfolgte endlich die ersehnte Heiligsprechung. Am 16. Juni 1524 sollte in Meißen die feierliche Erhebung stattfinden. Öffentliche Anschläge luden hierzu ein. Auch Kurfürst Friedrich der Weise war gebeten worden, in seinen Landen solche zu dulden und zu schützen. Das gab Luther die Veranlassung Bennos jungen Heiligenschein zu zerstören. Er that es in seiner verschiedene, erregte Antworten hervorrufenden Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden." „Wir werden finden," heißt es darin und die wissenschaftliche Forschung hat ihm Recht geben müssen, „daß dies Narrenspiel zu Meißen mit Benno lauter Lügen und Trügen des Teufels sein wird, beide in Werken und Worten. Darum hüte du dich und denke also: wenn es gleich alles recht und wahr wäre, weil es doch aber ein unnötig Ding ist, das du wohl entbehren kannst, so behalte dein Geld für deine Kinder und arme Leute, da es wohl angelegt ist: vielmehr weil es nicht allein unnötig, sondern auch falsch, lügenhaftig und teuflisch ist. Und siehe auf sie selbst! Wenn's ihr Ernst und Herz wäre, Gott und seine Heiligen zu ehren, so würden sie

tausend und abertausend Stücke finden, dem Nächsten zu helfen, deren ein jegliches tausendmal besser wäre denn das ganze Gepränge solchen Erhebens an Benno. Nun sie aber das lassen und hierher fahren, so merkst du, daß sie blind und toll sind und suchen dein Geld und ihren Nutz und Ruhm an dem Benno. Wiewohl ich hoffe, sie sollen zu spät kommen und das Netz vor der Vögel Augen vergeblich stellen, wie Salomo sagt (Sprichw. 1, 17). — Uns ist genugsam der einige treue Mittler Jesus Christus, der Heilige aller Heiligen, dem allein sei Lob und Ehre mit dem Vater und Heiligen Geist in Ewigkeit. Amen."

Und trotz alledem versuchte Luther im Jahre 1525, den Herzog der Sache des Evangeliums günstiger zu stimmen. Man hat ihm den betreffenden Brief ebenso wie einen ähnlichen, an Heinrich VIII. von England gerichteten als den Ausdruck einer gewissen Schwäche verargt. Das geschieht durchaus mit Unrecht. Die Schwäche Luthers, wenn man hier von einer solchen überhaupt reden darf, bestand darin, daß er denjenigen glaubte, die eine dem Evangelium freundliche Umstimmung jener Fürsten für möglich hielten. Da Luther das glaubte, so war es ihm Gewissensache auch um der Unterthanen jener Fürsten willen, unter Hintanstellung der eignen Person und in voller Selbstverleugnung ihnen die Hand zur Versöhnung zu bieten. Beide Fürsten haben ihn aufs gröbste abgewiesen. In seinem Briefe an Herzog Georg erklärt Luther, er wolle ihn „noch einmal demütig und freundlich ersuchen", er habe es „mit seiner harten Schrift besser gemeint", als alle Heuchler in des Herzogs Umgebung. Weder Furcht für die eigne Person noch Sorge für den Bestand des Evangeliums seien die Veranlassung zu seinem Briefe: „Es wird doch weder Euer Fürstlich Gnaden noch kein Mensch meine Lehre dämpfen noch hindern, sie muß fort und soll fort, wie sie denn auch bisher gethan hat; denn sie ist nicht mein. — Will aber hiermit mich vor Gott und Euer Fürstlich Gnaden Gewissen entschuldigt haben, daß ich das Meine gethan habe und alles noch zu thun und zu lassen willig und bereit bin, was ich wüßte, das Euer Fürstlich Gnaden wohl gefiele, ausgenommen meine Lehre; dieselbige kann ich nicht lassen vor meinem Gewissen." In seiner umfänglichen, außerordentlich scharfen, vorwurfsvollen Antwort besteht der Herzog auf Luthers Umkehr: „Wo Du dem folgst und in unserer Anweisung beständig bleibst, so verheißen wir Dir von Gott ewigen Lohn und Seligkeit. Wir wollen auch bei unserm allergnädigsten Herrn, dem Kaiser, um Gnade zu erlangen, soviel uns möglich hier zeitlich keinen Fleiß nicht sparen und darfst Dich alsdann aller geschehenen Händel wider uns keines Argen, sondern alles Guts versehen." Ins-

besondere machte der Herzog Luther die Aufnahme entflohener Nonnen und die Ehe mit seiner „Eva", „nicht von Gott, sondern von seinem Feind verfügt", zum Vorwurf: „Wann sind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg denn jetzt gewest?" Im Oktober 1528 mußte er es nun gar erleben, daß eine nahe Verwandte, die Herzogin Ursula von Münsterberg, aus dem Freiberger Kloster entwich und bei Luther Aufnahme fand. Das brachte Herzog Georg von neuem in Wut gegen den verhaßten Ketzer.

Und dieser wagte es jetzt, in einem Privatbrief zu behaupten, das Packsche Bündnis sei wirklich abgeschlossen. Der Brief wurde bekannt und der Herzog öffentlich für einen Lügner erklärt! Dieser wies nunmehr Luthers Behauptung öffentlich zurück. Luther blieb eine bissige Antwort nicht schuldig. Sie erschien fast gleichzeitig mit des Herzogs Schrift und trug den für Georg wenig schmeichelhaften Titel: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen, samt einem Psalm ausgelegt, wider Herzog Georgen zu Sachsen". Aufs tiefste entrüstet forderte Georg vom Kurfürsten Luthers strenge Bestrafung, mußte sich aber damit begnügen, daß seine Verteidigungsschrift in den kurfürstlichen Landen angeschlagen und Luther von seinem Landesherrn ermahnt wurde: „Ihr wollet hinfüran nichts drucken lassen, unsere Vettern oder andere Fürsten und Personen belangend, es sei uns denn von Euch zuvor zugeschickt und von uns zu drucken gewilligt."

Herzog Georg wurde in seinem Kampfe gegen Luther auf das Lebhafteste unterstützt durch Johann Kochläus, Emsers Nachfolger am Hofe zu Dresden. Dieser ließ Ende Dezember 1528 eine Schrift „Der siebenköpfige Luther" erscheinen, in der er Luthers vermeintliche Widersprüche in Lehre, Auftreten und Entwicklung darlegen wollte. „Er ließ seinen Helden sieben Stufen der Entwicklung zurückgelegt haben; ebensoviele Köpfe dichtete er ihm an, denen er sich widersprechende Aussagen über die einzelnen Punkte der kirchlichen Lehren in den Mund legte, welche ausnahmslos Luthers Schriften wirklich entnommen worden waren. Der Doktor und der Martinus hatten ihm zufolge noch sanft und glaubwürdig geredet, viel schlimmer hatte es schon der Luther, der Wormser Luther getrieben. Aber erst der Ecclesiast hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, der Schwärmer dann gewütet und endlich der Barrabas zum Brennen und Morden aufgereizt. Jetzt war der Reformator zum Visitator geworden: als solcher übte er selbst die schneidendste Kritik an der sechsfachen Weise, in der er sich früher nacheinander versucht hatte." Auch der Streit Luthers mit Herzog Georg infolge der Packschen Händel gab Kochläus zu mehreren litterarischen An-

griffen auf jenen Veranlassung. Luther verzichtete auf eine Antwort. Friedliche Arbeit zog ihn mehr an und beanspruchte jetzt seine ganze Kraft.

Wir kehren zurück zu dem Gang der Ereignisse. Das Jahr 1529 brachte Frieden zwischen Kaiser Karl und seinen Feinden, König Franz und Papst Clemens VII. Jetzt galt es, Ernst zu machen mit der Durchführung des Wormser Edikts. Auch ein recht unpatriotisches Mittel sollte dazu dienen. Der Kaiser des römischen Reichs deutscher Nation war fähig mit dem König von Frankreich einen Bund zu schließen zur Ausrottung des Evangeliums in deutschen Landen, zu einer Zeit, wo von Südosten her die Türken herandrängten und den Bestand des Reiches und christlicher Kultur bedrohten. Wie anders der durch und durch deutsche Luther! Im Jahre 1526 nach Beendigung des Bauernkrieges hatte er in einer Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können" die Berechtigung des Krieges und des Soldatenstandes nachgewiesen. Als Herzog Georg ein Exemplar derselben ohne den Namen des Verfassers gelesen, sagte er zu Lukas Kranach, der damals in Dresden malte: „Siehe, da hab ich ein Büchlein, das ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Darauf zog Kranach sein eignes Exemplar mit des Verfassers Namen aus der Tasche. „Ist's doch schade," sagte da der Herzog, „daß ein solcher heilloser Mönch so ein gutes Buch hat machen sollen." Jetzt sah Luthers offenes Auge die große Gefahr, die dem Vaterlande durch die Türken drohte.

Johann Kochläus.

Darum rief er in seiner Schrift „Vom Kriege wider die Türken" Fürsten und Völker auf, dem Kaiser gegen jenen gefährlichen Feind einmütig Folge zu leisten. Nicht ein Religionskrieg — in Glaubenssachen hat Luther stets das Schwert abgelehnt —, nicht ein mittelalterlicher Kreuzzug unter dem Papst, sondern ein Verteidigungskampf aller deutschen Fürsten unter dem Kaiser zum Heil des Vaterlandes soll es sein. „Wo unsere Könige und Fürsten einträchtiglich einander beistünden und hülfen, dazu der Christenmann auch für sie betete, wollte ich unverzagt und großer Hoffnung sein," sagt Luther, „der Türke sollte sein Toben lassen und einen Mann an Kaiser Karl finden, der ihm gewachsen wäre. Wo aber nicht, sondern sollte also gehen und stehen, wie es jetzt geht und steht, daß keiner mit dem andern eins noch unter einander treu, ein jeglicher für sich ein Mann sein will oder mit einem Bettelsreiterdienst zu Felde zieht, muß ich's geschehen lassen. — Was thun unsere lieben Herrn? Sie achten's für einen lautern Scherz; und, wiewohl es wahr, daß uns der Türke auf den Hals gekommen ist, ob er gleich dies Jahr nicht wider uns ausziehen wollte, doch alle Stunde gerüstet und geschickt vorhanden ist, uns Ungerüstete und Unbereitete anzugreifen, wann er will: so handeln unsere Fürsten dieweil, wie sie den Luther und das Evangelium plagen." Als noch in demselben Jahre 1529 Wien zitterte vor den türkischen Heerscharen, sah man, wie recht Luther gesprochen hatte.

Thatsächlich beseelte jetzt den Kaiser und die katholischen Stände nur der eine Gedanke, die Lutherische Sekte zu vernichten. Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 sollte es geschehen. Karl erschien nicht in eigner Person. Sein Bruder Ferdinand, zwei Jahre zuvor zum König von Böhmen, sowie zum König von Ungarn gekrönt, vertrat ihn. Seine Gesinnung gegen die Evangelischen war bekannt. Er, wie sein kaiserlicher Bruder, verpflichteten sich „alle mögliche Mühe aufzuwenden, um der verpestenden Krankheit des Luthertums entgegen zu wirken und die Irrenden zur wahren christlichen Kirche zurückzuführen". Die Vorlage des Kaisers an den Reichstag, der am 15. März eröffnet wurde, ging dahin, daß der einstimmig gefaßte Beschluß vom Jahr 1526, der „großen Unrat und Mißverstand wider unsern allerheiligsten Glauben" verschuldet haben sollte, aufgehoben und dafür bei Strafe der Acht verboten wurde, „irgend jemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten zu verleiten". Es war vorauszusehen, daß die Mehrheit des Reichstages diese Vorlage annehmen würde. In der That beschloß dieselbe am 19. April, „daß diejenigen, so bei obgedachtem

König Ferdinand.

Darum rief er in seiner Schrift „Vom Kriege wider die Türken“ Fürsten und Völker auf, dem Kaiser gegen jenen gefährlichen Feind einmütig Folge zu leisten. Nicht ein Religionskrieg — in Glaubenssachen hat Luther stets das Schwert abgelehnt —, nicht ein mittelalterlicher Kreuzzug unter dem Papst, sondern ein Verteidigungskampf aller deutschen Fürsten unter dem Kaiser zum Heil des Vaterlandes soll es sein. „Wo unsere Könige und Fürsten einträchtiglich einander beistünden und hülfen, dazu der Christenmann auch für sie betete, wollte ich unverzagt und großer Hoffnung sein,“ sagt Luther, „der Türke sollte sein Toben lassen und einen Mann an Kaiser Karl finden, der ihm gewachsen wäre. Wo aber nicht, sondern sollte also gehen und stehen, wie es jetzt geht und steht, daß keiner mit dem andern eins noch unter einander treu, ein jeglicher für sich ein Mann sein will oder mit einem Bettelsreiterdienst zu Felde zieht, muß ich's geschehen lassen. — Was thun unsere lieben Herrn? Sie achten's für einen lautern Scherz; und, wiewohl es wahr, daß uns der Türke auf den Hals gekommen ist, ob er gleich dies Jahr nicht wider uns ausziehen wollte, doch alle Stunde gerüstet und geschickt vorhanden ist, uns Ungerüstete und Unbereitete anzugreifen, wann er will: so handeln unsere Fürsten dieweil, wie sie den Luther und das Evangelium plagen.“ Als noch in demselben Jahre 1529 Wien zitterte vor den türkischen Heerscharen, sah man, wie recht Luther gesprochen hatte.

Thatsächlich beseelte jetzt den Kaiser und die katholischen Stände nur der eine Gedanke, die Lutherische Sekte zu vernichten, Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 sollte es geschehen. Karl erschien nicht in eigner Person. Sein Bruder Ferdinand, zwei Jahre zuvor zum König von Böhmen, sowie zum König von Ungarn gekrönt, vertrat ihn. Seine Gesinnung gegen die Evangelischen war bekannt. Er, wie sein kaiserlicher Bruder, verpflichteten sich „alle mögliche Mühe aufzuwenden, um der verpestenden Krankheit des Luthertums entgegen zu wirken und die Irrenden zur wahren christlichen Kirche zurückzuführen“. Die Vorlage des Kaisers an den Reichstag, der am 15. März eröffnet wurde, ging dahin, daß der einstimmig gefaßte Beschluß vom Jahr 1526, der „großen Unrat und Mißverstand wider unsern allerheiligsten Glauben“ verschuldet haben sollte, aufgehoben und dafür bei Strafe der Acht verboten wurde, „irgend jemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten zu verleiten“. Es war vorauszusehen, daß die Mehrheit des Reichstages diese Vorlage annehmen würde. In der That beschloß dieselbe am 19. April, „daß diejenigen, so bei obgedachtem

die Dinge laufen würden, beriet man ſchon zeitig die Einlegung einer Rechtsverwahrung oder Proteſtation. Sofort nach jener Reichstagsſitzung ließen die evangeliſchen Fürſten Kurfürſt Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Herzöge Ernſt und Franz von Lüneburg eine ſolche Proteſtation einreichen. König Ferdinand lehnte ſie ab, verweigerte auch ihre Aufnahme in den Reichstagsabſchied. In den nächſten Tagen brachten die evangeliſchen Stände ihre Proteſtation in rechtliche Form. Vierzehn Städte, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Conſtanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, St. Gallen, Isny, Weißenburg im Nordgau und Windsheim in Franken, haben ſie außer jenen Fürſten unterzeichnet.

Landgraf Philipp von Heſſen.

In dieſer Proteſtation, die den Evangeliſchen den Namen „Proteſtanten“ gab, erklärten dieſe, daß „in den Sachen Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend ein jeglicher für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben muß, alſo daß ſich des Orts keiner auf anderer minderes oder mehreres Machen oder Beſchließen entſchuldigen kann“. Hier entſcheide allein Gottes Wort. „Daran, als an der einigen Wahrheit und dem rechten Richtſcheit aller chriſtlichen Lehre und Lebens kann niemand irren und fehlen. Und wer darauf baut und bleibt, der beſteht wider alle Pforten der Hölle, ſo doch dagegen aller menſchliche Zuſatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht beſtehen kann.“ Sollte aber der Reichstag den Beſchwerden der Evangeliſchen auf Grund dieſer Sätze nicht Rechnung tragen, „ſo proteſtieren und bezeugen wir hiermit öffentlich vor Gott, unſerem einigen

kaiſerlichen Edikte (vom Jahre 1526) bis anher blieben, nun hinfüro auch bei demſelben Edikt bis zu dem künftigen Konzil verharren und ihre Unterthanen dazu halten ſollen und wollen. Aber bei den andern Ständen, bei denen die anderen Lehren entſtanden und zum Teil ohne merklichen Aufruhr, Beſchwerde und Gefährde nicht abgewendet werden mögen, ſoll hinfüro alle Neuerung bis zum Konzil, ſoviel möglich und menſchlich, verhütet werden. Und ſonderlich ſoll etlicher Lehre und Sekten, ſoviel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen, bei den Ständen des heiligen Reichs deutſcher Nation nicht angenommen noch hinfüro zu predigen geſtattet oder zugelaſſen; desgleichen ſollen die Ämter der heiligen Meſſe nicht abgethan, auch niemand an den Orten, da die neue Lehre entſtanden und gehalten wird, die Meſſe zu hören verboten, verhindert noch dazu oder davon gedrungen werden."

Ulrich Zwingli.

Ganz war alſo des Kaiſers Wunſch nicht erfüllt. Man mußte ja einſehen, daß eine gewaltſame Beſeitigung der Lutheriſchen Lehre [illegible]rt, wo ſie völlig geſiegt [illegible] war. [illegible]

dehnung derſelben war mit jenem Beſchluſſe [illegible] forderten die Römlinge in evangeliſchen [illegible] Gottesdienſte. Zwinglis Anhänger ſollt[illegible] duldet werden. Rom forderte alſo [illegible] ohne ſie anderen zu gewähren.

Gegen einen ſolchen Beſchlu[illegible] bens- und Gewiſſensſachen ein[illegible] dürfe, mußten ſich die Evang[illegible]

die Dinge laufen würden, beriet man ſchon zeitig die Einlegung einer Rechtsverwahrung oder Proteſtation. Sofort nach jener Reichstagsſitzung ließen die evangeliſchen Fürſten Kurfürſt Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Herzöge Ernſt und Franz von Lüneburg eine ſolche Proteſtation einreichen. König Ferdinand lehnte ſie ab, verweigerte auch ihre Aufnahme in den Reichstagsabſchied. In den nächſten Tagen brachten die evangeliſchen Stände ihre Proteſtation in rechtliche Form. Vierzehn Städte, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Conſtanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, St. Gallen, Isny, Weißenburg im Nordgau und Windsheim in Franken, haben ſie außer jenen Fürſten unterzeichnet.

Landgraf Philipp von Heſſen.

In dieſer Proteſtation, die den Evangeliſchen den Namen „Proteſtanten“ gab, erklärten dieſe, daß „in den Sachen Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend ein jeglicher für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben muß, alſo daß ſich des Orts keiner auf anderer minderes oder mehreres Machen oder Beſchließen entſchuldigen kann“. Hier entſcheide allein Gottes Wort. „Daran, als an der einigen Wahrheit und dem rechten Richtſcheit aller chriſtlichen Lehre und Lebens kann niemand irren und fehlen. Und wer darauf baut und bleibt, der beſteht wider alle Pforten der Hölle, ſo doch dagegen aller menſchliche Zuſatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht beſtehen kann.“ Sollte aber der Reichstag den Beſchwerden der Evangeliſchen auf Grund dieſer Sätze nicht Rechnung tragen, „ſo proteſtieren und bezeugen wir hiermit öffentlich vor Gott, unſerem einigen

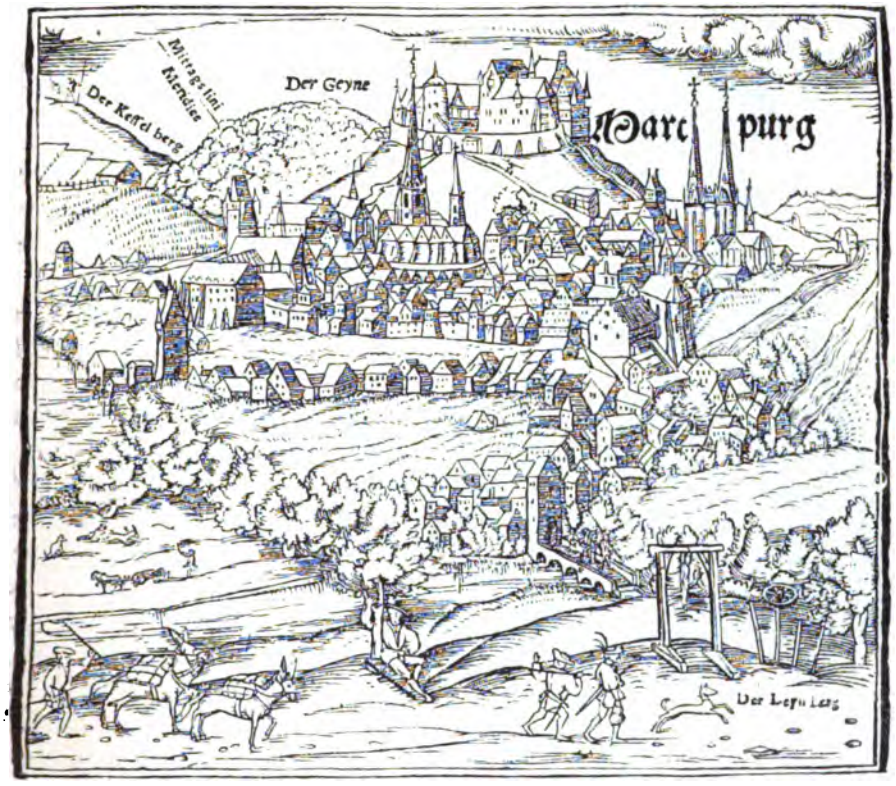
Erſchaffer, Erlöſer und Seligmacher, der allein unſer aller Herzen erforſchet, auch demnach recht richten wird, auch vor allen Menſchen und Kreaturen, daß wir für uns, die Unſeren und aller männiglichs halben, in alle Handlung und vermeinten Abſchied nicht gehelen (d. h. zuſtimmen) noch willigen, ſondern aus vorgeſetzten und anderen redlichen, gegründeten Urſachen für nichtig und unbündig halten".

Johannes Ökolampadius.

Wir rühmen heutzutage mit vollem Rechte jene Glaubensthat der Evangeliſchen auf dem Reichstag zu Speyer. Damals hat man nicht allerorten ihre Bedeutung zu ermeſſen vermocht. Luther, der eben erſt die Zwingliſche Abendmahlslehre aufs heftigſte bekämpft hatte (ſ. o. S. 299 f.), nahm insbeſondere daran Anſtoß, daß die Evangeliſchen ſich gegen die Unterdrückung der Zwinglianer erklärten und auch für dieſe ein Verhör auf einem Konzile forderten. Noch mehr aber ward er erregt, als er hörte, daß die Evangeliſchen gegenüber den Römiſchen ein Bündnis ſchließen wollten. Er erblickte in ſolchem Zuſammenſchluß einen Mangel an Gottvertrauen und in dem Zuſammengehen mit den Zwinglianern eine „Schändung und Dämpfung des Evangeliums".

Der Zuſammenſchluß war trotzdem unbedingt nötig. Sollte er aber möglich werden, ſo mußte zunächſt eine Einigung über die Abendmahlsfrage angeſtrebt werden. Philipp von Heſſen, der Politiker unter den evangeliſchen Fürſten, verfolgte dieſen Plan aufs eifrigſte. Bei Zwingli fand er begeiſterte Zuſtimmung, bei Luther zunächſt eine entſchiedene Ablehnung. Nur gezwungen, in der ſtillen Hoffnung, daß das Unternehmen ſcheitere, willigte er mit Melanchthon endlich ein, zu einem Religionsgeſpräch in Marburg im Herbſt 1529 zu erſcheinen.

Am 30. September trafen Luther und Melanchthon, begleitet von Juſtus Jonas, Kaſpar Creutziger, Veit Dietrich, Friedrich Myconius, Juſtus Menius, dem Eiſenacher Hauptmann Eberhard von der Thann und Georg Rörer, der treulich für die Aufzeichnung der von Luther unterwegs gehaltenen Predigten ſorgte, in Marburg ein. Drei Tage vorher waren bereits die Schweizer Zwingli und Ökolampadius mit den Straßburgern Martin



Marburg im Jahre 1529.

Butzer, Kaſpar Hedio, dem Städtemeiſter Jakob Sturm und anderen angelangt. In den nächſten Tagen folgten noch Andreas Oſiander aus Nürnberg, Johann Brenz aus Schwäbiſch-Hall und Stephan Agrikola aus Augsburg nach. Alle waren „ganz königlich“ bewirtete Gäſte des Landgrafen, bei dem damals auch der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg weilte. Trotzdem daß man die beabſichtigten Verhandlungen möglichſt geheim ge-

halten hatte, waren von fern und nah viele Leute erschienen, denen jedoch der Zutritt zu dem Gespräch nicht gestattet wurde.

In einem Zimmer des Schlosses fand das „freundliche, undisputierliche Gespräch“ statt, das am 2. Oktober seinen Anfang nahm. Den Vorwurf Luthers, daß sie auch in andern Stücken als in der Abendmahlslehre von ihm abwichen, wiesen die Schweizer zurück. Auf ihren Wunsch trat man sofort in die Erörterung dieser Lehre ein. Was man hüben und drüben als Beweis vorbrachte, war bereits in den früher gewechselten Schriften ausgesprochen worden. Zum Zeugnis dafür, daß er nicht weichen werde, hatte Luther mit Kreide auf die Tischdecke geschrieben: „Dies ist mein Leib.“ Eine Einigung konnte nicht erzielt werden. „Ihr habt einen andern Geist,“ sagte Luther und lehnte es ab, bezüglich der übrigen Lehren die Rechtgläubigkeit der Gegenpartei anzuerkennen. Damit das Gespräch aber nicht gänzlich ohne Ergebnis bliebe, stellte Luther auf des Landgrafen Wunsch fünfzehn Sätze, die sogenannten „Marburger Artikel“, zusammen. Bezüglich der ersten vierzehn bestand volle Einigkeit. Der fünfzehnte, vom Abendmahl handelnd, erklärt, „daß man beide Gestalt nach der Einsetzung brauchen soll, daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem andern, tot und lebendig, Gnade erlange, daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibs und Bluts Jesu Christi und die geistliche Nießung desselbigen Leibs und Bluts einem jeglichen Christen vornehmlich vonnöten. Desgleichen den Brauch des Sakraments, wie das Wort von Gott, dem Allmächtigen, gegeben und geordnet sei, damit die schwachen Gewissen zum Glauben und Lieb zu bewegen durch den heiligen Geist.“ Diese Artikel, die von beiden Parteien unterschrieben wurden, schließen: „Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich

Martin Butzer.

im Brot und Wein sei, diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, so ferne jedes Gewissen immermehr leiden kann, erzeigen und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen." Am 5. Oktober reiste Luther, nachdem er am Vormittag noch gepredigt hatte, von Marburg ab.

Auf der Rückreise stellte er mit Jonas und Melanchthon im Auftrag des Kurfürsten siebzehn Artikel auf Grund jener Marburger, allerdings schärfer den eigenen Standpunkt betonend, zusammen, die am 16. Oktober den Gesandten der evangelischen Stände zu Schwabach — davon erhielten sie den Namen „Schwabacher Artikel" — als die gemeinsame Glaubensgrundlage für den Abschluß eines Bündnisses vorgelegt wurden, aber keine einmütige Annahme fanden. Am 11. Oktober predigte Luther in Erfurt, am 12. in Jena. Am 18. kehrte er abgespannt und müde nach Wittenberg zurück.

2. Die Augsburgische Konfession und Luther auf der Coburg.

Am 24. Februar 1530 war Karl V. durch den Papst zu Bologna zum Kaiser gekrönt worden. Kein deutscher Kurfürst war dabei gewesen. Italiener und Spanier hatten deren Stelle vertreten. Der freundschaftliche Verkehr zwischen Kaiser und Papst mußte die Evangelischen mit Sorge erfüllen. Mancher fürchtete, der Kaiser werde nun doch zum Schwerte greifen und die Evangelischen mit Gewalt unterdrücken. Luther freilich riet, auch jetzt alle menschliche Macht verschmähend, unerschütterlich auf Gottes Hilfe bauend, von jedem bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser ab. Sorgloser wurde man, wenigstens in Kursachsen, als man in dem kaiserlichen Ausschreiben, das für den April zu einem Reichstag nach Augsburg einlud, las, daß dieser dazu dienen sollte, „die kirchliche Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal unserm Heiland zu ergeben und ferner eines jeden Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit zu hören und zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzuthun". Jedenfalls wollte der Kurfürst persönlich auf dem Reichstag, der nach des Kaisers Worten ein Nationalkonzil zu werden versprach, erscheinen und zur Verteidigung der evangelischen Lehre auch seine Gottesgelehrten mitnehmen. Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon wurden beauftragt, schleunigst die Artikel aufzuzeichnen, in denen man von Lehre und Gottesdienst nach dem Herkommen der römischen Kirche abwich, und die

Darum rief er in seiner Schrift „Vom Kriege wider die Türken" Fürsten und Völker auf, dem Kaiser gegen jenen gefährlichen Feind einmütig Folge zu leisten. Nicht ein Religionskrieg — in Glaubenssachen hat Luther stets das Schwert abgelehnt —, nicht ein mittelalterlicher Kreuzzug unter dem Papst, sondern ein Verteidigungskampf aller deutschen Fürsten unter dem Kaiser zum Heil des Vaterlandes soll es sein. „Wo unsere Könige und Fürsten einträchtiglich einander beistünden und hülfen, dazu der Christenmann auch für sie betete, wollte ich unverzagt und großer Hoffnung sein," sagt Luther, „der Türke sollte sein Toben lassen und einen Mann an Kaiser Karl finden, der ihm gewachsen wäre. Wo aber nicht, sondern sollte also gehen und stehen, wie es jetzt geht und steht, daß keiner mit dem andern eins noch unter einander treu, ein jeglicher für sich ein Mann sein will oder mit einem Bettelsreiterdienst zu Felde zieht, muß ich's geschehen lassen. — Was thun unsere lieben Herrn? Sie achten's für einen lautern Scherz; und, wiewohl es wahr, daß uns der Türke auf den Hals gekommen ist, ob er gleich dies Jahr nicht wider uns ausziehen wollte, doch alle Stunde gerüstet und geschickt vorhanden ist, uns Ungerüstete und Unbereitete anzugreifen, wann er will: so handeln unsere Fürsten dieweil, wie sie den Luther und das Evangelium plagen." Als noch in demselben Jahre 1529 Wien zitterte vor den türkischen Heerscharen, sah man, wie recht Luther gesprochen hatte.

Thatsächlich beseelte jetzt den Kaiser und die katholischen Stände nur der eine Gedanke, die Lutherische Sekte zu vernichten. Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 sollte es geschehen. Karl erschien nicht in eigner Person. Sein Bruder Ferdinand, zwei Jahre zuvor zum König von Böhmen, sowie zum König von Ungarn gekrönt, vertrat ihn. Seine Gesinnung gegen die Evangelischen war bekannt. Er, wie sein kaiserlicher Bruder, verpflichteten sich „alle mögliche Mühe aufzuwenden, um der verpestenden Krankheit des Luthertums entgegen zu wirken und die Irrenden zur wahren christlichen Kirche zurückzuführen". Die Vorlage des Kaisers an den Reichstag, der am 15. März eröffnet wurde, ging dahin, daß der einstimmig gefaßte Beschluß vom Jahr 1526, der „großen Unrat und Mißverstand wider unsern allerheiligsten Glauben" verschuldet haben sollte, aufgehoben und dafür bei Strafe der Acht verboten wurde, „irgend jemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten zu verleiten". Es war vorauszusehen, daß die Mehrheit des Reichstages diese Vorlage annehmen würde. In der That beschloß dieselbe am 19. April, „daß diejenigen, so bei obgedachtem

König Ferdinand.

kaiserlichen Edikte (vom Jahre 1526) bis anher blieben, nun hinfüro auch bei demselben Edikt bis zu dem künftigen Konzil verharren und ihre Unterthanen dazu halten sollen und wollen. Aber bei den andern Ständen, bei denen die anderen Lehren entstanden und zum Teil ohne merklichen Aufruhr, Beschwerde und Gefährde nicht abgewendet werden mögen, soll hinfüro alle Neuerung bis zum Konzil, soviel möglich und menschlich, verhütet werden. Und sonderlich soll etlicher Lehre und Sekten, soviel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unsers Herrn Jesu Christi entgegen, bei den Ständen des heiligen Reichs deutscher Nation nicht angenommen noch hinfüro zu predigen gestattet oder zugelassen; desgleichen sollen die Ämter der heiligen Messe nicht abgethan, auch niemand an den Orten, da die neue Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, verhindert noch dazu oder davon gedrungen werden."

Ulrich Zwingli.

Ganz war also des Kaisers Wunsch nicht erfüllt. Man mußte ja einsehen, daß eine gewaltsame Beseitigung der Lutherischen Lehre dort, wo sie völlig gesiegt hatte, unmöglich war. Aber eine weitere Ausdehnung derselben war mit jenem Beschlusse abgeschnitten. Dahingegen forderten die Römlinge in evangelischen Gebieten volle Freiheit ihrer Gottesdienste. Zwinglis Anhänger sollten nirgends mehr im Reiche geduldet werden. Rom forderte also damals, wie heute Duldung für sich, ohne sie anderen zu gewähren.

Gegen einen solchen Beschluß, wie überhaupt dagegen, daß in Glaubens- und Gewissensachen eine für andere bindende Abstimmung erfolgen dürfe, mußten sich die Evangelischen wehren. Da vorauszusehen war, wie

die Dinge laufen würden, beriet man ſchon zeitig die Einlegung einer Rechtsverwahrung oder Proteſtation. Sofort nach jener Reichstagsſitzung ließen die evangeliſchen Fürſten Kurfürſt Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Herzöge Ernſt und Franz von Lüneburg eine ſolche Proteſtation einreichen. König Ferdinand lehnte ſie ab, verweigerte auch ihre Aufnahme in den Reichstagsabſchied. In den nächſten Tagen brachten die evangeliſchen Stände ihre Proteſtation in rechtliche Form. Vierzehn Städte, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Conſtanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, St. Gallen, Isny, Weißenburg im Nordgau und Windsheim in Franken, haben ſie außer jenen Fürſten unterzeichnet.

Landgraf Philipp von Heſſen.

In dieſer Proteſtation, die den Evangeliſchen den Namen „Proteſtanten“ gab, erklärten dieſe, daß „in den Sachen Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend ein jeglicher für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben muß, alſo daß ſich des Orts keiner auf anderer minderes oder mehreres Machen oder Beſchließen entſchuldigen kann“. Hier entſcheide allein Gottes Wort. „Daran, als an der einigen Wahrheit und dem rechten Richtſcheit aller chriſtlichen Lehre und Lebens kann niemand irren und fehlen. Und wer darauf baut und bleibt, der beſteht wider alle Pforten der Hölle, ſo doch dagegen aller menſchliche Zuſatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht beſtehen kann.“ Sollte aber der Reichstag den Beſchwerden der Evangeliſchen auf Grund dieſer Sätze nicht Rechnung tragen, „ſo proteſtieren und bezeugen wir hiermit öffentlich vor Gott, unſerem einigen

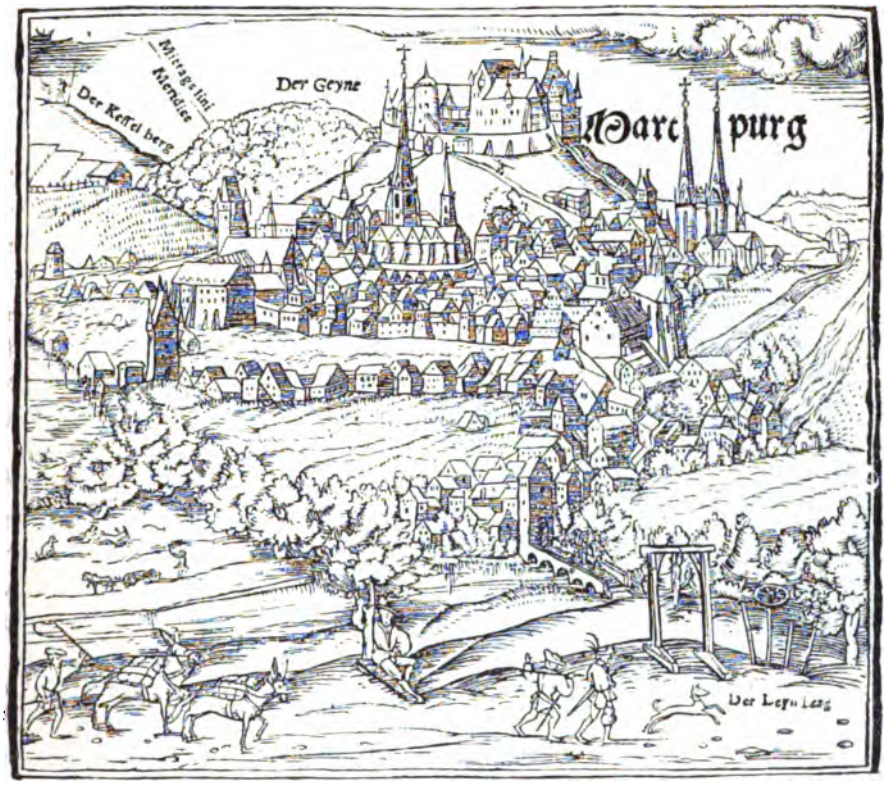
Erſchaffer, Erlöſer und Seligmacher, der allein unſer aller Herzen erforſchet, auch demnach recht richten wird, auch vor allen Menſchen und Kreaturen, daß wir für uns, die Unſeren und aller männiglichs halben, in alle Handlung und vermeinten Abſchied nicht gehelen (d. h. zuſtimmen) noch willigen, ſondern aus vorgeſetzten und anderen redlichen, gegründeten Urſachen für nichtig und unbündig halten".

Johannes Ökolampadius.

Wir rühmen heutzutage mit vollem Rechte jene Glaubensthat der Evangeliſchen auf dem Reichstag zu Speyer. Damals hat man nicht allerorten ihre Bedeutung zu ermeſſen vermocht. Luther, der eben erſt die Zwingliſche Abendmahlslehre aufs heftigſte bekämpft hatte (ſ. o. S. 299 f.), nahm insbeſondere daran Anſtoß, daß die Evangeliſchen ſich gegen die Unterdrückung der Zwinglianer erklärten und auch für dieſe ein Verhör auf einem Konzile forderten. Noch mehr aber ward er erregt, als er hörte, daß die Evangeliſchen gegenüber den Römiſchen ein Bündnis ſchließen wollten. Er erblickte in ſolchem Zuſammenſchluß einen Mangel an Gottvertrauen und in dem Zuſammengehen mit den Zwinglianern eine „Schändung und Dämpfung des Evangeliums".

Der Zuſammenſchluß war trotzdem unbedingt nötig. Sollte er aber möglich werden, ſo mußte zunächſt eine Einigung über die Abendmahlsfrage angeſtrebt werden. Philipp von Heſſen, der Politiker unter den evangeliſchen Fürſten, verfolgte dieſen Plan aufs eifrigſte. Bei Zwingli fand er begeiſterte Zuſtimmung, bei Luther zunächſt eine entſchiedene Ablehnung. Nur gezwungen, in der ſtillen Hoffnung, daß das Unternehmen ſcheitere, willigte er mit Melanchthon endlich ein, zu einem Religionsgeſpräch in Marburg im Herbſt 1529 zu erſcheinen.

Am 30. September trafen Luther und Melanchthon, begleitet von Juſtus Jonas, Kaſpar Creutziger, Veit Dietrich, Friedrich Mykonius, Juſtus Menius, dem Eiſenacher Hauptmann Eberhard von der Thann und Georg Rörer, der treulich für die Aufzeichnung der von Luther unterwegs gehaltenen Predigten ſorgte, in Marburg ein. Drei Tage vorher waren bereits die Schweizer Zwingli und Ökolampadius mit den Straßburgern Martin



Marburg im Jahre 1529.

Butzer, Kaſpar Hedio, dem Städtemeiſter Jakob Sturm und anderen angelangt. In den nächſten Tagen folgten noch Andreas Oſiander aus Nürnberg, Johann Brenz aus Schwäbiſch-Hall und Stephan Agrikola aus Augsburg nach. Alle waren „ganz königlich“ bewirtete Gäſte des Landgrafen, bei dem damals auch der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg weilte. Trotzdem daß man die beabſichtigten Verhandlungen möglichſt geheim ge-

gewohnt sind, achten wir sie nicht. Das ist nicht gut. Ich weiß, das ist Schwachheit des Glaubens, aber wir wollen beten mit den Aposteln: Stärke uns, Herr, den Glauben! (Luk. 17, 5). — — Ich bete für Dich, ich habe für Dich gebetet, ich werde für Dich beten und ich zweifle nicht, daß ich erhört bin. Denn ich fühle das Amen in meinem Herzen. Wenn nicht geschehen wird, was wir wollen, so wird geschehen, was besser ist. Denn wir warten auf ein künftig Reich, wenn alles getrogen haben wird in der Welt."

Ähnlich wie seinem Freund Melanchthon sprach Luther auch dem glaubensfreudigeren und zuversichtlicheren Kanzler Brück, dem die evangelische Kirche für die in jenen Tagen bewiesene Standhaftigkeit zu großem Danke verpflichtet ist, Mut zu in einem Briefe, der den besten und zugleich von Poesie durchdrungenen beizuzählen ist. „Ich habe nun etlichemal," heißt es darin, „an meinen gnädigsten Herrn geschrieben und an die Unsern, daß ich wohl denke, ich habe sein zu viel gemacht, sonderlich an meinen gnädigsten Herrn, als ob ich gleich zweifelte, daß Gottes Trost und Hilfe mehr und stärker bei Seiner Kurfürstlichen Gnaden wären denn bei mir. Ich hab's aber aus Anregung der Unsern gethan, deren etliche so wehmütig und sorgfältig sind, als hätte Gott unser vergessen; so er doch unser nicht kann vergessen, er müßte zuvor sein selbst vergessen. Es wäre denn, daß unsere Sache nicht seine Sache und unsere Lehre nicht sein Wort wäre. Sonst, wo wir deß gewiß sind und nicht zweifeln, daß es seine Sache und Wort ist, so ist auch gewiß unser Gebet erhört und die Hilfe schon beschlossen und zugerüstet, daß uns geholfen werde; das kann nicht fehlen. Denn er spricht: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht sollte erbarmen über ihres Leibes Frucht? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen; siehe ich habe dich auf meine Hand gezeichnet (Jes. 49, 15).

Ich habe neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölbe gesetzt hatte; dennoch fiel der Himmel nicht ein und steht auch solch Gewölbe noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel fest.

Das andere: ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein; und

sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten oder fußten, noch keine Kufe, darein sie gefaßt wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtete hervor beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand und mehr als ein Schemen, wie durch ein gemaltes Glas zu scheinen pflegt, denn als ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß einer auch des Bodens halben wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Dennoch fand sich's in der That, daß solch ohnmächtiger (anzusehen) Schemen die Wasserlast trug und uns beschützte. Dennoch sind etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gerne fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolke werde eine ewige Sintflut anrichten.

Solches muß ich mit Eurer Achtbarkeit freundlicher Weise scherzen und doch ungescherzt schreiben; denn ich besondere Freude davon gehabt, daß ich erfahren habe, wie Eure Achtbarkeit vor allen Anderen einen guten Mut und getrostes Herz hat in dieser unserer Anfechtung. — — Solch Werk, das uns Gott mit Gnaden gegeben hat, wird er durch seinen Geist segnen und fördern und die Weise, Zeit und Raum, uns zu helfen, wohl treffen und nicht vergessen noch versäumen. Sie haben's noch nicht zur Hälfte gebracht, die Blutmenschen, was sie jetzt anfangen, sind auch noch nicht alle wieder heim, oder dahin sie gern wären. Unser Regenbogen ist schwach, ihre Wolken sind mächtig; aber zuletzt wird sich's zeigen. Eure Achtbarkeit halte mir mein Geschwätze zu gute und tröste Magister Philippus und die andern alle. Christus soll nur auch unsern gnädigsten Herrn auch trösten und halten."

Die römisch gesinnten Stände beschlossen das Bekenntnis der Evangelischen nicht ohne Antwort zu lassen. Unter den zwanzig Gelehrten, die mit dem schwierigen Werke beauftragt wurden, befanden sich Luthers bewährte Feinde Eck, Kochläus und andere. Nicht eine Widerlegung der Konfession, sondern eine Schmähschrift gegen die Evangelischen wurde unter ihren Händen fertig, so daß der Kaiser und die katholischen Stände das Werk zur Umarbeitung zurückgaben. Am 3. August konnte die sogenannte „Widerlegung" in demselben Raume wie einst das evangelische Bekenntnis verlesen werden. Das Ansinnen an die Evangelischen, sich durch jenes Machwerk für überwunden zu erklären, wiesen diese selbstverständlich zurück,

gewohnt sind, achten wir sie nicht. Das ist nicht gut. Ich weiß, das ist Schwachheit des Glaubens, aber wir wollen beten mit den Aposteln: Stärke uns, Herr, den Glauben! (Luk. 17, 5). — — Ich bete für Dich, ich habe für Dich gebetet, ich werde für Dich beten und ich zweifle nicht, daß ich erhört bin. Denn ich fühle das Amen in meinem Herzen. Wenn nicht geschehen wird, was wir wollen, so wird geschehen, was besser ist. Denn wir warten auf ein künftig Reich, wenn alles getrogen haben wird in der Welt."

Ähnlich wie seinem Freund Melanchthon sprach Luther auch dem glaubensfreudigeren und zuversichtlicheren Kanzler Brück, dem die evangelische Kirche für die in jenen Tagen bewiesene Standhaftigkeit zu großem Danke verpflichtet ist, Mut zu in einem Briefe, der den besten und zugleich von Poesie durchdrungenen beizuzählen ist. „Ich habe nun etlichemal," heißt es darin, „an meinen gnädigsten Herrn geschrieben und an die Unsern, daß ich wohl denke, ich habe sein zu viel gemacht, sonderlich an meinen gnädigsten Herrn, als ob ich gleich zweifelte, daß Gottes Trost und Hilfe mehr und stärker bei Seiner Kurfürstlichen Gnaden wären denn bei mir. Ich hab's aber aus Anregung der Unsern gethan, deren etliche so wehmütig und sorgfältig sind, als hätte Gott unser vergessen; so er doch unser nicht kann vergessen, er müßte zuvor sein selbst vergessen. Es wäre denn, daß unsere Sache nicht seine Sache und unsere Lehre nicht sein Wort wäre. Sonst, wo wir deß gewiß sind und nicht zweifeln, daß es seine Sache und Wort ist, so ist auch gewiß unser Gebet erhört und die Hilfe schon beschlossen und zugerüstet, daß uns geholfen werde; das kann nicht fehlen. Denn er spricht: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht sollte erbarmen über ihres Leibes Frucht? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen; siehe ich habe dich auf meine Hand gezeichnet (Jes. 49, 15).

Ich habe neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölbe gesetzt hatte; dennoch fiel der Himmel nicht ein und steht auch solch Gewölbe noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel fest.

Das andere: ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein; und

sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten oder fußten, noch keine Kufe, darein sie gefaßt wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtete hervor beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand und mehr als ein Schemen, wie durch ein gemaltes Glas zu scheinen pflegt, denn als ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß einer auch des Bodens halben wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Dennoch fand sich's in der That, daß solch ohnmächtiger (anzusehen) Schemen die Wasserlast trug und uns beschützte. Dennoch sind etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gerne fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolke werde eine ewige Sintflut anrichten.

Solches muß ich mit Eurer Achtbarkeit freundlicher Weise scherzen und doch ungescherzt schreiben; denn ich besondere Freude davon gehabt, daß ich erfahren habe, wie Eure Achtbarkeit vor allen Anderen einen guten Mut und getrostes Herz hat in dieser unserer Anfechtung. — — Solch Werk, das uns Gott mit Gnaden gegeben hat, wird er durch seinen Geist segnen und fördern und die Weise, Zeit und Raum, uns zu helfen, wohl treffen und nicht vergessen noch versäumen. Sie haben's noch nicht zur Hälfte gebracht, die Blutmenschen, was sie jetzt anfangen, sind auch noch nicht alle wieder heim, oder dahin sie gern wären. Unser Regenbogen ist schwach, ihre Wolken sind mächtig; aber zuletzt wird sich's zeigen. Eure Achtbarkeit halte mir mein Geschwätze zu gute und tröste Magister Philippus und die andern alle. Christus soll nur auch unsern gnädigsten Herrn auch trösten und halten."

Die römisch gesinnten Stände beschlossen das Bekenntnis der Evangelischen nicht ohne Antwort zu lassen. Unter den zwanzig Gelehrten, die mit dem schwierigen Werke beauftragt wurden, befanden sich Luthers bewährte Feinde Eck, Kochläus und andere. Nicht eine Widerlegung der Konfession, sondern eine Schmähschrift gegen die Evangelischen wurde unter ihren Händen fertig, so daß der Kaiser und die katholischen Stände das Werk zur Umarbeitung zurückgaben. Am 3. August konnte die sogenannte „Widerlegung" in demselben Raume wie einst das evangelische Bekenntnis verlesen werden. Das Ansinnen an die Evangelischen, sich durch jenes Machwerk für überwunden zu erklären, wiesen diese selbstverständlich zurück,

lehnten es aber nicht ab, in betreff verschiedener Fragen mit den Gegnern in Unterhandlungen zu treten. Wie gern hätte Melanchthon um des lieben Friedens willen weiter nachgegeben, vielleicht weiter, als es vom evangelischen Standpunkte aus verantwortet werden konnte. Wie anders wäre Luther aufgetreten! „Ich höre," so schrieb er, „daß ihr das wunderliche Werk unternommen habt, den Papst und Luther zu vereinigen. Aber der Papst wird nicht wollen und Luther verbittet sich's. Wenn ihr das zustande bringt, so will ich Christus und Belial versöhnen." Damit traf er das Richtige. Die Verhandlungen blieben ohne Ergebnis. Eine Gegenschrift, die Melanchthon gegen jene „Widerlegung" verfaßt hatte (die später so genannte Apologie der Augsburgischen Konfession), nahm der Kaiser nicht an. Die Evangelischen ihrerseits weigerten sich, dem Reichstagsabschied zuzustimmen, der das evangelische Bekenntnis für widerlegt erklärte. So ging man auseinander. Schon am 6. August hatte Landgraf Philipp von Hessen Augsburg verlassen. Man war nicht ohne Sorge, ob er etwa zur Gewalt greifen werde. Am 23. September nahm der Kurfürst von Sachsen unter Thränen Abschied vom Kaiser.

Luther hat immer, was zu Augsburg geschehen, als ein „groß Wunderwerk" bezeichnet. Er pries sich glücklich, „diese Stunde erlebt zu haben, in der Christus durch solche seine Bekenner vor so stattlicher Versammlung öffentlich in einem durchaus trefflichen Bekenntnis gepredigt worden ist". „Es ist mehr geschehen," schrieb er bald nach der Übergabe der Konfession an seine Freunde zu Augsburg, „als zu hoffen war; denn ihr habt dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist: dem Kaiser vollkommenen Gehorsam, indem ihr erschienen seid mit so vieler Kost, Mühe und Beschwerung; Gott das auserwählte Opfer des Bekenntnisses, das zu allen Höfen der Könige und Fürsten durchbrechen wird, daß es herrsche inmitten seiner Feinde und ausgehe mit seinem Schall in alle Lande, damit, die es nicht glauben, keine Entschuldigung haben. Das wird die Frucht des Stillschweigens sein, das zu Anfang des Reichstags auferlegt wurde. Kommt dazu noch der Lohn, daß nach dem Zeugnis der Widersacher kein Artikel des Glaubens verletzt ist, so haben wir weit mehr erlangt, als ich gebeten habe, wir sind nämlich von der Schmach des Ketzernamens befreit. So möge uns denn Christus selber bekennen, wie ihr ihn bekannt habt und möge die verherrlichen, die ihn verherrlicht haben. Amen. Darum spreche ich euch los im Namen des Herrn von dieser Versammlung. Immer wieder heim, immer heim!" Das galt ihm also als das Wertvolle am Augsburger Reichstag, daß die Evangelischen öffentlich ein Bekenntnis ihres Glaubens

abgelegt, daß die Römischen dessen Schriftgemäßheit nicht leugnen konnten und nun selbst Boten des Evangeliums werden mußten. „Der Reichstag zu Augsburg," sagte er später einmal, „ist mit keinem Gelde zu bezahlen um des Bekenntnisses des Glaubens und des Wortes Gottes willen, so von den Unseren da gethan ist. Denn da haben die Widersacher bekennen müssen, daß unsere Konfession recht und wahr sei. — Gottes Wort ist kräftig. Je mehr man's verfolgt, je mehr breitet sich's aus und je weiter es kommt. Sehet an den Reichstag zu Augsburg, welcher wahrhaftig die letzte Posaune und Drommete ist vor dem jüngsten Tage. Wie wütete da die Welt wider das Wort! O wie mußten wir dazumal beten, daß Christus im Himmel droben sitzen bleiben möchte! Da brach unsere Lehre durch die Konfession hervor ans Licht, also daß sie in kurzer Zeit durch den Kaiser allen Königen, Fürsten und Universitäten zugeschickt ward. Viel feine treffliche Leute sind damals in Höfen gewest hin und wieder, die fingen diese Lehre wie ein Zunder und darnach zündeten sie andere auch an."

Schon lange hatte Luther die Vergeblichkeit aller weiteren Verhandlungen in Augsburg erkannt und sich nach Hause gesehnt. Sein körperliches Befinden war nicht immer ein zufriedenstellendes gewesen. Er klagte oft über „Sausen und Rauschen im Haupt". Der Kurfürst ließ ihm Arznei schicken, „das Haupt und das Herz damit zu stärken". Luther hielt sein Leiden für eine Anfechtung des Teufels: „Wovon mir's kommen sei, kann ich nicht wissen, so ich mich doch in allen Dingen fast (sehr) mäßig gehalten habe. Ich acht, es sei der schwarze, zottige Geselle aus der Hölle gewest, der mich in seinem Reich auf Erden nicht wohl leiden mag." An Besuch hat es Luther auf seiner Burg nicht gefehlt. Es wurde dem bescheidenen Mann, der dem Kurfürsten möglichst wenig Kosten verursachen wollte, fast zu viel. — „Wir müssen an einen andern Ort," schreibt er schon Anfang Juni an die Gattin, „es will zu gemeiner Wallfahrt hierher werden." Mit den Seinen in Wittenberg stand Luther in lebhaftem Verkehr. Wie freute sich Luther, als Käthe ihm ein Bild seiner Magdalene schickte! Nur schade: es war so schwarz, daß er sie zuerst nicht erkannte! In Luthers Leben und Befinden auf der Coburg lassen uns zwei Briefe seines Begleiters Magister Veit Dietrich blicken. Der eine ist an Melanchthon, der andere an Frau Käthe gerichtet. „Ich kann nicht genug bewundern," heißt es in dem ersteren, „wie einzigartig beständig, fröhlich, glaubens- und hoffnungsvoll dieser Mann in diesen furchtbar bitteren Zeiten ist. Er ist es aber und wird es immer mehr durch sein außerordentlich fleißiges Treiben des Wortes Gottes. Kein Tag vergeht, wo er nicht mindestens drei Stunden aufs

Gebet verwendet, und noch dazu in der Zeit, die füglich zum Studieren am geeignetsten wäre. Einmal traf sich's, daß ich gerade dazu kam, während er betete. Guter Gott, was für ein Glaube ist doch in seinen Worten! Mit so tiefer Ehrfurcht bittet er und mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß man meint, er rede mit einem Vater und mit einem Freunde. Ich weiß, sagte er, daß du unser Gott und Vater bist. Darum weiß ich, daß du die zu Schanden machen wirst, welche deine Kinder verfolgen. Wenn du es nicht thust, dann stehst du in derselben Gefahr wie wir. Dein ist dieser ganze Handel. Wir haben ihn gezwungen angefangen, darum wirst du ihn verteidigen! So etwa hörte ich von ferne stehend ihn mit heller Stimme beten. Auch mir brannte das Herz mächtig, als er so vertraulich, so ernst, so ehrerbietig mit Gott sprach und unterm Gebet auf die Verheißungen in den Psalmen drang, ganz dessen gewiß, daß alles geschehen werde, was er bitte."

An Frau Käthe aber berichtet Dietrich aus den Tagen, da Lenchens Bild, aber auch die Kunde vom Tode des alten Luther (s. o. S. 383) eingetroffen war. „Wisset, daß der Herr und wir mit ihm," schreibt Dietrich, „noch frisch und gesund von Gottes Gnaden sind. Gott gebe Euch auch alles Gutes mit Euren Kindern! Ihr habt ein sehr gut Werk gethan, daß Ihr dem Herrn Doktor die Kontrafaktur (Bild) geschickt habt; denn er über die Maßen viel Gedanken mit dem Bilde vergißt. Er hat's gegen den Tisch über an die Wand geklebet, da wir essen in des Fürsten Gemach. Da er's am ersten ansah, konnt er sie lange nicht kennen. Ei, sprach er, die Lene ist ja so schwarz! Aber jetzund gefällt sie ihm wohl und dünkt ihm je länger je mehr, es sei Lenchen. Sie sieht dem Hänschen über die Maßen gleich mit dem Mund, Augen und Nase, in Summa mit dem ganzen Angesicht und wird ihm noch gleich werden. Das habe ich Euch auf diesmal zuschreiben wollen. Liebe Frau Doktorin! Ich bitte, Ihr wollet Euch um den Herrn Doktor nicht härmen, er ist, Gott Lob! frisch und gesund, hat des Vaters in den ersten zweien Tagen vergessen, wiewohl es ihm sehr sauer ward. Alsbald er Hans Reinickens Brief (der die Trauerkunde brachte) ansieht, sagt er zu mir: Wohlan, mein Vater ist auch tot! Darnach flugs drauf nimmt er seinen Psalter, geht in die Kammer und weint ihm genug, daß ihm der Kopf des andern Tags ungeschickt war. Seitdem hat er sich nichts lassen mehr merken. Den Sonnabend vor Exaudi (4. Juni) war der Kastner bei uns auf den Abend zu Gaste, da der Doktor unter andern erzählte, wie ihm die nächste (letzte) Nacht geträumt hätte, wie ihm ein großer Zahn wäre ausgefallen, so groß, daß er sich nicht genug hätte

können verwundern. Am Sonntag darnach war der Vater tot. Das hab ich Euch nicht unangezeigt wollen lassen, bitte, wollet meinen Dienst im Besten aufnehmen. Damit seid Gott mit Hänschen und Lenchen und dem ganzen Hausgesind befohlen."

Wie Luthers Gedanken bei den Seinen weilten, zeigt jener köstliche Brief an sein Hänschen (s. o. S. 354). „Das schön groß Buch von Zucker aus dem schönen Garten", das er für seinen Knaben aus Nürnberg sich mitbringen ließ, kam freilich recht altbacken und hart in des Kindes Hände. Den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf der Veste entstammt auch ein Brief an die Tischgesellen daheim, darin er den „Reichstag" schildert, der ihn umgiebt. „Es ist ein Rubet (Hain) gleich vor unserm Fenster hinunter wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohn Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt (krächzt) jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lang wären möge. Und möcht gerne wissen, ob solches Adels und reisigen Zeugs (Reiterei) auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt sie seien aus aller Welt hier versammelt. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle; denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen, so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnischen, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entsitzen (einem zornigen Feinde entgehen) können. Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher vernommen habe, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher Ritter hier werden und große Thaten thun.

Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen (die Waffen niederfallen lassen), daß sie siegen und Ehre einlegen

wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießt wären.

Ich halt aber, es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen vor mir haben, daß ich ihre liebliche Stimme und Predigten höre und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört; denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken."

Auf der Coburg hat auch Luther, in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg, sein Wappen beschrieben und darin „ein Merkzeichen seiner Theologie" gefunden (siehe oben S. 380).

Luthers Wappen.

Trotz seines Leidens hat Luther auf der Veste Coburg — Grubok pflegt er sie in seinen Briefen zu nennen — fleißig gearbeitet. Mehrmals hat er die Kanzel bestiegen. Einige seiner Predigten sind uns noch erhalten. In der einen sehen wir die Schloßgemeinde, Knechte, Mägde, Wächter und Thorhüter vor uns. In der andern schildert er ähnlich wie in dem Briefe an Dr. Brück (s. o. S. 414) die Art des Glaubens, der sich auf unsichtbare Dinge erstreckt und gewiß ist, „daß Gott aus nichts etwas machen kann". „Das ist eine hohe Kunst, darinnen ich noch ein Student und Schüler bin. — Ein Christ, will er anders ein rechter Christ sein, der muß wahrlich sagen, daß er einen Gott habe und an ihn glaube, der aus einem ledigen Beutel könne Geld zählen und aus einer ledigen Kandel jedermann trinken geben."

Auch verschiedene wichtige Schriften verfaßte Luther auf der Coburg. Einige derselben sind bereits erwähnt worden, seine „Vermahnung an die Geistlichen" (oben S. 405), sein „Sendbrief vom Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen" (S. 323) und seine „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle" (S. 311). Daß er auch den Römlingen gegenüber immer noch auf dem Platze sei, obgleich er sich in den letzten Jahren „mit den Rottengeistern geschlagen", und nicht aufhören wolle, „alle ihre Teufelslehren" zu bekämpfen, bewies Luther in den beiden Schriften „Ein Widerruf vom

Fegefeuer" und „Von den Schlüsseln". Darin will er „wiederum das alte Register herfürziehen und ihre löbliche Tugend wieder an die Sonnen bringen, daß sie nicht so schwarz verfaule, sondern wohl gebleicht werde, damit man ihrer nicht so vergesse, wie sie hoffen". Scharfsinnig und rücksichtslos entzieht er hier den römischen Irrlehren den vermeintlichen Schriftgrund. „Was ist nun des Papstes Kirche für eine Kirche?" ruft Luther aus. „Eine ungewisse Wankelkirche oder Schlutterkirche, ja eine falsche Lügenkirche, die im Zweifel und Unglauben schwebt, ohn Gottes Wort; denn er lehret sie zweifeln und ungewiß sein mit seinen Fehlschlüsseln. Ist's eine Wankelkirche, so ist's nicht des Glaubens Kirche; denn dieselbige steht auf einem gewissen Fels auch wider die hölliſchen Pforten Matth. 16, 18. Ist sie nicht des Glaubens Kirche, so ist sie auch nicht die christliche Kirche, sondern muß eine unchristliche, endechristliche, glaubloſe Kirche sein, welche verstört und verderbt die rechte heilige christliche Kirche. — Gott hat seine christliche Kirche keinem Menschen wollen befehlen zu regieren, sondern hat's für und bei sich selbst behalten und geboten, daß man nichts denn sein Wort lehren solle. Denn er weiß, wenn wir ohn sein Wort lehren, aus uns selber, daß es eitel Fehl, Irrtum, Lügen und Sünde ist, auf daß wir allein sein Werkzeug sein und ihm unsere Zunge dazu geben sollen, daß er selbst und allein durch uns rede und regiere. Dagegen lehren diese Maulesel, daß der Papst regieren solle und nicht Gott, und daß man dem Papst glauben solle und nicht den Schlüsseln. Denn weil der Papst nicht irren kann, so glaubt man ihm billig." An „alle Pfarrherrn und Prediger" richtet Luther seine „Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn". Waren einst manche gezwungen zum Tische des Herrn gegangen, so meinten jetzt, nachdem das Joch des päpstlichen Zwanges gefallen war, viele, „sie seien gar nicht mehr schuldig, dieses Sakraments zu brauchen, sondern mögen sein wohl entbehren und frei ohn alle Sünde verachten". Da will denn Luther mit seiner Schrift „den Pfarrherrn und Predigern Ursach geben, ihr Volk zu vermahnen und zum Sakrament zu locken, und etliche Sachen anzeigen, damit man sie bewegen soll, daß sie willigliche und ohn Menschen Zwang zum Sakrament gehen und mit Lust dasselbige empfangen".

Am 23. September hatte, wie wir hörten, der Kurfürst Augsburg verlassen. Luther wußte, daß auch er bald den Heimweg antreten dürfe. „In vierzehn Tagen, hoff ich, wo Gott Gnade giebt, wollen wir bei Euch daheimen sein," schrieb er am 24. September seiner Gattin. Noch zweimal predigte er auf der Veste, am Michaelistage „von den Engeln" — diese

Predigt wurde im nächsten Jahre gedruckt — und am 2. Oktober über das Evangelium von der Auferweckung des Jünglings zu Nain. Insbesondere die letztere Predigt läßt uns die Gedanken erkennen, die Luther beim Scheiden von der Coburg im Rückblick auf den Reichstag beseelten: Gott hat „ein Mirakel und Wunder gethan“ und durch sein bloßes Wort sich mächtiger erwiesen als aller Feinde Macht und List. Wer glaubt, wird stehen und siegen mit diesem Gott durch Gottes Wort. „Wer ein Christ sein will, der richte sein Herz dahin, daß er einen Gott habe, der mit dem, das nichts ist, umgehe. Unser Leben ist schlechts in das bloße Wort gefaßt; denn wir haben ja Christum, wir haben das ewige Leben, ewige Gerechtigkeit, Hilfe und Trost, aber wo ist's? Wir sehen's nicht, wir haben's nicht in dem Kasten noch Händen, sondern allein in dem bloßen Wort. Also gar hat Gott sein Ding in das Nichts gefaßt. — Eben in diesem Reichstage habt ihr dasselbige Spiel auch gesehen, daß unser Herrgott ein Herr ist, der mit dem Nichts zu thun hat. Sie sind beide da gewesen, die zwei Götter, unser rechter Gott und der Welt Gott, der Teufel. Dieser ist gewaltig, reich, weise, witzig, kann viel und pochet getrost auf das, das er hat. Christus aber, der liebe Gott, ist arm, weiß nicht, wie er sich und die Seinen vor Gewalt schützen und verteidigen soll. — Derhalben sollen wir aufs erste und vornehmlich Gott danken und loben, daß das Wort geblieben ist und wir bei dem Wort. — Das wird aber nun allein der Mangel sein, ob wir die Gnade, die uns geschehen ist, können fassen. Darum laßt uns ja fest und gewiß dafür halten, daß das Gottes Wort gewesen sei, dafür wir gefochten und uns in die Gefahr gesetzt haben, wie denn unser Widerpart selbst frei heraus bekennen hat müssen, daß unsere Lehre gerecht und gut sei und wider keinen Artikel christlichen Glaubens. Damit ist ja unsere Lehre reichlicher denn vor je. — Darum sollen wir nicht zweifeln, bleiben wir länger dabei, unser Herr Gott werde auch bei uns sein und seiner Gnade, seinem Wort zu gut uns vor den zornigen Feinden schützen. Denn wem Gott die Gnade thut, daß er ihm sein Wort giebt und dabei erhält, der soll ja billig Gott dafür danken und froh sein als für den größten Schatz, den er von Gott haben kann. — Fürchte sich denn der Teufel, wir wollen uns nicht fürchten. Den Brautring haben wir, das liebe Wort, nach den andern wollen wir nichts fragen. Er wird uns wohl erhalten. — Aber mit unserm Gegenteil wird's anders gehen, sie haben Macht und Gewalt, darauf trotzen sie. Darum muß Gott ein Nichts daraus machen und wird auch eigentlich die Stunde und Zeit kommen, daß die Weisheit und Gewalt, darauf sie jetzt so pochen, wird

dahin gehen, daß wir sagen werden: Wo sind sie nun? Deß wollen wir gewarten und es soll nicht fehlen, so lang und ferne wir bei dem Wort bleiben. Denn das Größte ist schon geschehen. Das Geringere wird auch bald folgen. So haben wir das Wort, das ist gewiß, darum wird auch Friede darauf folgen. Derhalben betet ja fleißig und seid dankbar und vergesset nicht, daß unser getreuer Gott und Vater so viel mit uns angehoben und gethan hat. Er hat uns ja mehr gegeben, denn die ganze Welt zu geben vermöchte. Er wird auch weiter das Beste bei uns thun und uns als seine Kinder, die wir bei seinem Wort zu bleiben begehren, nicht lassen, sondern retten, schützen und schirmen vor dem Teufel und seinen Gliedern. Das verleihe uns Gott durch Christum unsern Herrn. Amen." Wie viele Anklänge an Luthers „Ein feste Burg"!

Mittwoch, den 5. Oktober, trat Luther den Kurfürsten begleitend, die Heimreise an. Über Altenburg und Torgau traf er in der Woche vor dem 16. Oktober in Wittenberg ein. Am Morgen dieses Sonntags stand er zum ersten Male wieder auf der Kanzel vor seiner Gemeinde und „hat zuletzt", wie einer seiner Zuhörer berichtet, „vom Reichstage gesagt, wie noch nichts auf diesem gehaltenen beschlossen wäre. Man sollte des Abschieds noch gewarten. Aber so viel wäre dennoch ausgerichtet, daß die Papisten bekennen müßten, die Lehre wäre nicht wider die Schrift noch den Glauben, und haben auch angezeigt, die Ceremonien wären auch nichts. Man sollte sie aber mit ihrem Wissen und Willen abgethan haben. Und weiter gesagt, wir sollten Gott loben und danken, daß er Gnade gegeben, daß unser löblicher Landesfürst mit den Seinen bei dem Worte Gottes gestanden wider den Teufel und alle Welt und am größten Orte, und weiter bitten, daß Gott Gnade gebe, etwas mehr im Abschied auszurichten, daß das Wort Gottes Frucht wirken möchte."

3. Bis zum Religionsfrieden von Nürnberg.

Viel Arbeit erwartete den heimkehrenden Luther. Die nächsten Jahre führten die Bibelübersetzung der Vollendung entgegen (s. o. S. 321). Fleißig steht Luther auf dem Katheder, den Studenten die heilige Schrift auszulegen. Da der Stadtpfarrer Bugenhagen lange Zeit von Wittenberg abwesend ist, um in Lübeck und in Pommern das evangelische Kirchenwesen zu ordnen, übernimmt der Freund von Ende Oktober 1530 bis Ostern 1532 und vom November 1534 bis August 1535 auch noch die Verwaltung des Pfarramtes. Luthers Gesundheit ließ oft zu wünschen übrig. Monate hindurch

betrat er nur ſeine Hauskanzel (ſ. o. S. 330). Einen Begriff aber von ſeiner Treue und ſeinem Fleiße in der Verkündigung des göttlichen Wortes bekommt man, wenn man erwägt, daß uns aus der Zeit von der Rückkehr nach Wittenberg bis Ende des Jahres 1530 zwanzig, aus dem Jahre 1531 einhundertundzwölf, aus dem Jahre 1532 ſechsundſiebzig, aus dem Jahre 1533 dreiundſechzig, aus dem Jahre 1534 vierundſiebzig — zu einem großen Teile noch der Veröffentlichung harrende — Predigten Luthers erhalten ſind.

Erſt fünf Wochen nach Luthers Heimkehr, am 19. November, wurde der „Abſchied“ des Augsburger Reichstags bekannt gegeben. Der Inhalt desſelben bedeutete die Durchführung des Wormſer Edikts (ſ. o. S. 223), alſo die Kriegserklärung an die proteſtantiſchen Stände. Bis zum 15. April 1531 gewährte man dieſen Bedenkzeit. Hatte die häufige Abweſenheit des Kaiſers mehrfach Schwankungen in der Behandlung der großen kirchlichen Frage zur Folge gehabt, ſo ſollte für die Zukunft dies durch die Wahl Ferdinands, des Bruders Karls V., zum römiſchen König verhindert werden. Die Wahl fand trotz des Widerſpruchs Kurfürſt Johanns von Sachſen im Januar 1531 ſtatt.

In zwei kernigen Schriften beleuchtete Luther den Augsburger Reichstagsabſchied und ſeine Folgen. In der „Gloſſe auf das vermeint kaiſerlich Edikt“ — „unter kaiſerlichem Namen,“ ſagt er, „haben die Verräter und Böſewichter, ſie ſeien Fürſten oder Biſchöfe, ihren verzweifelten, boshaftigen Willen zu vollbringen“ geſucht — weiſt er die Lüge der Römlinge, das evangeliſche Bekenntnis ſei zu Augsburg widerlegt worden, entſchieden und eingehend zurück. Gegen die Rede der Feinde, man möchte wohl eine Reformation leiden, aber Luther ſei dazu nicht berufen, giebt er die kraftvolle Erklärung ab: „Ich Doktor Martinus bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohn meinen Dank, aus lauter Gehorſam. Da hab ich das Doktoramt müſſen annehmen und meiner allerliebſten heiligen Schrift ſchwören und geloben, ſie treulich und lauter zu predigen und lehren. Über ſolchem Lehren iſt mir das Papſttum in Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber iſt's ihm auch gegangen wie vor Augen und ſoll ihm noch immer ärger gehen und ſollen ſich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf dem Löwen und Ottern gehen und den jungen Löwen und Drachen mit Füßen treten, und das ſoll bei meinem Leben angefangen und nach meinem Tod ausgerichtet ſein. St. Johannes Huß hat von mir geweisſagt, da er aus dem Gefängnis in Böhmerland ſchrieb: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Huß

heißt eine Gans), aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Da soll's auch bei bleiben, ob Gott will!"

In seiner andern Schrift, der „Warnung an seine lieben Deutschen", erörtert Luther die Möglichkeit eines Krieges zwischen dem Kaiser und den Protestanten. Da will er denn „hie mit dieser Schrift vor Gott und aller Welt bezeugt haben, daß wir, so die Lutherischen gescholten werden, keinen Rat noch Willen, ja auch keine Ursachen dazu gegeben, sondern allewege und ohn Aufhören um Friede gebeten und gerufen haben. Und die Papisten selbst wissen und müssen bekennen, daß wir bisher Friede gelehrt und auch gehalten haben und jetzt auf dem Reichstag aufs Höchste begehrt. Derhalben, wo ein Krieg oder Aufruhr angeht, man ja nicht sagen mag noch kann: Siehe, das ist die Frucht der Lutherischen Lehre; sondern man wird sagen müssen: Siehe, das ist der Papisten Lehre und Frucht, die haben nicht wollen Friede weder für sich haben noch bei andern leiden. Denn wir haben ja bisher in der Stille gelehrt und gelebt, kein Schwert gezückt, niemand verbrannt, gemordet, beraubt, wie doch sie bisher gethan und noch thun; sondern haben ihr Morden und Rauben, Toben und Wüten mit der allerhöchsten Geduld getragen." Getrost blickt Luther in die Zukunft, mag sie bringen, was sie will. „Wird ein Aufruhr draus, so kann mich und die Meinen mein Gott und Herr Jesus Christus wohl erretten. Will er mich nicht erretten, so sei ihm Lob und Dank gesagt; ich hab lang genug gelebt, den Tod wohl verdient und meinen Herrn Christum am Papsttum redlich angefangen zu rächen; nach meinem Tod sollen sie allererst den Luther recht fühlen. — Ich will bleiben, sie sollen untergehen. Mein Leben soll ihr Henker sein, mein Tod soll ihr Teufel sein; deß und kein anders. Das sollen sie erfahren, und laß sie nur itzt deß getrost lachen." Wer im Kriegsfalle gegen die Papisten das Schwert ergreift, soll keineswegs als Aufrührer gelten, da er sich nur in der Notwehr befindet. Würde der Kaiser aber zum Kampfe aufrufen, so soll niemand ihm folgen, da er sonst wider das Evangelium streiten würde. Wer aber „wider das Evangelium streitet, der muß auch zugleich streiten wider Gott, wider Jesum Christum, wider den heiligen Geist, wider das teure Blut Christi, wider sein Sterben, wider Gottes Wort, wider alle Lehre, so durchs Evangelium gegeben, bestätigt und erhalten werden, als: von der Oberkeit und weltlichem Frieden und Ständen, und Summa, wider alle Engel und Heiligen, wider Himmel und Erden und alle Kreaturen. — Da mußt du helfen alle deutschen Bücher, neu Testament, Psalter, Betbüchlein, Gesangbüchlein und

alles, was wir von vielen guten Dingen geschrieben haben, das sie selber bekennen, verbrennen. Du mußt helfen, daß niemand die zehn Gebote, das Vaterunser, den Glauben wisse (denn so ist's vorhin gewesen). Du mußt helfen, daß niemand von der Taufe, Sakrament, Glauben, Oberkeit, Ehestand noch vom Evangelium etwas lerne. Du mußt helfen, daß niemand die christliche Freiheit kenne. Du mußt helfen, daß niemand auf Christum sein Trauen und Trost setze. — Du mußt helfen Christus Wort und ganzes Reich verstören und dem Teufel sein Reich wieder bauen." Beide Schriften haben auf Freund und Feind einen gewaltigen Eindruck gemacht. Zweimal ist die letztere später neu gedruckt worden in Zeiten drohender Gefahren für die evangelische Kirche, im Jahre 1546 mit einer Vorrede Melanchthons und — wenigstens auszugsweise — im Jahre 1620.

Der jetzt unbedingt nötige feste Zusammenschluß der Evangelischen war im Dezember 1530 zu Schmalkalden vollzogen worden. Wiederum war es hauptsächlich die drohende Türkengefahr, die den Zusammenstoß der Waffen verhütete. Dem gemeinsamen Feinde gegenüber war Einigkeit geboten. Im Sommer 1531 begann man die Vergleichsverhandlungen. Luther riet in allem zum Frieden, bedenkend, „daß Gott solche Ursachen zum Frieden uns anbeut, daß er vielleicht sein Evangelium damit und dadurch weiterzubringen gedenkt, und wir doch ja schuldig sind, auch uns selbst zu verleugnen und verlassen, wo wir Gottes Ehre, Namen und Wort preisen und fördern können. Von der Macht des Bündnisses hielt er auch jetzt nicht viel. Insbesondere warnte er davor, sich auf „ausländische Könige" — Frankreich und England sind damit gemeint — zu verlassen: „Wir haben eine göttliche Sache, die will und muß Gott allein erhalten, wie er bisher redlich gethan; Menschengedanken thun es wahrlich nicht."

Am 23. Juli 1532 kam es zum Nürnberger Religionsfrieden. Bis zu einem „gemeinen, freien, christlichen Konzil", das im nächsten Jahr einzuberufen war, sollte in der kirchlichen Frage Ruhe und Frieden herrschen. Die Schmalkaldener Verbündeten sagten dem Kaiser ihre Hilfe gegen die Türken zu.

Wenige Wochen später starb Kurfürst Johann von Sachsen. Am 15. August hatte ihn ein Schlagfluß getroffen. Am nächsten Morgen standen Luther, Melanchthon und der Arzt Schurf am Sterbebett des glaubensfesten Landesherrn. Am folgenden Sonntag, den 18. August, ward der Kurfürst in der Schloßkirche zu Wittenberg neben seinem Bruder, Friedrich dem Weisen, beigesetzt. Unter Thränen hat ihm Luther über 1. Thess. 4, 13—18 die Leichenrede gehalten. Sie ist ein schönes Denkmal dankbarer Liebe und

zugleich ein erhabenes Zeugnis evangelischen Glaubenstrostes. „Weil St. Paulus," heißt es in jener Predigt, „die Toten so lobt, sollen wir Gott fleißig für die Gnade danken, daß er unsern lieben Kurfürsten auch in den Tod Christi begriffen und in seine Auferstehung gefaßt hat. Denn ihr wißt, was für einen Tod er zu Augsburg auf dem Reichstag gelitten hat. Ich will ihn jetzt nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben, wie uns alle, die wir die Straße auch gedenken zu gehen und unserm Herrn Gott manche starke Sünde überliefern wollen, daß wir bei dem Artikel, der da heißt Vergebung der Sünden, auch bleiben. Darum will ich unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewohl er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn noch Neid gespürt habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte und mehr denn zuviel mild gewesen ist. Diese Tugend laß ich jetzt fallen. Ob er daneben zuweilen im Regiment gefehlt hat, wie soll man ihm thun? Ein Fürst ist auch ein Mensch und hat allewege zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat, daß ihn Gott sonderlich muß führen und seine Engel zu ihm setzen. Wenn wir dann sehen, daß sie zu Zeiten im Regiment straucheln, sind wir bald da, meinen: Ei, so und so wollte ich's machen! Und sollten wohl den Karren recht in den Kot hineinführen oder gar über und über werfen, wenn wir regieren sollten. Daß uns also niemand kann recht thun; und wenn wir uns selber ansehen, sind wir selbst noch nie recht geworden. Dies alles lassen wir jetzt fahren und wollen dabei bleiben, daß wir ihn loben, wie St. Paulus seine Christen lobt, daß ihn Gott mit Christo führen wird, und wollen ihn nicht nachsehen nach seinem zeitlichen Sterben, sondern nach Christi Sterben und seinem geistlichen Sterben, welches er Christo nachgethan hat. Denn ihr wißt alle, wie er Christo noch vor zwei Jahren zu Augsburg gestorben und den rechten Tod gelitten hat, nicht für sich allein, sondern für uns alle, da er alle bösen Suppen und Gift hat auseffen müssen, die ihm der Teufel eingeschenkt hat: dasselbe ist der rechte greuliche Tod, damit der Teufel einen aufreibt. Da hat unser lieber Kurfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekannt und ist darauf geblieben, hat Land und Leute, ja seinen eigenen Leib und Leben daran gesetzt. Wie schwer dies Sterben sei, hat er ohne Zweifel wohl an seinem Herzen gefühlt. Weil nun dasselbige Bekenntnis öffentlich am Tage ist, so wollen wir ihn darum rühmen als einen Christen. Ist aber neben diesem etwas Mangel an seiner Person gewesen, das lassen wir gehen. Denn wir wollen solche ge-

ringe Sünde in so großer Person nicht rechnen, sondern wollen das dagegen rühmen, daß er Christi Tod und Auferstehung, damit er Tod und Hölle mit allen Sünden verschlungen hat, bekannt und fest auf diesem Bekenntnis geblieben ist. Dies geht überhin und verschlingt die Menge der Sünden wie ein großes Meer ein Fünklein Feuer. Darum sind alle andern Sünden nichts gegen diesem einzigen Stück, daß man Christi Tod und Auferstehung nicht verleugnet, sondern öffentlich bekennt. So sollen wir uns nun deß trösten, daß Christus gestorben und unser lieber Fürst in Christi Tod verfaßt und entschlafen ist und viel einen herbern Tod zu Augsburg denn jetzt erlitten hat, welchen wir noch täglich ohne Unterlaß von den Tyrannen und Rotten, ja auch wohl von unserm eigenen Gewissen und dem Teufel leiden müssen."

4. Die Wittenberger Konkordie.

Es lag in den Zeitverhältnissen begründet, daß die Bestrebungen, eine Einigung unter den insbesondere über das Abendmahl verschieden denkenden und lehrenden Evangelischen herbeizuführen, jetzt von neuem ernstlich und eifrig verfolgt wurden. Martin Butzer (s. o. S. 401) hatte nicht aufgehört, an der Herstellung dieser Einigkeit zu arbeiten. Seinen Bemühungen war es gelungen, den oberdeutschen Städten Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund zu verschaffen. Umsonst aber war er bestrebt, die Schweizer nach dem Tode Zwinglis, der am 11. Oktober 1531 in der Schlacht bei Kappel gefallen war, zu einem Zusammenschluß mit den Wittenbergern zu veranlassen.

Butzers Absichten fanden in Wittenberg insbesondere durch Melanchthon Unterstützung. Auch dieser hätte gern statt der gespaltenen Eine große evangelische Kirche gesehen. „Nichts wünsche ich mehr," erklärte Butzer, „als daß der ungeheure Anstoß dieses Zwiespalts, der den Lauf des Evangeliums so sichtbar hemmt, hinweggeräumt wird." Sollte eine Einigung erzielt werden, so mußte man sich über der Abendmahlslehre die Hand reichen. Im September 1534 schrieb Melanchthon an den Landgrafen Philipp von Hessen, den fürstlichen Förderer des Einigungsgedankens: „Euer Fürstlich Gnaden wissen, daß ganzer Christenheit an diesem Artikel viel gelegen; so weiß ich, daß alle frommen Christen in Frankreich und England sich dieses Artikels halb hoch bekümmern, zudem daß unsere Uneinigkeit andern christlichen Sachen große Verhinderung bringt. Derhalben bitt ich, Euer Fürstlich Gnaden wollen auf Wege gedenken, wie die Sache vorzunehmen, daß eine beständige Konkordia auf diesem Teile durchaus in

dieſem Artikel gemacht werde; denn in andern iſt keine Uneinigkeit. Ich halte, daß Euer Fürſtlich Gnaden inſonderheit hierin mehr ſchaffen können denn viel andere Leute bei beiden Teilen. Ich halt auch, Euer Fürſtlich Gnaden Schriften ſollten bei D. Luther mehr angeſehen werden denn deren, ſo bis anher noch davon mit ihm gehandelt haben. Alles auch, das mir möglich iſt, will ich von Herzen gern thun, daß dieſe Sache zu chriſtlicher Einigkeit gebracht werde, und wollt auf Erden nichts lieber ſehen; Gott gebe Gnad dazu." So lud denn der Landgraf Butzer und Melanchthon zu einer Beſprechung über die ſtrittige Lehre nach Kaſſel ein. Sie fand in den letzten Tagen des Jahres 1534 ſtatt.

Auch Luther war einer Einigung nicht abhold. Aber nicht eher wollte er die Hand dazu bieten, als bis entweder volle Einigkeit in der Lehre erzielt worden wäre oder nach völliger Klarlegung der Unterſchiede keine Gewiſſensbedenken der Einigung gegenüberſtänden. Sorgfältig prüfte er, was Butzer nach der Kaſſeler Zuſammenkunft über das Abendmahl lehrte, und gab dann über die geplante Einigung folgendes „Bedenken" ab: „Auf des Butzer Meinung, ſo Magiſter Philippus von Kaſſel hat bracht, iſt das mein Gutdünken. Erſtlich, weil darin vermeldet, daß die Prädikanten wollen und ſollen der Apologie oder Konfeſſion gemäß lehren, kann und weiß ich ſolche Konkordia nicht auszuſchlagen für meine Perſon. Zum andern, weil ſie deutlich bekennen, daß Chriſti Leib wahrhaftig und weſentlich im Abendmahl im Brot gereicht, empfangen und gegeſſen werde — wo ihr Herz ſteht, wie die Worte lauten, — weiß ich auf diesmal die Worte nicht zu ſtrafen. Zum dritten: Nun aber dieſe Sache vom Anfang daher weit und tief geriſſen iſt, daß bei den Unſeren noch zur Zeit ſchwerlich geglaubt wird, daß es jene ſo lauter meinen, als die Worte da ſtehen, und die Beiſorge noch gar ſtark iſt, daß ihrer etliche unſerm Namen und Glauben faſt feind ſeien, ſehe ich für nutz und gut an, daß man die Konkordia nicht ſo plötzlich ſchließe, damit jene nicht übereilt und bei den Unſeren nicht eine Zwietracht ſich errege. Denn ſie gehören auch zur Sache, die nicht mein oder jemands allein iſt, ſondern, wo man aus den vorgeſetzten Worten begönne freundlicher gegen andere zu handeln, würde ſich's mit der Zeit wohl ereignen, ob ihre Meinung rein und recht wäre oder etwas dahinten hätten, damit ſolche Konkordia hernach ärger Diskordia möcht werden. So könnten indes die Unſeren den Argwohn oder Groll ſänften, darnach endlich fallen laſſen; und wenn ſich alsdann das trübe Waſſer auf beiden Teilen geſetzt, könnte man eine rechte beſtändige Einigkeit beſchließen, die mit aller Bewilligung ohne Argwohn aus rechtem

Grunde von allen würde williglich und ungenötigt angenommen, welches ohne weitere Unterredung und Erkenntnis nicht wohl oder leichtlich geschehen kann."

Von jetzt ab verfolgte auch Luther den lauteren Absichten des andern Teils vertrauend mit Freuden den Einigungsgedanken. Im Frühjahr 1536 sollte eine Zusammenkunft behufs „weiterer Unterredung und Erkenntnis" in Eisenach stattfinden. Da aber Luther erkrankte, lud der Kurfürst die fremden Theologen als seine Gäste nach Wittenberg ein. Dort langten am 21. Mai mit Martin Butzer Wolfgang Capito aus Straßburg, Wolfgang Muskulus aus Augsburg, Matthäus Alber aus Reutlingen und andere an. Unterwegs hatten sich ihnen auch Justus Menius und Friedrich Mykonius angeschlossen.

Bereits am nächsten Tage begannen die Verhandlungen. Luther forderte eine klare Antwort auf die Frage, ob Würdige und Unwürdige, Gläubige und Ungläubige im heiligen Abendmahl den wahren Leib Christi empfingen. In der Bejahung dieser Frage lag das Zugeständnis, daß Christus unabhängig von dem Glauben des Genießenden im Abendmahl gegenwärtig sei. Butzer und die Seinen erklärten, daß diese Gegenwart „auf keines Menschen Glauben oder Unglauben stehe, sondern auf ihr selbst als Gottes Wort und Ordnung". Daraufhin beriet sich Luther mit seinen Freunden, trat wieder in den Kreis der Versammelten — es war eine denkwürdige, feierliche Stunde — und sprach: „Würdige Herren und Brüder! Wir haben nun euer Aller Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr glaubt und lehrt, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde und nicht allein Brot und Wein, auch daß dieses Übergeben und Empfangen wahrhaftig geschehe, nicht nur einbildungsweise, stoßet euch allein der Gottlosen halber, bekennet doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, wo die Einsetzung und Worte des Herrn nicht verkehrt werden. Darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch steht, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn, so viel diesen Artikel belanget."

So war denn in Bezug auf den wichtigsten Punkt eine Einigung erzielt. Man besprach sich dann noch über die Taufe, die Beichte, die Fürsorge für die Schulen und die Beteiligung der Schüler am Gottesdienst. Am 29. Mai unterzeichnete man die Artikel, über die man sich die Bruderhand gereicht hatte. Vor dem Auseinandergehen sagte Luther: „Meine Herren und Brüder, wir müssen nun die Sache beschließen. Es wird viel daran gelegen

ſein, daß wir dieſe Konkordia mit Fleiß auf beiden Seiten halten und fortbringen und die Disputierenden ſtillen, wie ihr denn wohl werdet thun können, wo ihr wollt. Desgleichen wollen wir auch thun, begraben das Vorige, was zuletzt auf beiden Seiten vorgegangen iſt, und einen Stein darauf gelegt!“ Es war nun die Sache der großen Gemeinſchaften, das, worüber man ſich in Wittenberg geeinigt hatte, anzuerkennen. In dieſem Sinne ſchrieb Luther noch an demſelben Tage, den 29. Mai, an den Rat zu Straßburg, den Rat zu Augsburg und Markgraf Georg von Brandenburg. „Wollet fürder alſo helfen und dazu thun,“ heißt es in dem Briefe nach Augsburg, „daß ſolche Einigkeit möge geſtärkt und beſtändig bleiben, auf daß wir nicht allein einträchtig lehren mit Worten, ſondern auch mit Herzensgrund, alle Argwohn ausgerottet, einander in Chriſto vertrauen könnten, wie die rechte Liebe thun ſoll und thut.“

Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen.

Auch den Schweizern und den böhmiſchen Brüdern gegenüber nahm jetzt Luther eine freundliche, zur Einigung geneigte Haltung ein. Den Schweizern bot er ſelbſt die Hand. Daraufhin ſandten die Städte Zürich, Bern, Baſel, Schaffhauſen, St. Gallen, Mülhauſen und Biel mehrere Artikel, insbeſondere auch über ihre Auffaſſung des heiligen Abendmahls, die Luther während ſeines Aufenthaltes in Schmalkalden (vgl. den nächſten Abſchnitt) erhielt. Krankheit verhinderte ihn damals den Schweizern ausführlich zu antworten. Er that es erſt am 1. Dezember 1537. „Ich bin deß höchlich erfreut,“ ſchreibt er ihnen, „daß ich vernommen, wie hintan geſetzt aller vorigen Schärf und Verdacht, ſo wir mit euern Predigern gehabt, euer

ganzer großer Ernst sei, die Konkordia anzunehmen und zu fördern beschlossen seid. — Nun ist's wohl wahr, und kann auch nicht anders sein, daß solche große Zwietracht nicht kann so leicht und bald ohne Ritz und Narben geheilt werden. Denn es werden beide, bei euch und bei uns, etliche sein, welchen solche Konkordia nicht gefällig, sondern verdächtig sein wird. Aber so wir zu beiden Teilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl seine Gnade geben, daß es bei den andern mit der Zeit auch zu Tod blutet und das trübe Wasser sich wiederum setzt. Ist derhalben meine freundliche Bitte, Euer Ehrbarkeit wollten dazu thun und mit Ernst verschaffen, daß bei euch und den Euren die Schreier, so wider uns und die Konkordia plaudern, sich ihres Schreiens enthalten und das Volk einfältiglich lehren, darüber diese Sachen der Konkordia lassen befohlen sein denen, die dazu berufen und tüchtig sind, dieselbig nicht hindern. Gleichwie auch wir allhier, beides, in Schriften und Predigten, uns ganz still halten und mäßigen wider die Euren zu schreien, damit wir auch nicht Ursach seien, die Konkordia zu hindern, welche wir ja von Herzen gern sehen, und Gott gelobt! des Fechtens und Schreiens bisher genug gewesen, wo es hätte sollen etwas ausrichten. Und zuvor will ich ja ganz demütiglich gebeten haben: wollet euch zu mir versehen als einem, der es ja auch mit Herzen meint, und was zur Förderung der Konkordia dient, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll. Das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme. Denn die Zwietracht weder mir noch jemands geholfen, sondern vielen Schaden gethan hat, daß freilich nichts Nützliches noch Gutes darinnen zu hoffen gewesen, auch noch ist." Er erklärt sich dann mit den Artikeln der Schweizer einverstanden und rät bez. des Unterschiedes in der Abendmahlslehre: „Wo wir hierin einander nicht gänzlich verstünden, so sei das jetzt das Beste, daß wir gegeneinander freundlich sind und immer das Beste zu einander versehen, bis das Glüm (Trübe) und trübe Wasser sich setze. — Wo wir nur die Herzen zusammensetzen und allen Unwillen fahren lassen, damit dem heiligen Geist Raum gegeben, weiter die Liebe und freundliche Konkordia vollkommen zu machen. Wie wir denn unsers Teils, sonderlich mein Person halben, allen Unwillen von Herzen fahren lassen und euch mit Treu und Lieb meinen. Denn wir schon, so es mit Ernst treiben, das Höchste thun, bedürfen wir dennoch große Gotteshilfe und Rat, weil der Satan, uns und der Konkordia Feind, wohl wird die Seinen zu finden wissen, die Bäume und Felsen in den Weg werfen werden, daß nicht not ist, daß auch wir Hader anrichten und verdächtig auf einander sind, sondern nur die Herzen und

Hand einander reichen, gleich und fest halten, damit es nicht hernach ärger werde denn zuvor."

Trotz dieses freundlichen Entgegenkommens Luthers und trotz der freudigen Zustimmung, die seine Worte bei den Schweizern fanden haben sich die deutschen und die schweizer Evangelischen nicht geeint. Luther hoffte auf eine Einigung in der Abendmahlslehre, während die Schweizer kaum noch einen Unterschied in der beiderseitigen Lehre erkennen zu können meinten. Man hatte die Streitaxt begraben, man ließ die Feder ruhen, man stand sich freundlich gegenüber, aber die Spaltung zwischen den Schweizern und den deutschen Protestanten blieb bestehen.

In jenen Jahren knüpften auch die böhmischen Brüder, in der Anlehnung an die deutsche Reformation Stärkung und Schutz suchend, neue Beziehungen mit Luther an. Sie hatten im Jahre 1532 dem Markgrafen Georg von Brandenburg eine Verteidigungsschrift ihres Glaubens in böhmischer Sprache überreicht. Bald hatte man hinter ihrem Rücken eine deutsche, recht schlechte Übersetzung drucken lassen. Sie suchten die Exemplare derselben aufzukaufen und veranstalteten nun selbst eine deutsche Übertragung, zu der Luther auf ihre Bitte ein Vorwort schrieb. Darin drückt Luther seine Freude aus, daß er endlich Klarheit über den Glauben der Brüder erhalten und darin die rechte Lehre vom heiligen Abendmahl gefunden habe: „Weil ich nun gern sehen wollte, daß alle Welt mit uns und wir mit aller Welt einträchtig würden in einerlei Glauben Christi, zum wenigsten, wo es mit den Sprachen nicht könnt geschehen, doch mit dem Herzen und Sinn, habe ich dieses Büchlein der Brüder in Böhmen lassen ausgehen, auf daß alle frommen Christen lesen und sehen, wie nahe oder fern wir von einander oder bei einander sind, ob Gott, der Vater aller Barmherzigkeit durch seinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, seine reiche Gnade dazu geben wollte, daß doch der Rotten und Spaltungen weniger würden, und zum Teil einträchtig in einerlei Meinung und Geist zusammen kommen könnten, bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weise des Mundes gleich und einhelliglich Christum preisen möchten." Auch zu einer lateinischen Bekenntnisschrift, die die böhmischen Brüder ihrem Landesherrn, dem König Ferdinand, vorlegten, hat Luther im Jahre 1538 eine Vorrede geschrieben. Aus den mit der deutschen evangelischen Kirche verbundenen Kreisen der böhmischen Brüder ist später die Herrnhuter Brüdergemeinde erwachsen, aus der in die große evangelische Kirche reicher Segen überströmen sollte.

5. Die Schmalkaldiſchen Artikel.

Der Nürnberger Religionsfriede (ſ. o. S. 426) hatte den Evangeliſchen ein „gemein, frei, chriſtlich Konzil“ in Ausſicht geſtellt. Manche lebten auch der Hoffnung, daß ein ſolches auf deutſchem Boden zuſtande kommen werde. Auf römiſcher Seite war man freilich nicht im mindeſten geneigt, dieſe Hoffnung zu erfüllen. Papſt Clemens VII. dachte nicht daran, vielmehr verlangte er, daß die Proteſtanten von vorn herein ſich den Beſchlüſſen des Konzils unterwürfen. Da ſagte Luther mit Recht, das hieße nichts anderes als: „Wir ſollen verdammt und verbrannt werden.“ Clemens ſtarb im September 1534.

Papſt Clemens VII.

Seinem Nachfolger Paul III. lag vor allem daran zu verhindern, daß eine deutſche Verſammlung auf deutſchem Boden die kirchlichen Angelegenheiten beriet. In Deutſchland ſelbſt ſollte ſein erfahrener und kluger Legat Peter Paul Vergerius dafür ſorgen. Dieſer berührte auf ſeiner Reiſe auch Wittenberg. Den Kurfürſten traf er nicht an. Er benutzte aber, fürſtlich empfangen und auf dem Schloſſe beherbergt, die Gelegenheit mit Luther ſelbſt zu verhandeln.

Das war ein denkwürdiger Morgen, der Sonntagmorgen des 7. November 1535. Papſttum und evangeliſche Kirche ſtanden ſich in Wittenberg gegenüber. Siebzehn Jahre zuvor hatte ſich Luther in Augsburg vor Kajetan auf die Erde geworfen. Stolz, ſich bewußt der Macht Roms hatte ſchließlich der Kardinal die deutſche „Beſtie“ von ſich gewieſen! Und heute! Wer war Sieger geblieben? Nicht der Papſt und ſeine Macht, ſondern Chriſtus und ſein Wort, gepredigt durch Martin Luther! Wir beſitzen eingehende Berichte über die Begegnung Luthers

mit Vergerius. Die Begegnung verdient es, daß ihrer ausführlich gedacht wird.

„Am Sonntage nach Allerheiligentag," so erzählt uns ein alter Bericht, „als die Päpstliche Botschaft den Abend zuvor war zu Wittenberg eingekommen mit 21 Pferden und einem Esel und gar ehrlich vom Landvogt empfangen und aufs Schloß zur Herberge eingeführt, da ist Doktor Martinus Luther zu einer Unterredung zu ihm gefordert worden. Alsbald den Sonntag früh hat Doktor Luther nach einem Balbierer geschickt, daß er ihn balbieren und schmücken sollte. Als der Balbierer gekommen ist, hat er gesagt: Herr Doktor, wie kommt's, daß Ihr Euch so früh wollt balbieren lassen? Da antwortet Doktor Luther: Ich soll zu des heiligsten Vaters des Papsts Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine, so wird der Legat denken: Ei, der Teufel! ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er denn noch thun? Und als ihn der Meister Heinrich gebalbieret hat, da zog er an seine besten Kleider und hing sein gülden Kleinod an den Hals. Da saget der Balbierer: Herr Doktor, das wird sie ärgern. Luther saget: Darum thue ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen. Da antwortet der

Peter Paul Vergerius.

Balbierer: Nun, Herr Doktor, so gehet hin in Gottes Friede und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret. Doktor Luther sprach: Das will ich nicht thun, aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren.

Und als Luther solches geredet hat, stieg er auf den Wagen und fuhr zu dem Legaten aufs Schloß und als er im Wagen saß, lachte er und sprach: Siehe da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pomeranus (Bugenhagen), das sind Gottes Gezeuge und Werk. Und da fuhr er in das Schloß und ließ sich angeben, daß er da wäre, da ward er von Stund an eingelassen und empfangen und er empfing sie wieder, aber nicht also mit herrlichen Titeln, wie man päpstliche Legaten vor Zeiten empfangen hat." Nach einem italienischen Bericht soll der Legat dann Luther vorgestellt haben, wie viel vorteilhafter es für ihn wäre, sich mit dem Papste auszusöhnen. Der Reformator aber „spielte" nach seinem eigenen Bekenntnis „bei der ganzen Mahlzeit den echten Luther". Als Vergerius das Gespräch auf das bevorstehende Konzil brachte, sagte Luther: Es ist nicht Euer Ernst, daß Ihr ein Konzil halten wollt, es ist nur Euer Spott, und wenn Ihr gleich ein Konzil haltet, so würdet Ihr doch nichts handeln denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk und um unnützer und unnötiger Dinge halben, da wir vorhin wohl wissen und deß gewiß sind, daß es nichts ist. Aber von dem Glauben und Rechtfertigung, auch andern nützlichen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenkt Ihr nicht eins zu handeln, denn es wäre nicht für Euch. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß und bedürfen gar keines Konzils, sondern andere arme Leute, so durch Eure Tyrannei unterdrückt werden; denn Ihr wisset nicht, was Ihr glaubt. Nun wohlan, habt Ihr Lust dazu, so macht eins, ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen solltet. Da sprach der Legat: Wo, in welcher Stadt wollt Ihr das Konzil haben? Darauf antwortet Luther: Wo es Euch gefällt, es sei zu Mantua, Padua oder Florenz oder wo Ihr wollt. Da fragt der Legat: Wollt Ihr auch gegen Bononien? Antwortet Luther: Weß ist Bononien? Da sprach der Legat: Des Papsts. Antwortet Luther: Allmächtiger Gott, hat der Papst diese Stadt auch zu sich gerissen! Ja, ich will dahin kommen. Darauf sagte der Legat: Der Papst würde sich nicht weigern hierher zu Euch nach Wittenberg zu kommen. Spricht Luther: Nun wohlan, so komme er her! Wir wollen ihn gerne sehen. Da sprach der Legat: Wie wollt Ihr ihn sehen, mit einem Kriegsheer oder ohne Heer? Luther spricht: Wie es

ihm beliebt, wir wollen's beides gewarten. Da fragte ihn der Legat: Weihet ihr auch Prieſter? Luther antwortet: Freilich thun wir's, denn der Papſt will uns keine weihen oder ordinieren, und ſeht, da ſitzt ein Biſchof, den wir geweiht haben (und zeigt auf Doktor Pomeranus). „Dieſes und anderes viel mehr," ſo ſchließt unſer Bericht, „redeten ſie mit einander, das mir nicht alles kund geworden iſt. Aber in Summa: Doktor M. Luther ſagte ihm alles, was er im Herzen hatte und die Notdurft erforderte, ohne alle Scheu, unerſchrocken, mit großem Ernſt, und als der Legat auf dem Pferde ſaß und jetzt wegreiten wollte, ſprach er zu Doktor Luther: Siehe zu, daß du zum Konzil bereit biſt! Ich werde kommen, Herr, antwortete Luther, mit dieſem meinem Hals!"

Wenn Vergerius nach dieſem Geſpräch Luther als einen „Verrückten" und „Beſeſſenen" bezeichnete und wenn er ihn wie Kajetan einſt eine „Beſtie" nannte, ſo drückte ſich darin der Ärger über das entſchiedene Auftreten des deutſchen Mannes aus, der mit dem Papſttum überhaupt kaum noch zu rechnen ſchien. Aber wie wunderbar! Derſelbe Vergerius iſt ſpäter einer der erbittertſten Feinde der Papſtkirche geworden und auf die Seite der Evangeliſchen übergetreten. Es muß ihm zur Ehre nachgeſagt werden, daß er ſelbſt das nicht that, was er Luther zutraute: um weltlicher Vorteile willen wider ſein Gewiſſen zu handeln. Die Jeſuiten ließen ihren Zorn noch den Toten fühlen. Sie entfernten Vergerius' Grabſtein in der Georgenkirche zu Tübingen.

Auf italieniſchen Boden, wie nicht anders zu erwarten, und zwar nach Mantua ſchrieb Paul III. das Konzil aus. Am 13. Mai 1537 ſollte es zuſammentreten. Seine Aufgabe war die „peſtilenzialiſche Lutheriſche Ketzerei" auszurotten.

Wie ſollten ſich die Evangeliſchen dazu ſtellen? Sie konnten ſich einfinden — Luther für ſeine Perſon war dazu bereit! Sie konnten jede Beteiligung ablehnen. Sie konnten — das war der Gedanke des Kurfürſten Johann Friedrich — eine Art Gegenkonzil der proteſtantiſchen Stände und Theologen halten.

Zunächſt, Ende Auguſt 1536, beauftragte der Kurfürſt durch Kanzler Brück Luther, aufzuſetzen, welche Artikel als unverbrüchlich vor dem Konzil behauptet werden müßten und in welchen Stücken ohne Verletzung des Gewiſſens gegebenen Falls gewichen werden könnte. Die Wittenberger und andere Theologen ſollten dann über Luthers Vorlage ſich beraten, die der Kurfürſt bis gegen Ende Januar des nächſten Jahres erwartete. Bereits Anfang Januar waren ſie vollendet. Als die „Schmalkaldiſchen Artikel",

als Luthers „Testament“ gegenüber der Papstkirche haben sie Aufnahme in die Bekenntnisschriften unserer Kirche gefunden.

Im ersten Teil bespricht Luther ganz kurz die „hohen Artikel der göttlichen Majestät“. „Diese Artikel sind in keinem Zank noch Streit, weil wir zu beiden Teilen dieselbigen bekennen. Darum nicht vonnöten, jetzt davon weiter zu handeln.“ Der zweite Teil handelt „von den Artikeln, so das Amt und Werk Jesu Christi oder unsere Erlösung betreffen“. Der Hauptartikel ist der von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden oder was nicht bleiben will. — Und auf diesem Artikel steht Alles, das wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben. Darum müssen wir deß gar gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist's alles verloren und behält Papst und Teufel und Alles wider uns den Sieg und Recht.“ Der zweite Artikel redet von der Messe, dem „größten und schrecklichsten Greuel im Papsttum“. „Dieser Artikel von der Messe wird's ganz und gar sein im Konzil. Denn wo es möglich wäre, daß sie uns alle andern Artikel nachgäben, so können sie doch diesen Artikel nicht nachgeben. Wie der Campegius zu Augsburg gesagt, er wollte sich ehe auf Stücken zerreißen lassen, ehe er wollte die Messe fahren lassen, so werde ich mich auch mit Gottes Hilfe ehe lassen zu Aschen machen, ehe ich einen Meßknecht mit seinem Werke, er sei gut oder böse, lasse meinem Herrn und Heilande Jesu Christo gleich oder höher sein. Also sind und bleiben wir ewiglich geschieden und wider einander. Sie fühlen's wohl: wo die Messe fällt, so liegt das Papsttum. Ehe sie das lassen geschehen, so töten sie uns alle, wo sie es vermögen.“ Als „Ungeziefer und Geschmeiß dieses Drachenschwanzes, der Messe“ beleuchtet dann Luther das Fegefeuer, die Seelmessen, die Wallfahrten, die Brüderschaften, „das Heiligtum, darin so manche öffentliche Lügen und Narrenwerk erfunden, von Hunds- und Roßknochen“ und den Ablaß: „Welches alles nicht zu leiden ist, und auch nicht allein ohn Gottes Wort, ohn Not, ungeboten, sondern zuwider ist dem ersten Artikel; denn Christi Verdienst nicht durch unser Werk oder Pfennig, sondern durch den Glauben aus Gnaden erlangt wird, ohn alles Geld und Verdienst, nicht durch Papstes Gewalt, sondern durch die Predigt oder Gottes Wort vorgetragen.“ Sodann wendet sich Luther — dieses Stück fügte er erst bei der Drucklegung der Artikel hinzu — gegen das „Heiligenanrufen“, das „auch der endchristischen Mißbräuche einer ist und streitet wider den ersten Hauptartikel und tilgt die Erkenntnis Christi“. Im dritten Artikel fordert Luther, „daß die Stifte und Klöster vorzeiten guter Meinung gestiftet, zu erziehen gelehrte

Leute und züchtige Weibsbilder, sollten wiederum in solchem Brauch geordnet werden, damit man Pfarrherrn, Prediger und andere Kirchendiener haben möge, auch sonst nötige Personen zu weltlichem Regiment in Städten und Ländern, auch wohlgezogene Jungfrauen zu Hausmüttern und Haushälterinnen. Wo sie dazu nicht dienen wollen, ist's besser, man laß sie wüste liegen oder reiße sie ein". Der letzte Artikel dieses zweiten Teils weist die Anmaßung zurück, daß „der Papst aus göttlichem Recht oder aus Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit sei; denn das gehört Einem allein zu, der heißt Jesus Christus". „Hieraus folgt, daß alle dasjenige, so der Papst aus solcher falscher, frevler, lästerlicher, angemaßter Gewalt gethan und vorgenommen hat, eitel teuflisch Geschicht und Geschäft gewesen und noch sei, zu Verderbung der ganzen heiligen christlichen Kirchen, so viel an ihm gelegen, und zu verstören den ersten Hauptartikel von der Erlösung Jesu Christi. Denn da stehen alle seine Bullen und Bücher, darin er brüllt wie ein Löwe, daß kein Christ könne selig werden, er sei denn ihm gehorsam und unterthan in allen Dingen, was er will, was er sagt, was er thut. Welches alles nichts andres ist denn also viel gesagt: Wenn du gleich an Christum glaubst und alles an ihm hast, was zur Seligkeit not ist, so ist's doch nichts und alles umsonst, wo du mich nicht für deinen Gott hältst, mir unterthan und gehorsam bist." Daß aber der Papst jenen Anspruch preisgäbe, „daß er nicht aus göttlichem Recht der Oberste wäre," nur da wäre', um die Einigkeit der Kirche zu erhalten, und sich von der Kirche wählen ließe, hält Luther für unmöglich: „Denn er müßte sein ganz Regiment und Tand lassen umkehren und zerstören." Anders dachte Melanchthon. Er hat unter Luthers Artikel seine Unterschrift gesetzt und sie alle „für recht und christlich" erklärt. „Vom Papst aber halt ich," setzt er hinzu, „so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, nach menschlichem Rechte auch von uns zugelassen sei." „An diesen vier Artikeln," sagt Luther am Schlusse des zweiten Teils, „werden sie genugsam zu verdammen haben im Konzil. Denn sie nicht das geringste Gliedlein von der Artikel einem uns lassen können noch wollen, deß müssen wir gewiß sein und uns erwägen der Hoffnung, Christus unser Herr habe seinen Widersacher angegriffen und werde nachdrücken, beide, mit seinem Geist und Zukunft. Denn im Konzil werden wir nicht vor dem Kaiser oder weltlicher Obrigkeit, wie zu Augsburg, der ganz ein gnädiges Ausschreiben that und in der Güte ließ die Sachen verhören, stehen, sondern vor dem Papst und

dem Teufel ſelbſt werden wir da ſtehen, der nichts gedenkt zu hören, ſondern ſchlechts verdammen, morden und zur Abgötterei zu zwingen. Darum müſſen wir hier nicht ſeine Füße küſſen oder ſagen: Ihr ſeid mein gnädiger Herr, ſondern wie in Sacharja (3, 2) der Engel zum Teufel ſprach: Strafe dich Gott, Satan!“

Im dritten Teil folgen dann einige Stücke von der Sünde, vom Geſetz, von der Buße, von der falſchen Buße der Papiſten, vom Evangelium, von der Taufe, von der Kindertaufe, vom Sakrament des Altars, von den Schlüſſeln, von der Beichte, vom Bann, von der Weihe und Vokation, von der Prieſterehe, von der Kirche, „wie man vor Gott gerecht wird und von guten Werken“, von Kloſtergelübden und von Menſchenſatzungen — Stücke, über die Luther „mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns ſelbſt handeln“ will: „der Papſt und ſein Reich achten derſelben nicht viel. Denn Gewiſſen iſt bei ihnen nichts, ſondern Geld, Ehr und Gewalt iſt's gar.“

Johann Agrikola.

Es iſt der ganze, ſtreitbare und ſiegesfreudige Luther, der in den Schmalkaldiſchen Artikeln zu uns redet: „Dies ſind die Artikel, darauf ich ſtehen muß und ſtehen will bis in meinen Tod, ob Gott will. Und weiß darin nichts zu ändern noch nachzugeben. Will aber jemand etwas nachgeben, das thue er auf ſein Gewiſſen!“

Am 3. Januar 1537 ließ Luther ſeine Artikel, die Jonas, Bugenhagen, Creutziger, Amsdorf, Spalatin, Melanchthon und Johann Agrikola unterſchrieben hatten, an den Kurfürſten abgehen. Mit welcher Freude dieſer ſie geleſen und wie er ihnen von ganzem Herzen zugeſtimmt hat, iſt deutlich in dem köſtlichen Briefe ausgedrückt, den er wenige Tage darnach an Luther geſchrieben hat. Er iſt ein herrliches Zeugnis des Glaubens-

mutes und der Standhaftigkeit dieses Fürsten — er hat wahr gemacht, was er hier gelobt:

„Wir haben Euer Schreiben samt den Artikeln, so ihr Euch aus Gottes Gnaden mit den andern Theologen, Euern Amtsbrüdern, verglichen, durch Magister Spalatin empfangen und sagen Gott dem Allmächtigen und unserm Herrn Christo Dank, daß er Euch Gesundheit und Stärke verliehen, solche Artikel so christlich, rein und lauter zu fertigen, auch daß er Euch Gnade gegeben, daß Ihr Euch mit den andern derselbigen einmütiglich, christlich, auch brüderlich und freundlich verglichen habt, nehme auch Euern gehabten Fleiß und Mühe, so Ihr darinnen gemeiner Christenheit zu gute vorgewandt, zu gnädigem Gefallen und Dank an, befinden auch daraus, daß Ihr in nichts Euer Gemüt verändert, sondern auf den christlichen Artikeln, die Ihr allewege gelehrt, gepredigt und geschrieben, beständiglich beruht, welche auch auf den Grund, unsern Herrn Christum gebaut, den die Pforten der Hölle umzustoßen nicht vermögen, auch vor dem Papst, Konzil und seinen Anhängern wohl bleiben werden. Der allmächtige Gott verleihe uns allen durch unsern Herrn Christum seine Gnade, daß wir mit beständigem, wahrhaftigem Glauben dabei bleiben mögen und uns keine menschliche Furcht oder Gutdünken davon abwenden lassen. Und können wohl bedenken, daß Leute sind, so von solchen und andern göttlichen Händeln dermaßen reden, daß Ihr und andere, so uns aus göttlichem Nachlassen das heilige Evangelium rein und lauter predigt und beschreibt, in Unfrieden, Gefahr und Beschwerung führt. Was aber dieselbigen Leute nach Gott und seinem alleinseligmachenden Wort fragen und sich damit bekümmern, ist daraus wohl abzunehmen, auch daß ihnen wenig daran gelegen, sie wohnten unter dem Papsttum oder Türken, wenn sie allein mit ihrem Mammon Frieden, Ruhe und gute, geruhige Tage und von einer Zeit zur andern mehr Gutes zu sich kratzen möchten. Wir wissen aber Gottlob, daß die Sachen, so Ihr aus göttlichem Wort führt und wir mit für göttliche und recht bekennen, nicht menschliche, sondern göttliche Sachen sind, und die vor der Welt bekannt und nicht geleugnet sein wollen, auf daß wir nicht des erschrecklichen Spruches (Matth. 10, 33) teilhaftig werden müssen, daß er uns darum, daß wir ihn vor der Welt nicht bekannt, vor seinem himmlischen Vater auch nicht kennen wollte. Dieweil es denn mit diesen Sachen die Gelegenheit hat, auch die Artikel dermaßen gestellt sind, daß sie niemand mit göttlicher Wahrheit umstoßen mag, auch so klärlich und verständlich, daß wir sie als ein Laie Gott Lob voriger Augsburgischer gethaner Konfession gemäß für christlich und recht halten und verstehen,

wissen auch keinen weitern Rat darüber zu halten, nachdem wir sie zum zweitenmal durchgelesen, sondern nehmen dieselben also für göttlich, christlich und recht an, wollen auch dieselbigen vor einem Konzil, auch vor der ganzen Welt, auch, wozu es gelangen soll, dermaßen frei öffentlich bekennen und bekannt haben und wollen Gott bitten, er wolle unserm Bruder und uns, auch unsern Nachkommen Gnade geben, daß wir beständiglich und ohne Wanken darinnen ewiglich beharren und bleiben mögen.

Was aber die Wagnis und Gefahr belanget, so unserm Land und Leuten, auch Personen derhalben begegnen möchte, wollen wir Gott heimstellen, nachdem er sagt, daß unsere Haare auf unserm Haupt alle gezählt sind und wir keines ohne seinen göttlichen Willen verlieren mögen (Matth. 10, 30), der wird es auch der Gefahr halben mit unserm Bruder, uns und unsern Kindern, auch Land und Leuten nach seinem göttlichen Willen wohl verordnen und machen, dem wir es zu seinem Willen wollen heimstellen. Denn er hat uns zu einem Fürsten erwählt; ist's sein Wille, so wird er uns auch wohl dabei erhalten, ist's aber sein Wille nicht, so hilft kein Sorgen der Gefahr; denn er wird es, wie es ihm gefällig, wohl machen. Dem wir es und in Euer und anderer Christen Gebet wollen empfohlen haben.

Des Papsts halben hat es bei uns gar kein Bedenken, daß wir uns zu dem Allerheftigsten wider ihn legen; denn so wir den aus guter Meinung und um Friedens willen, wie Magister Philippus vorgiebt, einen Herrn bleiben ließen, der über uns und unsere Bischöfe, Pfarrer und Prediger zu gebieten, setzten wir uns selbst in die Gefahr und Beschwerung, weil er doch nicht ruhen würde und seine Nachkommen uns und unser allerseits Nachkommen gänzlich zu vertilgen und auszurotten, welches wir doch, weil uns Gottes Wort davon gefreit und erlöst, gar nicht bedürfen, sollte auch wohl mit unserer Klugheit und da wir einmal von seinem Babylonischen Gefängnis frei sein werden, durch Gott und uns wieder in solche Gefährlichkeit begeben, also Gott versuchten, von Gott über uns verhängt werden, das sonst ohne allen Zweifel wohl verbleiben wird. Das haben wir Euch auf Euer Schreiben gnädiger Meinung nicht verhalten wollen und hoffen, daß Euch unser Gott soll Gnade, Stärke und Gesundheit verleihen, daß Ihr die Reise mit uns gegen Schmalkalden thun mögt und die andre Sachen folgend helft richtig machen und zu gutem Ende bringen."

Für den Februar ward die Zusammenkunft der protestantischen Stände in Schmalkalden anberaumt. Hier wollten sie sich mit ihren Theologen über die Stellung zu dem zukünftigen Konzil beraten. Der Kurfürst von

Sachsen, der Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Spalatin mitbrachte, traf am 7. Februar ein. Gegen vierzig Gottesgelehrte waren hier versammelt. An den ersten Tagen fanden noch keine Beratungen statt. So hatte Luther Zeit, wie er es auch sonst unterwegs so gern that, von der Kanzel das Evangelium zu verkünden. Er hat mehrmals in Schmalkalden gepredigt: am 9. Februar in Gegenwart der Fürsten in der Stadtkirche über 1. Joh. 4, 1ff., am Sonntag Invokavit, den 18. Februar, über die Versuchungsgeschichte Matth. 4, 1ff. und an einem nicht genau zu bestimmenden Tage im Hause des Rentmeisters über die drei Artikel des christlichen Glaubens. Die bedeutendste jener Predigten ist ohne Zweifel die über die Versuchungsgeschichte gewesen. Da findet er die vom Evangelisten geschilderten Versuchungen des Herrn auch in der Geschichte als Versuchungen der Christenheit. „In der ersten Anfechtung von den Steinen ist der schwarze Teufel gemalt; in der andern ist der schöne, weiße und heilige Teufel gemalt, der Christum in den Lüften und auf den Tempel führt, aber nicht hinein; in der dritten ist der höchste und himmlische und gar göttliche Teufel gemalt, der sich stellt, als sei er Gott selbst und bietet Christo alle Königreiche auf Erden an, doch mit der Bedingung, daß er vor ihm niederfalle und bete ihn an.“ Die erste Versuchung durch den schwarzen Teufel erblickt Luther in den großen Christenverfolgungen, „da das liebe Häuflein der Christen nicht allein Hunger, Durst und allerlei leiblichen Mangel leiden mußte, sondern auch von dem Ihrigen vertrieben, beraubt und jämmerlich ermordet wurde“. Die zweite Versuchung stellen die Ketzereien der Arianer, Manichäer u. a. dar, die sich auf die heilige Schrift beriefen „und fingen an die Artikel des Glaubens nach ihrem Dünkel zu meistern und die Schrift darauf zu reimen. Mit solcher Weise hat sie der Teufel aus der Wüste, nicht in den Tempel, sondern auf den Tempel geführt, davon sie hinab stürzten und den Hals brachen und schier die ganze Christenheit mit sich in greulichen Irrtum und ewiges Verderben führten“. Die Zeit der dritten Versuchung ist die Zeit des Papsttums, „da der göttliche Teufel durch seinen Endechrist kommt, als wolle er der Christenheit raten und ihr erst recht auf die Beine helfen, nachdem sie Friede und Ruhe gekriegt hat, beide, von den Tyrannen (erste Versuchung) und Ketzern (zweite Versuchung), läßt sie mit der Schrift unangefochten und faßt ein äußerlich Regiment aus seinem eignen Kopf, ordnet mancherlei Gottesdienst und macht einen solchen Schein, als sei es eitel köstlich, göttlich Ding, fährt darnach zu, heißt und gebeut, was er nur will, ohn Wort und Grund der Schrift, und doch alles unter Gottes Namen. — Also hat der Papst den

Teufel angebetet und dafür der Welt Ehre, Gut, Gold, Reichtum und Gewalt über Kaiser, Könige, Fürsten und Herren überkommen und dazu den Namen und Titel erhalten, daß er der Allerheiligste sei. Die er gesegnet und zu Heiligen gemacht hat, die haben's sein müssen; wiederum die er verflucht und verdammt hat, die hat man für solche müssen halten; und was er nur gethan, hat alles recht und wohl gethan müssen heißen, wenn er schon seines Gefallens mit den Kaisern, Königen u. s. w. gespielt hat, sie abgesetzt, ermorden lassen oder einen durch den andern vertrieben wider alles Recht und Billigkeit. Dennoch hat's niemand strafen dürfen, hat er anders von ihm nicht verflucht und dem Teufel zu eigen übergeben wollen sein. — Solche Gewalt, daß er der Höchste und Heiligste ist auf Erden, wie er rühmt, hat er allein daher, daß er vor dem Satan niedergefallen und ihn angebetet hat." „Darum ist hier," so schließt Luther diese Predigt, seiner gewaltigsten eine, „keine andere Hilfe noch Rettung, denn daß der Herr Christus selbst mächtiglich drein greife als der oberste Kaiser und Herr und aus seiner göttlichen Kraft und Macht endlich zu ihm spreche: Hebe dich, Satan! Denn das ist ein Wort der Kraft, damit er dem Teufel die göttliche Gestalt und Larve der Majestät abzieht und ihn aufdeckt, daß er erkannt wird, wie er der Satan aus der Hölle sei, aber bald darauf auch ihn wird heißen weichen und aufhören, daß er von dem Stuhl der Majestät gestürzt nicht mehr die Christenheit anfechten müsse, sondern Gott allein angebetet und ihm gedient werde in Ewigkeit. Das gebe er selbst, unser lieber Herr Christus, daß es nur bald geschehe, wie wir samt allen Christen täglich beten und warten. Amen."

Nochmals ließ jetzt der Kurfürst durch Luther die Frage erörtern, ob die Evangelischen überhaupt das Konzil beschicken sollten oder nicht. Luther erklärte, der Papst, der sich vor dem Zustandekommen des Konzils fürchte, habe mit seinen Drohungen die Evangelischen von der Teilnahme an demselben abschrecken wollen, um dann sagen zu können, die Protestanten seien Schuld daran, daß das Konzil vereitelt worden wäre. Deshalb riet er, die Teilnahme nicht zu verweigern, aber auch noch keine bindende Zusage zu geben. Es habe ja keine Eile, man solle Gottes Weise lernen und abwarten. Übrigens war er der Meinung, der Papst habe gerade wegen der kriegerischen Wirren mit den Türken und mit Frankreich das Konzil auf dieses Jahr gelegt, „auf daß, ob es die Lutherischen nicht würden hindern, es doch durch den Türken und Franzosen gehindert werde".

An den Verhandlungen selbst hat Luther nicht teilgenommen. Eine schwere Erkrankung, von der wir bereits oben (S. 385) hörten, nötigte

ihn, sich nach Hause bringen zu lassen. Eine Beschickung des Konzils wurde, trotzdem Luther andrer Meinung war, abgelehnt. Hingegen einigte man sich über die Stellung zur Gewalt des Papstes ganz im Sinne Luthers.

Die Tage von Schmalkalden bedeuteten die endgiltige Lossagung der evangelischen Stände vom Papsttum, dem sie jedes Recht hinfort in ihre Glaubensangelegenheiten sich zu mischen oder darüber zu urteilen absprachen.

Luthers Ahnung, daß das Konzil überhaupt nicht zustande kommen werde, erwies sich als richtig. „Der Türke und der Franzose" machten dem Kaiser zu schaffen genug, so daß er nicht daran denken konnte, Hand in Hand mit dem Papste die verhaßte Ketzerei auszurotten. Ohne den Arm des Kaisers aber wären die Beschlüsse des Konzils nur papierne geblieben. So wurde es zunächst auf das folgende Jahr, dann aber bis auf weiteres verschoben. Luthers Artikel aber, deren Originalhandschrift die Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt, erschienen im Jahre 1538 im Druck. Luther hatte eine Vorrede dazu geschrieben, die mit dem Gebet schließt: „Ach lieber Herr Jesu Christe, halte du selber Koncil und erlöse die Deinen durch deine herrliche Zukunft! Es ist mit dem Papst und den Seinen verloren. Sie wollen dein nicht. So hilf du uns Armen und Elenden, die wir zu dir seufzen und dich suchen mit Ernst, nach der Gnade, die du uns gegeben hast durch deinen heiligen Geist, der mit dir und dem Vater lebet und regieret, ewiglich gelobt. Amen."

In mehreren Schriften setzte Luther den Kampf gegen die römische Kirche fort. Die wichtigste derselben erschien im März 1539 unter dem Titel „Von den Konzilien und Kirchen". In scharfen Worten, denen der beißende Witz nicht fehlt, geißelt Luther zunächst die Handlungsweise des Papstes, der der Christenheit die Einberufung eines Konzils vorenthält und überdies im voraus bestimmt, was auf einem Konzil zu beschließen ist. Ein rechtes Konzil und eine Reformation der Kirche kann überhaupt nicht vom Papste erwartet werden. Eine solche Reformation ist aber auch nicht auf Grund der alten Kirchenversammlungen oder der Lehre der Kirchenväter, sondern einzig und allein auf dem Grunde der heiligen Schrift vollziehbar. Auf sie weisen die Kirchenväter und die vier ältesten großen Kirchenversammlungen haben keine neuen Glaubenssätze aufgestellt, sondern nur das bereits in der Bibel Gegebene dargeboten oder Satzungen von nur vorübergehender Geltung verordnet. Die Geschichte ergiebt, daß ein Konzil keine Macht habe, „neue Artikel des Glaubens zu stellen", „neue gute Werke zu gebieten", „neue Ceremonien den Christen aufzulegen", „sich in weltliche

Rechte und Regiment zu miſchen" oder „ſolche Statut oder Dekret zu machen, die lauter nichts mehr ſuchen denn Tyrannei". Seine Aufgabe beſteht vielmehr darin, „neue Artikel des Glaubens zu dämpfen", „böſe Werke, ſo der Liebe widerſtreben", neue Ceremonien, neue Rechte zu verdammen und ſolche Ceremonien zu ſetzen, die „nicht der Biſchöfe Tyrannei ſtärken", ſondern „dem Volk vonnöten und nützlich ſind und eine feine, ordentliche Zucht und Weſen geben". Daraus folgt, daß die Gegenwart reichlich Veranlaſſung bietet, ein derartiges Konzil einzuberufen. „Ich will deutſch reden: der Papſt ſoll im Konzil nicht allein ſeine Tyrannei menſchlicher Gebote abthun, ſondern auch mit uns halten, daß auch die guten Werke, nach Gottes Geboten gethan, nicht helfen können zur Gerechtigkeit, zu vertilgen die Sünde, zu erlangen Gottes Gnade, ſondern allein der Glaube an Chriſtum, der ein König der Gerechtigkeit in uns iſt, durch ſein teures Blut, Sterben und Auferſtehen, damit er für uns die Sünde vertilgt, genug gethan, Gott verſöhnt und uns vom Tod, Zorn und Hölle erlöſt hat. Darum ſoll er alle ſeine Bullen, Dekrete, Bücher vom Ablaß, vom Fegefeuer, Klöſterei, Heiligendienſt, Wallfahrten ſamt allen unzähligen Lügen und Abgöttereien verdammen und verbrennen, ſoll auch alles wiedergeben, was er damit erkauft, geſtohlen, geraubt, geplündert oder erworben hat, ſonderlich ſeinen erlogenen Primat, welchen er rühmet ſo nötig, daß niemand könne ſelig werden, wer ihm nicht unterthan ſei. Denn des Papſtes Hut iſt nicht für meine Sünde geſtorben, heißt auch nicht Chriſtus, und ſind alle Chriſten vor ihm und unter ihm ohne ſeinen Hut heilig und ſelig worden. Dies iſt ja, meine ich, eine Sache wichtig genug, darum man ein ſtattlich, ſcharf, gewaltig Konzil halten ſollt. Hie ſollten Kaiſer und Könige zuthun und den Papſt, wo er nicht wollte, dazu zwingen, wie die Kaiſer in den vier Hauptkonzilien gethan haben. Es müßten aber nicht alle Biſchöfe, Äbte, Mönche, Doktoren und des unnützen Huddelmanns Geſindlein (ſoviel als: Lumpenpack) und das große Geſchleppe dahin kommen. Sonſt würde es ein ſolch Konzil, da man das erſte Jahr zubringt mit der Ankunft, mit Zanken, welcher obenan ſitzen, hinten oder vorn gehen ſolle, das andere Jahr mit Prangen, Banketten, Rennen und Stechen, das dritte Jahr mit andern Sachen oder auch mit Verbrennen, etwa eines Johann Huß oder zweier, und indes ein ſolch Unkoſt geſchehe, daß man wohl einen Heerzug wider den Türken damit halten möchte, ſondern man müßte aus allen Landen fordern die recht gründlich gelehrten Leute in der heiligen Schrift, die auch Gottes Ehre, den chriſtlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Friede mit Ernſt und von Herzen meinten, darunter etliche

vom weltlichen Stande (denn es gehet sie auch an), die auch verständig und treuherzig wären."

Ein solches Konzil ist freilich nach Luthers Überzeugung nicht zu erhoffen. „So sei es dem rechten Richter, unserm barmherzigen Gotte, befohlen."

Weiter handelt Luther von der „Kirche". Die „Kirche" ist das „christliche heilige Volk". Dieses wird daran erkannt, daß es das „heilige Gotteswort", die Taufe, das Abendmahl und die Beichte hat, daß es „Kirchendiener weiht und beruft", daß es öffentlich betet und daß es das „Heiltum des heiligen Kreuzes" an sich erfährt, nämlich „daß es muß alles Unglück und Verfolgung, allerlei Anfechtung und Übel, wie das Vaterunser betet, vom Teufel, Welt und Fleisch, inwendig trauern, blöde sein, erschrecken, auswendig arm, verachtet, schwach sein leiden, damit es seinem Haupt Christo gleich werde". Diese sieben Stücke möchte Luther die sieben Sakramente nennen, wenn dieser Name nicht bereits in anderm Gebrauch wäre.

Zum Schlusse spricht Luther von der Schule und vom Hause. „Die Schule muß das Nächste sein bei der Kirche, als darin man junge Prediger und Pfarrherrn zieht und daraus hernach dieselben an der Toten Statt setzt. Darnach des Bürgers Haus nächst an der Schule ist, als daraus man Schüler kriegen muß. Darnach das Rathaus und Schloß, so Bürger schützen müssen, damit sie Kinder ziehen zur Schule und Schulen Kinder zur Pfarre aufziehen und darnach Pfarrherrn wiederum Kirchen und Gotteskinder, es sei Bürger, Fürst oder Kaiser, machen können. Gott aber muß der Oberste und Nächste sein, der solchen Ring oder Zirkel erhalte wider den Teufel und alles thun in allen Ständen, ja in allen Kreaturen. — Das Haus muß bauen, die Stadt muß solches hüten, schützen und verteidigen. Darnach kommt das dritte, Gottes eigen Haus und Stadt, das ist die Kirche, die muß aus dem Hause Personen, aus der Stadt Schutz und Schirm haben. Das sind drei Hierarchieen, von Gott geordnet, und bedürfen keiner mehr, haben auch genug und übergenug zu thun, daß wir in diesen dreien recht leben wider den Teufel." Für des Papstes Regiment ist also kein Platz. Es ist zu beseitigen. „Und das wollen wir thun aus Kraft und Hülfe des Weibessamens, so der Schlange den Kopf zertreten hat und noch zertritt, ob wir gleich wagen müssen, daß er uns wiederum in die Ferse beißt. Demselben gebenedeiten Samen des Weibes sei Lob und Ehre samt dem Vater und heiligen Geist, einigem rechten Gott und Herrn in Ewigkeit. Amen."

6. Luthers Anteil an der Ausbreitung der Reformation.

Mit unwiderstehlicher Macht hielt das Evangelium seinen Siegeszug durch Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus. Hier war es ein gewaltiger Prediger, dort die Übersetzung der Bibel, dort ein evangelisches Lied, das die Herzen der reinen Lehre gewann. Mittelbar hat also Luther hierbei gewirkt. Zumeist aber finden wir ihn auch unmittelbar an der Ausbreitung der Reformation beteiligt.

Schon im September 1521 hatte der Hochmeister des Deutschordens, Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Kurfürst Friedrich den Weisen befragen lassen, ob eine Reform des Ordens durch Luther ratsam wäre. Der vorsichtige Kurfürst hat vermutlich dies abgelehnt und Luther nichts von jenem Vorhaben mitgeteilt. Während des Reichstags zu Nürnberg im Jahre 1522 hatte aber der Hochmeister, der Anlehnung an das Reich suchte, die Predigt des lauteren Gottesworts gehört und im Verkehr mit tüchtigen evangelischen Männern die ans Licht gebrachte Wahrheit schätzen gelernt. Im Juni des nächsten Jahres ließ er, noch schwankend, ob er unter dem Papsttum beharren oder den Evangelischen sich anschließen sollte, im geheimen Luther eine Abschrift der Satzungen des Ordens überreichen und dessen Rat für eine durchaus nötige, auch vom Papste geforderte Reform seines Ordens erbitten. Was Luther dem vertrauten Boten Albrechts gesagt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls aber hat seine Antwort den Hochmeister veranlaßt im November desselben Jahres Luther in Wittenberg zu besuchen. Als ihm da der weitblickende, auch hier sich als Deutschlands Prophet bewährende Luther den Rat gab, die Ordensregel nicht zu reformieren, sondern überhaupt fallen zu lassen, das Ordensland in einen weltlichen Staat zu verwandeln und in den Ehestand zu treten, hat er noch über so kühne Gedanken gelächelt. In jenen Tagen aber war bereits ein Büchlein unter der Presse und bald vollendet, in dem Luther öffentlich, ohne mit einem Worte die vorhergehenden Verhandlungen mit Albrecht zu verraten, seine Gedanken aussprach. Es trug den Titel: „An die Herren Deutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit greifen, Ermahnung". In frischer Rede ruft er es den Ordensherren zu: „Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der selige Tag. Gottes Wort leuchtet und ruft: Ursache und Raum habt ihr genug zu folgen, auch zeitlichen Gutes halber; so dringt die Not der Gewissen und täglichen Sünde im kranken Fleisch; so zwingt das unmögliche Wesen, das närrisch gelobt ist; so taugt der geistliche Stand und Orden an sich selbst gar nichts; so ist

auf kein Konzil zu harren noch aufzuſchieben, weil es Gottes Wort heißt und fordert; ſo iſt auch nicht zu verziehen und auf andrer Exempel zu ſehen, ſondern ihr ſollt, und ein jeglicher, die erſte Bahn brechen und vor dem König David her in den Jordan ſpringen, nun er wieder kommt in ſein Königreich und ſein Sohn Abſalom, der Böſewicht, erſchlagen iſt. Alle Dinge dringen, zwingen, locken und reizen euch zu dieſer Zeit und ihr thut daran Gott und ſeinem Wort eine große Ehre, gebt dazu den ſchwachen Gewiſſen ein tröſtliches Beiſpiel, damit Gottes Wort wieder auf in den Schwang käme. Nichts iſt, das euch hierin hindert, denn der tollen Welt thörichtes Urteil, daß ſie ſagen wird: Ei, thun die Deutſchen Herren das! Aber weil wir wiſſen, daß auch der Welt Fürſt gerichtet iſt, ſollen wir nicht zweifeln, daß auch ſolches und alle anderen Urteile der Welt vor Gott ſchon verdammt ſind. Nur friſch und getroſt hinan, Gott vor Augen geſetzt in rechtem Glauben, und der Welt, ihrem Rumpeln, Scharren und Poltern den Rücken gekehrt, nicht hören noch ſehen, wie Sodom und Gomorra hinter uns verſinken und wo ſie bleiben!“

Albrecht von Brandenburg, Hochmeiſter des Deutſchordens.

Luthers Schrift fand im Ordenslande ein lautes, freudiges Echo. Die Reformation, begünſtigt von dem Biſchof zu Samland, Georg von Polenz, und dem Biſchof von Pomeſanien, Erhard von Queiß, ins Volk getragen durch tüchtige Prediger, Johann Briesmann, Paul Speratus, Johann Poliander, machte raſche Fortſchritte auch unter den Ordensherren. So wurden Luthers kühne Gedanken bald Wirklichkeit. Im April 1525 erklärte Albrecht ſein Ordensland für ein erbliches Herzogtum. „Daß Euer Fürſtlich Gnaden,“ ſchrieb ihm damals Luther, „Gott der Allmächtige zu ſolchem Stand gnädiglich und wunderlich geholfen hat, bin ich hoch erfreut und wünſche fürder, daß derſelbe barmherzige Gott ſolche angefangene Güte an Euer Fürſtlich Gnaden vollführe zu ſeligem Ende, auch des ganzen Landes

Nutz und Frommen.“ Im März des folgenden Jahres befolgte der Herzog nun auch den letzten Rat Luthers, indem er in den Eheſtand trat. „Wir ſetzen in keinen Zweifel,“ ſo ſchreibt Albrecht dem Reformator, indem er ihn zur Hochzeitsfeier einlädt, „Euch ſei kundig und unverborgen, daß wir etliche Zeit mit Geſetzen der Menſchen beſtrickt, gefangen und umgeben geweſen. Aus welcher Finſternis wir vermittels der Hilfe Gottes und Eurem Zuthun zum Licht der wahren Erkenntnis gekommen, alſo daß wir uns des Zeichens des Kreuzes verziehen, dasſelbige abgelegt und den weltlichen Stand angenommen. Dieweil wir denn denſelbigen, wie Ihr und andere Chriſten gethan, gern mehren wollten, hat uns Gott der Allmächtige dieſe Gnade verliehen, daß wir den Orden, den Gott eingeſetzt, auch anzugehen in Willen.“

Unſerm Luther aber ſoll es unvergeſſen ſein, daß er die Gründung des Fürſtentums veranlaßt hat, aus dem und „unter deſſen Namen ſich hernach die größte proteſtantiſche Macht des europäiſchen Kontinents erheben ſollte“.

Ebenſo ruhig wie im Kurfürſtentum Sachſen vollzog ſich die Reformation in Heſſen. Eine Synode zu Homberg im Oktober 1526 erklärte ſich für dieſelbe. In Brandenburg-Ansbach beriet man ſchon im Jahre 1525 über die Einführung der Reformation, die nach dem Tode Kaſimirs (1527) unter der Regierung des Markgrafen Georg im Einvernehmen mit Luther erfolgte. Dieſer hatte bereits im Jahre 1525 über die Ratſchläge der evangeliſch geſinnten Theologen des Landes in Gemeinſchaft mit Melanchthon, Bugenhagen und Jonas ein Gutachten abgegeben, darin er in warmen Worten ſeine Zuſtimmung ausdrückt: „Alles was in dem Büchlein beratſchlagt und geſtellt iſt, gefällt uns faſt wohl. Es iſt auch unſere Münze und des rechten Schlags, damit wir nun bei fünf Jahren haben umgegangen und gelehrt, danken auch Gott mit Freuden, daß anderswo ſolche Leute ſind, denen die rechte Wahrheit ſo ernſtlich und treulich zu Herzen geht, ſind auch deß gewiß, wo der Ratſchlag hinkommt, er ſoll mit allen Ehren beſtehen, nicht allein wider die Papiſten, ſondern auch wider die hölliſchen Pforten.“ Später ſandte Luther Prediger und Lehrer, empfahl auch dem Markgrafen, die Klöſter und Stifter zur Errichtung von Schulen zu verwenden.

In Anhalt-Köthen hatte Fürſt Wolfgang die Reformation eingeführt. Anhalt-Deſſau war zunächſt noch der römiſchen Kirche treu geblieben, bis ſich nach dem Tode der Fürſtin (1530) deren drei Söhne Johann, Joachim und Georg unbekümmert um die Feindſchaft ihrer päpſtlich geſinnten, fürſtlichen Verwandten einmütig dem Evangelium zuwandten. Sie entließen

ihren papistischen Hofprediger, beriefen an dessen Stelle Luthers treuen Freund Nikolaus Hausmann und schlossen mit den Reformatoren, insbesondere mit Luther selbst, einen engen, dauernden Freundschaftsbund. Davon legt manche Predigt, die dieser vor ihnen hielt, und mancher köstliche Brief, den er mit ihnen gewechselt, ein beredtes Zeugnis ab. So tröstet er wiederholt den zur Schwermut neigenden Fürsten Joachim in seiner herzlichen Weise, mahnt ihn, wie er selbst thue, sein Paternoster zu beten und sich an „Reden, Sangspiel und aller Weise christlich und ehrlich zu erfreuen", verspricht ihm auch selbst zu kommen, sobald er sich „aus dem Kummet, Zaum, Sattel und Sporn der Drucker losreißen kann". „Freude und guter Mut," schreibt er bald darauf, „ist die beste Arzenei eines jungen Menschen, ja aller Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauern und Sauersehen habe zugebracht, suche jetzt und nehme Freude an, wo ich kann. Ist doch jetzt, Gott Lob, so viel Erkenntnis, daß wir mit gutem Gewissen können fröhlich sein und mit Danksagung seiner Gaben brauchen, dazu er sie geschaffen und Wohlgefallen dran hat. Schwermut und Melancholie wird das Alter und andere Sache selbst wohl überflüssig bringen. Christus sorgt für uns und will uns nicht lassen."

Georg von Anhalt.

Pommern wurde dem Evangelium zugeführt durch die beiden Herzöge Barnim und Philipp. Beide sind mit Luther wohl bekannt gewesen. Barnim begleitete Luther auf die Leipziger Disputation. Philipp ist von ihm getraut worden. In Braunschweig-Lüneburg wurde die Reformation durch Herzog Ernst den Bekenner durchgeführt.

Nicht auf so friedlichem Wege wie in diesen Ländern fand die Reformation Eingang in Württemberg. Herzog Ulrich war durch den schwäbischen Bund vertrieben und sein Land an Österreich gegeben

Ulrich von Württemberg.

worden. Als ſein Sohn Chriſtoph das Erbe der Väter zurückbegehrte, beſetzte Landgraf Philipp von Heſſen trotz Luthers Bedenken im Jahre 1534 das Land und erreichte, daß dasſelbe dem rechtmäßigen Erben zu-

rückgegeben wurde. Herzog Christoph hat dann der Reformation die Wege geebnet.

Eine lange Leidenszeit mußten die Evangelischen im Herzogtum Sachsen, im Lande des unversöhnlichen Feindes Luthers, Herzog Georg des Bärtigen, über sich ergehen lassen. Der Herzog scheute nicht vor Gewaltmitteln zurück, um das Evangelium in seinem Lande zu unterdrücken. Das haben außer anderen seiner Unterthanen insbesondere die Leipziger erfahren. Viele mußten um ihres Glaubens willen die Heimat verlassen. Im Jahre 1533 ließ Luther deshalb „einen Trostbrief an die Christen aus Leipzig unschuldig verjagt" ausgehen und im nächsten Jahre hielt er vertriebenen evangelischen Leipzigern in seinem Hause eine Trostpredigt über die Liebe Gottes.

Selbst unter dem Drucke der Verfolgung machte das Evangelium im Herzogtum Sachsen stetig Fortschritte. Die Erwägung, daß es nicht die schlechtesten seiner Bürger waren, die der neuen Lehre anhingen, die Überzeugung, daß thatsächlich die römische Kirche mancher Reform bedürfe, auch viel häusliche Trübsal weckten in Herzog Georg den Wunsch nach Frieden mit seinen Unterthanen auf Grund einer Verständigung über die kirchliche Frage. Zu diesem Zwecke hatte er für den April des Jahres 1534 ein Religionsgespräch nach Leipzig einberufen, an dem seitens der Evangelischen Philipp Melanchthon und Gregor Brück teilnahmen. Wie zu erwarten gewesen, verlief dasselbe völlig ergebnislos. Schon nach einigen Tagen berichtete Brück an den Kurfürsten: „Es sind allein Handlungen von Worten, und der Leute Meinung ist nicht anders denn wie vorhin gewesen, auch nicht vermerkt worden, daß sie in solchen klaren Sachen zu weichen geneigt, allein, daß sie gern eine Richtung haben wollten mit solchen Worten, damit sie ihre ungegründeten Sachen nicht weniger denn vorhin könnten erhalten und daß sie nichts begeben."

Fünf Jahre später machte der Herzog einen neuen Einigungsversuch, von dessen gleicher Erfolglosigkeit Luther mit vollem Grunde von vornherein überzeugt war. Von Wittenberg erschienen wiederum Melanchthon und Brück. Auch Philipp von Hessen hatte zwei Vertreter geschickt, seinen Kanzler Johann Feige und Martin Butzer. Herzog Georg ordnete seinen Rat Georg von Carlowitz und den Bürgermeister von Leipzig, Ludwig Fachs ab. Bei den Verhandlungen, die im Januar 1539 in Leipzig stattfanden, machte Carlowitz den sonderbaren Vorschlag, den Stand der Kirchenlehre etwa achthundert Jahre nach Christus als den gemeinsamen Boden anzusehen, auf den Römische und Evangelische behufs ihrer Einigung zurückkehren sollten. Übrigens hatte aber dieser sächsische Edelmann ein durchaus

richtiges Urteil über den Papst und seine Politik. Er riet seinem Herrn, sich in Sachen der Reformation selbst zu helfen, da nicht zu hoffen sei, „daß etwas von Rom aus geschehe, da die Päpste von jeher nur darauf ausgegangen seien, Uneinigkeit in Deutschland zu begünstigen; ihre Politik sei, alle Länder durch Parteien zu regieren, sonst sei ihnen nicht viel daran gelegen, ob wir zum Teufel oder zu unserm Herrgott fahren".

Den Schmerz darüber, daß auch dieses Religionsgespräch zu keinem Ziele führte, hat Herzog Georg nicht lange zu tragen gehabt. Er sah ein, daß er bei Lebzeiten der verhaßten Lutheraner nicht Herr werden könne. So wollte er wenigstens dafür Sorge tragen, daß sein Land nach seinem Tode der Papstkirche erhalten bliebe. Er setzte nämlich ein Testament auf, in dem sein Bruder Heinrich nur unter der Bedingung zum Erben des Landes eingesetzt wurde, daß er in Religionssachen nichts ändere. Könnte er nicht auf diese Bedingung eingehen, so sollten Land und Leute dem römischen Könige Ferdinand verfallen sein. Männlich und charakterfest hat Herzog Heinrich eine solche Bedingung abgelehnt. „Ehe ich dieses thun wollte und meinen Herrn Christus verleugnen," soll er gesagt haben, „so wollte ich mit meiner Gemahlin an einem Stäblein aus dem Lande betteln gehen. Im übrigen, was mir mein lieber Gott gönnen will, das wird mir St. Peter nicht nehmen können." Herzog Georg starb, ehe solche Antwort eintraf und bevor sein Testament Gültigkeit erhalten konnte, am 17. April 1539. Sein Tod bedeutete das Ende der Verfolgung des Evangeliums im Herzogtum und den Einzug der Reformation.

In feierlicher Weise sollte dieser Einzug stattfinden, besonders in Leipzig und Dresden. An der Einführung der Reformation in Leipzig zu Pfingsten 1539 hat Luther selbst teilgenommen. Zwei Jahre zuvor hatte er gesagt: „Ich sehe, daß Herzog Georg nicht aufhört, Gottes Wort, die Predigt und die armen Lutheraner zu verfolgen, ja er wird täglich heftiger, aber ich werde es noch erleben, daß sein ganzes Geschlecht vergeht und ich in Leipzig Gottes Wort predigen werde." Diese Weissagung erfüllte sich jetzt. Zweimal hat Luther in jenen Tagen gepredigt, am Sonnabend vor Pfingsten vor den Fürsten und ihrem Gefolge in der Hofkapelle der Pleißenburg und tags darauf in der Thomaskirche. Welch ein gewaltiger Umschwung seit zwanzig Jahren, da er in derselben Stadt an derselben Stätte gegen Eck das Evangelium verteidigt hatte!

Lange hatte auch das Kurfürstentum Brandenburg sich der Einführung der Reformation widersetzt. Joachim I. war nicht von der römischen Lehre gewichen. Seine Gemahlin Elisabeth, die dem Evangelium treu ergeben

war, hatte in Kurſachſen eine Zuflucht geſucht und gefunden. Auch im Hauſe Luthers hat ſie längere Zeit gelebt. Nach Joachims Tode (1535) öffnete ſich auch Kurbrandenburg der Reformation. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatte Joachim II. Luther gegenüber eine freundliche und ehrerbietige Haltung eingenommen, war auch mit ihm in Briefwechſel getreten. Im Jahre 1539 wurde endlich das römiſche Kirchentum beſeitigt und die Reformation eingeführt. Beim Gottesdienſt behielt man zunächſt noch mancherlei aus dem bisherigen Kultus bei, was man anderwärts zumeiſt abgethan hatte. Noch trugen die Geiſtlichen ihre goldgeſtickten Prieſtergewänder, noch führte man in feierlicher Prozeſſion die Hoſtie umher. Luther war die Hauptſache, daß das Evangelium nunmehr auch dort den Sieg davongetragen hatte. Anſtoß nahm er nur an dem Umhertragen der Hoſtie, einem Gebrauch, der mit der evangeliſchen Abendmahlslehre thatſächlich unvereinbar war. Die übrigen aus der römiſchen Kirche beibehaltenen Ceremonien hielt er für belanglos. So ſchrieb er dem Berliner Propſt Georg Buchholtzer, dem die Übung jener Gebräuche, insbeſondere auch das Tragen der römiſchen Prieſterkleidung bedenklich erſchien, Ende des Jahres 1539 nicht ohne Humor: „Wenn Euch Euer Herr will laſſen das Evangelium

Joachim II., Kurfürſt zu Brandenburg.

Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz und die beiden Sakramente der Taufe und des Bluts Jesu Christi reichen und geben wollen und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter seien, und die Sakramente in der Prozession nicht umtragen und fallen lassen die täglichen Messen der Toten und nicht weihen lassen Wasser, Salz und Kraut und singen reine Responsorien und Gesänge lateinisch und deutsch im Umzug oder Prozession: so gehet in Gottes Namen mit herum und tragt ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe und Chorrock von Sammt, Seide oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die Ihr anzieht, so zieht deren drei an, wie Aaron der Hoheprieſter drei Röcke übereinanderzog, die herrlich und schön waren. Haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an Einem Umzug oder Prozession, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so geht siebenmal herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr, der Markgraf, je Lust dazu, mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward, bin damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelium gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde."

Ein Jahr später führte die Schwester Joachims II., Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg, die im Laufe der Zeit sich von der Wahrheit des evangelischen Bekenntnisses überzeugt hatte und mit dem Hause Luthers in engen freundschaftlichen Verkehr getreten war, die Reformation in ihrem Lande ein.

In Mecklenburg versuchte der Bischof von Schwerin, Herzog Magnus, der Sohn des Herzogs Heinrich, im Einverständnis mit seinem Vater die Reformation durchzusetzen. Sein Plan begegnete aber dem Widerspruch des Mitregenten, seines Oheims Albrecht. So erlangte die evangelische Kirchenordnung, die die beiden der Reformation geneigten Herzöge erließen, nur für einen Teil des Landes Geltung.

Einst schien es, als sollte auch in dem Kurfürstentum Köln das Evangelium durchdringen. Unter Mitwirkung Melanchthons verfaßte der greise Erzbischof Hermann von Köln, im Alter sich von der Wahrheit der Lehre Luthers überzeugend, eine evangelische Kirchenordnung und blieb

zur Freude Luthers standhaft trotz des Widerstrebens seiner Domherren, der Universität und des Rates der Bischofsstadt. Im Schmalkaldischen Kriege hat freilich Hermann von Wied auf sein Erzbistum verzichten müssen, ohne damit demselben freie Religionsübung erkaufen zu können. Damit war endgültig das Verbleiben dieses Landesteiles beim Katholizismus besiegelt.

Auch in Westfalen hatte die Lehre Luthers zahlreiche Anhänger gefunden. Insbesondere stand der Reformator mit dem Rate der Stadt Soest, der evangelische Prediger berief, mehrfach in Briefwechsel. In Münster hatte der Bischof Franz von Waldeck im Jahre 1533 volle Religionsfreiheit einräumen müssen. Es wäre wohl hier zum Siege der Reformation gekommen, hätte die sogenannte Münstersche Rotte nicht eine derartige Verzerrung evangelischer Gedanken gezeitigt und eine solche Verwirrung angerichtet, daß mit leichter Mühe der Katholizismus wiederhergestellt werden konnte.

Zum offenen Kriege um des Evangeliums willen kam es in Braunschweig-Wolfenbüttel. Herzog Heinrich war ein erklärter Feind der Reformation, in seinem persönlichen Leben vielfach anrüchig, in seiner Feindschaft gegen die evangelischen Fürsten und Städte durchaus rücksichtslos. Als im Jahre 1540 auf protestantischem Gebiete Mordbrenner ihr Unwesen trieben, behauptete man, Herzog Heinrich habe dieselben gedungen, und als mehrere jener Gesellen unter den Qualen der Folter das erwünschte Geständnis ablegten, glaubte man den vollgültigen Beweis für die Wahrheit jener Behauptung zu besitzen. Zwischen Herzog Heinrich und den protestantischen Fürsten wurden Streitschriften gewechselt, von denen mit Recht gesagt wird, daß sie alle Fürsten- und Menschenwürde verletzten. Als nun Herzog Heinrich in einer öffentlichen Schrift den Kurfürsten von Sachsen mit Schmähungen überschüttete, den Protestanten vorwarf, daß sie als Affen die Gestalt der Kirche sich zueigneten, sie Kirchenräuber und Aufrührer nannte, auch erklärte, er habe „dem von Sachsen, welchen Martinus Luther, sein lieber Andächtiger, Hans Wurst nennt, zu seinen Schriften keine Ursach gegeben“, griff Luther zur Feder. Seine Schrift, die gröbste seiner Streitschriften, die im März 1541 im Druck vollendet wurde, trug den Titel: „Wider Hans Worst“.

Nicht um der eignen Person willen tritt Luther auf den Plan: „Für mich zu reden, hab ich's sehr gern, daß solcher Art Bücher wider mich geschrieben werden; denn es thut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und Ferse sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen,

elenden Menſchen Gott der Herr beide, die hölliſchen und weltlichen Fürſten alſo erbittert und unſinnig macht, daß ſie vor Bosheit ſich zerreißen und zerberſten wollen und ich dieweil unter des Glaubens und Vaterunſers Schatten ſitze und lache des Teufels und ſeiner Schuppen in ihrem großen Zorn, Plerren und Zerren, damit ſie doch nichts ausrichten, ohn daß ſie ihre Sache täglich ärger und meine, das iſt Gottes Sache fördern und beſſer machen. Und wenn ſie es könnten leiden oder verſtehen, wollt ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß ſie ohn Unterlaß ſolche Bücher wider mich ſchrieben, ſolch Zerren und Plerren trieben ſamt allen Teufeln in der Hölle. Wie könnt ich ſie beſſer plagen? Denn davon werde ich jung und friſch, ſtark und fröhlich." Um ſeines Kurfürſten willen muß er aber die Lüge zurückweiſen, daß er dieſen als „Hans Worſt" bezeichnet habe. Sein Widerſacher wiſſe wohl, „daß dies Wort Hans Worſt nicht mein iſt, noch von mir erfunden, ſondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſein wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ich's auch oft gebraucht, ſonderlich und allermeiſt in der Predigt. Und weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewiſſen, daß ich jemals eine Perſon inſonderheit gemeint hätte, weder Feind noch Freund, ſondern wie die Sachen ſich zugetragen, ſo hab ich's gebraucht. Denn es ſollte mich nicht hehl haben zu bekennen, wo ich mir bewußt wäre, welche Perſon ich gemeint hätte, wenn's gleich Heinz von Wolfenbüttel ſelbſt wäre mit allem ſeinen Anhang, ich wollt's zu Recht von Gottes Gnaden wohl verteidigen." So dürfe er denn nunmehr dieſen Namen öffentlich auf ſeinen Gegner anwenden.

Luther verzichtet darauf, des Widerſachers Schmähungen zu widerlegen, ſondern will „etwas Nützliches und Beſſerliches dem Leſer vorlegen", „nämlich, warum uns die Papiſten durch ihren Heinz Ketzer ſchelten". „Es liegt gar an dem Punkt, daß man beweiſe, welches die rechte Kirche ſei." Daß die Evangeliſchen „bei der rechten alten Kirche geblieben", ja daß ſie „die rechte alte Kirche ſind", ergiebt ſich aus folgendem. Sie haben die alte Taufe, „die Chriſtus eingeſetzt, darin die Apoſtel und erſte Kirche und alle Chriſten hernach bis daher getauft ſind". Sie haben „das heilige Sakrament des Altars, gleich und eben, wie es Chriſtus ſelbſt eingeſetzt und die Apoſtel hernach und die ganze Chriſtenheit gebraucht haben". Sie haben „die rechten alten Schlüſſel und brauchen ſie nicht anders, denn zu binden und zu löſen die Sünde, ſo wider Gottes Gebot geſchehen, wie ſie Chriſtus eingeſetzt, die Apoſtel und ganze Chriſtenheit gebraucht hat bis daher". Sie

haben „das Predigtamt und Gottes Wort rein und reichlich, lehren und treiben es fleißig ohn allen Zusatz neuer, eigener, menschlicher Lehre, gleichwie es Christus befohlen, die Apostel und ganze Christenheit gethan". Sie „halten, glauben, singen, bekennen der Apostel Symbolum, den Glauben der alten Kirche". Sie „haben mit der alten Kirche ein gleich Gebet, dasselbe Vaterunser, erdichten kein neues noch anderes, singen dieselben Psalmen, loben und danken Gott mit einträchtigem Mund und Herzen, gleichwie es Christus gelehrt, die Apostel und alte Kirche selbst gebraucht und uns dem Exempel nach zu thun befohlen". Sie „lehren und halten mit der alten Kirche, man solle die weltliche Herrschaft ehren". Sie „loben und preisen den Ehestand als ein göttliches, gesegnetes und wohlgefälliges Geschöpf und Ordnung". Sie „haben eben dasselbe Leiden, wie St. Petrus sagt (I, 5, 9), das unsere Brüder in der Welt haben; da verfolgt man uns an allen Orten, da erwürgt, ertränkt, erhenkt und legt uns alle Plag an um des Worts willen, und geht uns gleich wie der alten Kirche und sind in dem derselben über die Maße gleich, daß wir wohl mögen sagen: Wir sind die alte Kirche oder je ihre Mitgenossen und gleiche Gesellen im Leiden; denn wir solches nicht erdichten aufs neue, sondern fühlen's wohl. Ja wir sind, wie dieselbe alte Kirche auch, dem Herrn Christo selbst am Kreuze gleich. Da steht vor dem Kreuze Hannas und Kaiphas samt den Priestern und lästern den Herrn dazu über das, daß sie ihn gekreuzigt haben; gleichwie uns der Papst, Kardinäle und Mönche verurteilt, verdammt, ermordet und unser Blut vergossen haben und lästern uns noch dazu. Da stehen die Kriegsleute, das ist: der weltlichen Herrschaft zum Teil und lästern uns auch; dazu auch der Schalk, der linke Schächer, Heinz Wolfenbüttel samt den Seinen, den Gott schon verurteilt, in Banden zur Hölle gehenkt hat, muß sein Lästern auch dazu thun, daß dies Stück als ein alt Zeichen der alten Kirche reichlich an uns gesehen wird". Endlich „kann niemand leugnen, daß wir nicht wiederum auch Blut vergießen, morden, henken und uns rächen, wie wir oft wohl hätten thun und noch könnten, sondern, wie Christus, die Apostel und alte Kirche gethan, wir dulden, vermahnen und bitten für sie, auch öffentlich in der Kirche, in den Litaneien und Predigten, aller Dinge, wie Christus, unser Herr gethan und gelehrt, die alte Kirche auch also, daß wir hierin auch alle des alten Wesens der Kirche uns halten".

Andrerseits zeigt Luther nunmehr, wie die Papstkirche die Lehre Christi und der Apostel und die alte Kirche verlassen hat. Sie ist die „neue, abtrünnige Kirche". Sie hat auch selbst mit ihrem Ablaßkram und ihrem

„unzeitigen Bann“ die Veranlassung zu dem „Lutherischen Lärmen“ gegeben. Der Rückblick, den hier Luther auf den Beginn der Reformation wirft, gehört zu den interessantesten Abschnitten der ganzen Schrift. Den Schluß derselben bildet eine kurze Deutung des 64. Psalms. Hier greift Luther schonungslos seinen Gegner an und „singt das Judaslied, auf Heinzen also gedeutet“:

Ach, du arger Heinze, was hast du gethan,
Daß du viel frommer Menschen durchs Feuer hast morden lan?
Deß wirst du in der Hölle leiden große Pein,
Lucifers Geselle mußt du ewig sein. Kyrieleison.

Ach, verlorne Papisten, was habt ihr gethan,
Daß ihr die rechten Christen nicht konntet leben lan?
Deß habt die große Schande, die ewig bleiben soll,
Sie geht durch alle Lande, und sollt ihr werden toll. Kyrieleison.

Herzog Heinrich hat sich selbst die Grube zum Falle gegraben. Er hatte es beim Kaiser durchgesetzt, daß über die Stadt Goslar im Jahre 1540 die Reichsacht verhängt wurde, weil dieselbe das im Kriegsfalle dem Gegner leicht einen festen Stützpunkt bietende benachbarte Kloster Georgenberg niedergerissen hatte. Als im Jahre 1542 Herzog Heinrich diese Acht vollziehen wollte, obgleich der Kaiser sie bereits im Jahre zuvor suspendiert hatte und trotzdem daß ihm seine besten Freunde abrieten, griffen Kursachsen und Hessen zum Schwert, nahmen die Stadt Wolfenbüttel ein und vertrieben den Herzog. Die evangelischen Fürsten führten darauf in seinem Lande die Reformation ein. Noch einmal kam es zu blutigem Kampfe. Im Jahre 1545 versuchte Heinrich durch Waffengewalt das Herzogtum wieder in seinen Besitz zu bringen. Er wurde jedoch von Kurfürst Johann Friedrich, Herzog Moritz von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen geschlagen und gefangen. Was sollte man mit dem Gefangenen thun? Die einen rieten ihn wieder freizulassen, die andern, ihn in festem Gewahrsam zu halten. Der letzteren Meinung war auch Luther. In einem Sendbrief „An Kurfürsten zu Sachsen und Landgrafen zu Hessen von dem gefangenen Heinz zu Braunschweig“ mahnt er, gegen den Gefangenen volle Strenge walten zu lassen. Demütige er sich vor Gott und Menschen, „so wird ihm Gott gewißlich gnädig sein und so er zur Hölle gefahren wäre, müßte er doch wieder herauf. Und sollt wohl geschehen, daß man ihn holen und mit allen Ehren zwingen müßte wieder in sein Fürstentum, dasselbe wieder einzunehmen“. Erst nach dem Schmalkaldischen Kriege erlangte Heinrich Freiheit und Land wieder.

Christian II. von Dänemark, der bereits im Jahre 1520 evangelische Theologen zu sich berufen hatte, begünstigte die Reformation nicht aus Überzeugung und von seinem Gewissen gedrängt, sondern von politischen Erwägungen geleitet. Mancherlei empörende Grausamkeiten in Dänemark und Schweden — es sei nur an das furchtbare Stockholmer Blutbad erinnert! — führten zu seiner Vertreibung. Priesterschaft und Adel übertrugen die Krone dem Oheim Christians, Herzog Friedrich von Schleswig und Holstein, der dem Evangelium ohne irgend welche Nebenabsichten zugeneigt war. Der verjagte Dänenkönig wandte sich nach Kursachsen und trat in engen persönlichen Verkehr mit Luther, der nicht ahnte, wie bitter er sich in diesem Fürsten täuschen sollte. Als nämlich Christian im Jahre 1530 hoffen zu dürfen glaubte, mit Hilfe Kaiser Karls V. seine Krone wiederzuerlangen, kehrte er vom Evangelium in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche zurück. Sein Feldzug gegen Dänemark mißglückte völlig. Als Gefangener fiel er in Friedrichs Hände. Trotz seines Glaubenswechsels hat ihm Luther die Freundestreue gewahrt und für ihn bei Friedrich Fürbitte eingelegt. Sie war umsonst. Christian wurde bis zu seinem Tode (1559) in Gefangenschaft gehalten.

Der Fürst, dem Dänemark die Einführung der Reformation zu danken hat, ist Friedrichs Sohn und Nachfolger, Christian III., gewesen. Schon als Kronprinz ließ er regen Eifer für das Evangelium erkennen. Auf seine Veranlassung kam der „dänische Reformator", Luthers Schüler Hans Tausen nach Kopenhagen. Auf dem Reichstag zu Odense (1527) wurden die Rechte des Klerus beschränkt, Religionsfreiheit gewährt, die Priesterehe und der Austritt aus den Klöstern gestattet und im Jahre 1530 nahmen die Stände ein evangelisches Glaubensbekenntnis an. Bei der Thronbesteigung Christians III. (1533) versuchten noch einmal die Bischöfe dem unwillkommenen Herrscher die Krone streitig zu machen. Aber als Christian in den Jahren 1534 bis 1536 die Lübecker aus seinem Reiche vertrieben hatte, hatte die letzte Stunde für die Herrschaft der Römlinge, die den Frieden des Landes gefährdeten, geschlagen. Alle Bischöfe wurden abgesetzt und der Kirche ihre reichen Güter abgenommen. Es hat „mir wohlgefallen," schrieb auf die Nachricht hiervon Luther dem König, „daß Euer Königliche Majestät die Bischöfe, so doch nicht können aufhören, Gottes Wort zu verfolgen und weltliche Regiment zu verwirren, ausgerottet haben; will auch solches, wo ich kann, zum Besten helfen deuten und verantworten. Bitte aber auch demütiglich, Euer Königliche Majestät wollten von den geistlichen Gütern, so unter die Krone gelegt, soviel absondern, damit die Kirchen auch wohl

und ziemlich versorgt werden mögen". Bugenhagen hat dann die evangelische Kirche Dänemarks geordnet und befestigt. Mit Dänemark fiel auch Norwegen dem Evangelium zu.

Früher als in Dänemark hatte die Reformation in Schweden Eingang gefunden. Dort hatte schon seit dem Jahre 1519 Luthers Schüler Olaus Peterson für die Verbreitung evangelischer Gedanken gewirkt. Gustav Wasa, der dem Stockholmer Blutbad glücklich entronnen im Jahre 1523 die Dänen aus dem Lande gejagt hatte und zum König ausgerufen worden war, stützte sich nunmehr auf die Macht der Reformation gegenüber der ihm widerstrebenden römischen Priesterschaft. Als er im Jahre 1527 auf dem Reichstag zu Westeräs erklärte, daß entweder die Reformation eingeführt werden oder er seine Krone niederlegen müsse, hat das schwedische Volk in inniger Liebe an dem Befreier des Vaterlandes hängend sich für die Reformation und für seinen in Gefahr und Not treu bewährten König entschieden.

Auch nach Ungarn und Siebenbürgen trugen Luthers Schüler und Schriften den Samen des Evangeliums. In Ungarn predigte Matthias Devay, der an Luthers Tisch gesessen hatte, in Siebenbürgen Johann Honterus, gleichfalls ein Schüler Luthers, das lautere Gotteswort. Auch aus Venedig hören wir, daß dort das Evangelium von mehreren Predigern verkündigt wurde. Wir besitzen noch einen Brief Luthers an die Glaubensgenossen im Venetianischen, in dem er verspricht durch Vermittlung der evangelischen Fürsten ihnen Schutz ihres Glaubens zu verschaffen, sie belehrt über die Abendmahlsstreitigkeiten und ihnen Ratschläge für den Bezug evangelischer Bücher erteilt.

So weit auch die evangelische Kirche sich damals ausdehnte — was im Vorstehenden berichtet ist, sollte und konnte keine erschöpfende Darstellung sein — Luther blieb mit seinem unerschütterlichen Glauben und seiner unermüdlichen Liebe ihr Mittelpunkt. Wie hat er sich gefreut über jede Kunde vom Vorwärtsdringen, von einem neuen Sieg des Evangeliums! Wie nimmt er teil an dem Kreuz der Verfolgung, das den Bekennern aufgelegt wird! Wie weiß er zu trösten! „Haltet fest! Christus hebt an zu regieren! Christus lebt!" „Man muß dem Teufel ins Angesicht schlagen und nicht viel pfeifen noch hofieren, so weiß er, mit wem er umgeht!" schreibt er an die vertriebenen evangelischen Leipziger und an die verjagten Oschatzer: „Ihr habt ein Großes gewagt und gethan; Christus, unser lieber Herr, um deß willen ihr leidet, tröste, stärke und erhalte euer Herz, daß ihr's hinaus leidet und nicht müde noch laß werdet!" „Seid nur fröhlich und dankt Gott," ruft er den Miltenbergern zu, „daß ihr deß wert seid

worden, ſein Wort zu hören, kennen und darum leiden und laßt euch wohlgefallen, daß ihr gewiß ſeid: eure Sache iſt Gottes Wort und euer Troſt von Gott!“

Wohl iſt dem Evangelium in mancherlei Geſtalt der „alte böſe Feind“ mit „groß Macht und viel Liſt“ entgegengetreten. Aus ganzen Ländern und Völkern iſt es ſcheinbar ausgerottet worden. Wir verſtehen die Wege Gottes nicht. Aber wir erfahren es immer von neuem, daß das Evangelium als eine „Kraft Gottes“ auch dort, wo unſer Auge nur Totengefilde ſchaut, neues Leben weckt, und ſind deß gewiß:

Gottes Wort, Lutheri Lehr
Vergehen nun und nimmermehr.

Fleiß diese zwei Ruten Gottes — den Türken und die Papisten — fürzubilden, damit sie sich fürchten und frömmer werden. Denn es ist kein Scherz und mir graut vor unsern Sünden, bin auch nicht gern Prophet; denn es pflegt zu kommen gemeiniglich, was ich weissage". Sodann fordert Luther die Pfarrherren auf die Leute zu ermahnen, „daß sie auch mit Ernst Gott bitten und anrufen wollten, weil es doch nicht anders sein kann, denn daß Deutschland muß Gott einmal eine Thorheit bezahlen, weil des Sündigens kein Maß sein will, sondern immer mehr und ärger wird, daß seine göttliche Gnade uns mit einer andern Rute, es sei Pestilenz oder sonst eine, damit doch die Fürstentümer, Stände und Regiment bleiben, heimsuche und nicht die Türken uns so sicher und schlafend überfallen; vielweniger aber durch der Papisten Wüten uns untereinander selbst fressen und aufräumen lasse. Fürwahr, es ist Zeit und Not zu bitten. Denn der Teufel schläft nicht, der Türke säumt nicht, die Papisten ruhen nicht; es ist keine Hoffnung, daß sie ihren Blutdurst sollten wenden, es fehlt ihnen am Willen, Zorn, Gut und Geld nicht, sondern zum Anfang haben sie alles genug, ohne daß Gott nicht Mut noch Fäuste genug ihnen verhängt hat; sonst wäre Deutschland längst im Blute ersäuft, wie der Papst und die Seinen uns gedroht haben."

Unter dem Drucke der Türkengefahr war der Kaiser auf eine Einigung mit den Protestanten bedacht, um ihres Beistandes gegen den Feind sicher zu sein. So fanden denn im Frühjahr 1539 in Frankfurt Verhandlungen der evangelischen Verbündeten statt, an denen auch Gesandte Karls V. und Ferdinands teilnahmen. Das Ergebnis war der sogenannte „Frankfurter Anstand". Auf einundeinhalb Jahr sollten sämtliche Prozesse des Kammergerichts gegen die Evangelischen ruhen. Nicht auf einem vom Papste einzuberufenden Konzil, sondern auf einem deutschen Reichstag und zwar durch gelehrte Theologen und einsichtige Laien sollte über die kirchliche Frage verhandelt werden. Dieser dem Papste höchst unwillkommene Beschluß bedeutete einen großen Fortschritt zur Lösung der wichtigen Angelegenheit. Er war ein Sieg des Protestantismus und ein Beweis der Macht der evangelischen Fürsten Deutschlands.

Im Juni des Jahres 1540 sollten nunmehr Vergleichsverhandlungen stattfinden. Als Ort für dieselben hatte der Kaiser erst Speyer, dann wegen der Pest Hagenau bestimmt. Rechtzeitig berieten sich die Evangelischen auf einem Konvent in Schmalkalden über die Stellung, die sie bei den künftigen Verhandlungen einnehmen sollten. Luther hat jenen Beratungen nicht beigewohnt, aber mit den andern Theologen sein Gutachten abgegeben. „So

viel wir verstehen," schrieb er, „steht die Frage darauf, nicht was zu thun sei von der Lehre und nötigen Stücken, sondern allein von den äußerlichen und mittlen Dingen. Denn wir hoffen, daß dieses Teils Fürsten und Stände endlich bedacht sind, in der Lehre und nötigen Stücken ganz kein Flickwerk, Glossieren, Änderung oder Sophisterei zuzulassen oder zu willigen. Und obgleich etliche in solchem Teufelsgespenst sich wollten bewegen lassen, so wollen doch wir durch Gottes Gnade mit der Sophisterei nichts zu thun haben und viel lieber unsere elende Haut dran setzen. Begehren auch nicht, daß jemand sich unser annehme, der nicht Lust dazu hat."

Als seinen Abgeordneten für die Hagenauer Besprechung hatte der Kurfürst Melanchthon bestimmt, der Anfang Juni von Wittenberg aufbrach. Seine Stimmung war eine recht gedrückte. Im Oktober zuvor war ihm sein treuer und lieber Schwager, der Professor Sebald Münster, gestorben. Bald war auch die Frau gefolgt und Melanchthon hatte die armen verwaisten Kinder in sein Haus aufnehmen müssen. Aber noch anderes lastete auf ihm. Vor allem machte ihm der Ehehandel des Landgrafen von Hessen, von dem wir unten noch hören werden, viele Sorge. Dazu kamen schwermütige Gedanken, als sollte er unterwegs sterben und nicht wieder zu den Seinen zurückkehren. Das alles drückte ihn tief nieder und die Schwermut beugte auch den Körper. In Weimar brach Melanchthon zusammen. An die Fortsetzung der Reise war jetzt gar nicht zu denken. Als Luther von der Krankheit hörte, suchte er den Freund durch einen herzlichen Trostbrief aufzurichten, Umsonst — die Krankheit nahm bedenklich zu, so daß der Kurfürst einen Arzt und mit ihm Luther und Jonas nach Weimar schickte. „Behüt Gott! Wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!" rief Luther entsetzt, als er den Freund fand, „die Augen wie gebrochen, aller Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen und das Angesicht und Schläfe eingefallen. Dazu kannte er niemand, aß und trank nichts." Dann trat Luther ans Fenster, sank in die Kniee und betete mit der ganzen Macht seines Glaubens. „Allda," so erzählt er selbst, „mußte mir unser Herrgott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen, daß er Gebete erhören wolle, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Darauf wandte er sich zu Melanchthon, dessen „Herzens und Gewissens Anliegen er wohl wußte", griff ihn bei der Hand und sprach: „Sei gutes Muts, Philippe, du wirst nicht sterben. Obwohl Gott hätte Ursache zu töten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust

zum Leben und nicht zum Sterben. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva, zu Gnaden wieder berufen und angenommen, viel weniger will er dich, mein Philippe, verstoßen noch in Sünden und Schwermut verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeist keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wiederum lebendig machen, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen kann." Im Gebete hatte Luther den Weg zum Herzen und zur Hilfe Gottes, in seinem Zuspruch den Weg zum Herzen des Freundes gefunden. Wohl war es Melanchthon, als wäre seine Seele schon auf der Heimfahrt begriffen. „Halte mich um Gottes willen," rief er, „nicht länger auf, ich bin jetzt auf einer guten Fahrt, lasse mich hinziehen! Es kann mir nichts Besseres widerfahren." Bestimmt erwiderte Luther: „Mit nichten! Du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen!" Dann holte er zu essen und zwang den Kranken, in dem der Wille zu leben wieder zu erwachen begann: „Hörst du, Philippe! Kurzum du mußt mir essen oder ich thue dich in den Bann!" Und Melanchthon aß und als er dann wie verwundert darüber, daß er noch lebe, im Zimmer sich umschaute, sah er mit großen Buchstaben von treuer Freundeshand geschrieben an der Wand die Worte aus dem 118. Psalm: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen." Mit Freuden konnte Luther am 10. Juli an seine Gattin berichten: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, sieht noch kränklich, aber doch leberlich, scherzt und lacht wieder mit uns und ißt und trinkt wie zuvor mit uns über Tische. Gott sei Lob! Und danket Ihr auch mit uns dem lieben Vater im Himmel, der die Toten aufweckt und allein alle Gnade und Gutes giebt, gebenedeiet von Ewigkeit in Ewigkeit. Amen." Als ein Wunder Gottes sah Luther des Freundes Rettung an. „Dies ist gewißlich," so hat er selbst später zu seiner Käthe gesagt, „auch der Personen eine, welche zur Zeit des Evangeliums durchs Gebet vom Tode ist wieder errettet worden. Ich bin zu Schmalkalden auch schon dem Tode im Rachen gewesen, aber das Gebet frommer Christen, welches sie ernstlich für mich gethan, hat mich wieder lebendig gemacht. Also bist Du auch einmal schon tot gewesen, aber durch das Gebet wiederum lebendig geworden. Also sieht man, was ein ernstliches Gebet zu Gott in allen Nöten thue. Darum nur frisch und getrost gebetet, so wird der Mensch gewiß erhört!"

Die Verhandlungen in Hagenau führten zu keinem Ergebnis. „Es ist Mühe und Arbeit verloren und Unkost vergeblich," urteilte Luther. „Doch," setzte er hinzu, „wo wir nichts mehr ausgerichtet, so haben wir doch Magister

Philippus wieder aus der Hölle geholt und wieder aus dem Grabe fröhlich heimbringen wollen, ob Gott will und mit seiner Gnaden."

Ebenso vergeblich waren auch die Verhandlungen, die im Januar 1541 zu Worms stattfanden. Zwar begannen hier Eck und Melanchthon mit einander zu disputieren, aber bereits nach vier Tagen wurde auf kaiserlichen Befehl das Gespräch abgebrochen. Auf dem Reichstag zu Regensburg sollten nach wenig Monaten die Verhandlungen fortgesetzt werden. Denselben wollte man eine im Auftrag des Kaisers von katholischen Theologen verfaßte Schrift über die kirchlichen Fragen zu Grunde legen. Diese Schrift ließ geschickt das den Protestanten Anstößige in Bezug auf die Gewalt des Papstes, das Meßopfer und anderes außer Betracht und stellte das beiden Parteien gemeinsame Christliche in den Vordergrund. Kurfürst Joachim von Brandenburg sandte Anfang Februar die Schrift an Luther mit der Bitte, sie zu prüfen und sein Urteil abzugeben. Dieser war überzeugt, daß die Verfasser, „wer sie auch sind, es sehr gut meinen. Aber es sind unmögliche Vorschläge, die der Papst, Kardinäle, Bischöfe, Domherren nimmer nicht können annehmen. Denn wer will sie zwingen, weil der Papst will ungezwungen und über alles sein?" — „Fürwahr es ist vergebens, daß man solche Mittel und Vergleichung vornimmt. Man kann vor dem Papst und seinem Anhang nirgends fort. Man muß Gott lassen machen mit ihm, wie er angefangen hat. Denn es ist alles einträchtige Meinung: sie wollen gar nichts nachlassen, sondern bleiben und erhalten, wie sie sind und was sie haben."

Gegen Ende April nahm das Gespräch, zu dem wiederum Melanchthon abgeordnet war, seinen Anfang. Ganz gegen Luthers Erwartung schien dasselbe jetzt doch von Erfolg begleitet zu sein. Selbst in Bezug auf die evangelische Grundlehre von der Rechtfertigung glaubte man eine Formel gefunden zu haben, über die man sich die Hand reichen könnte. Man hatte die Sprüche Röm. 3, 28: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben" und Gal. 5, 6, wo Paulus von dem „Glauben, der durch die Liebe thätig ist", redet, „zusammen gereimt und geleimt", so daß die Evangelischen auf Röm. 3, 28, die Römischen auf Gal. 5, 6 das Hauptgewicht legen konnten. Luther freilich war durchaus nicht mit diesem „weitläuftigen und geflickten Ding" einverstanden. Er vermutete mit Recht, daß hinterher die Römlinge doch behaupten würden, ihre Meinung hätte gesiegt. Die einzig zu Recht bestehende Wahrheit sei in Röm. 3, 28 ausgedrückt: „Das ist unsere Notel und Form, dabei bleiben wir, die ist kurz und klar; dawider mag stürmen

Teufel, Eck, Mainz und Heinz und wer's nicht lassen will; wir wollen zusehen, was sie gewinnen." Gal. 5, 6 redet nicht „vom Gerechtwerden, sondern vom Leben des Gerechten". „Werden und thun" aber „ist zweierlei; Baum werden und Frucht tragen ist zweierlei". „Vor Gott gilt nichts denn bloß und allein sein lieber Sohn Jesus Christus, der ist ganz rein und heilig vor ihm. Wo der ist, da sieht er hin und hat sein Wohlgefallen an ihm Luk. 3, 22. Nun wird der Sohn nicht durch Werke, sondern allein durch den Glauben, ohne alle Werke ergriffen und im Herzen gefaßt. Da spricht denn Gott: Das Herz ist heilig um meines Sohnes willen, der drinnen wohnt durch den Glauben." Sollte das Scheitern der Vergleichsverhandlungen aber als Handhabe zur Eröffnung von Feindseligkeiten benutzt werden, „soll," so schreibt Luther an seinen Landesherrn, „eine Gefahr daraus entstehen, der Kaiser ungnädig und zornig werden, Land und Leute zu wagen sein, so müssen's Euer Kurfürstlich Gnaden Gott befehlen, der uns bisher nicht verlassen. Es ist besser mit gutem Gewissen in Gefahr und Ungnaden denn mit bösem Gewissen in Friede und Gnade leben. Wir sind ja gewiß, daß wir hierin kein Gut, Ehre, Gewalt, sondern allein Gottes Wort treulich meinen. Der hat's angefangen, wird's auch vollenden."

Der Fortgang des Gesprächs zeigte es deutlich, daß in der That eine Einigung nicht möglich war. Von römischer Seite wurde gefordert, daß die Evangelischen das göttliche Recht des Papsttums, die Verwandlung der Abendmahlselemente und anderes zugeständen. Darauf erklärte der Kurfürst Johann Friedrich: „Dieweil wir leben, so sollen durch Verleihung des Allmächtigen die Worte »Vergleichung in der Religion« bei uns unserer Person halben nicht mehr stattfinden, sondern wollen es dahinstellen und dabei bleiben lassen: der sich vergleichen will, der vergleiche sich mit Gott und seinem Wort und nehme dasselbige und diese Lehre an, wie wir andere dieses Teils auch gethan haben. Wer mit Flickwerk umgehen will, der fahre dahin!" Trotzdem hofften noch Kurfürst Joachim und Markgraf Georg von Brandenburg eine Versöhnung herbeiführen zu können, indem sie vorschlugen, wenigstens die Artikel, über die man sich geeinigt hatte — sie betrafen den ursprünglichen Zustand des Menschen, den freien Willen, die Ursache der Sünde und die Erbsünde —, als solche festzuhalten und die noch unverglichenen unter gegenseitiger Duldung bis auf weiteres dahingestellt sein zu lassen. Vor allem kam es darauf an, hierfür Luther zu gewinnen. Eine besondere Botschaft wurde deshalb an ihn abgeordnet.

Luther hat seine Antwort in der wichtigen Sache nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich gegeben. Da bezeugt er zunächst, „daß ich gern und mit Freuden gehört, daß Kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, es so herzlich meint, beide, mit der Vergleichung in der Religion und Friede im Reich. Gott der Herr regiere Seiner Majestät Herz zu seinem Lob und Ehre und zu des Reichs Wohlfahrt. Amen. So weiß ich auch zu rühmen vor Gott und in meinem Gewissen, daß ich ja auch zu solchen beiden Stücken aufs Höchste geneigt und täglich dahin mein ernstes und armes Gebet richte, kann auch nicht zweifeln, daß dieses Teils Fürsten und Stände desgleichen gesinnt sind, wie sie dasselbe nicht mit Worten, sondern mit der That reichlich beweisen; denn sie darüber viel zusetzen und noch viel mehr dulden und leiden, zuletzt auch den Mordbrand, und doch stille sitzen und sich nicht rächen." Was die verglichenen Artikel betreffe, so habe er die Formeln derselben nicht gesehen. Dem Artikel über die Rechtfertigung könne er nicht zustimmen, da die gegnerische Partei es dabei nicht „mit Ernst" meine, sonst hätte sie auch die übrigen Artikel in evangelischem Sinne annehmen müssen, da sie alle auf die Rechtfertigung durch den Glauben zurückgingen. Unter den streitigen Artikeln seien aber solche, „die öffentlich und klärlich wider das erste Gebot streben, daß man darin weder disputieren noch etwas dulden kann". Sie dulden hieße sich beugen unter „lautere, vorsätzliche Tyrannei". Die Gegner aber würden „in ewiger Toleranz verharren und solche Artikel für recht verteidigen". Schließlich kommt Luther auf folgenden Ausweg: „Wo Kaiserliche Majestät ausschriebe und verschüfe, daß die ersten vier Artikel" — er schließt hier „sonderlich den Artikel von der Rechtfertigung" mit ein — „durchaus rein und klar gepredigt und für christlich gehalten sollen werden, so nähmen sie den zehn das Gift und würden Lehrer und Zuhörer durch die tägliche Übung in solcher Lehre bald und von Tag zu Tag stärker werden und die zehn Artikel dadurch von sich selbst fallen müssen, wie bei uns auch geschehen ist. — Wo aber die vier Artikel rein zu predigen auf dem andern Teil nicht wollten zugelassen werden, so wäre es denn öffentlich, daß sie zu keiner rechtschaffenen Vergleichung Lust hätten, da könnte keine Toleranz statthaben."

Wer die römische Kirche kannte, dem mußte klar sein, daß sie auf die Duldung evangelischer Predigt im eignen Lager nicht eingehen konnte. Das hat der Papst bald darnach auch rundweg erklärt. Jede Abbröcklung von der römischen Lehre, die ein geschlossenes Ganze bilde, sei unzulässig. So haben jene langwierigen Verhandlungen nur von neuem gezeigt, daß die Grundunterschiede zwischen Rom und Wittenberg auf die beiden Sätze von

der Geltung der heiligen Schrift als der alleinigen Glaubensnorm und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben hinausliefen. Der Regensburger Reichstag konnte ſchließlich um des Friedens willen nur das Eine thun: den Religionsfrieden von Nürnberg bis zu einem Konzil verlängern.

2. Mancherlei trübe Erfahrungen.

„Unſer Leben währet ſiebzig Jahre und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre," dieſes Pſalmenwort hat ſich an Luther nicht erfüllt. Wohl aber deſſen Fortſetzung: „Wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen." Auch die letzten Jahre ſeines Lebens haben ihm vielerlei Unruhe gebracht. Es war nicht der Kampf mit Rom, der ihm die Ruhe raubte — Rom hielt er für überwunden, der nahe bevorſtehende jüngſte Tag, meinte er, werde am Antichriſt das Gericht vollziehen. Manche bittere Erfahrung im eignen Lager bereitete ihm Schmerz und Kummer. Mehrfach mußte er den Wittenberger Juriſten entgegentreten, die es gelten laſſen wollten, wenn junge Leute ſich ohne Wiſſen der Eltern verlobten. Luther hatte wiederholt das Unglück geſehen, das aus ſolchen Verlöbniſſen erwuchs. Außerdem erblickte er in ihnen eine Sünde wider das vierte Gebot. Da hat er denn auch auf der Kanzel ſeinem Unmut über die Juriſten, die „Gott ins Regiment greifen", Luft gemacht und es entſchieden zurückgewieſen, daß ſie in ſeiner Kirche befehlen wollten. Die Rechtsgelehrten haben denn auch ſchließlich nachgeben müſſen.

Viel Schmerz und Sorge verurſachte Luther der Ehehandel des Landgrafen Philipp von Heſſen. Dieſer hatte ſich, noch nicht zwanzig Jahre alt, mit der Tochter Herzog Georgs des Bärtigen verheiratet. Es dauerte nicht lange, ſo bereute er dieſe Eheſchließung als eine übereilte. Trotzdem er ſich zum Evangelium bekannte, hatte dasſelbe nicht ſo viel Macht über ihn, daß er ſich hätte in Zucht halten und vor Ausſchweifungen hüten können. Das Gewiſſen freilich machte ihm die heftigſten Vorwürfe. Da kam er auf den Gedanken: weil im alten Teſtament mehrfach davon die Rede ſei, daß jemand mehrere Ehefrauen habe, und weil dies im neuen Teſtament nicht ausdrücklich verboten ſei, könne es auch ihm geſtattet werden, eine zweite Ehe zu ſchließen. Sein Herz gehörte einem Edelfräulein, Margarethe von der Saal. Daß er mit der Berufung aufs alte Teſtament die beabſichtigte Eheſchließung vor der Welt nicht rechtfertigen konnte, ſagte ſich freilich der Landgraf ſelbſt. Darum wollte er die Verantwortung auf Luther und Melanchthon ſchieben, deren Zuſtimmung zu

seinem Schritte Butzer einholen sollte. Unter dem 10. Dezember 1539 gaben diese mit mehreren andern Theologen ihr Gutachten ab. Sie hielten Philipp ernstlich das große Ärgernis vor, das seine Doppelehe geben würde, „nämlich, daß die Feinde des Evangeliums schreien werden, wir wären gleich den Wiedertäufern, die zugleich viel Weiber genommen. Item, die Evangelischen suchten solche Freiheit, Weiber, so viel sie wollten, ihres Gefallens zu nehmen, wie es in der Türkei gehalten wird. Item, was die Fürsten thun, wird viel weiter ausgebreitet, denn was von Privatpersonen geschieht. Item so Privatpersonen solche Exempel der Herren hören, wollen sie ihnen solches auch zugelassen haben, wie man sieht, wie leicht ein Ding einreißt. Item Euer Fürstlich Gnaden haben einen wilden Adel, deren viel wie in allen Landen von wegen der großen Genieß, die sie aus den Domstiften gehabt, dem Evangelium heftig entgegen sind. So wissen wir selbst, daß von etlichen großen Junkern sehr unfreundliche Reden gehört werden. Wie sich nun solche Junker und Landschaft gegen Euer Fürstlich Gnaden in dieser Sache, so eine öffentliche Einführung vorgenommen, erzeigen würde, ist leichtlich zu achten. Item Euer Fürstlich Gnaden haben noch durch Gottes Gnade sehr einen löblichen Namen auch bei fremden Königen und Potentaten und sind derhalben gefürchtet, bei welchen dieses auch eine Verkleinerung machen würde. Dieweil denn so viel Ärgernis zusammenfällt, bitten wir in Unterthänigkeit, Euer Fürstlich Gnaden wolle diese Sache wohl und fleißig bedenken."

Leider aber sind die Reformatoren so schwach gewesen, daß sie in ihrem Gutachten überhaupt von einer Möglichkeit dieser Eheschließung, von einer Dispensation redeten und für den Fall, daß der Landgraf „endlich beschlossen noch ein Eheweib zu haben", nur strengste Geheimhaltung forderten. In der That schloß Philipp die Ehe. Melanchthon und Butzer sind selbst Zeugen der Trauung gewesen. Daß der unglückselige Schritt des Landgrafen nicht geheim bleiben konnte, hätte man sich vorher sagen müssen. Er wurde sehr bald ruchbar und gab in weitesten Kreisen das gefürchtete Ärgernis. Die Feinde der evangelischen Kirche haben nie aufgehört, diesen Ehehandel Philipps und die Schwäche, die Luther und Melanchthon hier zweifellos bewiesen haben, möglichst hervorzukehren. Sie vergessen dabei gern, was die Geschichte von den sittlichen Verirrungen selbst der „sichtbaren Stellvertreter Christi", der „Nachfolger Petri" zu erzählen weiß.

Ein feines Gewissen und ein strenges Urteil gegenüber Zuchtlosigkeit und sittlicher Verwahrlosung hat Luther trotz jener Nachgiebigkeit stets gehabt. Er hatte wohl erwartet, daß die Macht des Evangeliums sehr bald

Landgraf Philipp von Heſſen.

auch ein durchaus neues Leben erwecken, daß dem Glauben raſch die Liebe folgen werde. Darin hat er ſich getäuſcht. Das war ſein herbſter Schmerz

in den letzten Jahren seines Lebens, in dem ihn nur die Gewißheit tröstete, daß die Kirche dennoch im Besitze des lauteren Gotteswortes und der reinen Lehre sei. „Das sind die auserwählten Christen," sagt er am Schlusse einer Predigt über 1. Joh. 3, 13—17 im Juni 1539, „die nicht allein glauben, sondern auch ihren Glauben beweisen und wissen's, daß sie Christen sind, und lassen's andere auch wissen. Die Gottfürchtigen, die thun gute Werke, aber die Schinder geben alles teuer. Alle Handwerksleute, die sehen mit zu. Ich höre jetzt, daß eine Kanne Bier um vier, fünf und sechs Pfennige gegeben wird. Sehet euch vor! Ist das die Liebe? Du willst sterben für deinen Bruder? Und dein armer Bruder soll so von dir geschatzt werden! Da wird Donner und Blitz drein schmeißen. Alle Propheten schreien über das Gewicht, Wage und Ellen. Gott will nicht, daß man die Leute übersetze im Kauf. Man hängt kleine Diebe an den Galgen und du stiehlst in Einem Faß ein, zwei Groschen, wo bleibt da das Evangelium? Willst du Kain sein, so sei es und töte auch uns! Wirst du uns gleich betrügen, doch wirst du Gott nicht betrügen. Willst du aber ein Christ sein, so mache gewiß deinen Beruf und wisse, daß du durch deine Wohlthat gegen den Nächsten beweisest deinen Glauben!"

Drei Jahre später läßt er, selbst am Predigen verhindert, eine „Vermahnung an die Universität, den Rat und die Bürgerschaft zu Wittenberg" von der Kanzel verlesen: „Ich bitte beide, Stadt und Schule um Gottes willen, daß sie nicht wollten das Geschrei lassen über sich gehen, daß sie so lang und so reichlich Gottes Wort gehört und sich doch nicht allein nicht gebessert, sondern auch je länger je ärger worden wären. Denn das wäre schrecklich zu hören vor Gott und der Welt, daß allhier durch mich bei dreißig Jahren mit schwerer Mühe und Arbeit das Evangelium gepredigt und neben mir auch viele Jahre durch andere, und sollte nun an meinem Ende das erleben und hören müssen, daß es nie ärger gestanden weder jetzt. Welches mich ja hoch, ja den heiligen Geist betrüben müßte, das nicht gut wäre und ein gewiß Zeichen, daß diese Stadt eine sonderliche Vermaledeiung verdient hätte wie Chorazin, Bethsaida und Kapernaum. So wollte nun der Rat ja fleißig sein die Laster zu strafen, die Bürger auch dem Geiz steuern. Denn, lieber Gott, was soll das sein, so jetzt das Getreide alles wohlfeil ist und doch die Stadt weder an Brot noch anderm nichts mehr geholfen denn da es sehr teuer war. Also auch in andern Handeln und Handwerken, daß Gott solch Unrecht und Geiz fürwahr strafen und den Beutel, wie Haggai (1, 6) sagt, löcherig machen wird, also drein blasen, daß sie doch nichts desto reicher, sondern nur ärmer werden müssen und, ob

ſie es jetzt nicht fühlen, doch ihre Kinder allzu ſehr fühlen werden. Denn ſo heißt's: Der Geiz iſt eine Wurzel aller Übel, Geiz verderbt alles, Land und Leute, und was ſich nähren ſoll. Solches giebt und lehret die Erfahrung. Meinen Bruder Studium bitte ich armer alter Prediger auch um Gottes willen, wollten ſich ſtill, züchtig und ehrlich halten, deß warten, darum ſie hergeſandt und mit ſchweren Koſten der Ihren hier erhalten werden, daß ſie Kunſt und Tugend lernen ſollen, weil die Zeit da iſt und ſolche feine Lehrer vorhanden ſind, und wollten ja dieſe meine Bitte und Vermahnung als von Gott ſelbſt annehmen. Denn Gott ſpricht: Du ſollſt den grauen Kopf ehren (3. Moſ. 19, 32). Wo ſie aber meinen Geiſt werden betrüben, daß ich müſſe hören, wie Noah ſeine Welt, daß Gott klagt, es thut ihm wehe, ſo werden ſie auch ihrer Sintflut nicht entgehen. Ach, mein Bruder Studium, ſchone mein und laſſe es ja nicht dahin kommen, daß ich müſſe ſchreien wie St. Polykarp: Ach Gott, warum haſt du mich das erleben laſſen? Ich hab's ja nicht verdient, ſondern da ſind vorhanden meine und eurer Lehrer treue Arbeit, die euch zum beſten dienen, beide, in dieſem und jenem Leben. Hiermit Gott befohlen, der euch helfe dem Teufel, Fleiſch und Welt zu widerſtehen. Amen. Hätte ich können ſelbſt predigen, wollt ich vielleicht mehr geſagt haben."

Der Kummer und der Unmut darüber, daß die thatſächlichen Verhältniſſe nicht ſeinen idealen Anforderungen entſprachen, hat in Luther ſogar den Wunſch geweckt, Wittenberg überhaupt fern zu bleiben. Im Juli 1545 ſuchte er, auch von körperlichen Leiden gequält, auf einer Reiſe nach Zeitz Erquickung und Erholung. Da hat er an ſeine Gattin geſchrieben: „Ich wollt's gerne ſo machen, daß ich nicht dürfte wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz iſt erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollte auch, daß Du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof; ſo wollt ich meinem gnädigſten Herrn das große Haus wieder ſchenken und wäre Dein Beſtes, daß Du Dich gen Zülsdorf ſetzeſt, weil ich noch lebe und könnte Dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu beſſern. Denn ich hoffe, mein gnädigſter Herr ſoll mir den Sold folgen laſſen zum wenigſten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden Dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden; darum wäre es beſſer bei meinem Leben gethan, was denn zu thun ſein will."

Raſch verbreitete ſich die Nachricht von Luthers Abſicht. Überall rief ſie Beſtürzung hervor. Kanzler Brück meinte freilich, mit dem Verkauf des liegenden Beſitzes werde es ſo ſchnell nicht gehen, „da Gott Lob ſo bald nicht Kaufleute ſein werden, daran wohl andre Leute Mangel haben, die

nicht so kostbare Häuser und Güter zu verkaufen haben". Sicher hatte er recht, wenn er vermutete, daß Luthers Weggang von Wittenberg bei den Papisten lebhafte Freude hervorrufen werde. „Der allmächtige Gott, der helfe! Will Martinus auf seinem Kopf sitzen," schrieb Brück dem Kurfürsten, „so vermerk ich, Philippus wird auch nicht bleiben. Denn er sagte, der Doktor hätt die Sache angefangen und er wäre als der Wenigste mit eingetreten. Wollte aber der Doktor nun selbst der Sachen ein solch Ärgernis machen, so müßte er sich auch verkriechen und könnte dabei nicht bleiben. Drum will wohl von Not sein glimpfliche und bequeme Wege zuvörderst durch Euer Kurfürstlich Gnaden hierin zu gebrauchen." Der Kurfürst sandte den Arzt Ratzeberger zu Luther und ersuchte ihn zurückzukehren; breite sich das Gerücht von seinem Fernbleiben aus, so würde auf dem Reichstag, „auch sonst, zuvörderst bei des göttlichen Worts Widerwärtigen und Feinden" „große Frohlockung entstehen". „Hätten wir die Ursachen Eurer Beschwerung sollen vermerken, so wollten wir ja nicht unterlassen haben, für uns selbst das Einsehen und Verschaffung zu thun, soviel uns durch Gottes Hilfe immer möglich gewesen, damit wir es hätten abwenden mögen. Nun haben wir dieselben Eure Beschwerungen nicht vernommen, derwegen wir auch keine Verschaffung derhalben, wie Ihr selbst als ein Verständiger erachten könnt, haben zu thun wissen."

Herzog Moritz.

Nicht nur dieser Brief, sondern auch die Körper und Geist wohlthuende Reise mit ihrer Erfrischung that ihre Wirkung. Luthers Zorn schwand. In Merseburg ordinierte er in feierlichem Gottesdienst am 2. August den Fürsten Georg von Anhalt zum Bischof. Von Merseburg aus besuchte er seinen Freund Justus Jonas in Halle. Sowohl in Merseburg als auch in Halle predigte er. Dann begab er sich nach Leipzig. Hier wohnte er bei seinem alten Freunde Joachim Camerarius und predigte auf das dringende

ſie es jetzt nicht fühlen, doch ihre Kinder allzu ſehr fühlen werden. Denn ſo heißt's: Der Geiz iſt eine Wurzel aller Übel, Geiz verderbt alles, Land und Leute, und was ſich nähren ſoll. Solches giebt und lehret die Erfahrung. Meinen Bruder Studium bitte ich armer alter Prediger auch um Gottes willen, wollten ſich ſtill, züchtig und ehrlich halten, deß warten, darum ſie hergeſandt und mit ſchweren Koſten der Ihren hier erhalten werden, daß ſie Kunſt und Tugend lernen ſollen, weil die Zeit da iſt und ſolche feine Lehrer vorhanden ſind, und wollten ja dieſe meine Bitte und Vermahnung als von Gott ſelbſt annehmen. Denn Gott ſpricht: Du ſollſt den grauen Kopf ehren (3. Moſ. 19, 32). Wo ſie aber meinen Geiſt werden betrüben, daß ich müſſe hören, wie Noah ſeine Welt, daß Gott klagt, es thut ihm wehe, ſo werden ſie auch ihrer Sintflut nicht entgehen. Ach, mein Bruder Studium, ſchone mein und laſſe es ja nicht dahin kommen, daß ich müſſe ſchreien wie St. Polykarp: Ach Gott, warum haſt du mich das erleben laſſen? Ich hab's ja nicht verdient, ſondern da ſind vorhanden meine und eurer Lehrer treue Arbeit, die euch zum beſten dienen, beide, in dieſem und jenem Leben. Hiermit Gott befohlen, der euch helfe dem Teufel, Fleiſch und Welt zu widerſtehen. Amen. Hätte ich können ſelbſt predigen, wollt ich vielleicht mehr geſagt haben."

Der Kummer und der Unmut darüber, daß die thatſächlichen Verhältniſſe nicht ſeinen idealen Anforderungen entſprachen, hat in Luther ſogar den Wunſch geweckt, Wittenberg überhaupt fern zu bleiben. Im Juli 1545 ſuchte er, auch von körperlichen Leiden gequält, auf einer Reiſe nach Zeitz Erquickung und Erholung. Da hat er an ſeine Gattin geſchrieben: „Ich wollt's gerne ſo machen, daß ich nicht dürfte wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz iſt erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollte auch, daß Du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof; ſo wollt ich meinem gnädigſten Herrn das große Haus wieder ſchenken und wäre Dein Beſtes, daß Du Dich gen Zülsdorf ſetzeſt, weil ich noch lebe und könnte Dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu beſſern. Denn ich hoffe, mein gnädigſter Herr ſoll mir den Sold folgen laſſen zum wenigſten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden Dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden; darum wäre es beſſer bei meinem Leben gethan, was denn zu thun ſein will."

Raſch verbreitete ſich die Nachricht von Luthers Abſicht. Überall rief ſie Beſtürzung hervor. Kanzler Brück meinte freilich, mit dem Verkauf des liegenden Beſitzes werde es ſo ſchnell nicht gehen, „da Gott Lob ſo bald nicht Kaufleute ſein werden, daran wohl andre Leute Mangel haben, die

nicht so kostbare Häuser und Güter zu verkaufen haben". Sicher hatte er recht, wenn er vermutete, daß Luthers Weggang von Wittenberg bei den Papisten lebhafte Freude hervorrufen werde. „Der allmächtige Gott, der helfe! Will Martinus auf seinem Kopf sitzen," schrieb Brück dem Kurfürsten, „so vermerk ich, Philippus wird auch nicht bleiben. Denn er sagte, der Doktor hätt die Sache angefangen und er wäre als der Wenigste mit eingetreten. Wollte aber der Doktor nun selbst der Sachen ein solch Ärgernis machen, so müßte er sich auch verkriechen und könnte dabei nicht bleiben. Drum will wohl von Not sein glimpfliche und bequeme Wege zuvörderst durch Euer Kurfürstlich Gnaden hierin zu gebrauchen." Der Kurfürst sandte den Arzt Ratzeberger zu Luther und ersuchte ihn zurückzukehren; breite sich das Gerücht von seinem Fernbleiben aus, so würde auf dem Reichstag, „auch sonst, zuvörderst bei des göttlichen Worts Widerwärtigen und Feinden" „große Frohlockung entstehen". „Hätten wir die Ursachen Eurer Beschwerung sollen vermerken, so wollten wir ja nicht unterlassen haben, für uns selbst das Einsehen und Verschaffung zu thun, soviel uns durch Gottes Hilfe immer möglich gewesen, damit wir es hätten abwenden mögen. Nun haben wir dieselben Eure Beschwerungen nicht vernommen, derwegen wir auch keine Verschaffung derhalben, wie Ihr selbst als ein Verständiger erachten könnt, haben zu thun wissen."

Herzog Moritz.

Nicht nur dieser Brief, sondern auch die Körper und Geist wohlthuende Reise mit ihrer Erfrischung that ihre Wirkung. Luthers Zorn schwand. In Merseburg ordinierte er in feierlichem Gottesdienst am 2. August den Fürsten Georg von Anhalt zum Bischof. Von Merseburg aus besuchte er seinen Freund Justus Jonas in Halle. Sowohl in Merseburg als auch in Halle predigte er. Dann begab er sich nach Leipzig. Hier wohnte er bei seinem alten Freunde Joachim Camerarius und predigte auf das dringende

Bitten seiner Freunde am 12. August, am Jahrestag der Reformation der Universität, in der Paulinerkirche.

Am 16. August traf Luther wieder in Wittenberg ein. Strenge obrigkeitliche Verordnungen, auf kurfürstlichen Befehl erlassen, sollten nunmehr dem steuern, worüber Luther so bitter zu klagen gehabt hatte.

Ein schweres Ärgernis war für Luther wie für die ganze evangelische Kirche auch der Streit, der zwischen Herzog Moritz, dem Nachfolger Herzog Heinrichs, und dem Kurfürsten Johann Friedrich, an dessen Hofe jener Jahre lang gelebt hatte, über das Amt Wurzen entbrannte. Beide behaupteten ein Recht auf dasselbe zu haben. Statt sich gütlich zu vergleichen hätten die einander nahe verwandten, denselben Glauben bekennenden und mit einander sonst verbündeten Fürsten beinahe zu den Waffen gegriffen. Kampfbereit standen sich Ostern des Jahres 1542 beide Heere gegenüber. Was Luther thun konnte, die streitenden Parteien zu versöhnen und vom Blutvergießen abzuhalten, that er. Er schrieb an beide Fürsten „und deren Vasallen im Feldlager" eine ernste Mahnung. Wohl sei es nicht seines Amtes in dieser „eitel weltlichen Sache" „zu richten noch zu handeln". Aber sein Gewissen verbiete ihm zu schweigen: „denn ich will nicht mein, sondern Gottes Wort reden, sonderlich weil Euer Kurfürstlich und Fürstlich Gnaden samt beider Landschaften das Evangelium angenommen und bekannt, Christen sind, das ist: Christi Wort hören und gehorchen wollen und sollen". So ermahnt er denn die Fürsten „vor allen Dingen zum Frieden zu trachten, zu raten und zu helfen, und sollt's auch Leib und Gut gelten, will schweigen solches liederlichen und geringen Schadens, so jetzt in diesem gegenwärtigen Fall mag vorstehen". Nicht das Schwert, sondern ein ordentlicher Richterspruch müsse den Streit schlichten, der ja gar keine so bedeutende Sache betreffe: „Ist doch das Städtlein Wurzen nicht wert der Unkost, so bereits daraufgegangen ist, schweige solches großen Zorns so großer mächtiger Fürsten und trefflicher Landschaften, und sieht bei vernünftigen Leuten nicht anders denn als zwei volle Bauern sich schlügen im Kretschmar um ein zerbrochen Glas oder zwei Narren um ein Stück Brotes, ohn daß der Teufel und seine Glieder aus solchen Funken gern ein groß Feuer aufblasen, den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, dem Evangelium eine sonderliche Schande wollt aufthun, auf daß er rühmen möge durch seine Lästermäuler: Siehe da, das sind evangelische Fürsten und Landschaften, so alle Welt den Weg zum Himmel weisen wollen und alle Menschen die Wahrheit lehren, und sind solche Narren und Kinder worden, daß sie selbst noch nicht wissen auch geringe weltliche Sachen mit Recht und

Vernunft vorzunehmen. Pfui die Evangelischen an!" Der Krieg, der hier auszubrechen drohe, meint Luther, sei gar kein Krieg, „sondern ein rechter Aufruhr, ja wohl ein Hausaufruhr, da Vater und Söhne, Brüder und Vettern in einander fallen". So rät er denn in seiner schlichten, kindlich frommen Art, die Fürsten wollten ein jeder „in ein Kämmerlein allein gehen, niederknieen, die Augen gen Himmel heben und mit Ernst ein Vaterunser beten. So wird, ob Gott will, der heilige Geist Euer Kurfürstlich und Fürstlich Gnaden Herzen ändern. Auch mögen wohl eben dasselbe thun, was frommer Herzen sind in beiderseits Landschaft". Verweigere aber ein Teil die friedliche Auseinandersetzung und führe den Krieg herauf, dann ruft Luther dem Teil, der den Frieden wollte, zu: „So bücket eure Häupter hierher gegen uns zu Wittenberg und empfanget unsere Hände auf euch, die ich hiermit euch verheiße zu Vergebung eurer Sünde, als die sich müssen aus Not wehren und gern Recht leiden und haben wollten und damit auch desfalls vor Gott gerecht seid und glaubt unsrer Absolution. Darnach seid getrost und unerschrocken, laßt Büchsen und Spieße gehen in die Kinder des Unfriedens, Zorns und Rache! Gottes Wille geschehe! Wer stirbt, der stirbt seliglich als im Gehorsam und Notwehr, seinen Fürsten und Land zu schützen. Wir müssen uns nicht zu Tod fürchten vor einem lebendigen Teufel, viel weniger vor sterblichen armen Menschen." Dem andern Teil verkündigt Luther das Gericht und rät, „wer unter solchem unfriedlichen Fürsten kriegt, daß er laufe, was er laufen kann, aus dem Felde, errette seine Seele und lasse seinen rachgierigen, unsinnigen Fürsten allein und selbst mit denen, so mit ihm zum Teufel fahren wollen, kriegen."

Diese Mahnung Luthers kam damals nicht an die Öffentlichkeit. Philipp von Hessen war herbeigeeilt. Seiner Vermittlung war es gelungen, den Frieden herzustellen. Luther trauerte tief. Wenn es möglich war, daß eine so geringfügige Sache evangelische Fürsten alles Gemeinsame und jede Rücksicht auf das Evangelium vergessen ließ, wie sollte es werden, wenn es einmal unter Opfern das Evangelium zu bekennen galt! In seiner Sorge und Bekümmernis klammerte er sich an den Ostertrost, der nicht wankt und „heilige Freude" mitten in solchem Leid weckt, an Jesus Christus, „der für uns fröhlich von den Toten auferstanden ist, den wir mit seinen Jüngern sehen werden und uns freuen und jauchzen" am jüngsten Tage.

3. Von Luthers Schriften aus seinen letzten Lebensjahren.

Die Schriften Luthers aus seinen letzten Lebensjahren zeigen hauptsächlich das Gepräge des Kampfes. Fast ganz verzichtet er auf die Herausgabe erbaulicher Schriften. Wohl betritt er auch jetzt noch fleißig die Kanzel, nachweislich im Jahre 1544 dreiundvierzig- und im Jahre 1545 zweiunddreißigmal, aber er überläßt es andern, seine Predigten zu veröffentlichen.

Als im Jahre 1541 von neuem die Türkengefahr drohte, forderte der Kurfürst im August Luther und Bugenhagen auf, „den Predigern im Kurfürstentum Sachsen förderlich und unverzüglich zu befehlen, daß sie das Volk in allen Predigten zu dem Gebet mit höchstem Ernst wollen ermahnen und seine Allmächtigkeit um gnädige Abwendung, auch allen denen, die wider den Türken streiten und fechten, gnädigen Sieg und Überwindung zu geben und zu verleihen, von ganzem Herzen emsiglich zu bitten und daß insonderheit sich das Volk und ein jeder von seinem sündlichen Leben und Wesen abzustehen und hinfürder auf Gott und sein Wort zu sehen angehalten und erinnert werde". Luther hat damals eine „Vermahnung zum Gebet wider den Türken" drucken lassen. Darin gedenkt er zuerst der großen Wohlthaten, die Gott Deutschland mit der Predigt des lauteren Evangeliums erwiesen, und klagt dann über die Undankbarkeit des deutschen Volkes. Die Sekten „lehren und thun, was sie gelüstet". Der Mammon hat alle „besessen": „Der Adel will's alles haben, was Bauer und Bürger hat, ja sie wollen Fürsten sein; der Bauer steigert neben dem Adel Korn, Gersten und alles und machen mutwillige Teuerung, da sonst Gott genug hat wachsen lassen. Der Bürger schätzt in seinem Handwerk auch, was und wie er will. So weiß man zuvor, was für Mutwille das Gesinde, Knechte und Mägde üben in den Häusern, welch Stehlen, Untreu und allerlei Bosheit sie treiben, daß alle Hausväter übers Gesinde klagen und schreien. So ist auch des Stehlens, ein Nachbar dem andern, kein Maß. Item die Arbeiter oder Werkleute, wie sind sie Herren? Nehmen Gelds genug, arbeiten, was und wenn sie wollen. Und ob sie es verderben und zunichte machen, darf niemand kein Wort wider sie reden. Und, daß ich der Juristen auch nicht vergesse, ist's mit dem Recht dahin kommen, daß niemand sich gerne ins Recht begiebt, wenn er gleich so helle, gute Sache hat, als die Sonne im hellen Mittag klar ist." Dazu kommt der Wucher. Ferner erhebt Luther Klage darüber, „daß nun anfangen etliche Junker, Städte, ja auch kleine Dreckstädtlein, Dörfer dazu, und wollen ihren Pfarr-

herrn und Predigern wehren, daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünde und Laster strafen oder wollen sie verjagen und erhungern; dazu wer ihnen nehmen kann, der ist heilig. Klagen sie es den Amtleuten, so müssen sie geizig heißen, die niemand ersättigen könne". So drohe denn das verdiente Gericht über das undankbare Deutschland hereinzubrechen. Noch aber sei es Zeit. „So Gott mit uns wäre, wer wollte wider uns sein?" Es gilt aufrichtig Buße zu thun „und die bösen Stück zu bessern. Fürsten und Herren sollen Recht im Lande schaffen, dem Wucher steuern, dem Geiz des Adels, Bürger, Bauern wehren, vor allen Dingen Gottes Wort ehren, Schulen, Kirchen und ihre Diener versorgen, schützen und fördern; desgleichen auch Adel, Bürger und Bauern gehorsam hierinnen sein, Zucht und Ehrbarkeit in Städten und Land handhaben, Handwerker, Arbeiter, Gesinde nicht gestatten, solchen großen Mutwillen zu treiben, sondern frisch strafen. Summa: man hat den Katechismus deutsch, klar, hell, genug; man weiß wohl, Gott Lob, was ein jeder Stand und Person thun und lassen soll, welches wir zuvor leider nicht gewußt und gern gethan hätten. Alsdann wird unser Gebet Gott erhören und uns gewißlich helfen, wie alle Propheten und die ganze Schrift uns verheißen." Zugleich soll man Gott daheim und in der Kirche in ernstlichem Gebet anrufen. Luther giebt selbst dazu eine Form. Sie schließt mit den Worten: „Darum wache auf, lieber Herr Gott, und heilige deinen Namen, den sie schänden; stärke dein Reich, das sie in uns zerstören und schaffe deinen Willen, den sie in uns dämpfen wollen, und lasse dich nicht um unserer Sünde willen also mit Füßen treten von denen, die nicht unsere Sünde in uns strafen, sondern dein heiliges Wort, Namen und Werk in uns tilgen wollen, daß du kein Gott sein sollst und kein Volk haben, das dich predige, glaube und bekenne."

Zwei Jahre später wiederholte Luther mit Bugenhagen die Mahnung zum Gebet wider den Türken und fordert die Prediger auf, insbesondere auch „die Kinder in Häusern lassen zu beten. Denn uns Alten ist nicht so viel dran gelegen, die wir dahin fahren; aber unsern Nachkommen ist hiermit zu dienen, daß sie bei dem Glauben Christi und ewiger Seligkeit sicher vor dem Teufel des Mahomets bleiben mögen". Als „ein Kinderlied zu singen wider die zwei Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche, den Papst und Türken" — also ein gereimtes und singbares Kindergebet sollte es zunächst sein — bezeichnet Luther sein im Jahre 1541 gedichtetes Lied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" (s. o. S. 283).

Somit gehört auch diese Schriftstellerei auf das Gebiet des Kampfes. Drei Feinde sind es, gegen die Luther in den letzten Jahren seines Lebens

insbesondere das Schwert des Geistes schwingt: Rom, die Juden und die Sakramentierer.

Im Jahre 1541 hatte in Halle die Reformation gesiegt. Justus Jonas wurde dahin berufen, um die Reste des widerstrebenden Papismus zu überwinden und das evangelische Kirchenwesen zu ordnen. Der Widerstand des Erzbischofs und Kurfürsten Albrecht von Mainz war vergebens. Er verließ seine Lieblingsresidenz, aber nicht ohne seinen reichen Reliquienschatz mitzunehmen. Diese einträgliche Sammlung von allerlei wunderbaren Gegenständen (s. o. S. 8), der dem frommen Verehrer reichen Ablaß und dem Besitzer stattliche Einkünfte gewährte, ließ Albrecht nach Mainz bringen. Hier glaubte er vor Luther sicher zu sein und den alten Kram wieder aufschlagen zu dürfen. Zu seiner tiefen Betrübnis aber mußte er erfahren, daß Luthers Feder auch bis nach Mainz reiche und ihm einen Strich durch seine Rechnung zu machen vermöge. Es erschien nämlich im nächsten Jahre eine Flugschrift, als deren Verfasser sich Luther offen bekennt. „Ich hab's also gemacht," schreibt er selbst an Justus Jonas, „daß ich habe wollen gemerkt sein. Und wer es liest und jemals meine Feder und Gedanken gesehen, muß sagen: das ist der Luther." In diesem „Spottzettel" läßt Luther schonungslos seinem beißenden Spott freien Lauf. Derselbe hat folgenden Wortlaut:

„Neue Zeitung vom Rhein. Anno 1542. Es ist ein Mandat, soweit sich Mainzisch Bistum erstreckt am Rheinstrom, auf allen Kanzeln verkündigt, daß ihr Bischof alle Reliquien, so seine Kurfürstliche Gnade zu Halle in Sachsen gehabt und mit großem römischen Ablaß, Gnaden und Privilegien begnadet und bestätigt, habe er aus merklichen Ursachen und Eingeben des heiligen Geists gen Mainz in St. Martins Kirchen transtuliert, daselbst sie jährlich den nächsten Sonntag nach Bartholomäi mit großer Solennität geehrt sollen werden, mit Verkündigung, was ein jegliches ist, mit großer Vergebung vieler Sünde, auf daß die lieben Rheinländer den armen entblößten Knochen wieder wollten helfen zu neuen Kleidern. Denn die Röcke, so sie zu Halle gehabt, sind zerrissen. Und wo sie länger zu Halle blieben, hätten sie daselbst erfrieren müssen.

Man sagt auch beständiglich, daß Seine Kurfürstliche Gnaden viel merklicher neuer Partikel neulich dazu bracht habe, die man zuvor nicht gehört, dazu sonderlich groß Ablaß gegeben soll sein vom jetzigen allerheiligsten Vater Papst Paul III., als:

1. Ein schön Stück vom linken Horn Mosis. 2. Drei Flammen vom Busch Mosis auf dem Berge Sinai. 3. Zwei Federn und ein Ei vom

heiligen Geist. 4. Ein ganzer Zipfel von der Fahne, damit Christus die Hölle aufstieß. 5. Auch eine große Locke vom Barte Beelzebub, der an derselbigen Fahne kleben blieb. 6. Ein halber Flügel von St. Gabriel dem Erzengel. 7. Ein ganz Pfund von dem Winde, der vor Elias überrauschte in der Höhle am Berge Horeb. 8. Zwei Ellen von dem Ton der Posaunen auf dem Berge Sinai. 9. Dreißig Bombart von der Pauke Mirjam, der Schwester Mosis, am roten Meer gehört. 10. Ein groß schwer Stück vom Geschrei der Kinder Israel, damit sie die Mauern Jerichos niederwarfen. 11. Fünf schöne helle Saiten von der Harfe Davids. 12. Drei schöne Lockhaare des Absaloms, damit er an der Eiche hangen blieb.

Doch dies weist man nicht für Heiligtum, sondern zum Wunder, wie zu Rom Judas Strick in St. Peters Kirchen gewiesen wird. Es hat mir ein sonderlicher guter Freund ingeheim gesagt, daß Seine Kurfürstliche Gnade wolle zu solchem Heiligtum bescheiden im Testament ein ganz Quentchen von seinem treuen frommen Herzen und ein ganz Lot von seiner wahrhaftigen Zunge. Dazu solle bereits erlanget sein vom allerheiligsten Vater dem Papst, daß, wer solch Heiligtum mit einem Gulden ehren wird, der soll Vergebung haben aller seiner vorigen Sünden bis auf die Stunde begangen, und alles, was er darnach sündigen kann oder mag zehn Jahr lang. Und soll ihm alles nicht schaden zur Seligkeit. Das ist ja große reiche Gnade, vor nie erhört, daß sich männiglich wohl zu freuen hat.“

Für den 15. März 1545 berief der Papst, der endlich den Verhandlungen über die kirchliche Frage, wie sie auf deutschem Boden stattgefunden hatten, ein Ende machen wollte, eine Kirchenversammlung nach Trient ein. Auf Wunsch des Kurfürsten von Sachsen verfaßte Melanchthon für die zu erwartenden Beratungen auf dem Reichstage über eine „christliche Vergleichung und Reformation der Religion halber“ die sehr sanfte und gelinde „Wittenbergische Reformation“, ein auf die Augsburger Konfession sich gründendes Gutachten, „daran Doktoris Martini rumorender Geist nicht zu spüren“ war. Der Kurfürst ebensowohl wie Luther fühlten, daß neben dieser Schrift, die den Papst ganz unerwähnt ließ, ein kräftiges Wort gegen das Papsttum am Platze sei. Ja, kein anderer als der Minister Karls V., Granvella, hat Luther damals Material zur Bekämpfung des päpstlichen Breve, welches zum Konzil einlud, zustellen lassen. Ende März erschien Luthers Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet“.

Darin zerpflückt Luther zunächst das päpstliche Breve. Vierundzwanzig Jahre hindurch, sagt er, habe man ein „frei, christlich, deutsch Konzilium“ erstrebt: ein frei Konzilium, der Meinung, daß „im Konzil die Zungen

und Ohren frei sein sollen, daß ein Jedermann, sonderlich die verordnet werden zu reden, hören und handeln, allerseits frei mögen sagen, klagen und antworten, was zur Sache dient, die Kirche zu bessern, Ärgernisse und Mißbräuche auszurotten. So haben's gemeint und meinen's noch die Deutschen und Stände des Reichs, insonderheit aber und vor allen Dingen, daß Gottes Wort oder die heilige Schrift frei und unverbunden, wie es doch sein muß, ihren Gang und Recht habe, nach welcher man alles richten und urteilen solle. Derhalben auch gute Theologen da sein müssen, die der Schrift Verstand und Erfahrung haben. Das heißt frei, da das Konzilium frei und die Schrift, das ist der heilige Geist, frei sind" — ein christlich Konzil, der Meinung, daß man die „großen, wichtigen Sachen und Disputationen vom Ablaß, Fegefeuer, Messen, Abgötterei, Glauben und guten Werken und dergleichen christlich, nach der heiligen Schrift, nicht päpstlich möchte verrichten und dem armen, einfältigen Mann helfen, daß er auch wüßte, wo er wäre und endlich mit seiner Seele bleiben sollte" — ein deutsch Konzil, das heißt: in deutschen Landen. Der Papst freilich sei andrer Meinung. Darnach heiße frei soviel, „daß er und seine Bubenschule frei seien, nichts wider sie geredet, geändert noch vorgenommen werde, sondern alles und alles, wie sie jetzt leben und wesen, bestätigt werde, daß also nicht das Konzilium wider den Papst, sondern der Papst wider das Konzilium frei sei. Das ist die alte Geige des Papstes". Christlich heiße nach der Auffassung des Papstes päpstisch. In ein deutsches Konzil endlich wolle der Papst nicht willigen, weil angeblich dort kein Friede und darum keine Sicherheit herrsche. Rücksichtslos deckt hier Luther die päpstliche Politik auf, die einen Feind auf Deutschland zu hetzen pflege, um dann erklären zu können: so lange der Kaiser Krieg führt, kann auf deutschem Boden kein Konzil abgehalten werden. „Diese drei Worte: frei, christlich, deutsch, sind dem Papste und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und die Hölle." Unter Berufung auf die Geschichte weist dann Luther den Anspruch des Papstes zurück, daß er, nicht der Kaiser, ein Konzil einzuberufen habe. Das sei allerdings in des Papstes Augen schwere Sünde, daß Kaiser Karl „nicht ein Blutvergießen in deutschen Landen anrichten wollte, darin der Teufel, der Papst und Kardinäle mit Lust baden möchten und damit ihre höllische Grundsuppe geschützt würde; sondern hat das Wormsisch Edikt suspendiert, daher aller Unfriede in Deutschland kommen war, und hat dasselbe darum gethan, daß man einträchtiglich dem Türken Widerstand thun könnte, wie ein frommer christlicher Kaiser thun soll, sein Vaterland zu versehen mit gutem Friede

und Schutz". Ebenso gilt es dem Papst als eine Sünde, daß „Kaiser Karl gern Friede und Einigkeit in der Religion hätte, gleichwie er im Reich gern Frieden sähe".

Nach dieser Einleitung kommt Luther zur Hauptsache. „Drei Stücke habe ich mir vorgenommen: eins, ob's wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Haupt der Christenheit, über Konzilia, Kaiser, Engel und alles, wie er sich rühmt. Das ander, ob's wahr sei, daß ihn niemand könne urteilen, richten, absetzen, wie er brüllt. Das dritte, ob's wahr sei, daß er habe das römische Reich von den Griechen auf uns Deutsche gebracht, wie er über alle Maß davon stolziert und pocht. Bleibt mir etwas über von Kräften, will ich wieder an seine Bullen und Briefe mich machen und versuchen, ob ich dem großen, groben Esel seine langen, ungekämmten Ohren kämmen möge".

Die Rechte, auf die das Papsttum pocht, hat es sich selbst angemaßt. Sie sind ihm nicht vom Kaiser, noch von der Christenheit und den Bischöfen in der ganzen Welt oder von den Konzilien übertragen, wie ja noch bis auf den heutigen Tag „die Bischöfe und Kirchen gegen ganz Orient den Papst nicht angesehen haben und noch nicht ansehen". Da aber weder der geistliche noch der weltliche Stand das Papsttum eingesetzt haben, diese beiden Stände aber die einzigen von Gott gestifteten sind, so kann das Papsttum nur vom Teufel kommen. „Solches will ich also mächtiglich beweisen, daß auch die Höllenpforten nichts dawider sollen vermögen." Mit vollem Unrecht gründet sich das Papsttum bei seinem Anspruch, von Christus eingesetzt zu sein, auf Matth. 16, 18: „Du bist Petrus ꝛc." Es könnte sich mit gleichem Rechte auf 1. Mos. 1, 1 f. gründen, wenn es diese Schriftstelle also auslegte: „Im Anfang, das ist: zu Rom, schuf Gott, das ist: stiftete, Himmel, das ist: den Papst, und Erden, das ist: die christliche Kirche; die Erde war wüste und leer, das ist: die christliche Kirche ist dem Papst unterworfen" — oder auf Jes. 1, 3: „Der Ochse kennet seinen Herrn, das ist: der Papst zu Rom ist Herr über alles, und der Esel die Krippe seines Herrn, das ist: die Christenheit ist des Papstes leibeigen". Matth. 16, 18 redet vielmehr „vom Glauben, daß, wer da glaubt, der ist gebaut auf diesen Fels, wie man spricht: Wer Gott traut, hat wohl gebaut". „Dieser Fels ist allein der Sohn Gottes, Jesus Christus, und niemand anders, wie deß die Schrift voll ist und wir Christen wohl wissen. Bauen oder gebaut werden auf diesen Fels kann nicht mit Gesetzen oder Werken zugehen; denn Christus wird nicht mit Händen oder Werken ergriffen, sondern muß durch den Glauben und Wort zugehen. Also kann auch die

Kirche nicht durch ſich ſelbſt oder eigne Werke ſich geiſtlich oder lebendig machen, ſondern durch den Glauben wird ſie gebaut auf dieſen Fels und alſo geiſtlich und lebendig, ſo lange ſie auf dem Fels gebaut bleibt, das iſt: bis in Ewigkeit." Weiter beruft ſich der Papſt auf Joh. 21, 16, wo der Herr zu Petrus ſpricht: „Weide meine Schafe!" Das wäre gerade ſo, meint Luther, als wenn er alſo ſchließen wollte: „Ich bin Prediger der Kirche zu Wittenberg; nun muß ich mich dieſes Befehls annehmen, da Chriſtus ſpricht: Weide meine Schafe! Denn es trifft alle Pfarrer und Prediger in der ganzen Welt, ſämtlich und ſonderlich. Weil aber mein Herr Chriſtus nicht hätte unterſchiedlich zu mir geſagt: Weide meine Schafe zu Wittenberg, ſondern frei dahin: weide meine Schafe, ſo wollt ich zufahren und in aller Welt die Schafe Chriſti mir dienſtbar machen und Herr über ſie ſein, unangeſehen, daß er viel andre Prediger hin und wieder hätte. Was ſollt man nun hier thun? Mit Ketten und Stricken müßte man zulaufen und ſagen, ich wäre raſend, toll und thöricht worden." Auch hat der Papſt das Wort „Weiden" völlig verzerrt. „Weiden heißt hier nicht, wie der Papſtteufel deutet, Papſt ſein, Oberherr ſein, Gewalt haben und Chriſten unter ſich zwingen, Kaiſer mit Füßen treten, Könige und Biſchöfe mit Eidespflichten fangen und unter ſich werfen: dem Türken und dem Teufel ſtehen ſolche Werke zu! ſondern es heißt den großen Dienſt, daß man das Evangelium und Glauben predige oder mit Ernſt ſchaffe zu predigen und alſo die Kirche auf den Fels baue Matth. 16, 18, den Seelen mit der Taufe und Sakrament helfe, ſchelte und ſtrafe die Unruhigen, wie Paulus ſagt (1. Theſſ. 5, 14) die Ungezogenen, tröſte die Kleinmütigen, trage die Schwachen, habe mit jedermann Geduld, item, lobe und danke Gott ohn Unterlaß, item, bete fleißig für alle Welt und führe ein züchtig Leben zum guten Exempel 1. Petr. 5, 2, daß alſo durch ſeinen Dienſt oder Weide viele ſelig werden. Ja, ſolche Hirten will der Herr haben. Aber das wird niemand thun, er habe denn Chriſtum lieb. Darum iſt's gar ein groß Wort: Petrus, haſt du mich lieb, ſo weide meine Schafe! Denn ſie ſind teuer, ſolche Hirten, und nicht ſo gemein als die zweifüßigen Büffel und Papſteſel zu Rom."

Im zweiten Teile ſeiner Schrift widerlegt Luther den Anſpruch des Papſtes, daß niemand Macht habe, ihn zu richten: „Freilich hat niemand Macht den Papſt zu richten noch zu verdammen auf Erden, ohn allein alles, was getauft iſt oder noch eine menſchliche Vernunft hat, und alle Kreatur Gottes. Denn ein Menſch, ſo getauft wird, muß zuvor oder ſeine Paten an ſeiner Statt geloben, daß er entſagt dem Teufel und allen ſeinen

Werken und alle seinem Wesen. Nun ist des Papstes Wesen und sein Werk nichts denn des Teufels Werk und Wesen, wie genugsam bewiesen ist. Darum ist ein jeglich Kind in der Taufe nicht allein ein Richter über den Papst, sondern auch über seinen Gott, den Teufel, gesetzt, dazu ihm geboten, daß es solle und müsse den Papst, Teufel und alle sein Wesen richten, verdammen, meiden, fliehen und mit Füßen treten.“

Endlich erklärt Luther die Behauptung des Papsttums, daß es „das römische Reich auf uns Deutsche gewandt“, für „eine grobe, öffentliche Lüge, die jedermann sehen und greifen mag. Wo wollte der Papst solch Reich nehmen und wie wollte er geben, das er selbst nicht hatte? War er doch selbst zu Rom nicht sicher vor den Longobarden, die dazumal zweihundert Jahr in Italien regiert hatten! Wie eine feine Gabe sollte nur das sein, wenn ich Prediger zu Wittenberg wollte das Königreich Böhmen oder Polen dem Kurfürsten zu Sachsen geben!“ Nur den „bloßen, ledigen Namen Römischer Kaiser“ hat der Papst Karl dem Großen gegeben. „Aber solcher lediger Name hat die Deutschen viel gestanden; denn die Päpste haben hernach unsere Kaiser zu Knechten gemacht. Wenn ihnen etwas gemangelt, haben unsere Kaiser auf ihre eigne Kosten den Päpsten und Welschland müssen zu Hilfe kommen, dafür sie ihnen hernach gelohnt und gedankt mit aller Schalkheit und Büberei, etliche Kaiser vergiftet, etliche geköpft oder sonst verraten und umgebracht“. Darum sagt Luther: „Es wäre wohl fein gewesen, daß die Kaiser hätten dem Papst seine Schmiere und Krönung gelassen. Denn sie können wohl Kaiser sein ohne des Papstes Schmiere und Krönung, welche keinen Kaiser machen, sondern die Kurfürsten machen einen Kaiser, ob er gleich nimmermehr vom Papst geschmiert würde.“

Luthers Schrift schließt mit den Worten: „Hierher nun, Papsteſel mit deinen langen Eselsohren und verdammtem Lügenmaul! Die Deutschen haben das Römische Reich nicht von deinen Gnaden, sondern von Karl dem Großen und von den Kaisern zu Konstantinopel. Du hast nicht ein Haar breit davon gegeben, aber unermeßlich viel hast du davon gestohlen mit Lügen, Trügen, Gotteslästerung und Abgöttereien, wie du mit den Bischöfen auch zuerst durch Lügen, darnach mit Pallien, Eiden, Schätzungen hast als ein Teufel gehandelt. Aber hier muß ich's lassen. Will's Gott, im andern Büchlein will ich's bessern. Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein anderer tausendmal ärger mache. Denn die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Nächste, so alle Teufel thun können mit aller ihrer Macht. Gott helfe uns! Amen.“

Gewiß ist Luthers Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet" eine seiner heftigsten Streitschriften. Aber sie ist — und das macht sie wertvoll für alle Zeiten, so lange ein Kampf zwischen Rom und Deutschland besteht — eine echt patriotische Schrift. Luther stellt ganz die eigne Person in den Hintergrund. Die Unbill vergessend, die er vom Kaiser reichlich erfahren, auch jetzt noch wie ein Vierteljahrhundert zuvor, seine Hoffnung auf Karl setzend tritt er dem Papst gegenüber auf dessen Seite. Und wie fleißig durchblättert er die Geschichte, deren Lehren das deutsche Volk sonst so leicht vergißt! Sie zeigt ihm aufs deutlichste, daß der Papst Deutschlands unversöhnlicher Feind ist und daß, wenn der Papst unter der Maske des Freundes sich naht, Deutschland einer besonderen List und einer drohenden Gefahr sicher sein darf.

Noch befand sich dieses „letzte große Zeugnis Luthers wider das Papsttum" unter der Presse, als Landgraf Philipp von Hessen dem Verfasser eine italienische Schmähschrift übersandte, in der des gehaßten Ketzers Tod und Höllenfahrt geschildert wurde. Was that Luther? Er übersetzte sie und gab sie italienisch und deutsch mit einem Nachwort in Druck. Uns ist jenes papistische Machwerk noch heute eine Probe der Waffen, mit denen Rom den teuren Gottesmann bekämpfte und bekämpft, insonderheit ein Zeugnis der Art, in der es das Andenken des sterbenden Luther besudelte und besudelt. Darum sei auch hier die „Welsche Lügenschrift von Doktor Martini Luthers Tod, zu Rom ausgegangen" mitgeteilt.

„Martin Luther, als er krank war, begehrt er das heilig Sakrament des Leibs unsers Herrn Jesu Christi, welches, als er empfangen hatte, ist er alsbald gestorben. Und in seiner Krankheit, als er sah, daß sie gar heftig war und gänzlich sich zum Tod neiget, hat er gebeten, daß sein Leib auf einen Altar sollt gesetzt und angebetet werden als ein Gott. Aber die göttliche Güte und Fürsichtigkeit, als sie hat wollen einem so großen Irrtum ein Ende machen und ein ewig Stillschweigen, hat sie nicht abgeschlagen, solche Wunderzeichen zu eröffnen, welche sehr von Nöten waren, auf daß das Volk abstände von solchem großen Irrtum, Zerstörung und Verderbnis, welche obgenannter Luther in dieser Welt hat angerichtet. Darum, alsbald sein Leib ins Begräbnis ist gelegt worden, ist alsbald ein erschrecklich Rumor und Getümmel gehört worden, als fiele Teufel und Hölle in einander, durch welche alle diejenigen, so gegenwärtig waren, kamen in ein groß Erschrecken, Entsetzen und Furcht, und als sie die Augen gen Himmel hoben, sahen sie klärlich die allerheiligste Hostie unseres Herrn Jesu Christi, welch ein solcher unwürdiger Mann also unwürdig hat dürfen empfangen. Ich sage euch,

daß alle die, die dabei sind gewesen, scheinbarlich gesehen haben die allerheiligste Hostie in der Luft hangen. Derhalben mit großer Andacht und Ehrerbietung haben sie die allerheiligste Hostie mit großer Ehre und Andacht zu den Heiligtumen ehrlich gethan.

Da das geschehen ist, hat man denselbigen Tag nicht mehr ein solch Getümmel und ein hölliſch Rumpeln gehört. Aber die folgende Nacht an demselbigen Ort, da der Leib Martin Luthers war begraben, hat jedermann gemeinlich gehört ein größer Ungestüm denn das erste. Darum auch das Volk aufgestanden und kam in eine große Furcht und Entsetzung. Derhalben, als es Tag ward, gingen sie hin, aufzuthun das Grab, da der gottlose Leib des Martin Luther hingelegt ward: welches Grab, als es auf ward gethan, sah man klärlich, daß da weder Leib oder Fleisch noch Bein noch einige Kleider waren; aber es war voll solches geschwefliches Gestanks, daß es alle, die da umherstanden, krank machte. Dadurch viele ihr Leben haben gebessert zu dem heiligen, christlichen Glauben, zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und Befestigung und Bekräftigung seiner heiligen christlichen Kirche, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit.

Und ich Martinus Lutherus Doktor bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solches zornig Gedicht von meinem Tode empfangen habe am 21. März und fast gern und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge der hohen göttlichen Majestät wird zugeschrieben. Sonst thut mir's sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel!

Ist's aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich ist, wohlan, so gebe Gott, daß sie ihr Maß voll machen und nichts anderes denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laß immer hinfahren, sie fahren recht, also haben sie's gewollt. Ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden oder wie sie büßen und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt füllen."

Ebenso scharf und eifrig wie gegen das Papsttum kämpfte Luther in den letzten Jahren seines Lebens gegen die Juden. Seine Stellung diesen gegenüber war einst eine ganz andere gewesen. Vor zwei Jahrzehnten noch hatte er gehofft, es werde gelingen, die Juden durch Liebe und Freundlichkeit für das Christentum zu gewinnen, „Ich hoffe," schreibt er im Jahre 1523, „wenn man mit den Juden freundlich handelte und aus der Schrift sie säuberlich unterwiese, es sollen ihrer recht viele Christen werden und wieder zu ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen Glauben treten,

davon sie nur weiter geschreckt werden, wenn man ihr Ding verwirft und so gar nichts will sein lassen und handelt nur mit Hochmut und Verachtung gegen sie. Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre nie kein Christ unter den Heiden geworden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederum brüderlich mit den Juden handeln, ob wir etliche bekehren möchten; denn wir sind auch selbst noch nicht alle hinan, schweig denn, hinüber."

Diese freundliche Gesinnung und die Zuversicht auf eine Bekehrung der Juden hat Luther später aufgegeben. Nach zehn Jahren hörte er, daß in Mähren Christen sich durch Juden hatten bereden lassen, das jüdische Gesetz anzunehmen. Sie ließen sich beschneiden und feierten den Sabbath. Seitdem änderte sich Luthers Meinung über die Juden. Als ein Jude Jesel zu Roßheim Luthers Fürbitte bei dem Kurfürsten nachsuchte, lehnte jener solches ab: „Mein lieber Jesel, ich wollte wohl gern gegen meinen gnädigsten Herrn für Euch handeln, beide, mit Worten und Schriften, wie denn auch meine ganze Schrift der ganzen Jüdischheit gar viel gedient hat. Aber dieweil die Euren solches meines Dienstes so schändlich mißbrauchen und solche Dinge vornehmen, die uns Christen an ihnen nicht zu leiden sind, haben sie selbst darum mir genommen alle Förderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herrn thun können. Denn mein Herz ja gewesen ist und noch, daß man die Juden sollt freundlich halten, der Meinung, daß sie sollten durch meine Gunst und Förderung in ihrem Irrtum gestärkt und ärger werden." Ungefähr in diese Zeit fällt ein Erlebnis, das uns Luther selbst erzählt: „Drei gelehrte Juden kamen zu mir in der Hoffnung, sie würden einen neuen Juden an mir finden; weil wir hier zu Wittenberg hebräisch anfingen zu lesen, sollte es bald besser werden. Da ich nun mit ihnen disputiert, thäten sie ihrer Art nach, gaben mir ihre Glossen; da ich sie aber zum Text zwang, entfielen sie mir aus dem Text und sprachen, sie müßten ihren Rabbinen glauben, wie wir dem Papst und Doktoren. Nun hatte ich Barmherzigkeit mit ihnen, gab ihnen eine Fürbitte an die Geleitsleute, daß sie um Christi willen sie sollten frei ziehen lassen. Ich erfuhr aber hernach, wie sie mir den Christus hatten einen Thola genannt, d. i. einen erhenkten Schächer. Darum will ich mit keinem Juden mehr zu thun haben, sie sind, wie St. Paulus sagt, dem Zorn übergeben; je mehr man ihnen helfen will, je härter und ärger sie werden. Laß sie fahren!"

Gegen jene Juden und Verleugner des Christentums in Mähren wandte sich Luther in seinem entschiedenen „Brief wider die Sabbather an

einen guten Freund“ im Jahre 1538. Darin weist er die Eitelkeit der jüdischen Hoffnung auf einen noch zukünftigen Messias nach und zeigt, daß das Gesetz Mosis nur bis zum Eintritt des Christentums, die Beschneidung aber nur für Abrahams leibliche Nachkommen Geltung gehabt habe.

Luthers Hauptschriften gegen das Judentum entstammen den Jahren 1542 und 1543. In ersterem erschienen „Von den Juden und ihren Lügen“ und „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi“, in letzterem „Von den letzten Worten Davids“.

Die erste dieser Schriften ist die umfangreichste. Darin erklärt Luther eine Mission unter den Juden für erfolglos. Sie sind zu hartnäckig: „Was Gott selbst nicht bessert mit solchen grausamen Schlägen, das werden wir mit Worten und Werken ungebessert lassen.“ Sie sind völlig verfangen in einer falschen Schriftauslegung, geleitet vom Geiz, von dem Anspruch, allein das auserwählte Volk zu sein, und von der Absicht, alle Sprüche vom Messias nach ihren Wünschen auszulegen. Luthers Zorn aber wird aufs heftigste entfacht durch den Hohn und die Lästerungen, mit denen die Juden Christo begegnen, durch ihren Spott über die Christen, durch ihre gefährliche Talmudmoral und ihre Undankbarkeit gegen die, die sie aufnehmen. „Sie leben bei uns zu Hause unter unserm Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen. Dazu sitzen die Fürsten und Obrigkeit, schnarchen und haben das Maul offen, lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist: sie lassen sich selbst und ihre Unterthanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eignen Gelde sich zu Bettlern machen. Denn die Juden, als im Elende, sollten je gewißlich nichts haben, und was sie haben, das muß gewißlich unser sein. So arbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab. So schenken oder geben wir ihnen nichts; dennoch haben sie unser Geld und Gut und sind damit unsere Herren in unserm eignen Lande und in ihrem Elende. Wenn ein Dieb zehn Gulden stiehlt, so muß er hängen; raubt er auf der Straße, so ist der Kopf verloren. Aber ein Jude, wenn er zehn Tonnen Geldes stiehlt und raubt durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst.“

Luther will seinen „treuen Rat“ geben, wie man sich den Juden gegenüber zu verhalten habe. Da deren Bekehrung unmöglich ist, „müssen wir mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit üben“. Es ist ein furchtbarer Zorn über das Volk, das Jesum Christum nicht als den Messias anerkennen will, der sich in Luthers „treuem Rat“ ausspricht. „Zum Ersten, daß man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke und was nicht ver-

brennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen sind und solch öffentlich Fluchen, Lügen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch gewilligt haben. — Zum Andern, daß man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre. Denn sie treiben eben dasselbe drinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall thun, wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Herren in unserm Lande, wie sie rühmen, sondern im Elende und gefangen, wie sie ohn Unterlaß vor Gott über uns Zeter schreien und klagen. — Zum Dritten, daß man ihnen nehme alle Betbüchlein und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird, auch die ganze Bibel und nicht ein Blatt ließe und verwahrete auf die, so sich bekehren. — Zum Vierten, daß man ihren Rabbinen bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren. — Fünftens, daß man ihnen verbiete, bei uns und in dem Unsern öffentlich Gott zu loben, zu danken, zu beten, zu lehren bei Verlust Leibes und Lebens. — Sechstens, daß ihnen verboten werde, den Namen Gottes vor unsern Ohren zu nennen. — Siebentens, daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe; denn sie haben nichts auf dem Land zu schaffen, weil sie nicht Herren noch Amtleute noch Händler oder desgleichen sind; sie sollen daheim bleiben. — Achtens, daß man ihnen den Wucher verbiete, der ihnen von Mose verboten ist, wo sie nicht sind in ihrem Land, Herren über fremde Länder, und nehme ihnen alle Barschaft und Kleinod an Silber und Gold und lege es zu verwahren. Und ist dies die Ursache: Alles, was sie haben, haben sie uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil sie sonst keine andere Nahrung haben. Solch Geld sollte man dazu brauchen und nicht anders, wo ein Jude sich ernstlich bekehrt, daß man ihm davon für die Hand gebe zwei-, dreihundert Gulden nach Gelegenheit der Person, damit er eine Nahrung für sein arm Weib und Kindlein anfangen möge und die Alten und Gebrechlichen damit unterhalte. — Neuntens, daß man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern auferlegt ist." Sollten aber alle diese Ratschläge, deren Ausführung Luther übrigens der Obrigkeit zuweist — persönlich soll niemand den Juden leidthun —, nichts helfen, „so laßt uns bleiben bei gemeiner Klugheit der andern Nationen, als Frankreich, Spanien, Böhmen, und mit ihnen rechnen, was

sie uns abgewuchert und darnach gütlich geteilt, sie aber immer zum Lande ausgetrieben!"

In der Schrift „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi" weist Luther die jüdische Lästerung zurück, Christus habe mit jenem geheimnisvollen Wort seine Wunder vollbracht, und bespricht dann das Verhältnis der beiden Geschlechtsregister Christi Matth. 1 und Luk. 3. In der letzten Schrift „Von den letzten Worten Davids 2. Sam. 23, 1—7" zeigt Luther, wie die messianischen Stellen des alten Testaments in neutestamentlichem Geiste ausgelegt werden müssen.

Auch im Abendmahlsstreit ergriff Luther noch einmal das Wort. Der von Butzer und Melanchthon verfaßte Entwurf für die Reformation des Erzbistums Köln (s. o. S. 456) war in geschickter Weise über die streng Lutherische Auffassung der Abendmahlslehre hinweggegangen, schwieg darüber, ob Christi Leib und Blut auch bei Genuß des Abendmahls durch Ungläubige und Unwürdige vorhanden sei, und warnte vor „allen fleischlichen Gedanken in diesem Geheimnis". Luther konnte eine derartige Verschleierung der Abendmahlslehre durchaus nicht billigen und sprach sein Mißfallen offen aus. Im Jahre 1544 erschien, hierdurch veranlaßt, seine letzte Schrift über das Abendmahl: „Kurz Bekenntnis D. Martin Luthers vom heiligen Sakrament". Noch einmal setzt er seine Abendmahlslehre auseinander, von der er nie gewichen sei und nie weichen werde.

Schon geraume Zeit vor Luthers Tode hat man die Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner Schriften ins Auge gefaßt. Bereits im Jahre 1528 erschien ein „Verzeichnis und Register aller Bücher und Schriften Doktor Martinus Luthers durch ihn ausgelassen vom Jahre 1518 ins 28". Dieses Verzeichnis übersandte im Jahre 1530 der Kurfürst an den Wittenberger Stadthauptmann Hans Metzsch mit dem „Begehr, du wollest dich mit Fleiß erkunden, was mittlerzeit für Büchlein Lateinisch und Deutsch von ihm ausgegangen sind, und wollest uns den Titel desselbigen Buches verzeichnet neben Wiederübersendung des Büchleins zum Förderlichsten schicken". Im Jahre 1533 erschien abermals ein „Catalogus oder Register aller Bücher und Schriften Doktor Martin Luthers durch ihn ausgelassen vom Jahr 1518 bis ins 1533", zu dem Luther selbst eine Vorrede geschrieben hatte. „Weil etliche viel guter Freunde," heißt es darin, „oft begehrt haben die Zahl oder Namen meiner Bücher, so von Anfang meines Schreibens und Lehrens sind ausgegangen, und dieselben durch etliche in dies Register zusammen gebracht sind, habe ich mir's einreden und gefallen lassen, diesen Katalog oder Register durch den Druck auszugeben, damit genug geschehe

der Begierde, so jemand dazu hat. Meinethalben möchte ich wohl leiden, daß sie alle untergingen, als der ich damit nichts gesucht habe, denn daß die heilige Schrift und göttliche Wahrheit an den Tag käme, welche nun, Gott Lob, so hell und gewaltig allenthalben scheint, daß man meiner und meines gleichen (vielmehr aber meiner ungleichen) Bücher wohl geraten könnte, wo uns der Kützel, neue und viele Bücher zu schreiben, nicht so fast stäche. Es wäre denn der Nutz dran, daß man die Historien und Geschichte draus lernen und fassen wollte, wie es mir, ja dem lieben Wort Gottes gegangen sei, was es hat müssen leiden von so vielen und großen Feinden in diesen fünfzehn vergangenen Jahren, ehe es zu Kräften ist kommen, und wie es zugenommen, und auch ich täglich und jährlich weiter und höher drinnen bin kommen; wie das wohl zeugen die ersten Bücher, darin ich dem Papsttum viel und fast alles nachließ und ehrte, gegen die letzten, welche Christum allein und rein handeln, dem Papsttum nichts nachgelassen."

In den nächsten Jahren aber plante man bereits den Neudruck der Schriften Luthers in einer großen Ausgabe. Und mehr als das! Man dachte bereits daran, auch die noch ungedruckten Predigten und Vorlesungen Luthers, die nur in Nachschriften vorhanden waren, zu sammeln und zu veröffentlichen. Georg Rörer hatte mit bewundernswertem Fleiß solche Nachschriften gesammelt. Seine zahlreichen Bände werden noch heute auf der Universitätsbibliothek zu Jena aufbewahrt. Leider war aber Rörers Handschrift bereits seinen Zeitgenossen sehr schwer leserlich. Jedenfalls mußte sie zuerst umgeschrieben und dann für den Druck bearbeitet werden. Bereits im April 1537 will sich Magister Hieronymus Nopus (später Rektor in Schneeberg, gestorben im Jahre 1551 als evangelischer Superintendent von Regensburg) „mit Gottes Hilfe mit dieser Arbeit beladen" gegen eine Entschädigung von wöchentlich einem Gulden. Käme er nicht schnell genug vorwärts, trotzdem daß sich Rörer erboten hat „aufs Unterthänigste allen möglichen Fleiß bei den Büchern zu haben, mit getreuem Unterricht und Bescheid, so oft er derwegen befragt und ersucht" wird, so sollen mehrere mit der Arbeit beauftragt werden. „Denn es gehe darauf, was da wolle, so wollen wir daran nicht fehlen lassen," schreibt der Kurfürst an Spalatin. Leider fehlte es den Abschreibern an der nötigen Geduld und Ausdauer: „Ich merk so viel," schreibt Spalatin an seinen Landesherrn, „daß sie alle ob der Schrift abscheu werden, so übel ist sie zu lesen." So muß er denn den Vorschlag machen: „Im Fall daß kein Schreiber sich dazu wollte oder könnte vermögen lassen, so könnte man bemeldte Bücher vom Magister Georg Rörer nehmen, aufs Reinlichste einbinden und in Euer Kurfürstlich

Gnaden Liberei verordnen. Ohn Zweifel würde sich zum Teil wohl daraus behelfen mögen, ich auch selbst mit Gottes Hülf." So geschah es denn auch. Rörers Bände wurden für „eine stattliche Summa" gekauft. Sie haben in stiller Verborgenheit zu Jena gegen dreiundeinhalb Jahrhundert geruht, bis sie rechtzeitig wieder ans Licht gezogen wurden, um nunmehr der großen kritischen Gesamtausgabe der Werke Luthers zugeführt zu werden. Die Mühe ihrer Entzifferung ist allerdings keine geringere geworden.

Luther hat stets einer Gesamtausgabe seiner Schriften, selbst der Sammlung derselben in der kurfürstlichen Bibliothek sich widersetzt und gab nur mit Widerwillen endlich dem Drängen seiner Freunde nach. In der Michaelismesse des Jahres 1539 erschien zu Wittenberg der erste Band der ersten Gesamtausgabe der Schriften Luthers mit einer Vorrede des Reformators. Er will darin von seinen Schriften auf die Quelle, auf die Bibel weisen, und zugleich eine Anweisung geben, in derselben recht zu studieren, um ein rechter Theologus zu werden. „Gern hätte ich's gesehen," so schreibt er, „daß meine Bücher allesamt wären dahinten blieben und untergegangen. Und ist unter andern Ursachen eine, daß mir grauet vor dem Exempel; denn ich sehe wohl, was Nutzes in der Kirche geschaffen ist, da man hat außer und neben der heiligen Schrift angefangen, viel Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich ohne allen Unterschied allerlei Väter, Konzilia und Lehrer aufzuraffen. Damit nicht allein die edle Zeit und Studieren in der Schrift versäumt, sondern auch die reine Erkenntnis göttlichen Worts endlich verloren ist, bis die Biblia unter der Bank im Staube vergessen ist. — Auch ist das unsere Meinung gewesen, da wir die Biblia selbst zu verdeutschen anfingen, daß wir hofften, es sollt des Schreibens weniger und des Studierens und Lesens in der Schrift mehr werden. Denn auch alles andere Schreiben in und zu der Schrift, wie Johannes zu Christo weisen soll, wie er spricht: Ich muß abnehmen, dieser muß zunehmen, damit ein Jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken, wie alle Väter, so etwas Guts haben wollen machen, haben thun müssen. — Nun ich's aber ja nicht kann wehren und man ohne meinen Dank meine Bücher will durch den Druck, mir zu kleinen Ehren, jetzt sammeln, muß ich sie die Kosten und Arbeit lassen dran wagen. Tröste mich deß, daß mit der Zeit doch meine Bücher werden bleiben im Staube vergessen. — Wohlan, so laß gehen in Gottes Namen, ohn daß ich freundlich bitte, wer meine Bücher zu dieser Zeit ja haben will, der lasse sie ihm bei Leibe nicht sein ein Hindernis, die Schrift selbst zu studieren. — Über das will ich dir anzeigen eine rechte Weise in der Theologia zu studieren, der ich mich geübt habe.

beigeben. Jedes Jahrhundert hat mindestens eine Gesamtausgabe der Schriften Luthers veranstaltet und damit dem Reformator ein Denkmal gesetzt. Denn „Luthers Worte sind so gut ein deutsches Nationaldenkmal als der Kölner Dom". Die umfassende Gesamtausgabe, deren Inangriffnahme durch die Unterstützung des ersten evangelischen Kaisers der Weltgeschichte, Wilhelm I., ermöglicht im Jahre 1883 erfolgte, wird noch Jahre zu ihrer Vollendung brauchen.

4. Luthers seliger Heimgang.

Es war am 10. November 1545. Zum letztenmale feierte Luther seinen Geburtstag im Kreise seiner Familie und trauter Freunde. Des Kurfürsten Güte hatte kurz zuvor Luthers Weinkeller gefüllt und „ein Schock Karpfen und einen Centner Hechte, schöne Fische" in Käthes Küche gesandt. Luther war an dem festlichen Tage, wie der Arzt Ratzeberger berichtet, mit seinen Gästen — unter anderen waren Bugenhagen, Melanchthon, Creutziger, Major und Eber zugegen — „über der Mahlzeit guter Dinge und fröhlich, und da sie nach gehaltener Mahlzeit ihren Abschied nahmen, vermahnte er sie ernstlich, daß sie ja wollten bei dem Evangelium beständig bleiben, denn er sehe wohl, daß, sobald er sterben würde, so würden die vornehmsten Brüder abfallen. Ich fürchte mich nicht, sagte er, vor den Papisten, die sind des mehreren Teils grobe, ungelehrte Esel und Epikuräer, aber unsere Brüder werden dem Evangelium Schaden thun, weil sie von uns ausgegangen, aber nicht von den Unseren gewesen sind. Dieselben werden dem Evangelium mehr Stöße thun denn die Papisten. Bei meinem Leben wird es, ob Gott will, keine Not haben und wird guter Friede in Deutschland bleiben. Aber wenn ich nun tot bin, so betet auch! Denn es wird alsdann Betens hoch vonnöten sein, unsere Kinder werden noch müssen den Spieß in die Hand nehmen. Denn es wird übel zugehen in Deutschland. Das Konzil zu Trient ist sehr zornig und meint es gar böse mit uns. Darum betet ja mit Fleiß; es wird not thun nach meinem Tode! In solcher Rede kehrte er sich zu Magister Paul Eber und sagt zu ihm: Du heißest Paulus; so vermahne ich dich, daß du nach des Paulus Exempel mit allem Eifer und beständig bei der Lehre halteſt, die Paulus überliefert hat."

Am 17. November schloß Luther seine Vorlesung über das erste Buch Mose. „Das ist nun die liebe Genesis," sagte er am Ende, „unser Herr Gott gebe, daß es andere nach mir besser machen! Ich kann nicht mehr,

ich bin schwach. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe!“ Luther hat hierauf das Katheder nicht wieder bestiegen.

Einer friedlichen Aufgabe sollte nach Gottes Rat Luthers letzte Kraft gewidmet sein. Schon seit Jahren herrschten unter den Mansfelder Grafen Streit und Zwietracht. Deren letzte Ursache war die Habsucht, unter der auch Mansfelder Unterthanen zu leiden hatten. Durch mehrere Briefe hatte Luther bereits zum Frieden zu reden gesucht und zur Eintracht vermahnt. Es that ihm herzlich leid, daß sein „Vaterland sollte so jämmerlich dem Teufel ein Freudenspiel werden. Gott fängt an den Segen zu entziehen und sollte wohl dieser Schaden, wo das Bergwerk sollte abnehmen, ganz Deutschland nicht gut sein“. Schließlich hatte Graf Albrecht erklärt, er werde sich dem Schiedsspruche Luthers unterwerfen. So war denn dieser bereits im Oktober 1545 mit Melanchthon und Jonas in Mansfeld gewesen. Da aber die Grafen damals rasch gegen Heinrich von Wolfenbüttel zu Felde ziehen mußten (s. o. S. 460), war die Reise umsonst gewesen.

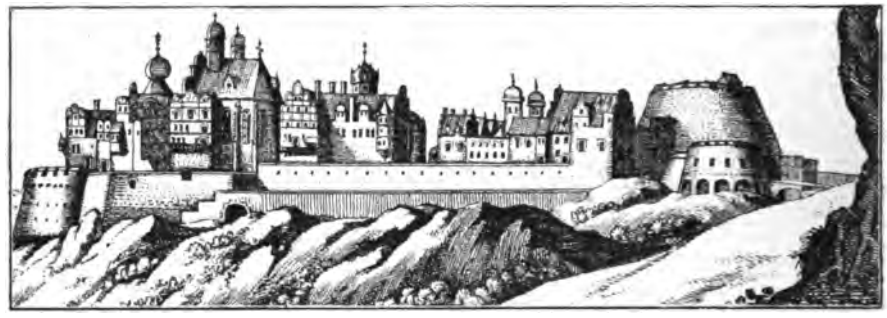
Paul Eber.

Auf Weihnacht wurde Luther wiederum nach Mansfeld eingeladen. „Es muß um ein acht Tage nicht Not haben,“ schrieb er an Graf Albrecht, „wiewohl ich viel zu thun habe, die ich dran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meinen lieben Landesherrn vertragen und freundlichs, einmütigs Herzens ersehen habe.“ So erschien er denn mit Melanchthon zum zweitenmale in Mansfeld, feierte auf dem Schlosse das Weihnachtsfest, mußte aber, noch ehe die Verhandlungen zum Ziele geführt hatten, wegen Melanchthons Erkrankung die Rückreise antreten. Ende Januar versprach er wiederzukommen. Am Epiphanienfeste predigte er in Halle.

Nur reichlich vierzehn Tage brachte Luther noch in Wittenberg zu. Der herzliche Wunsch, seinem „Vaterland“ Mansfeld Frieden zu bringen

und seine „lieben Landesherrn“ zu versöhnen, ließ ihn vergessen, daß er seinen Kräften zu viel zutraute. Der Kurfürst hätte es auch „am liebsten gesehen, Martinus wäre als ein alter abgelebter Mann mit diesen Sachen verschont geblieben“. In einem Briefe vom 17. Januar entwirft Luther selbst ein Bild von sich: „Alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einäugig (über dieses Augenleiden erfahren wir sonst nichts) schreibe ich und als einer, der gehofft, es werde ihm als einem Erstorbenen die, wie mir scheint, durchaus gerechte Ruhe gewährt werden. Dennoch werde ich, als hätte ich nie etwas gearbeitet, geschrieben, gesprochen, verhandelt, gethan, jetzt überschüttet mit Dingen, die geschrieben, gesprochen, verhandelt, gethan werden sollen. Aber Christus ist alles in allem, er vermag's und vollbringt's.“

Ahnungen des bald bevorstehenden Todes erfüllten schon seit langem Luthers Seele. Ratzeberger erzählt uns aus den letzten Tagen in Witten-



Schloß Mansfeld.

berg folgende Geschichte: „Es hatten etliche Studenten unter seinen Tisch- und Hausgenossen eine schlagende Uhr auf dem Schlafhause, darauf sie wohnten, erneuern und anrichten lassen. Da begab sich's einmals in Mitternacht, daß bei derselben Uhr ein sehr großer, harter Fall gehört ward, als ob das ganze Gehäuse mit allem Gewicht herabgefallen wäre. Wie man nun des Morgens früh darnach sah, befand man gar nichts überall und war alles unversehrt. Da nun dieses Fallen Doktor Luther ward über Tische angezeigt, er aber gar nichts davon gehört hatte, sprach er zu denjenigen, die dieses Falles gedachten: Ihr lieben Quiriten (denn also nannte er seine Hausgenossen), erschrecket nicht davor; denn dieser Fall bedeutet mich, daß ich bald sterben werde. So begehre ich auch zwar nicht, in dieser bösen argen Welt länger zu leben. Bittet unsern Herrgott, daß er mir ein gnädiges Sterbestündlein verleihen wolle. Wenn ich wieder von Eisleben

komme, so will ich mich in meinen Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zu verzehren geben und zu ihnen sagen, sie sollen nur getrost wieder mein Fleisch essen, dieweil sie mir feind. So bin ich der Welt müde. So scheiden wir uns desto lieber wie ein reifer Gast aus einer gemeinen Herberge."

Am zweiten Sonntag nach Epiphanias, am 17. Januar, bestieg Luther zum letztenmal seine Wittenberger Kanzel. Noch einmal warnte er aufs eindringlichste vor solchen, die mitten in der eignen Kirche stehend und sich Evangelisch nennend falsche Lehren predigen würden. Diese seien die schlimmsten Feinde und die größte Gefahr für die Kirche.

Am Sonnabend darauf, am 23. Januar, nahm Luther Abschied von der Gattin, von seinem Töchterchen Margarethe, von den Freunden, von Wittenberg. Sie sollten ihn nicht wiedersehen. In Eisleben wollte man die Verhandlungen zwischen den Mansfelder Grafen zu Ende bringen. Nur die drei Söhne und der Famulus Rudtfeld begleiteten Luther. In Halle wollte sich Justus Jonas anschließen. Infolge starken Eisgangs der Saale mußte man dort einen unfreiwilligen, längeren Aufenthalt nehmen. Luther war guten Muts. Davon zeugt sein Brief, den er von Halle aus an die Gattin schrieb: „Wir sind heute um acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die drohte uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fährmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen. Denn der Teufel ist uns gram und wohnt im Wasser, und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Not, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sodt (siedendes Wallen) machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte. Jetzt nicht mehr, denn: Betet für uns und seid fromm! Ich halte, wärest Du hier gewesen, so hättest Du uns auch also zu thun geraten, so hätten wir Deinem Rate auch einmal gefolgt. Hiermit Gott befohlen! Amen."

Am 26. Januar predigte Luther, der nicht müßig zu sein gewohnt war, in der Frauenkirche über die Bekehrung Pauli (Apostelgesch. 9, 1—19).

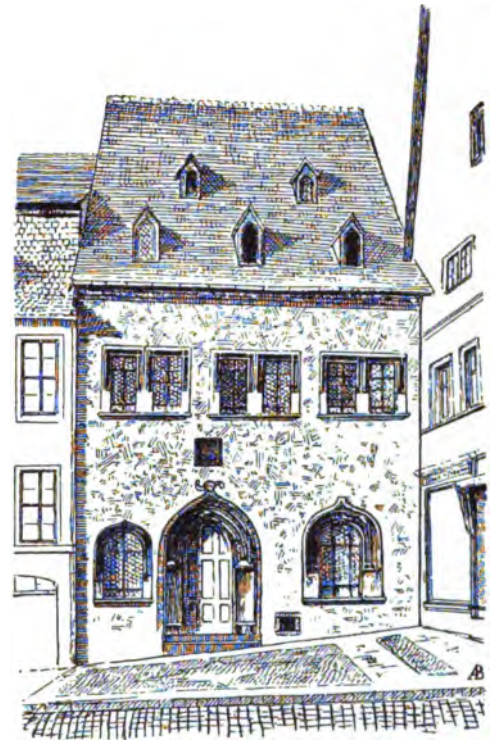
Es lag nahe, daß er den den Hallensern wohlbekannten Reliquienkram Erzbischof Albrechts berührte. Nicht einmal die Echtheit seiner „Heiltümer“ könne dieser beweisen, „wenn er gleich hundert Kardinalhüte auf einem gehabt hätte und hätte gleich dazu alle Kardinäle zu Hilfe genommen“. Der ganze Kram sei nur deshalb angerichtet gewesen, „daß sie uns dadurch das lebendige, rechte und wahre Heiltum, das liebe Wort Gottes nähmen und das verfinsterten, zudem, daß sie auch unser Geld dadurch an sich brachten“. „Das ist das rechte Heiltum, daß wir nicht allein Paulus und seine Episteln, sondern auch die Propheten und Apostel, ja den Herrn Christum selbst haben in der Schrift. Darin lesen und studieren wir, die hören wir mit uns reden, die haben Leib und Seel gehabt, das ist gewiß. So haben wir auch ihren Geist, daß wir die Schrift verstehen. Denn wenn ich in der Kirche predigen höre, so höre ich Petrus und Paulus; ja, wenn ich in meinem Stüblein oder Kämmerlein lese, was sie geschrieben und gelehrt haben, da höre ich sie noch alle Tage predigen und mit mir reden.“ Darum „nimm die heilige Schrift für dich oder Paulus, höre und lies den, setze die Brille auf die Nase und siehe drauf, so wirst du finden herrliche und heilige Gedanken und eine gewisse Lehre, die dich nicht trügt noch täuscht, da du lernst, wie du von Natur ein Sünder seist, wo du deiner Sünden ledig und los werden sollst und das ewige Leben bekommen, nämlich durch den Glauben in Christum.“

In Nürnberg zeigt man noch heute ein feines, weißes, venetianisches Glas, das damals Luther seinem Freunde Jonas zum Geschenk gemacht haben soll. Es trägt eine lateinische Inschrift, auch die Ahnung baldigen Sterbens bezeugend. Auf deutsch lautet sie also:

> Jonas, dem Glas, giebt Luther ein Glas, der selber ein Glas ist:
> Jeder soll wissen: er ist gleich dem zerbrechlichen Glas.

Am 28. Januar wurde die Reise fortgesetzt. An der Mansfeldischen Grenze empfing Luther ein gräfliches Ehrengeleite von einhundertdreizehn Gewappneten zu Pferde. Noch bevor man Eisleben erreichte, wurde Luther von einem heftigen Schwindelanfall betroffen. Er war ein Stück zu Fuß gegangen, hatte sich dann erhitzt in den Wagen gesetzt und war von einem eisigen Luftzug getroffen worden. Man fürchtete für sein Leben. Aber er erholte sich bald. Am ersten Februar berichtet er darüber seiner „alten, armen Liebe“, seiner „herzlieben Hausfrau Katharin Lutherin, Doktorin, Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann“, indem er in scherzhafter Weise vermutet, Käthe würde die Schuld an dem Unfall auf die

vielen vor Eisleben wohnenden Juden ſchieben: „Liebe Käthe! Ich bin zu ſchwach geweſen auf dem Wege hart vor Eisleben. Das war meine Schuld. Aber wenn Du wäreſt dageweſen, ſo hätteſt Du geſagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld geweſen. Denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, darin viele Juden wohnten; vielleicht haben ſie mich ſo hart angeblaſen. So ſind hier in der Stadt Eisleben jetzt dieſe Stunde über fünfzig Juden wohnhaftig. Und wahr iſt's, da ich bei dem Dorf war, ging mir ein ſolch kalter Wind hinten in den Wagen ein auf meinen Kopf durch's Barett, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen."



Luthers Sterbehaus.

Nicht nur der Schlichtung der Mansfelder Streitigkeiten ſollte ſein Aufenthalt in Eisleben dienen. Er hatte ſich auch eine Arbeit mitgenommen, der er müßige Stunden widmen zu können hoffte. Dieſe letzte ſchriftſtelleriſche Arbeit, mit der ſich Luther beſchäftigt hat, galt einer alten Feindin, der theologiſchen Fakultät zu Löwen. Dieſe hatte im Dezember 1544 eine große Anzahl von Artikeln gebilligt, die der weiteren Ausbreitung der „Lutheraner, Ökolampadianer und Anabaptiſten" entgegentreten ſollten. Nachdem der Kaiſer ſich mit dieſen Artikeln einverſtanden erklärt hatte, wurden ſie gedruckt. Luther ſtellte ihnen eine Reihe von Gegenartikeln gegenüber, wollte aber auch mit einer beſonderen Schrift antworten. Schon im September 1545 war er damit beſchäftigt, wurde aber an flotter Weiterarbeit durch ſeine Reiſen nach Mansfeld im Oktober und Dezember verhindert. So fing er denn im Januar 1546 die Arbeit noch einmal an. Dieſes Manuſkript nahm er dann mit nach Eisleben. Erſt vor wenig Jahren wurde dieſe letzte unvollendet und bis dahin

unbekannt gebliebene Streitschrift Luthers in der Universitätsbibliothek zu Jena entdeckt.

Mit besonderem Eifer hat Luther noch in den letzten Tagen seines Lebens gepredigt. Viermal betrat er die Kanzel zu Eisleben, am 31. Januar, am 2., 7. und 14. Februar. Ungeheuer war die Menge, die seinen Worten lauschte. In seiner letzten Predigt nimmt er Abschied von der Gemeinde: „Nachdem ich nun eine Zeit lang allhier gewesen und euch gepredigt habe, auch nun anheim muß und vielleicht euch nicht mehr predigen möchte, so will ich euch hiermit gesegnen und gebeten haben, daß ihr fleißig bei dem Wort bleibt, das euch eure Prediger und Pfarrer von der Gnade Gottes getreulich lehren, und euch auch gewöhnt zum Beten, daß euch Gott vor allen Weisen und Klüglingen behüten wolle." In dieser letzten Predigt hat er auch die Eislebener ermahnt, die Juden, die dort und in der Umgebung zu Hunderten wohnten, nicht in ihrer Mitte zu dulden, es wäre denn, daß „sie sich bekehren, ihren Wucher lassen und Christum annehmen, so wollen wir sie gern als unsere Brüder halten".

Die Vergleichsverhandlungen, an denen als Vermittler auch der Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Heinrich von Schwarzburg teilnahmen, fanden im Hause des Stadtschreibers Johann Albrecht, in dem Luther Wohnung genommen hatte, statt. Nur langsam kam man vorwärts. „Ich denke," schreibt Luther einmal, „daß die Hölle und ganze Welt muß jetzt ledig sein von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinetwillen hier zu Eisleben zusammengekommen sind. So fest und hart steht die Sache." Daß bei diesen Verhandlungen Luthers Zorn über die Juristen neue Nahrung erhielt, ist leicht erklärlich: „Komme ich unter sie, so ich leben soll," schreibt er an Käthe, „ich möcht ein Poltergeist werden, der ihren Stolz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie stellen sich, als wären sie Gott. Davon möchten sie wohl und billig bei Zeiten abtreten, ehe denn ihre Gottheit zur Teufelheit würde, wie Lucifer geschah, der auch im Himmel vor Hoffart nicht bleiben konnte." Nicht als Jurist, sondern als Theolog will er auf den Gang der Verhandlungen einwirken. Vor allem fordert er Nachgiebigkeit: „Wenn man einen Baum mit viel knorrigen Ästen und Zweigen hätte abgehauen und man wollte ihn in ein Haus bringen, da muß man ihn nicht vorn bei dem Wipfel fassen und hineinziehen wollen, denn da würden sich die Äste sperren und zurücklegen, denn sie stehen alle gegen das Haus, und wenn wir also mit Gewalt den Baum in das Haus wollten zwingen, so zerbräche man alle Äste, ja man würde den Baum gar nicht ins Haus bringen. Man muß den Baum am Stamme angreifen, wo er

abgehauen ist, weil dann alle Äste von der Thür wegstehen und muß dann den Baum zum Haus hineinziehen. Dann beugen sich die Äste fein zusammen und man kann den Baum ohne alle Mühe und Arbeit ins Haus bringen. Also soll's auch zugehen, wenn man will Einigkeit machen. Da muß einer dem andern nachgeben und nachlassen, sonst, wenn ein jeder will Recht haben und keiner dem andern will weichen und fein zusammenrücken, da wird nimmermehr Einigkeit, denn die Äste sperren sich und stehen gegen die Hausthür."

Als Luther es einmal schien, alles Zureden sei umsonst, hätte er beinahe seine weitere Teilnahme aufgegeben. „Betet, betet, betet und helft uns, daß wir's gut machen!" schreibt er am 7. Februar an seine „gnädige Frau"; „denn ich heute im Willen hatte den Wagen zu schmieren in meinem Zorn; aber der Jammer, so mir vorfiel, meines Vaterlands hat mich gehalten". Ja er bat Melanchthon, bei dem Kurfürsten seine Rückberufung zu erbitten. Dann, hoffte er, würden die Verhandlungen rascher zum Ziele führen. Das kurfürstliche Schreiben traf auch ein, aber gerade an dem Tage, da man auf dem besten Wege zur Einigung war. Am 14. Februar schreibt Luther der Gattin: „Wir hoffen diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hier erzeigt. Denn die Herren haben durch ihre Räte fast alles verglichen bis auf zwei Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zwei Brüder Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen und will sie zu mir zu Gaste bitten, daß sie auch miteinander reden; denn sie bis daher stumm gewesen und mit Schriften sich verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren fröhlich, fahren zusammen mit den Narrenglöcklein auf Schlitten, und die Fräulein auch, und bringen einander Mummenschänz und sind guter Dinge, auch Graf Gebhards Sohn. Also muß man greifen, daß Gott ist ein Erhörer der Gebete. Ich schicke Dir Forellen, so mir die Gräfin Albrechts geschenkt hat: die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Söhnchen sind noch zu Mansfeld. Jakob Luther will sie wohl versorgen."

Seit dem Abschiede war Käthe Luther die Sorge um den Gatten nicht los geworden. Wiederholt tröstet sie Luther in seinen Briefen. „Lies Du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon Du zu dem mal sagtest: Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd (s. o. S. 361). Laß

mich in Frieden mit Deiner Sorge, ich hab einen beſſern Sorger denn Du und alle Engel ſind.“ „Wir danken uns,“ ſchreibt er im nächſten Brief, „gar freundlich für eine große Sorge, dafür Ihr nicht ſchlafen könnet. Denn ſeit der Zeit Ihr für uns geſorgt habt, wollte uns das Feuer verzehrt haben in unſrer Herberge hart vor meiner Stubenthür und geſtern ohn Zweifel aus Kraft Eurer Sorge hat uns ſchier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetſcht wie in einer Mauſefallen. — — Der hatte im Sinn Eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich ſorge, wo Du nicht aufhörſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen und alle Elemente verfolgen. Lernſt Du alſo den Katechismus und den Glauben? Bete Du und laß Gott ſorgen; es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der ſorget für dich!“ (Pſ. 55, 23.)

Käthes Sorge war wohl der Ausdruck der Ahnung, daß ſie ihren Gatten hienieden nicht wiederſehen würde. Und ihre Ahnung ſollte ſie nicht täuſchen. Schon am Sonntag, den 14. Februar, mag ſich Luther nicht ganz wohl gefühlt haben. Er ſchloß ſeine Predigt früher, als er wollte: „Das und viel mehr wäre von dieſem Evangelium weiter zu ſagen, aber ich bin zu ſchwach, wir wollen's hierbei bleiben laſſen.“ Stärkende Mittel, wie er ſie zu benutzen pflegte, hatte Luther ſich von zu Hauſe mitgenommen. Damals heilte aber ein Fontanell am Bein, das er offen zu halten pflegte, faſt ganz zu. Das Ätzmittel, das er hierzu brauchte, fehlte ihm. Das mag für ihn verhängnisvoll geworden ſein.

In der Herberge that man alles für Luthers Bequemlichkeit. Die Grafen von Mansfeld ſorgten für ſeine Verpflegung. Der Rat der Stadt ließ es ſich nicht nehmen, täglich etwas vom beſten Weine zu ſchicken. Abends ſaßen die Freunde, Juſtus Jonas, der Mansfeldiſche Hofprediger Michael Cölius, Johann Aurifaber, bisweilen auch die adeligen Herrſchaften in der unteren Stube, wo am Tage die Verhandlungen ſtattgefunden hatten, bei fröhlichem Mahle. Dabei hat Luther manches heitere, aber auch manches ernſte Wort geſprochen. Seine Gedanken ſchienen zumeiſt beim Sterben und im Himmel zu weilen. Gegen acht Uhr pflegte er dann in ſein Zimmer zu gehen und am Fenſter laut zu beten. Die Freunde unten konnten's mitunter deutlich hören. Juſtus Jonas' Famulus hat ein ſolches Gebet nachgeſchrieben, vielleicht iſt es wirklich Luthers letztes Abendgebet geweſen. „Herr Gott, himmliſcher Vater!“ ſo lautet es, „ich rufe dich an in dem Namen deines lieben Sohnes unſers Herrn Jeſu Chriſti, den ich durch deine Gnade bekannt und gepredigt habe, du wolleſt mich nach deiner

Zusage zu deines Namens Ehre gnädiglich auch in diesem erhören, nachdem du mir aus großer Barmherzigkeit nach deinem gnädigen Willen geoffenbart hast den großen Abfall, Blindheit und Finsternis des Papsts vor deinem heiligen Tage, welcher nicht fern, sondern vor der Thür ist, so auf das Licht des Evangeliums erfolgen soll und jetzo in aller Welt angeht, du wollest doch die Kirche meines lieben Vaterlandes bis zum Ende ohne Abfall in reiner Wahrheit und Beständigkeit, rechtem Bekenntnis deines Worts gnädiglich erhalten, auf daß die ganze Welt überzeugt werde, daß du mich daraus gesandt hast. Ach, lieber Herr Gott, Amen, Amen." Nach dem Gebet trat Luther noch einmal auf kurze Zeit in das große Zimmer, um sich von den Seinen zu verabschieden, und legte sich dann in sein sorgfältig gewärmtes Bett. In derselben Stube schliefen Jonas, Rudtfeld, Paul und Martin Luther — Johannes scheint bei des Vaters Tode noch in Mansfeld gewesen zu sein — und ein oder mehrere Diener.

Am Montag, den 15. Februar, brachte ein Hohensteinscher Rentmeister Luther eine Hauspostille mit der Bitte ihm ein Wort hineinzuschreiben. Luther wählte den Spruch Joh. 8, 51: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Darunter schrieb er: „Wie unglaublich ist doch das geredet und wider die öffentliche und tägliche Erfahrung! Dennoch ist es die Wahrheit. Wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm glaubt und darüber einschläft oder stirbt, so sinkt und fährt er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubt und betrachtet, von hinnen gefahren."

Vom 16. Februar kennen wir noch eine kurze Niederschrift Luthers. Sie läßt uns erkennen, daß seine Gedanken bei der Bibel weilten, und zeigt uns seine tiefe Demut. In deutscher Übersetzung lauten jene Sätze also — es ist die letzte Aufzeichnung, die uns von seiner Hand überliefert ist —: „Den Virgil in seinen Bucolicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Den Virgil in seinen Georgicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand ganz verstehen, er habe denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die heilige Schrift meine niemand genugsam geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Äneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren! Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Februar, anno 1546."

Am 17. Februar, so berichtet Justus Jonas an Kurfürst Johann Friedrich, „ist er aus Bedenken des Fürsten von Anhalt und Grafen Albrecht, auch auf unser Bitten und Vermahnen den Vormittag in seinem Stüblein geblieben, zu den Händeln nicht gegangen, im Stüblein aber, ausgezogen seiner Beinkleider, im Schäublein umher gegangen, je zu Zeiten zum Fenster hinaus gesehen und gebetet, so emsig, daß wir's auch, die bei ihm in der Stube gewesen, gehört, doch immer fröhlich gewesen, je zu Zeiten ein Wort hören lassen: Doktor Jonas und Herr Michael, ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft, wie wenn ich hier bleiben sollte? Gedachten Mittwoch aber hat er dennoch nicht in seinem Stüblein, sondern darnieden in der großen Stube Mahlzeit gehalten, viel und von schönen Sprüchen in der Schrift über Tisch geredet, auch in gemeinen Reden ein- oder zweimal gesagt: Wenn ich meine lieben Landsherrn, die Grafen vertrage und, will's Gott, diese Reise ausrichte, so will ich heimziehen und mich in den Sarg schlafen legen und den Würmern den Leib zu verzehren geben." Um acht Uhr ging er „ins kleine Stüblein und seiner Gewohnheit nach ins Fenster gelegt, sein Gebet zu thun". Darnach, — so erzählt Michael Cölius, ein Augenzeuge wie Justus Jonas, in seiner am 20. Februar zu Eisleben gehaltenen Leichenpredigt, — „hat es nicht lange gewährt, fing an und klagt, wie ihm um die Brust fast wehe würde; alsbald rieb man ihn mit warmen Tüchern, man gab ihm auch von dem eingeschabten Einhorn (dieses Heilmittel, wahrscheinlich Narwallzahn, hatte Graf Albrecht gebracht) mit Wein zu trinken, daß es wohl besser mit ihm würde und sich nieder ins Ruhebettlein legt, sprach er zu Doktor Jonas und mir, die wir auf ihn warteten, warum wir uns nicht möchten niederlegen, aber wir gaben zur Antwort, es gebühre uns jetzund auf ihn zu warten. Da stand er auf, klagte nichts sonderliches mehr und ging in die Kammer zu seinem Bett, und als er über die Schwelle schritt, sprach er: In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott (Ps. 31, 6). Und also legte er sich nieder zu Bett, gab uns gute Nacht und sprach: Doktor Jonas und Herr Michael, betet für unsern Herr Gott, daß es ihm wohlgehe mit seiner Sache und dem heiligen Evangelium. Denn die zu Trient im Konzil meinen's nicht gut mit ihm.

Also schlief er wiederum ein und ruhte natürlich, wie man anders nicht vermerken konnte, bis der Zeiger nach Mitternacht eins schlug, da wachte er auf und rief seinem Famulus, daß er ihm das Stüblein sollte warm machen. Als aber dasselbe schon warm gehalten, richtet er sich auf, steigt aus dem Bett und sagt: O Doktor Jona, mir wird wehe, besorge,

ich werde nun wohl zu Eisleben bleiben, und mit dem ging er wiederum ins Stüblein und da er über die Schwelle schritt, sprach er abermals wie vor: In deine Hände befehl ich dir meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott. Und als er ein- oder zweimal im Stüblein hin- und wiedergegangen, legte er sich wieder aufs Ruhebettlein und nahm die Krankheit je mehr und mehr überhand. Alsobald rieben wir ihn wieder mit warmen Tüchern und sandten so bald nach dem Wirt im Hause, beiden Stadtärzten, desgleichen auch nach den Edlen und Wohlgebornen Grafen und Herren zu Mansfeld, und kamen, da der hochgelehrte Herr Doktor Jonas, ich Michael Cölius, Johann Aurifaber und sein Famulus bei ihm von Anfang gewesen, so bald der Wirt mit seinem Weibe, darauf der eine Arzt, bald der andre auch und folgends Graf Albrecht samt seinem Gemahl.

Da wir nun indes, wie gesagt, mit warmen Tüchern gerieben, fragte ich, ob er auch Linderung fühlte, antwortet er: Ja, die Wärme thut mir wohl, wärmt auch Kissen auf mich, es drückt wohl hart, schont mir aber noch des Herzens. Und als ich, Michael Cölius, fühlte, daß ihm das Hemd ganz naß war, sprach ich zu ihm: Ehrwürdiger Vater, Ihr habt wohl geschwitzt, Gott wird Gnade geben, daß es besser wird, antwortet er: Ja, es ist ein kalter Todenschweiß, ich werde sterben, ich werde dahin fahren. Und indem man ihm einen Trunk Weins reicht auf sein Erfordern und der eine Arzt ihm in einem Löffel eine Arzenei eingab, fing er an: Ich danke dir, Gott, ein Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß du mir deinen lieben Sohn hast offenbart, den ich geglaubt, den ich geliebt, den ich gepredigt, bekannt und gelobt habe, den der Papst und alle Gottlosen schmähen und lästern, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein. O himmlischer Vater, ich weiß, ob ich schon von diesem Leib hinweggerissen werde, daß ich bei dir ewig werde leben. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn gegeben hat, auf daß alle die, so an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben (Joh. 3, 16). Er sprach auch weiter: Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet (Ps. 68, 21).

Als er nun fühlte, daß das Ende nicht fern war, sprach er dreimal: Vater, in deine Hände befehle ich dir meinen Geist. Darauf schwieg er still, wir rüttelten über ihn und schrie Doktor Jonas und ich: Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auch auf Euern Herrn Jesum Christum sterben und die Lehre, so Ihr in seinem Namen gethan, bekennen? antwortet er: Ja, und wendet sich auf die rechte Seite, fing an eine halbe Viertelstunde zu schlafen. Und als wir dem Schlaf nicht vertrauten, sondern ihn mit Aquavit und

Roſeneſſig beſtrichen und die Pulsadern rieben, als der Zeiger eine Viertelſtunde noch hatte auf drei Uhr früh und wir ihm unter die Augen leuchteten, thut er einen tiefen Atem holen und hiermit gab er ſanft und in aller Stille mit großer Geduld ſeinen Geiſt auf."

Der teure Gottesmann hatte ausgelitten, ſein Kampf war ausgekämpft, ſein Lauf vollendet. Eine Stunde darnach ſchrieb Jonas einen ſorgfältigen Bericht über Luthers letzte Stunden nieder. Ein Eilbote brachte die Trauerbotſchaft noch denſelbigen Tag nach Wittenberg. Unter heißen Thränen bettete man die Leiche Luthers, in ein langes weißleinenes Gewand gekleidet, in einen zinnernen Sarg. Die Züge des Vollendeten ſuchte noch am Sterbetage ein Maler feſtzuhalten. Tags darauf hat ein anderer, Lukas Fortenagel, nochmals den ſeine Totenruhe haltenden Luther gemalt. In Halle hat man zwei Tage ſpäter noch die Totenmaske abgenommen, die bis heute im Bibliotheksſaale der Marienkirche zu Halle gezeigt wird. Noch am 18. Februar brachte man die Leiche in die Andreaskirche, in der Luther am Sonntag zuvor gepredigt hatte. Juſtus Jonas hielt ihm hier die Leichenpredigt über 1. Theſſ. 4, 13—18. Zehn Bürger Eislebens hielten am Sarge Luthers die Totenwacht.

5. Luthers Begräbnis.

Unſagbare Trauer weckte die Todesnachricht in Wittenberg. In tiefſtem Schmerze teilte Melanchthon den Univerſitätsangehörigen den Verluſt mit, den die ganze evangeliſche Kirche erlitten hatte: „Ach, dahingegangen iſt der Wagenlenker und Wagen Iſraels, der die Kirche in dieſem letzten Zeitalter der Welt geleitet hat. Denn nicht menſchlicher Scharfſinn hat die Lehre von der Sündenvergebung und dem Glauben an den Sohn Gottes entdeckt, ſondern Gott hat ſie durch dieſen Mann geoffenbart, der auch von Gott vor unſern Augen erweckt worden war. So laſſet uns denn lieb behalten dieſes Mannes Gedächtnis und die Lehre in der Art, wie er ſie uns überliefert hat. Laſſet uns mehr in Zucht leben und achten auf die ſchweren Heimſuchungen und großen Veränderungen, die auf dieſen Fall folgen werden. Dich aber, Sohn Gottes, du für uns gekreuzigter und auferſtandener Immanuel, bitte ich, du wolleſt deine Kirche leiten, erhalten und ſchützen!"

Gern hätten die Grafen von Mansfeld „die Leiche des Doktors, dieweil er zu Eisleben geboren und getauft und von dem Allmächtigen aus dieſem Jammerthal in das ewige Leben auch allhier mit großer Bekümmernis

Luther auf dem Sterbebette.

aller chriſtgläubigen Menſchen erfordert iſt worden“, in Eisleben behalten. Aber noch am Todestage ſelbſt ſchrieb der Kurfürſt, er wolle die Leiche

in der Wittenberger Schloßkirche beisetzen lassen und bat die Grafen, dieselbe nach Bitterfeld zu bringen.

Am Sonnabend Morgen fand nochmals ein Trauergottesdienst in der Andreaskirche statt. Michael Cölius predigte über Jes. 57, 1 und zeigte, wie Luther einem Jesaias und Jeremias gleich das Werk der Reformation hinausgeführt habe. Um die Mittagsstunde setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Unter Glockengeläute und christlichen Gesängen geleitete man Luther aus der Stadt, in der er das Licht der Welt erblickt und seine Augen geschlossen hatte. Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld mit ihren Familien und viel Volks folgten „mit viel Thränen und Weinen" der Leiche.

Wie man sie nach Wittenberg gebracht hat, mag uns der Bericht von Augenzeugen erzählen. „Als man ihn nun aus Eisleben führte, hat man auf dem Wege fast auf allen Dörfern geläutet und ist das Volk aus den Dörfern zugelaufen, Mann, Weib und Kinder und Zeichen eines ernstlichen Mitleiden gegeben. Sind also nach fünf Uhr vor Halle gekommen und da man etwas der Stadt genaht, da sind auch heraus weit über den Steinweg Bürger und Bürgerinnen entgegen gekommen und da man in die Stadtthore mit der Leiche gekommen, sind die beiden Pfarrer von St. Ulrich und St. Moritz und alle Diener des Evangeliums, auch ein ehrbarer Rat zu Halle, samt einer großen Anzahl aller Ratspersonen, auch die ganze Schule, Schulmeister, mit all seinen Knaben, mit gewöhnlichen Leichceremonien und Gesängen entgegengegangen, auch ein groß mächtig Volk, darunter viel ehrliche Bürger, viele Matronen, Jungfrauen, Kinder am äußersten Thor entgegengekommen, mit solchem lauten Wehklagen und Weinen, daß wir (Jonas, Cölius und Aurifaber) es dahinten in den letzten hintersten Wagen gehört. Und als man bei St. Moritz in die Gasse den alten Markt hinauf gezogen, ist, wie auch auf der Brücke und im Thor, ein solch groß Gedräng um den Wagen der Leiche und andere gewesen, daß man oft hat müssen in den Gassen und auf dem Markt still halten und man sehr spät, fast halb sieben, in die Kirche Unser lieben Frauen zu Halle gekommen ist.

Die Kirche aber zu Unser lieben Frauen ist allenthalben sehr voll Volks gewesen, da sie den Psalm 'Aus tiefer Not' mit kläglichen, gebrochenen Stimmen mehr heraus geweint, denn gesungen haben, und, wo es nicht so gar spät gewesen, hätte man eine Predigt gethan und man hat also eilend die Leiche in die Sakristei tragen lassen und die Nacht mit etlichen Bürgern bewachen.

Des folgenden Morgens um sechs Schläge ward die Leiche wieder aus Halle mit Geläute, welches zuvor auch in allen Kirchen geschehen und ehrlicher, christlicher Beleitung bis vor das Thor abermal wie auf den Abend zuvor gebracht, mit Beleitung eines ganzen ehrbaren Rats, aller Prediger und der Schulen daselbst.

Von Halle ist die Leiche gefahren auf den Sonntag, den 21. Februar, gen Bitterfeld, dahin auf den Mittag gebracht, da auf der Grenze und auch im Städtlein die Verordneten unsers gnädigsten Herrn des Kurfürsten zu Sachsen, der Hauptmann zu Wittenberg, Erasmus Spiegel, zu Düben, Ganglof von Heilingen, zu Brehna, Dietrich von Taubenheim, die zwei Grafen und uns, so die Leiche geleitet, angenommen und den Abend bis gen Kemberg gebracht haben, da man denn, beide zu Bitterfeld und Kemberg, mit gewöhnlichen christlichen Ceremonien die Leiche ehrlich angenommen und beleitet.

Des Montags, den 22. Februar, haben die Edeln und Wohlgebornen Grafen und Herren, Graf Hans und Graf Hans Hoyer, Grafen und Herren zu Mansfeld, wie sie denn aus Eisleben ungefähr mit fünfundvierzig gerüsteten Pferden geritten, vor Wittenberg an das Elsterthor die Leiche gebracht. Da sind bald am Thor, wie das zuvor aus kurfürstlichem Befehl verordnet, versammelt gestanden Rektor, Magister und Doktoren und die ganze löbliche Universität samt einem ehrbaren Rat und ganzer Gemeinde und Bürgerschaft. Da sind die Diener des Evangeliums und Schule mit gewöhnlichen christlichen Gesängen und Ceremonien der Leiche vorgegangen vom Elsterthor an die ganze Länge der Stadt bis an die Schloßkirche.

Vor der Leiche sind geritten die obengemeldeten Verordneten des Kurfürsten zu Sachsen und obengemeldete zwei junge Grafen und Herren zu Mansfeld, ohngefähr in die fünfundsechzig Pferde. Und nächst nach dem Wagen, darauf die Leiche gefahren, ist sein ehelich Gemahl, die Frau Doktorin Katharina Lutherin samt etlichen Matronen auf einem Wäglein nachgeführt, darnach sind seine drei Söhne Johannes, Martin, Paulus, Jakob Luther, Bürger zu Mansfeld, sein Bruder, Georg und Cyriakus Kaufmann, seiner Schwester Söhne, auch Bürger zu Mansfeld, und andere der Freundschaft gefolgt. Darnach der Rektor Magnificus der löblichen Universität mit etlichen jungen Fürsten, Grafen, Freiherren, so in der Universität Wittenberg Studii halber sich enthalten, darnach ist der Leiche gefolgt Gregorius Brück, Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Bugenhagen, Kaspar Creutziger, Hieronymus Schurf und andere älteste Doktoren der Universität Wittenberg, darauf alle Doktoren, Magister und ein ehrbarer

Rat samt den Ratspersonen, darnach der ganze große Haufe und herrliche Menge der Studenten und darnach die Bürgerschaft, dergleichen viel Bürgerinnen, Matronen, Frauen, Jungfrauen, viel ehrlicher Kinder, jung und alt, alles mit lautem Weinen und Wehklagen. In allen Gassen, auch auf dem ganzen Markt ist das Gedränge so groß und solche Menge des Volkes gewesen, daß es sich billig in der Eil zu verwundern und viele bekannt, daß sie dergleichen zu Wittenberg nicht gesehen.

Als man die Leiche in die Schloßkirche gebracht, hat man dieselbige gegen den Predigtstuhl niedergesetzt. Da hat man erst christliche Trauergesänge gesungen. Darnach ist der ehrwürdige Herr D. Bugenhagen aufgetreten und da vor etlichen Tausend Menschen gar eine christliche tröstliche Predigt gethan."

Mit oft von Thränen erstickter Stimme predigte Bugenhagen über 1. Thess. 4, 13. 14. „Wie sollten wir nicht alle herzlich trauern, so Gott uns diese Betrübnis zugeschickt und den hohen teuren Mann, den ehrwürdigen Doktor Martin Luther von uns weggenommen, durch welchen er uns allen und allen Kirchen Christi in deutschen Landen, auch vielen in fremden Nationen unaussprechliche Gaben und Gnade erzeigt hat!" „Die Widersacher" aber „sollen sich nicht lange über seinen Tod freuen; denn die Person ist wohl in Christo verschieden, aber die gewaltige, selige, göttliche Lehre dieses teuren Mannes lebt noch aufs Allerstärkste." Unser Trost ist, daß „Gott ihn nun selbst wert und lieb hat und erhält ihn in seinem Schoß, der in diesem Leben uns und die Kirche Christi sehr lieb gehabt. Gott vergelte es unserm herzlieben Vater in jenem Leben, da wir auch alle hoffen zu ihm zu kommen". Bugenhagen schloß seine Predigt mit dem Wunsch, daß Gott „erfüllen und wahr machen wolle das Epitaphium und Prophezei, welches unser lieber Vater Doktor Martinus selbst gemacht hat: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa (Lebend war ich deine Pest, sterbend werde ich dein Tod sein, Papst)".

Nach Bugenhagen bestieg Melanchthon die Kanzel und hielt eine längere lateinische Trauerrede. Darin kennzeichnete er das reformatorische Wirken und gab ein Charakterbild des Vollendeten. „Es muß ein jeder, der ihn recht erkannt und oft um ihn gewesen, dieses bezeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, und wo er unter Leuten gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch, und war doch daneben ein Ernst und Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, als in einem solchen Mann sein sollte." — „Es ist nie kein unzüchtig Wesen oder andere Untugend an ihm gespürt

oder vermerkt, es ist kein Wort, das sich zu Aufruhr oder Empörung ziehen möchte, jemals von ihm gehört, sondern hat allezeit treulich zur Sühne und Frieden geraten und geholfen, er hat nicht andere fremde Händel in die Religionssachen gemengt oder Ränke gesucht, seine oder der Seinen Gewalt zu stärken." — „Ich bin selbst oft dazu gekommen, daß er mit heißen Thränen für die ganze Kirche sein Gebet gesprochen; denn er nahm sich täglich besondere eigene Zeit und Weile, etliche Psalmen zu sprechen, darunter er mit Seufzen und Weinen sein Gebet zu Gott menget." — „Wir haben auch gesehen, als oft große und schwere Ratschläge von sorglichen, geschwinden und gefährlichen Sachen vorgefallen, daß er einen sehr großen Mut und Mannheit erzeigt und sich nicht bald ein klein Rauschen erschrecken lassen noch vor Drohen oder Gefahr und Schrecken verzagt worden. Denn er verließ sich auf diesen gewissen Grund als auf einen unbeweglichen Felsen, nämlich anf Gottes Beistand und Hilfe und ließ sich solchen Glauben und Vertrauen nicht aus dem Herzen reißen. So ist er auch so eines hohen, scharfen Verstands gewesen, daß er vor andern allein in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln und Sachen bald ersehen konnte, was man raten und thun sollte. Er war auch nicht, wie ihn vielleicht etliche achteten, also unachtsam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben in der Regierung stünde, oder nicht Achtung gegeben auf die Leute, wie sie gesinnet wären, sondern er wußte, wie die Regiment allenthalben stehen, und merkte mit besonderem Fleiß aller der Leute, mit denen er zu thun hatte, Sinn und Willen." Da er nun „aus diesem Leben und unserm Mittel und Gesellschaft, als aus der Spitze in der Ordnung hinweggefordert und abgeschieden ist", „sind wir nun ganz wie arme, elende, verlassene Waisen, so einen teuren, trefflichen Mann zum Vater gehabt und deß beraubt sind."

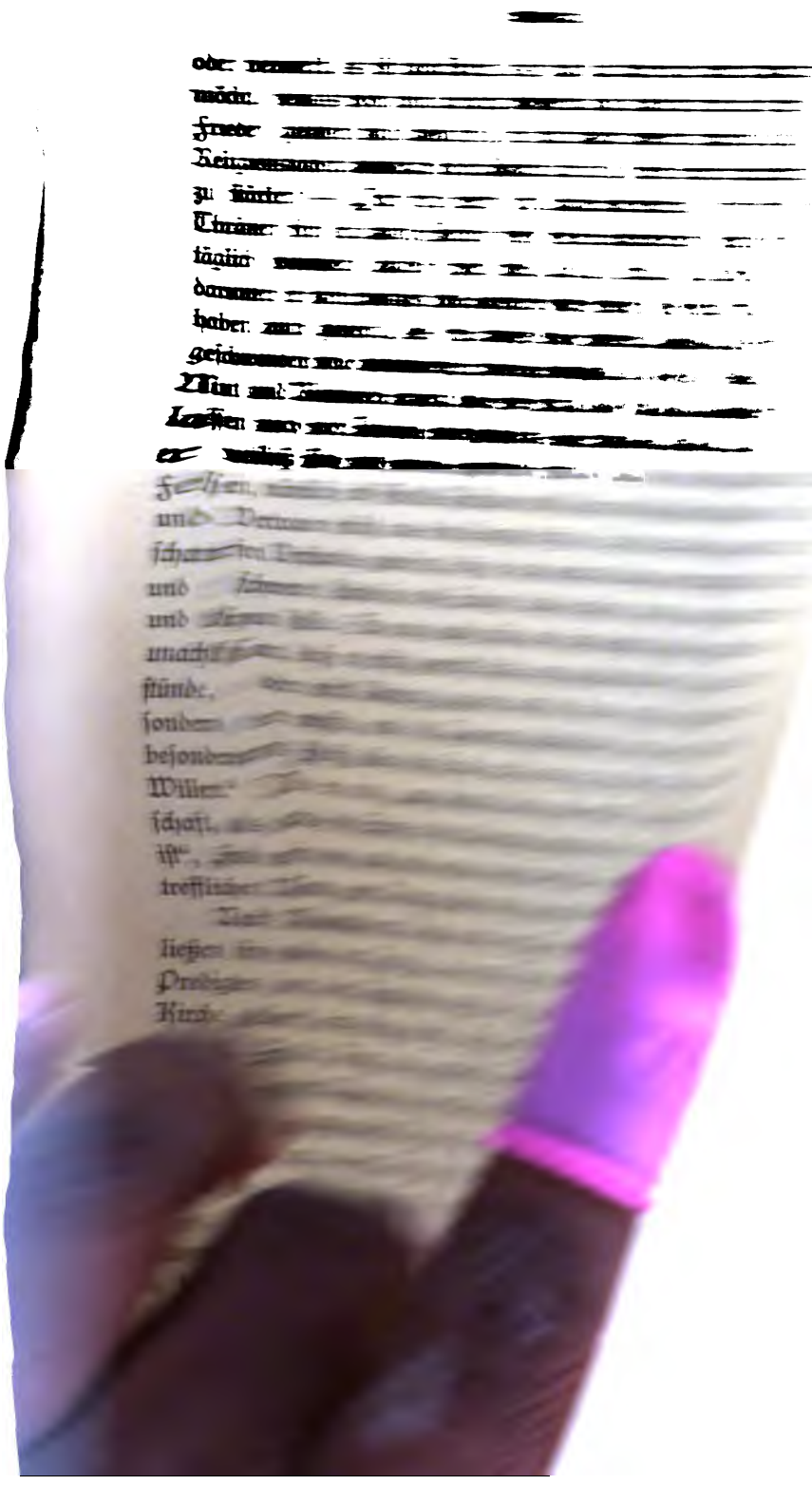
Nach Melanchthons Rede hoben einige Magister den Sarg auf und ließen ihn neben der Kanzel, „da er am Leben manche gewaltige christliche Predigten vor den Kurfürsten und Fürsten zu Sachsen und der ganzen Kirche gethan", ins Grab hinab. Eine schlichte Erzplatte bezeichnet noch heute die Stelle. Dort haben ungezählte Tausende im Laufe der Jahrhunderte in ernster Andacht und inniger Dankbarkeit gestanden.

Die ganze evangelische Welt trauerte um den herben Verlust. Der ganzen Kirche hatte dieser Mann gedient und gehört. Aber es sei nicht vergessen des tiefen stillen Schmerzes der edlen Frau, der er der Gatte gewesen! Die Bekümmernis ihrer Seele atmet der Brief, den sie wenige Wochen nach Luthers Tode an ihre Schwägerin geschrieben hat: „Daß ihr ein herzlich Mitleiden mit mir und meinen Kindern tragt, glaub ich leicht-

lich. Denn wer wollte nicht billig betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Land, sondern der ganzen Welt viel gedient hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und zu Mut ist. Ich kann weder essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätte ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollt mir so leid nimmer geschehen sein, so ich's verloren hätte, als nun unser lieber Herrgott mir, und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt, diesen lieben und teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenk, so kann ich vor Leid und Weinen — das Gott wohl weiß — weder reden noch schreiben." Durch viel Jammer und Trübsal ist Luthers Witwe mit ihren Kindern geführt worden. Am 20. Dezember 1552 starb sie zu Torgau. In der Stadtkirche daselbst hat sie ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Luthers Wahlspruch lautete: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen" (Ps. 118, 17). Nach seinem Tode schrieb Friedrich Mykonius an den Kurfürsten von Sachsen: „Dieser Doktor Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, sondern wird nun allererst recht leben." Luthers Wahlspruch war eine Weissagung. Die Weissagung ist Wirklichkeit, des Mykonius Rede ist Wahrheit geworden. Luther lebt in seinem Werke. Niemals kann die evangelische Welt seiner vergessen, und, wo nicht der Haß gegen das Evangelium mit Blindheit schlug, weckt der Name Luthers immer neue Begeisterung.

Als man im Jahre 1883 die 400. Wiederkehr des Geburtstags Luthers feierlich beging, ließ der erste evangelische Kaiser, den die Weltgeschichte gesehen — und daß es ein evangelisches deutsches Kaisertum giebt, ist unbestritten das Werk unseres Reformators — an die Festversammlung zu Wittenberg durch seines erlauchten Sohnes Mund die Worte richten: „Ich würdige vollauf den reichen Segen, welcher für unsere teure evangelische Kirche davon ausgehen kann, daß ihre Glieder aller Orten an das große Erbe und die edlen Güter erinnert werden, welche Gott der Herr durch die Reformation uns beschert hat." Kronprinz Friedrich Wilhelm aber sprach den Wunsch aus: „Möge diese Luthers Gedächtnis gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Mute und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse befestigen, alle Zeiten einzutreten für unser evangelisches Bekenntnis und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir



s Prote=
, ſondern
Erkenntnis

: Chriſtum
urch ſeinen
en, Toben,
rigen Pfeile
ein Chriſtus=
iſtophorus zu
das Gedächt=
es an ſeinem
lauben und die

lich. Denn wer wollte nicht billig betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Land, sondern der ganzen Welt viel gedient hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und zu Mut ist. Ich kann weder essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätte ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollt mir so leid nimmer geschehen sein, so ich's verloren hätte, als nun unser lieber Herrgott mir, und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt, diesen lieben und teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenk, so kann ich vor Leid und Weinen — das Gott wohl weiß — weder reden noch schreiben." Durch viel Jammer und Trübsal ist Luthers Witwe mit ihren Kindern geführt worden. Am 20. Dezember 1552 starb sie zu Torgau. In der Stadtkirche daselbst hat sie ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Luthers Wahlspruch lautete: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen" (Ps. 118, 17). Nach seinem Tode schrieb Friedrich Mykonius an den Kurfürsten von Sachsen: „Dieser Doktor Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, sondern wird nun allererst recht leben." Luthers Wahlspruch war eine Weisſagung. Die Weisſagung ist Wirklichkeit, des Mykonius Rede ist Wahrheit geworden. Luther lebt in seinem Werke. Niemals kann die evangelische Welt seiner vergessen, und, wo nicht der Haß gegen das Evangelium mit Blindheit schlug, weckt der Name Luthers immer neue Begeisterung.

Als man im Jahre 1883 die 400. Wiederkehr des Geburtstags Luthers feierlich beging, ließ der erste evangelische Kaiser, den die Weltgeschichte gesehen — und daß es ein evangelisches deutsches Kaisertum giebt, ist unbestritten das Werk unseres Reformators — an die Festversammlung zu Wittenberg durch seines erlauchten Sohnes Mund die Worte richten: „Ich würdige vollauf den reichen Segen, welcher für unsere teure evangelische Kirche davon ausgehen kann, daß ihre Glieder aller Orten an das große Erbe und die edlen Güter erinnert werden, welche Gott der Herr durch die Reformation uns beschert hat." Kronprinz Friedrich Wilhelm aber sprach den Wunsch aus: „Möge diese Luthers Gedächtnis gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Mute und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse befestigen, alle Zeiten einzutreten für unser evangelisches Bekenntnis und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir

ſtets deſſen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Weſen des Proteſtantismus nicht im Buchſtaben beruht und nicht in ſtarrer Form, ſondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis chriſtlicher Wahrheit!“

Mit einem Chriſtophorus hat ſich Luther verglichen. Er hat Chriſtum und ſein Wort hindurchgetragen, in wunderbarer Weiſe ſelbſt durch ſeinen Heiland und ſein Evangelium geſtützt, durch „das große Drohen, Toben, Wüten und die Tyrannei der Welt, dazu die große Liſt und feurigen Pfeile des Teufels“. Jeder evangeliſche Chriſt ſoll ein Chriſtophorus, ein Chriſtusträger und doch ſelbſt von Chriſtus getragen, ſein! Ein Chriſtophorus zu ſein iſt unſeres deutſchen Volkes gottgewollte Aufgabe! Möge das Gedächtnis Luthers uns allezeit daran erinnern. Wir werden, jedes an ſeinem Teile, dieſe Aufgabe erfüllen, wenn wir uns wahren den Glauben und die Liebe, das Gewiſſen und den Mut unſeres

D. Martin Luther.

Heinrich, Herz. v. Sachsen 454. 478.
—, Herz. v. Schwerin 456.
—, Herz. v. Braunschweig-Wolfenbüttel 457 ff. 499.
— VIII. von England 180. 298. 393.
Heinz, Simon 79.
Hieronymus 38.
Hieronymus v. Prag 175. 192.
Hilten, Joh. 37.
Honterus, Joh. 462.
Hoogstraten 141.
Horaz 40.
Huß, Joh. 155. 175. 192.
Hutten, Ulrich v. 16. 166. 183. 192. 199. 211. 219 f. 223. 233. 253.

Innocenz VIII. 10.
Institor, Heinrich 10.
Ivo, der heil. 38. 43.

Jäger, Joh. 165.
Jesel, Jude 490.
Joachim I., Kurf. v. Brandenburg 90.
— II., Kurf. v. Brandenburg 455 f. 469. 470.
Johann, Herzog, später Kurf. v. Sachsen 157. 190. 221. 232. 296. 348. 354. 389 ff. 399. 408. 424 ff.
Johann Ernst, Herz. v. Sachsen 356.
Johann Friedrich, Herzog, später Kurfürst v. Sachsen 209. 296. 380. 408. 437. 460. 470. 476 ff. 480. 493. 497 ff. 505 ff.
Jonas, Jodocus 355.
—, Justus 228. 230. 244. 254. 321. 326. 346. 353. 354. 356 f. 362. 367. 374. 381 ff. 401. 403 f. 413. 450. 467. 477. 482. 499. 501 ff. 513.
Jöppel, Joh. 378.
Julius II. 166.
Juvenal 40.

Kajetan 118. 122 ff. 138. 150. 180.
Karl d. Große 487.
— V. 169. 180. 183. 184. 190. 197 ff. 389 ff. 403 ff. 424. 461. 466.
Karlstadt, Andr. 82. 113. 139 ff. 247 ff. 287 ff. 300. 306. 323.
Kasimir, Markgraf v. Brandenburg-Ansbach 450.
Kaufmann, Cyriakus 383. 513.
—, Else 362.
—, Georg 513.
—, Lene 362.
Keiser, Leonh. 280.
Kegel, N. 372.
Kochläus, Joh. 243. 394. 415.
Koppe, Leonhard 343 f.
Krafft, Adam 390.
Kranach, Luk. 6. 60. 205. 220. 242. 345 f. 353. 395.
Krappe, Bürgermeister in Wittenberg 350.
Krodel, Marx 359. 386.
Kronberg, Hartmut v. 391.
Kunat, Thomas 362.
Kunheim, Georg 359.

Lange, Joh. 41. 64. 74. 80. 110. 375.
Langemantel, Christoph 122. 127.
Lasphe, Joh. v. 54.
Latomus, Jak. 233.
Lauterbach, Ant. 373. 375.
Leiffer, Georg 81.
Leo X. 90. 111. 115. 125. 132. 140. 154. 185.
Lindemann, Kaspar 356.
Link, Wenz. 82. 121. 126. 183. 375. 379.
Livius 40.
Lombardus, Petr. 62.
Löser, Hans v. 356 f. 379.
Lotter, Melchior 135. 233. 240. 242. 284.
Ludwig, Landgraf v. Thüringen 225.
—, König v. Ungarn 390.
Lufft, Hans 323.
Luther, Conrad 34.
—, Hans (der Vater) 20 ff. 30. 33. 42. 44 f. 48 f. 54. 162. 346. 383. 418.
—, Heine 20.
—, Heinz 20.
—, Jakob 30. 505. 513.
—, Käthe, geb. v. Bora 343 ff. 417 f. 468. 476. 498 ff. 513 ff.

Luther, Margarethe (die Mutter) 20. 23 ff. 346. 385.
—, Martin. Voreltern 18, Eltern 20 f., Geburt 20, Taufe 22, Eindrücke der Kindheit 22 ff., schätzt den Bergmannsstand hoch 23, predigt über das erste Gebot 25, besucht die Schule zu Mansfeld 26 f., die kirchlichen Eindrücke in Mansfeld 28 ff., auf der Schule in Magdeburg 30 ff., Krankheit in Magdeburg 33, in Eisenach 34 ff., nach Erfurt 37 ff., findet die erste Bibel 41, soll die Rechte studieren 42, Baccalaureus und Magister 42, tritt ins Kloster ein 43 ff., im Kloster 48 ff., Priesterweihe und Primiz 54, wird nach Wittenberg berufen 59 ff., Baccalaureus der Theologie 61, reist nach Rom 64, Aufenthalt in Rom 65 ff., erwirbt die Doktorwürde 70 f., beginnt die Bibel auszulegen 72, liest über den Psalter 72, giebt die „deutsche Theologie" heraus 74, hält den Mönchen eine Vorlesung über das Buch der Richter 77, übernimmt das Predigtamt in der Stadtkirche 79, predigt über die zehn Gebote 77, hält eine Reformation für nötig 69. 83, predigt gegen den Ablaß 89 ff., die 95 Thesen 94 ff., reist nach Heidelberg 109 ff., schreibt Resolutionen über die 95 Thesen 112, verteidigt sich gegen Eck 114, wird nach Rom citiert 117, reist nach Augsburg 121 f., vor Kajetan 123 ff., appelliert an den Papst 126 f., verläßt Augsburg 127, veröffentlicht die Augsburger Verhandlungen 129, appelliert an ein Konzil 130, verhandelt mit Miltitz 131, Vorlesungen 133 f., Predigten 135 f., Leipziger Disputation 139 ff., reist nach Wittenberg zurück 150, Streit mit den Jüterbogker Franziskanern 151, schreibt Resolutionen über seine Leipziger Thesen 152, Streit mit Emser 152 f., kommt mit Miltitz in Liebenwerda zusammen 154, Predigtthätigkeit 155 f., schriftstellerische Arbeiten 156 ff., reformatorische Hauptschriften 164 ff., Bannbulle 180 ff., wie Luther sie aufnahm 184, bespricht sich mit Miltitz in Lichtenberg 184, schreibt an den Papst 185 f., appelliert an ein Konzil 193, verbrennt die Bulle 194, rechtfertigt seine That 195, ist bereit vor dem Reichstag zu erscheinen 197, wie Aleander über ihn urteilt 198 ff., die Bannbulle gegen ihn wird erneuert 200, wird nach Worms geladen 202, Murner gegen Luther 204, reist nach Worms 209, kommt durch Leipzig 209, predigt in Erfurt 209, in Gotha und Eisenach 210, in Frankfurt 210, zieht in Worms ein 211, steht zum erstenmal vor dem Reichstag 213, Gebet 214 f., erscheint zum zweitenmal vor dem Reichstag 215 ff., verläßt Worms 220, wird auf die Wartburg gebracht 221, in die Acht erklärt 222, Vermutungen über sein Schicksal 224, wird von Dürer beklagt 224, Junker Jörg 225, Teufelsspuk 226, auf der Jagd 226, Arbeiten auf der Wartburg 230 ff., die Sprache seiner Bibelübersetzung 241, besucht insgeheim Wittenberg 245, kündigt dem Kurfürsten den Entschluß an die Wartburg zu verlassen 250, verläßt dieselbe 251, Begegnung mit den Schweizer Studenten in Jena 251 ff., schreibt von Borna aus an den Kurfürsten 254 ff., trifft wieder in Wittenberg ein 258, predigt die Schwarmgeister nieder 259 ff., reist nach Borna, Altenburg, Zwickau 261 f., nach Leisnig, Erfurt, Weimar 262, ordnet den evangelischen Gottesdienst 263 ff., seine Anschauung vom Gottesdienst 263 wünscht deutsche Kirchenlieder 267, führt die deutsche Messe in Wittenberg ein 268 ff., verfaßt eine Trauordnung 273, poetische Natur 275, Lieder 278 ff., erste Gesangbücher 283 f., Zusammenkunft mit Karlstadt in Jena 289, gegen die Bauern 292 f., hält Friedrich dem Weisen die Leichenpredigten 296, Verhältnis zu Staupitz 296, zu Erasmus 297 ff., zu Zwingli 299 f., regt die Visitation an 301, Luther und die Schule 305 ff., fordert einen Katechismus 315, hält Predigten über den Kate-

chismus 315 ff., Katechismustafeln 318, die beiden Katechismen 319 ff., vollendet die Bibelübersetzung 321 ff., verbessert dieselbe 326, seine Predigten 329 ff., über das evangelische Predigtamt 337, ordiniert evangelische Geistliche 338 ff., sorgt für die aus Nimbschen entwichenen Nonnen 344, schließt die Ehe 346, Hochzeitsgeschenke und Ringe 347, erhält das Kloster als Besitz 349, Urteil über seine Gattin 352, Freude an der Geburt des ersten Kindes 353, Erziehungsgrundsätze 354, Brief an Hänschen 354 f., Luthers Kinder 356 f., Luther unter seinen Kindern 357 f., Gastlichkeit seines Hauses 360 ff., Dienstboten 360 f., richtet Hochzeiten in seinem Hause aus 362 ff., sein Haus eine Zufluchtsstätte 365, Haushalt 367 ff., Freigebigkeit 368 ff., liebt einfache Speisen 372, wie es an seinem Tische zuging 373 f., Erholung in der Gartenfreude 375, bei Spielen 376, in der Musik 377 f., an der Drechselbank 379, auf der Jagd 379, Petschaft 380, in der Pestzeit 381, schwere Erkrankung 382, Krankheit und Tod des Vaters 383 f., Tod der Mutter 385, Erkrankung in Schmalkalden 385, bezeugt, daß er noch lebt 386, Krankheit und Tod Magdalenchens 386 ff., neuer Streit mit Herzog Georg infolge der Packschen Händel 391, gegen die Heiligenerhebung Bennos 392 f., hofft Heinrich VIII. von England und Herzog Georg für das Evangelium gewinnen zu können 393, Kochläus gegen Luther 394, über Religionskriege 396, in Marburg 401 f., bleibt während des Augsburger Reichstages auf der Coburg 404 ff., Urteil über die Augsburgische Konfession 408, tröstet Melanchthon 410 ff., spricht dem Kanzler Brück Mut zu 414 f., preist den Augsburger Reichstag 416, körperliches Befinden 417 f., vom „Reichstag der Vögel" 419, Predigten und schriftstellerische Arbeiten auf der Coburg 421 f., Heimkehr nach Wittenberg 423, weitere Schriften 424 ff., hält dem Kurfürsten die Leichenrede 426 f., Stellung zur Einigung der Evangelischen 429 f., die böhmischen Brüder 433, Zusammenkunft mit Vergerius 434 ff., Schmalkaldische Artikel 437 ff., in Schmalkalden 444, weiterer Kampf gegen Rom 445 ff., Luther und der Deutschorden 448 f., Anteil an der Einführung der Reformation in Hessen 450, Anhalt-Köthen 450 f., Pommern 451, Herzogtum Sachsen 453 f., Kurfürstentum Brandenburg 454 ff., Braunschweig-Calenberg 456, gegen Heinz v. Wolfenbüttel 457 ff., Verhältnis zu Christian III. v. Dänemark 461 f., zu Ungarn, Siebenbürgen, Venedig 462, über die Vergleichsverhandlungen 466 f., betet Melanchthon aus dem Tode 467 f., hält fest an der Rechtfertigung aus den Glauben 469, über das Wormser Religionsgespräch 471, gegenüber dem Ehehandel Philipps von Hessen 472 f., trauert über den Mangel an heiligem Leben und an Liebe 474 ff., will Wittenberg auf immer verlassen 476, in Merseburg, Halle und Leipzig 477 f., Urteil über die Wurzener Fehde 478 f., Schriften aus den letzten Lebensjahren 480 ff., wie er über die Sammlung seiner Schriften dachte 493, verlangt, daß man über seinen Schriften die Bibel nicht vernachlässige 495, stellt Regeln für einen rechten Theologen auf 496, letzte Geburtstagsfeier 498, Reisen nach Mansfeld 499, Befinden und Todesahnungen 500, Abschied von Wittenberg 501, Aufenthalt in Halle 501, Ankunft in Eisleben 502, letzte schriftstellerische Arbeit 503, Predigten in Eisleben 504, die Vergleichsverhandlungen mit den Grafen von Mansfeld 504 f., wie Luther die besorgte Gattin tröstet 506, Erkrankung 507, Heimgang 508 ff., Bilder des Vollendeten 510, Trauer in Wittenberg 510, die Leiche wird nach Wittenberg gebracht, in Halle 512, in Bitterfeld und Kemberg 513, Ankunft in Wittenberg 513, Bugenhagens und Melanchthons Trauerreden 514 f., Beisetzung

515, Käthes Trauer 515 f., Mykonius über Luther 516, die Jubelfeier 1883 516, Luthers Nachfolge 517.
Luthers Kinder:
Elisabeth 355 f. 365.
Hans 353 ff. 359. 383. 386. 419. 505. 513.
Magdalene 356. 358. 386 ff. 417 f.
Margarethe 357. 359. 501.
Martin 356. 358 f. 505. 513.
Paul 356. 359. 505. 513.
—, Martin (Neffe) 364.
—, Martin Gottlob (letzter männliche Nachkomme) 364.

Magnus, Bischof v. Schwerin 456.
Major, Georg 498.
Mansfeld, Grafen v. 30. 499.
—, Albrecht 127. 161. 236. 499 ff. 505 ff.
—, Ernst 161.
—, Gebhard 161. 505.
—, Günther 33. 161.
—, Hans 513.
—, Hoyer 161. 513.
Mark, Robert de la 203. 210.
Martinus, d. heil. 23.
Mascov, Georg 69.
Matheſius, Joh. 15. 23. 42. 70. 321. 326. 329. 373.
Mauritius, d. heil. 8.
Maximilian I. 13. 118 f. 132. 241.
Mecheln, Joh. v. 64. 68.
Melanchthon, Philipp 73. 133 f. 138. 143 ff. 168. 184. 194. 228. 241. 248. 252. 254. 259. 303. 305. 313. 321. 323. 326. 337. 346. 351. 357. 362. 367. 373 f. 384. 387. 400 ff. 403 ff. 417. 426. 428 f. 440. 442 f. 450. 453. 456. 467 ff. 472. 477. 483. 493. 498 ff. 505. 513 f.
—, Philipp, deſſen Sohn 355.
Menius, Juſtus 401. 430.
Metzſch, Hans 303. 381. 493.
—, Joſ. Lev. 497.
Miltitz, Karl v. 120. 130. 150. 154. 163. 183 f.
Mochau, Margarethe v. 365.
Molitor, Ulrich 10.
Moritz, Herz. v. Sachſen 460. 478.
Moßhauer, Paul 31.
Müller, Kaſpar 353. 372.
Mülpfort, Herm. 261.
Münſter, Sebald 365. 467.
Münſterberg, Urſula v. 365. 394.
Münzer, Thomas 151. 247 f. 287 ff.
Murner, Thom. 204.
Muskulus, Wolfg. 430.
Mykonius, Friedr. 385. 401. 430. 516.

Nopus, Hieron. 494.
N., Heinrich (Luthers Barbier) 435.
—, Johannes 338.
—, Johannes, Luthers Schweinehirt 371.
—, Matthias 377.

Okkam 55.
Ökolampadius, Joh. 300. 401.
Ömler, Nikol. 26.
Oſiander, Andr. 401.
Otfried, Mönch 240.
Ovid 40.

Pack, Otto von 391 ff.
Paltz, Joh. 84. 95.
Paul III. 434. 437. 482.
Pauli, Bened. 303.
Peterſon, Olaus 462.
Peutinger, Konr. 122. 126.
Pezenſteiner, Joh. 209. 221.
Pfefferkorn, Joh. 82.
Pfeffinger, Joh. 119.
Philipp, Landgraf v. Heſſen 295. 389. 391. 399 ff. 408. 428 ff. 453. 460. 467. 472 ff. 479. 488.
Philipp, Herz. v. Pommern 451.
Pirkheimer, Wilib. 142. 184.
Piſtoris, Simon 145.
Plautus 40. 52.
Polenz, Georg v. 449.
Poliander, Joh. 150. 449.
Pollich, Martin 59 f.
Polner, Hans 364.

Prierias 116 f. 163. 169. 180.
Proles, Andr. 31.
Propst, Jak. 357. 367.

Queiß, Erhard v. 449.

Ranke, Leop. v. 307.
Ratzeberger, Matth. 33. 375. 378. 477. 498. 500.
Reichenbach, Philipp 345.
Reinicke, Hans 30. 418.
—, Peter 30.
Reisch, Lic. 163.
Reuchlin, Joh. 40. 82. 111. 141. 168. 321.
Rhau, Georg 144 f. 150.
Rischmann, Joh. 368.
Rörer, Georg 318. 322. 326. 329 f. 337. 353. 365. 373. 401. 494 f.
Roth, Stephan 238. 318. 329. 354. 497.
Rozdalowsky, Wenz. 155.
Rubianus, Crotus 165. 169.
Rudtfeld (Luthers Famulus) 501.
Rühl, Joh. 295. 353.

Saal, Margarethe v. 472.
Sachs, Hans 275 f.
Sala, Hanna v. 365.
Schaumburg, Silv. v. 166.
Scheurl, Christoph 82.
Schirlentz, Nickel 319.
Schlaginhaufen, Joh. 373.
Schleinitz, Joh. v. 162.
Schnepf, Erhard 110.
Schönfeld, Margarethe 344.
Schurf, Augustin 252. 254. 426.
—, Hieron. 82. 213. 252. 365. 513.
Schwarzburg, Graf Heinrich v. 504.
Scultetus, Hier. 69. 96. 111. 151.
Senfel, Ludw. 376.
Serralonga, Urban v. 123.
Severus, Wolf 373.
Sickingen, Franz v. 166. 168. 211. 220. 223.
Sieberger, Wolfg. 360 ff. 371. 379. 505.
Sigmund, Erzherz. v. Österreich 10.
Soliman, Sultan 390.
Spalatin, Georg 41. 76. 82. 127. 130. 142. 156. 167 f. 183 f. 197. 205. 219. 233. 241. 245. 248. 279. 296. 303. 323. 344 f. 353. 360. 385. 390. 410. 440 ff. 494. 497.
Spengler, Laz. 184. 312. 380. 420.
Spenlein 81.
Speratus, Paul 449.
Spiegel, Erasm. 513.
Stadion, Christoph v. 410.
Staupitz, Joh. v. 48 f. 51. 57 ff. 62. 64. 68 ff. 110 ff. 124. 126. 135. 183. 192. 296 f. 345.
—, Magdalena v. 344.
Stiefel, Mich. 365.
Stöckel, Wolfg. 147.
Storch, Niklas 247.
Storm, Kaspar 209.
Straßen, Mich. v. d. 254. 303.
Strauß, Anna 362. 364.
—, Jakob 291.
Sturm, Jak. 401.
Sturz, Georg 385.
Swaven, Peter 209.

Taubenheim, Hans v. 304.
—, Dietrich v. 513.
Tauler, Joh. 15. 74 ff.
Tausen, Hans 461.
Terenz 40.
Tetzel, Joh. 89. 91 ff. 114 f. 130 f. 147.
Thann, Eberhard v. d. 401.
Thomä, Marks 248.
Thür, Joh. 292.
Thurzo, Joh. v. 165.
Trebonius, Joh. 35.
Trutvetter, Jod. 40 f. 70. 110.
Tudeschis, Nicol. de 124.

Ulfilas 240.
Ulrich, Herz. v. Württemberg 401.
Ursel, Jungfer 68.

Valla, Laur. 167.
Venetus, Gabr. 116. 154.
Vergerius, Paul 434 ff.
Virgil 40. 52. 507.

Voes, Heinr. 277.
Vogelweide, Walther v. d. 274.

Wagner, Hans 245 f.
Waldeck, Franz v. 457.
Walther, Joh. 285. 377.
Wasa, Gustav, K. v. Schweden 462.
Wick, Joh. v. d. 169.
Wiclef 161.
Wied, Hermann v. 456 f. 493.
Wildeck, Jak. 354.
Wildenauer, Joh. 184. 192.
Wilhelm, Herz. v. Bayern 410.
— I., Kaiser v. Deutschland 498. 516.
Wimpina, Konrad 108.
Winand 53.
Wolfgang, Pfalzgraf 110.

Zeschau, Margarethe 344.
Ziegler, Bernh. 321.
Zütphen, Heinr. v. 280.
Zwilling, Gabr. 244. 249.
Zwingli, Ulrich 289 f. 299 f. 323. 398. 400. 408. 428.

Ortsregister.

Aachen 10. 190.
Allstädt 268. 287. 288.
Altenburg 130. 132. 261. 386. 404. 423.
Altötting 8.
Annaberg 369.
Ansbach 321.
Augsburg 68. 90. 117. 120 ff. 136. 138. 139. 151. 243. 311. 401. 403. 405 ff. 427. 430 f.

Bamberg 391.
Basel 11. 136. 243. 252. 268. 269. 431.
Belzig 303.
Berka 221.
Berlin 455.
Bern 431.
Biel 431.
Bitterfeld 303. 512 f.
Bologna 65. 165. 403.
Borna 254. 261. 343.
Borsdorf 375.
Brandenburg 183.
Braunschweig 316. 347.
Brehna 513.
Bremen 357. 367.
Breslau 284.
Brüssel 277.

Coblenz 132.
Coburg 41. 311. 354. 384. 388. 404 ff.
Colditz 362.
Constanz 11. 192. 201 f. 399.
Corvey 108.
Cremona 65.

Döbeln 190.
Dresden 59. 72. 77. 161. 163. 394 f. 454.
Düben 513.

Eisenach 23. 34 ff. 161. 210. 221. 224. 314. 401. 430.
Eisleben 21. 161. 183. 226. 291 f. 501 ff. 513.
Enkhuizen 65.
Erfurt 23. 37 ff. 43 ff. 48 ff. 62. 77. 81. 110. 136. 139. 150. 161. 165. 189. 209. 246. 262. 283. 375. 385 f. 403.

Florenz 65. 436.
Frankfurt 154. 210. 220. 466.
Freiberg 190. 394.
Friedberg 220. 223.
Frohburg 362.
Füßen 65.

St. Gallen 251. 399. 431.
Georgenberg 460.
Goslar 460.
Gotha 77. 210. 338. 385 f.
Gräfenthal 127.
Greifswald 347.
Grimma 343. 386.

Hagenau 466 ff.
Halle 8. 233. 477. 482. 499. 501. 510. 512 f.

Hamburg 318. 329.
Heidelberg 108. 114. 121. 329. 445.
Heilbronn 399.
Herrnhut 435.
Hersfeld 221.
Herzberg 77. 268. 303.
Himmelspforte 32.
Hohenschwangau 65.

Ingolstadt 114.
Innsbruck 68.
Isny 399.

Jena 251. 289. 372. 381. 403. 494 f. 504.
Joachimsthal 369.
Jüterbogk 96. 151.

Kappel 428.
Kassel 429.
Kemberg 513.
Kempten 399.
Kieritzsch 371.
Köln 68. 82. 190 f. 456. 493. 498.
Königsberg 155. 268.
Kopenhagen 329. 461.

Langensalza 77.
Leipzig 59. 127. 130. 135 f. 139 ff. 163. 184. 189 f. 192. 209. 224. 243. 245 f. 343. 356. 359. 451. 453 f. 477.
Leisnig 262. 264. 268. 305.
Leitmeritz 161.
Leitzkau 69. 80.
Lichtenberg 184.
Liebenwerda 154.
Lindau 399.
Lippendorf 343.
Lochau 296.
Lommatzsch 362.
Loreto 8. 68.
Löwen 191. 233. 503.
Lübeck 423. 461.

Madrid 389.
Magdeburg 31. 77. 161.
Mailand 65.
Mainz 191. 391. 482.
Mansfeld 22. 26 ff. 44. 93. 161. 346. 353. 362. 372. 499. 513.
Mantua 353. 436 f.
Marburg 400 ff.
Meißen 183. 392.
Memmingen 81. 399.
Merseburg 183. 190. 340. 477.
Möhra 19 ff. 221.
Mohacz 390.
Monheim 127.
Mühlhausen 288. 293.
Mülhausen 431.
München 68. 136. 360.
Münster 457.
Mylau 497.

Narni 68.
Neustadt a/O. 77.
Niklashausen 15.
Nimbschen 343. 344. 357.
Nordhausen 77.
Nördlingen 268. 399.
Nürnberg 16. 82. 121. 127. 136. 243. 268. 284. 313. 329. 346. 372. 375. 379. 380. 399. 401. 404. 408. 419 f. 426. 434. 448. 502.

Odense 461.
Orlamünde 287. 346.
Ottobeuren 65.

Padua 68. 436.
Palermo 124.
Paris 150. 233.
Pavia 389.
Pesaro 68.
Pforzheim 268.
Pirna 163. 375.
Pisa 11.
Prag 39. 155. 161. 175.

Regensburg 469.
Reutlingen 268. 399. 408. 430.
Rimini 68.
Rom 6. 64 ff. 88. 390. 405.
Roßheim 490.
Roßwein 221.

Salzburg 68. 131. 192. 296. 391.
Salzungen 19.
Sangerhausen 77.
Schärding 280.
Schaffhausen 431.
Schmalkalden 385 f. 426. 431. 437. 442 ff. 466.
Schneeberg 367.
Schwäbisch-Hall 407.
Schweinitz 303.
Schwerin 456.
Siena 65.
Soest 457.
Speyer 389. 396. 400. 466.
Spoleto 68.
Stockholm 461 f.
Stolpen 162.
Stotternheim 45.
Straßburg 136. 243. 289. 399. 401. 430. 431.

Tambach 385.
Tolentino 68.
Torgau 190. 343 f. 386. 423. 516.
Trient 68. 483. 490.
Trier 131. 132. 154.

Ulm 243. 399.

Venedig 68. 80. 462.
Verona 68.

Waltershausen 36. 221.
Weimar 121. 262. 288. 359. 386. 404. 467.
Weißenburg 399.
Wemding 127.
Wernigerode 32.
Wesel 39.
Westeräs 462.
Wien 396.
Winsheim 42. 399.
Wilsnack 8.
Wolfenbüttel 72. 460.
Worms 155. 202 ff. 256. 390. 395. 407. 424. 464. 469.
Würzburg 110. 120. 391.
Wurzen 478.

Zeitz 476.
Zerbst 96. 329.
Ziesar 69.
Zülsdorf 371. 476.
Zürich 136. 243. 431.
Zwickau 93. 129. 183. 192. 247. 258. 261. 284 ff. 318. 329. 354. 497.

Verzeichnis der berührten Schriften Luthers.

1512

Rede für den Propst zu Leitzkau S. 69.

1513—1516

Vorlesungen über den Psalter S. 72 f.

1516

Predigten über die zehn Gebote S. 25. 79.
Vorrede zu der ersten Ausgabe der deutschen Theologie S. 74.

1517

95 Thesen S. 98 ff.
Sermon von Ablaß und Gnade S. 106.
Auslegung deutsch des Vaterunsers für die Laien S. 80. 136.

1518

Resolutionen über die 95 Thesen S. 111.
Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade S. 114.
An Silvester Prierias S. 117.
Appellation an den Papst S. 126.
Acta Augustana S. 129.

1519

Unterricht auf etliche Artikel S. 132.
Auslegung der ersten fünf Psalmen S. 133.
Kurze Unterweisung, wie man beichten soll S. 136.
Sermon vom ehelichen Stand S. 136.
Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi S. 136.
Sermon von dem Gebet und der Prozession in der Kreuzwoche S. 138.
Thesen gegen Eck S. 139.
Predigt in Leipzig S. 146.
Verteidigungsschrift gegen Eck S. 151.
Resolutionen über die Leipziger Thesen S. 152.
Sermon vom Wucher S. 156.
Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des Leichnams Christi S. 160.

1520

Vom Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig S. 153.
Tessaradekas S. 157.
Sermon von guten Werken S. 157.
Kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens u. s. w. S. 160.
Antwort auf die Zettel, so unter des Offizials zu Stolpen Siegel u. s. w. S. 162.
Epitome S. 164.
An den christlichen Adel deutscher Nation S. 169.

Sermon vom Neuen Teſtament S. 178.
Von der babyloniſchen Gefangenſchaft S. 178.
Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen S. 186.
Wider die Bulle des Endchriſts S. 193.
Appellation oder Berufung an ein Konzil S. 193.

1521

Urteil von den geiſtlichen und Kloſtergelübden S. 45.
Warum des Papſts und ſeiner Jünger Bücher verbrannt ſind S. 195.
Grund und Urſach aller Artikel u. ſ. w. S. 195.
Unterricht der Beichtkinder S. 203.
Offenbarung des Endchriſts S. 204.
Paſſional Chriſti und Antichriſti S. 205.
Deutſche Auslegung des 68. Pſalm S. 231.
Deutſche Auslegung des 22. Pſalm S. 231.
Troſtſchrift an die Chriſten zu Wittenberg S. 231.
Von der Beichte, ob die der Papſt Macht habe u. ſ. w. S. 232.
Auslegung des Ev. von den zehn Ausſätzigen S. 232.
Bulla von dem Abendfreſſen u. ſ. w. S. 233.
Anfang der deutſchen Poſtille S. 236.

1522

Wider den falſch genannten geiſtlichen Stand S. 262.
Von Menſchenlehre zu meiden S. 262.
Überſetzung des Neuen Teſtaments S. 242.
Acht Sermone zu Wittenberg S. 259.

1523

Ordnung eines gemeinen Kaſtens S. 264.
Von Ordnung des Gottesdienſtes S. 264.
Daß eine chriſtliche Verſammlung Macht habe u. ſ. w. S. 264.
Taufbüchlein S. 273.
Sendbrief an die Chriſten in Holland und Brabant S. 277.
Weiſe chriſtliche Meſſe zu halten S. 267.
Urſach und Antwort, daß Jungfrauen u. ſ. w. S. 345.
An die Herren deutſchen Ordens S. 448.

1524

Etlich Chriſtlich Lieder u. ſ. w. S. 283.
Brief an die Fürſten zu Sachſen vom aufrühreriſchen Geiſt S. 288.
Von Kaufshandlung und Wucher S. 291.
An die Ratherrn aller Städte u. ſ. w. S. 306.
Wider den neuen Abgott zu Meißen S. 392.

1525

Wider die himmliſchen Propheten S. 289.
Ermahnung zum Frieden S. 292.
Wider die mörderiſchen Bauern S. 293.
Ein ſchrecklich Geſchicht u. ſ. w. S. 295.
Vom geknechteten Willen S. 298.

1526

Deutſche Meſſe S. 272.
Neue Bearbeitung des Taufbüchleins S. 273.
Enchiridion geiſtlicher Geſänge S. 285.
Sermon von dem Sakrament des Leibes u. ſ. w. S. 300.
Ob Kriegsleute auch in ſeligem Stande ſein können S. 395.

1527

Zur Geſchichte Leonhard Keiſers S. 280.
Sommerteil der Kirchenpoſtille S. 330.

1528

Vorrede zum Viſitatorenunterricht S. 303.

1529

Katechismen S. 319.
Von heimlichen und geſtohlenen Briefen S. 394.
Vom Kriege wider die Türken S. 396.
Marburger Artikel S. 402.
Schwabacher Artikel S. 403.

1530

Predigt, daß man Kinder zur Schule halten ſolle S. 311.

Vermahnung an die Geistlichen versammelt zu Augsburg S. 405.
Sendbrief vom Dolmetschen S. 323. 421.
Widerruf vom Fegefeuer S. 421.
Von den Schlüsseln S. 421.
Vermahnung zum Sakrament S. 421.

1531

Glosse auf das vermeint kaiserliche Edikt S. 424.
Warnung an seine lieben Deutschen S. 425.

1532

Hauspostille (bis 1534) S. 330.

1533

Vorrede zum Bekenntnis der böhmischen Brüder S. 433.
Trostbrief an die Christen aus Leipzig verjagt S. 453.
Vorrede zum Catalogus seiner Schriften S. 493.

1534

Vollendung der Bibelübersetzung S. 323.

1537

Schmalkaldische Artikel S. 437.

1538

Vorrede zu der lateinischen Bekenntnisschrift der böhmischen Brüder S. 433.

1539

Von den Konzilien und Kirchen S. 445.
Erster Band der Gesamtausgabe S. 495.

1541

Wider Hans Worst S. 457.
Vermahnung zum Gebet wider die Türken S. 480.

1542

Neue Zeitung vom Rhein S. 482.
Von den Juden und ihren Lügen S. 491.
Vom Schem Hamphoras S. 491.

1543

Von den letzten Worten Davids S. 491.

1544

Kurz Bekenntnis vom h. Sakrament S. 493.

1545

Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet S. 483.
Welsche Lügenschrift von Luthers Tod S. 488.